FONDO PROVINCIA

4

NAZIONALE
B. Prov.
VII
109
BIBLIOTECA
VITT. EM. III
NAPOLI

25-A-21

BIBLIOTECA PROVINCIALE
Armadio
Palchetto
Num.° d' ordine 40
23204

25-A-24

131
4
22-27

B Pri
VII
109·11

Die Kunst

im

Zusammenhang der Culturentwickelung

und

die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Erster Band.

Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum.

Zweite vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Die Anfänge der Cultur

und

das orientalische Alterthum

in

Religion, Dichtung und Kunst.

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.

Von

Moriz Carriere.

Zweite vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Als ich mich entſchloß mit dieſem Buch einen erſten Wurf zu wagen, da war ich mir wohlbewußt wie viel im Beſondern immer mangelhaft bleibt, wenn man es verſucht die Geſammtentwickelung der Menſchheit darzuſtellen; aber das ſtand mir nicht minder feſt daß wir das Weſen und Bedeutung der Völker, die Eigenthümlichkeit der Künſtler und ihrer Schöpfungen nur dann recht erkennen und würdigen, wenn wir ſie im Zuſammenhang der allgemeinen Culturgeſchichte betrachten. Sophokles und Shakeſpeare, Phidias und Michel Angelo, Dürer und Raſael, der griechiſche Tempel und der gothiſche Dom, Händel und Beethoven, Ilias, Nibelungenlied und Mahabharata treten uns in ihrer Eigenthümlichkeit viel lebendiger entgegen, wenn wir ſogleich die Unterſchiede im Geſicht haben die ſie voneinander abheben; was blos zeitlichen und örtlichen Werth hat und was von Weltgiltigkeit iſt, und wie in aller Mannichfaltigkeit doch gemeinſame Bildungsgeſetze walten das kann uns nur klar werden, wenn wir die einzelnen Erſcheinungen im Lichte des Ganzen anſchauen. Da galt es möglichſt viele Kunſtſchöpfungen ſelbſt zu ſehen, zu hören, zu leſen und zugleich gewiſſenhaft dem nachzuſpüren was die tüchtigſten Forſcher ein jeder auf ſeinem Gebiet ſichergeſtellt, es galt das eigene Urtheil an ſolchen Errungenſchaften zu prüfen, und bei aller Treue und Liebe für das Mannichfaltige doch ſtets auf die gegenſeitigen Beziehungen deſſelben und auf das Allgemeine und Einheitliche zu achten, das ſich in der Fülle entfaltet. Hatten frühere Philoſophen die Welt von ihren Gedanken aus conſtruirt, ſo hat ein

anderes Geſchlecht ſich in der Natur und Geſchichte dem Detail zugewandt, und faſt wird als ein Dilettant geringſchätzig angeſehen wer nicht alle Zeit und Kraft einer Specialität zuwendet, einem Abſchnitte der Phyſik oder Chemie, einer beſondern Thiergattung, dieſem oder jenem Fürſten, Gelehrten oder Künſtler, dieſem oder jenem Kriege. Gründlichkeit und Selbſtbeſchränkung ſind allerdings nothwendig, aber keineswegs iſt ſolche Einſeitigkeit das Alleinberechtigte, weil alles Einzelne nur als Glied eines Ganzen beſteht, weil den Weltzuſammenhang verſtehen zu lernen auch eine Aufgabe iſt des Schweißes der Edeln werth, und weil das im Einzelnen Gewonnene doch auch in zuſammenfaſſender Darſtellung der Bildung der Nation zu gute kommen ſoll. Das iſt das Ziel meiner Thätigkeit auf dem Gebiete des Schönen: neben dem Syſtem der Aeſthetik eine Geſchichte des menſchlichen Geiſtes vom Standpunkte derſelben, eine Darlegung wie in den Kunſtwerken die Menſchheit ſelbſt die Denkmale ihrer Entwickelung, ihrer Stimmungen und Ideen aufgeſtellt hat, eine Hindeutung darauf wie bei aller individuellen Freiheit doch allgemeine Geſetze in der Geſchichte walten, durch welche ihr Werden und Wachſen ein organiſches und das Weſen des Einzelnen ein Spiegel des Ganzen iſt.

Da noch vor der Vollendung des Werkes eine neue Auflage des erſten Bandes erforderlich geworden, darf ich ſchließen daß mein Streben einigen Anklang findet, wenn auch das Vorurtheil noch vielverbreitet iſt als ob eine philoſophiſche Durchdringung des Materials, eine künſtleriſche Zuſammenfügung der bereits gebrochenen und behauenen Steine zu einem nach neuem Plan entworfenen Bau eine oberflächliche Belletriſtenarbeit ſei, aus welcher der Fachmann nichts gewinnen könne. Bei der erneuten Durchſicht dieſes den Anfängen der Cultur und dem Orient gewidmeten Theiles kamen mir für die erſten Abſchnitte Max Müller's Vorleſungen und Abhandlungen über Sprache und Mythen zu ſtatten. In Bezug auf das Indiſche und Iraniſche betheiligten ſich meine verehrten Collegen Martin Haug und Wilhelm Chriſt in freundlicher Weiſe, indem ſie mir aus der Literatur des In- und

Auslandes Mittheilungen machten die das Vorliegende berichtigten oder vervollständigten, und namentlich hat der Erstere mir Ergebnisse von noch nicht veröffentlichten Forschungen zu Gebote gestellt, die seither Zweifelhaftes lösen, Dunkles aufhellen.

Erst von dem einmal fertigen Ganzen aus wird auch die erwünschte Harmonie der Theile erreichbar; erst von da aus wird auch die Beurtheilung möglich, ob für die einzelnen Zeitalter oder Völker das rechte Maß, die rechte Farbe der Schilderung gefunden ist. Als im zweiten Band der Abschnitt über Hellas erschienen war, da hörte ich vielfach daß ich zu sehr Licht in Licht male; aber es galt ja doch in den Griechen das classische Kunstvolk in seiner plastischen Klarheit zu zeichnen, und es war nicht so sehr mein Verdienst als die Natur der Sache daß hier sich alles in einfach großen einklangvollen Zügen darstellt; die Charakteristik des Mittelalters forderte eine andere Behandlung, und erst die Renaissance bot wieder in der italienischen Malerei Erscheinungen von jener Herrlichkeit der Vollendung, die auch einen schönheitsfreudigen Schimmer der Schilderung bedingt. Und dann möge man noch Eines im Auge behalten: es sind die Ideale der Menschheit, nicht ihre Irrthümer, Sünden und Schwächen, denen ich diese Arbeit widme; nicht was das Endliche für sich in seiner Selbstsucht, sondern was es in seinem Zusammenwirken mit dem Unendlichen als Organ desselben leistet das soll hier gezeigt werden.

München, im Gründungsmonat des Deutschen Reichs.

Moriz Carriere.

NAPOLI

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

In der Aesthetik habe ich eine Philosophie der Kunstgeschichte versprochen; sie ist mir wie von selbst unter den Händen zu einem mehr darstellenden als betrachtenden Buch geworden. Es genügt wol daß wir selber das kennen worüber wir philosophiren wollen; sobald wir jedoch die Gebildeten des Volks zur Theilnahme, zur Mitarbeit einladen, dann müssen auch diesen die Thatsachen kund sein, auf die wir unsere Schlüsse gründen, die wir erklären, deren Principien wir darlegen. Noch aber fehlt uns ein Geschichtswerk welches die sämmtlichen Künste in ihrem Zusammenhang untereinander und mit der Culturentwickelung behandelt, welches darthut wie unter verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten jetzt die eine und dann die andere Kunst die tonangebende ist, welches in dieser Aufeinanderfolge selbst ein Gesetz aufweist. Daß wir die Kunst vom Leben nicht lösen dürfen, vielmehr sie in Verbindung mit den religiösen Ideen und politischen Zuständen betrachten müssen, wenn wir ihre Werke recht verstehen und würdigen wollen, das ist bereits in das allgemeine Bewußtsein übergegangen. Ebenso haben für die bildende Kunst Kugler und Schnaase, für die Poesie Fortlage, Scherr, Rosenkranz den Weg gebahnt und ein Bild des Ganzen entworfen, wie dies Ambros jetzt für die Musik unternimmt; für besondere Zeiten, besondere Völker stehen manche vorzügliche Arbeiten in verdientem Ansehen. Vielfältig aber, und namentlich für den Orient, ist das Beste noch in einzelnen Abhandlungen gediegener Forscher niedergelegt und harrt der lichtbringenden Aufnahme in zusammenfassende Dar-

ſtellung. Es ſcheint mir nun an der Zeit einmal den Verſuch zu wagen ob es gelingen möchte die Summe deſſen zu ziehen was auf dem Gebiet der allgemeinen Kunſtgeſchichte für ausgemacht gelten kann, und eine anſchauliche Schilderung des Ganzen nach ſeinem Entwickelungsgang und innern Zuſammenhang zu geben. Wol werden viele behaupten das ſei ſelbſt für Griechenland oder Deutſchland noch zu früh, geſchweige für fremdere Nationen oder für die weltgeſchichtliche Darſtellung; allein es würde immer zu früh ſein, wenn erſt die Einzelforſchung fertig und zu Ende ſein ſollte, ehe man einmal Hand an die Zuſammenordnung legt, und dagegen wird gerade das Detailſtudium auf die noch beſtehenden Lücken und Unvollkommenheiten am beſten hingewieſen, wenn einmal die Errungenſchaft der Gegenwart zu einem vorläufigen Abſchluß kommt. Zugleich wird dadurch den Freunden des Schönen und dem heranwachſenden Geſchlechte die Kenntnißnahme erleichtert, der Antheil an unſerer Wiſſenſchaft immer weitern Kreiſen eröffnet. Das alles hat die Erfahrung für die Geſchichte der bildenden Künſte oder der deutſchen Dichtung ſeit den Schriften von Kugler und Gervinus glänzend erwieſen, und ein Blick auf das Verhältniß ihrer erſten Ausgaben zu den neueſten kann es ſogleich zeigen wie fruchtbar jene waren.

So zögere ich nicht weiter mit dem erſten Bande eines lange vorbereiteten Werkes hervorzutreten, wie ſeither weder in Deutſchland noch anderwärts ein ähnliches vorhanden war, um es der nachſichtigen und wohlwollenden Aufnahme der Mitarbeiter zu empfehlen, damit es ſelbſt allmählich eine vollendetere Geſtalt gewinne oder die mitwirkende Veranlaſſung werde daß andern ein beſſeres gelingen kann. Gerade die hier beſprochenen Anfänge bewegen ſich in Kreiſen in welchen viel weniger zuſammenfaſſende Vorarbeiten beſtehen als für die ſpätern Zeiten und für die europäiſchen Völker. In Bezug auf Aegypten war ſeit den Forſchungen von Lepſius und Bunſen auch von andern nicht blos eine Schilderung, ſondern auch eine Geſchichte der Architektur und Sculptur gegeben worden; die Hieroglyphenentzifferung, die Ueberſetzungen von Papyrusrollen durch Brugſch, Rougé, Birch haben

es mir möglich gemacht auch der Poeſie einen Abſchnitt zu widmen. Bei den Semiten habe ich die eigene Anſchauung der nach Europa gebrachten Bildwerke, die eigene Kenntniß der bibliſchen Dichtung durch die Arbeiten von Rawliſon, Layard, Movers, Ewald, Renan, Ernſt Meier, Guſtav Baur und anderen bereichert. Für Indien gewährten neben Laſſen's Alterthumskunde die Ueberſetzungen, die Bücher, die Aufſätze von Wilhelm von Humboldt, Friedrich und A. W. Schlegel, Bopp, Wilſon, Burnouf, Max Müller, Benfey Brockhaus, Roth, Weber, Kuhn, Holtzmann, Köppen, in Bezug auf den Parſismus die Arbeiten von Spiegel, Windiſchmann, Haug, Roth und Schack die beſte Führung und Förderung für das Studium der überlieferten Werke. So ward es möglich auch hier eine hiſtoriſche Entwickelung zu geben, die Geſchichte des indiſchen, des perſiſchen Geiſtes zu entwerfen, ja den Verſuch zu machen durch eine ſorgſame Analyſe verwandter Wörter, Sagen und Sitten das zu beſtimmen was in der Sinnesart, Religion und Bildung das Gemeinſame war, ehe die Arier ſich ſchieden und zu Kelten, Griechen und Römern, Germanen und Slawen, Indiern und Perſern wurden, indem vieles Uebereinſtimmende gleich den Wurzeln der Sprache ſich als das Erbe ergab, das ſie zu verſchiedenartiger Fortgeſtaltung aus dem Vaterhauſe auf die Wanderung und in die neue Heimat mitgenommen. Selbſt China zeigte mannichfache Formen der Cultur, und ſo war es oder iſt es jetzt aus mit der Anſicht von der Stabilität der Aſiaten, als ob dort jedes Volk nur eine gewiſſe menſchheitliche Entwickelungsſtufe repräſentirt, aber auf ihr ſtill geſtanden und ſelbſt keine großen Veränderungen im Fortſchritt des Lebens erfahren oder hervorgebracht habe. Allerdings ſind beſtimmte Ideen, Kräfte, Richtungen des Geiſtes und Gemüths die Mitgift der einzelnen Völker, das was ſie zu Völkern macht, aber ſie wachſen mit denſelben, entfalten ſie auf beſondere Art und erleben die Einwirkung anderer Nationen. Die Geſchichte jedes Volksgeiſtes wird dadurch eine eigenthümliche, die ſich nach keiner von anderwärts entlehnten Schablone regeln und meiſtern läßt. Sie iſt kein bloßes Product logiſcher Nothwendigkeit, und deshalb auch

nicht auf rein rationalem Wege zu erſchließen und zu conſtruiren, ſondern ſie iſt auch ein Werk der Freiheit, und darum durch Erfahrung zu erkennen. Aber auch die bloße Kenntnißnahme von Thatſächlichem iſt noch keine Erkenntniß, ſondern dieſe verlangt die Einſicht in den Weltzuſammenhang und in den Grund der Dinge; dadurch werden die Thatſachen zu Thaten des Geiſtes, zu Gliedern und Momenten ſeines Organismus. Für dieſe zugleich empiriſche und philoſophiſche Betrachtung wird der Reichthum der Menſchheit viel größer, ihr Bild viel ſchöner; denn wie bei den Pflanzen gibt es auch bei den Menſchen allgemeine Geſetze der Lebensgeſtaltung, aber zugleich ſind dieſe für beſondere Gruppen beſonders modificirt, und jedes Einzelweſen erfüllt die Norm ſeiner Gattung mit originaler Triebkraft auf ſeine Art, bei den Menſchen kraft ihrer Selbſtbeſtimmung. Zarathuſtra, Moſes, Buddha und Confucius, — wer dieſe großen Geiſteshelden in ihrer geſchichtlichen Perſönlichkeit, in ihrem nationalen Gepräge und in ihrer allgemein menſchlichen Bedeutung mit mir betrachtet, der wird ein Beiſpiel für das Geſagte haben.

Wir verſtehen die Proceſſe der Menſchheit, ihren ſchmerzensreichen Emporgang und ihr Ziel um ſo beſſer je mehr wir ſelbſt in der eigenen Seele erlebt, in Kampf und Leid errungen und denkend begriffen haben; jede neue Lebenserfahrung eröffnet uns auch einen friſchen Blick in Lebensgebiete der Geſammtheit. Die Lehre eines Platon oder Kant, Spinoza oder Fichte erkennt nur wer ſie im eigenen Denken nacherzeugt; nur was uns im eigenen Gemüth offenbar, im eigenen Geiſt klar geworden das macht uns auch die Stimmungen und Ideen früherer Jahrhunderte deutlich. Es war mir eine Probe der eigenen philoſophiſchen Gottes- und Weltanſchauung zu ſehen ob und wie weit ſie ausreiche die Vergangenheit zu erklären, den Schlüſſel für die Religion und für die geheimnißvolle Weisheit des Alterthums zu liefern. Sollen die Werke der Poeſie, die Tempel und Götterbilder der Indier oder Aegypter, der Juden und heidniſchen Semiten von uns nach ihrem Weſen aufgefaßt und in ihren Formen verſtanden werden, ſo kann es nur geſchehen wenn wir die Ideen ergründen, welche

das Gemüth der Völker bewegten und in Stein und Klang einen ſinnenfälligen Ausdruck fanden; das Aeußere der Geſtaltung iſt ja die organiſche Erſcheinung des Innern und nur von da aus zu begreifen. Ich bin daher überall den Grundſtimmungen und Grundgedanken der Völker und Zeiten nachgegangen; die großen Männer ſind dadurch groß daß ſie dieſelben ausgeſprochen haben; ich habe ſie nachzuempfinden, nachzudenken geſucht, ihren Wahrheitsgehalt und ihre bleibende Bedeutung darzulegen geſtrebt, und von ihnen aus die Schöpfungen der Phantaſie, die Ideale der Menſchheit betrachtet. Inwieweit dies gelungen iſt gibt mein Buch einen Beitrag zur Geſchichte des menſchlichen Geiſtes; es gibt damit zugleich Bauſteine für eine objective Philoſophie, für eine ſolche die nicht blos die That des Einzelnen, ſondern des ganzen Geſchlechtes iſt, deren Sätze durch die Bewährung im Leben auf die allgemeine Vernunft als ihren Quell hinweiſen.

Die Erde iſt überall des Herrn. Darum hat ſchon der vorliegende Band keine Schilderung von heiliger und profaner Geſchichte. Auch das Judenthum hat ja ſeine anthropomorphiſtiſchen Elemente, ſeine nationale Beſchränktheit und viel Unheiliges auf ſeinem Wege, während auch bei Indiern und Perſern gottgeſandte, gotterfüllte Männer aufſtehen als Propheten und Geſetzgeber, und ein Aufſtreben zur Humanität und Freiheit auch bei ihnen uns erfreut.

Vermag ich das begonnene Werk auszuführen wie ich es im Sinne habe, dann ſoll es ein ſchönes Wort Goethe's bewähren: „Der Lobgeſang der Menſchheit, dem die Gottheit ſo gern zuhören mag, iſt niemals verſtummt, und wir ſelbſt fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten vertheilten harmoniſchen Ausſtrömungen bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweiſe, bald in einem herrlichen Vollgeſang vernehmen."

München, im Herbſt 1862.

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorrede zur zweiten Auflage . . . . . V—VII

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage. . . . . VIII—XII

Einleitung. . . . . 1—6

Die Künste werden nacheinander tonangebend. In der Menschheit wie im einzelnen Menschen sind Natur, Gemüth und Geist die drei Urmomente, deren Ideale in drei Perioden gestaltet werden. Grundzüge des im ersten Band Erörterten.

Wesen, Ursprung und Entwickelung der Sprache . 7—59

Zusammenhang von Geist und Natur; die Sprache als das bildende Organ der Gedanken, gestaltet durch die Phantasie, der Laut als Ausdruck von Empfindung und Anschauung. Das Symbolische. Das Wort ist Träger der Vorstellung, des Begriffs (7—21). Die Wurzeln. Unterscheidung und Flexion der Wörter. Das ästhetische Element des sprachlichen Organismus (21—28). Ursprung der Sprache; Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Thätigkeit. Die Sprache das Band und gemeinsame Werk der Menschen, Ausdruck der Weltanschauung, des Volksgemüths und Charakters (28—38). Classification und Entwickelungsperioden der Sprache, weltgeschichtliche Sprachstufen (38—59).

Begriff, Ursprung und Entwickelung des Mythus 60—106

Die Gottesidee als das Ideal der Vernunft; die erste Anschauung des Unendlichen im Himmel und Licht. Entfaltung der Einheit zur Göttervielheit. Die Völkerscheidung. Der Geisterglaube und die Naturbeseelung; die Thiergestalt als Bild des Naturlebens. Das Symbol. Personification von Naturmächten und geistigen Principien in Menschengestalt. Das Ethische im Mythus; doppelte Wahrheit des Phantasiebildes in Idee und

Seite

Naturanschauung. Entstehung der Helden- aus der Götter-sage (60—80). Kritik und Sichtung der mythologischen Ansichten von Max Müller, Heyne, G. Hermann, Forchhammer, Creuzer, Otfried Müller, Welcker, Schelling (80—93). Fortbildung des Mythus durch Priestersage und Poesie. Der Götterkreis und die Theogonie. Rückkehr zur Einheit. Die Göttermythe wird Heldensage und Volksmärchen. Sage und Geschichte. Anekdote und Sprichwort (93—106).

Die Schrift . . . . . 106—121

Ideen- Bilder- und Lautschrift im Zusammenhang mit den Sprachen der Völker und als Culturstufen. Bedeutung der Buchstabenschrift für Poesie und Prosa, Geschichte und Wissenschaft.

Die Naturvölker . . . . . 122—155

Der Mensch ist Geist und Natur zugleich. Active und passive Rassen. Das allgemein Menschliche. Das Jägerleben. Religion, Körperschmuck, Tanz und Gesang der Waldindianer. Das Fischerleben (122—131). Die Neger in Afrika; Fetischdienst; Volkslieder (131—134). Die Polarmenschen (135). Das Schamanenthum und die Zauberei. Das Hirtenleben. Poesie der Mongolen (136—142). Die Pfahlbauten der Steinzeit (143). Lichte Südseeinsulaner, ihre Opferstätten und Steinpfeiler (147). Die Inkas in Peru, ihre Religion und Bildwerke (149). Die Azteken; Sonnendienst und Menschenopfer; Teokallis, Plastik, Malerei, Poesie (152—155).

China . . . . . 156—205

Der Begriff des Chinesenthums, das die erste Culturstufe als solche festhält und auf ihr sich ausbildet. Das Familienprincip, die Autorität, der Ackerbau. Die Sprache; die Schrift; die Religion (156—167). Der Kaiser Weltmittelpunkt. Philosophische Anfänge. Die rechte Mitte (168). — Chinesische Bauten und Bildwerke (170). Musik. Die Poesie als Spiegel der Entwickelung des Volks. Die alten Volkslieder im Schiking. — Confucius (189). Laotse (191). Das Gelehrtenideal (195). Die Kunstlyrik. Die Prosadichtung in Novelle und Roman. Das Drama (200). Selbstbekenntniß des Chinesenthums (205).

Aegypten . . . . . 206—265

Das Architektonische und Symbolische als Anfang der Kunst. Land und Volk. Familie. Sprache (206—212). Hieroglyphenschrift (213). Religion (216). Unsterblichkeitsglaube im Zu-

Seite

sammenhang mit dem Osirisdienst. Priesterwissenschaft. — Musik (227). — Die Poesie der Aegypter, ihre Form der Parallelismus. Lyrik: Hymnen und das Maneroslied. Episches: ein historisches Gedicht von Pentaur, eine märchenhaft novellistische Erzählung von Ennana, einem Zeitgenossen Moses. Religiöse Schauspiele; das Todtenbuch (228—247). — Bauten und Bildwerke, ihr Grundgepräge. Die Pyramiden, Obelisken, Labyrinth, Felsengräber mit Säulen aus des Zeit der alten Reichs. Die Hyksos; Tempelbau des neuen Reichs (247—259). Plastik; Relief und Wandmalerei (259—265).

Das Semitenthum (266—368).

1. Die Semiten im Vergleich mit den Ariern . 266—280

Weltgeschichtliche Völker. Subjective und objective Geistesart. Unterschied in Heldenthum, Staat, Sprache, Religion, Wissenschaft, Kunst (268—280).

2. Das alte Babylon . . . . . 280—286

Land und Volk. Religion; Weltschöpfung und Flutsage. Der Thurm von Babel, der Tempel des Bel.

3. Ninive und Assyrien . . . . . 286—296

Götter- und Heldensage. Die Paläste und ihre Bildwerke. Musik.

Neubabylon . . . . . 296—299

Die hängenden Gärten; Bildwerke, Geräthe.

Die Phönizier und kleinasiatischen Syrer . . 299—313

Das Land. Entwickelung der religiösen Ideen des heidnischen Semitenthums. Sinnliche Wiedervereinigung der Göttergestalten in der Mannweiblichkeit. Theogonie und Schöpfungslehre (299—308). Phönizische und phrygische Bauten und Bildwerke; Musik (309—313).

Israel . . . . . 313—368

Geistiger und weltgeschichtlicher Höhepunkt des Semitenthums. Das Land Kanaan. Der geistige Gott und die Kunst des Geistes (315). Beweglichkeit der Phantasie. Der Rhythmus des Gedankens im Parallelismus des Verses. Lyrischer Grundton der Poesie (316—320). Abraham und Moses, der Monotheismus (321). Josua. Debora; die Simsonsage. David und seine Psalmen (325). Salomo, seine Weisheit und Spruchdichtung. Das Hohelied (329). — Geschichtschreibung. Die Genesis (331). — Das Prophetenthum: Joel. Amos. Hosea.

Seite

Sacharja. Jesajas. Micha, Nahum, Habakuk. Jeremias. Ezechiel. Jesajas II. Daniel (335—348). — Die Psalmendichtung zur Zeit der großen Propheten und nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft (348—353). Das Idyll von Ruth; die Novelle von Esther. Persische und griechische Einflüsse (354). Personification der Weisheit; der Prediger Salomo's; Jesus Sirach. Das Buch Tobias. — Hiob (356—362). — Hebräische Musik. — Die Bundeslade und Stiftshütte, der Salomonische Tempel (363—368).

Die asiatischen Arier (369—615).

Die Arier in der gemeinsamen Urzeit . . . 369—397

Gemeinsame Wurzeln und Formen der Sprachen; Deutung des Culturzustandes aus den Gegenständen und Begriffen für welche bereits Wörter vorhanden waren (369—394). Die Gottesidee; die mythologischen Anfänge, ihr Niederschlag und Nachklang in den verschiedenen Heldensagen (375—389). Paradies und Unsterblichkeit. Gottesdienst und Gesang (390—397).

Indien . . . . . 397—563

Allgemeine Charakteristik . . . . . 363—404

Land und Volk. Ueberblick der Geschichte des indischen Geistes. Vorwiegen der Phantasie und der speculativen Richtung auf das Allgemeine und Unsichtbare.

Die Veden . . . . . 405—441

Periode ihrer Entstehung. Noch fortdauernde Mythenbildung. Poetische Auffassungsweise. Versmaß. Sittliche Ideen (405—416). Hauptsächlichste Göttergestalten: Varuna; Sonne und Morgenröthe, Asvinen; Indra; Winde, Himmel und Erde. Agni der Feuergott (416—425). Der Somatrank (426). Brahma (427). Macht des Gebets, des Zaubers, des Gesangs. Heldenlieder (430). Todtenfeier. Beginnende Philosophie; Einheit des Göttlichen

Heldenthum und Volksepos . . . . . 441—468

Die Heldenzeit im Vergleich mit Homer. Geschichtliche und mythologische Grundlage des Mahabharata. Gang und Inhalt des Gedichts (441—456). Nal und Damajanti (457). Nishiasringa. — Das Ramayana (461—467). Das Versmaß.

Das Brahmanenthum . . . . . 468—484

Entstehung der Kasten und Priesterherrschaft. Das Opfer. Brahma. Die Weltseele. Die Brahmana's (472). Die Philosophie der Indier (475). Weltentsagung, Bedeutung des Leidens (477). Poesie des Büßerthums. — Savitri (481).

Seite

Das Buddhistenthum . . . . . 484—500

Buddha's Leben und Lehre; seine Sprüche (486—493). Nirvana nicht Vernichtung, sondern Eingang in das wahre ewige Sein (494). Reliquiencultus. Gegensatz von Priestern und Laien.

Vishnu und Siva. Abschluß des Epos . . . . . 500—515

Die neuen Götter. Vishnu's Menschwerdung. Ueberarbeitung des Epos (500—504). Büßerlegenden: Herabkunft der Ganga; Vasishta und Visvamitra (505—508). Die Bhagavadgita (509). Die Puranas (512). Verfall der Poesie in Verkünstelung.

Lehrdichtung. Fabeln und Märchen . . . . . 515—528

Parabeln. Das Märchen, seine Entstehung und Ausbildung; Einfluß der indischen Märchen auf Asien und Europa.

Spruchdichtung und Kunstlyrik . . . . . 528—533

Lehrhaftigkeit der indischen Poesie. Spruchsammlungen: Bhatrihari. Kalidasa's Wolkenbote und Jahreszeiten. Gitagowinda.

Das Drama . . . . . 533—547

Charakteristik des Dramas der Indier mit Rücksicht auf ihre eigene Poetik und die europäische Literatur (533—537). Kalidasa's Sakontala und Urvasi (538—542). Dramen von Sudraka und Bavabhuti. Ein politisches Intriguenstück. Das Gedankendrama: Mondaufgang der Erkenntniß

Die Musik . . . . . 547—550

Die bildende Kunst . . . . . 550—562

Der Sinn für monumentale Kunst erwacht mit dem Buddhismus; Denksäulen und Dagops (551). Höhlentempel (552). Wetteifer des Buddhisten- und Brahmanenthums: Felsentempel auf der Insel Elefante und zu Ellora (554). Pagodenbau. — Plastik und Malerei; Sinn für Composition und landschaftliche Schönheit (557—562).

Iran . . . . . 563—615

Allgemeine Charakteristik . . . . . 563—565

Zarathustra . . . . . 565—578

Scheidung der Iranier und Indier im Zusammenhang mit religiösen Gegensätzen. Zarathustra's Prophetenthum und Lehre vom guten Lichtgeist Ahuramasda. Die ältesten Gesänge des Zend-Aveſta. Personification von Begriffen. Die Feruer. Mithra.

Die Heldensage . . . . . 579—586

Nach Zarathustra's religiöser Reform wird die Göttermythe zur Heldensage. Darlegung ihrer alterthümlichen Bestandtheile nach Firdusi.

Seite

Weſtiran. Bildende Kunſt . . . . . 586—603

Die Meder (587). Kyros in Geſchichte und Sage; ſein Grab und Bild (588—592). Bauten von Darius und Xerxes. Die Felſengräber. Perſepolis. Miſchung aſſyriſcher, ägyptiſcher, griechiſcher Elemente auch in der bildenden Kunſt. Die Reliefs zur Feier des Königthums (592—603).

Alexander der Große. Die Saſſaniden . . . . . 604—615

Helleniſcher und ſemitiſcher Einfluß auf die Cultur. Zrvana-akarana die unendliche Zeit. Soſioſch der Heiland der Zukunft. Die Auferſtehung des Leibes (604—606). Das Bundeheſch (606). Die Lehre Mani's (607). Die Mithrasmyſterien (609). Die Saſſanidenzeit. Arbai Wiraſs Sendung in die andere Welt. Bauten und Bildwerke (610—615).

Berichtigung.

Seite 25, Zeile 13 v. o., ſtatt: Loges, lies: Logos

Digitized by Google

Einleitung.

Seit ich in Universitätsvorträgen eine Darstellung der allgemeinen Geschichte sämmtlicher Künste gebe, lenkte sich mein Blick auf die Wechselwirkung derselben untereinander, und ich fand daß bald die eine bald die andere als die vorzugsweise geübte und tonangebende bezeichnet werden kann. So herrscht in Aegypten und in Vorderasien die Architektur, und die Bildnerei wie die Malerei dient ihr und schließt ihren Werken und ihrem Stile sich an, während in Griechenland die Plastik nicht blos für sich zur Blüte kommt, sondern ihr eigenthümliches Gepräge sowol der Malerei wie auch der Musik und Poesie verleiht. Im Mittelalter entwickelt sich der malerische Sinn in der Gothik so gut wie bei den Dichtern, und kommt am Anfang des 15. Jahrhunderts durch die großen italienischen Meister Michel Angelo, Rafael, Tizian zu einer vorher und nachher nicht erreichten Höhe. Neben dem Verfall der bildenden Kunst tritt dann die der Töne in Oratorium und Oper hervor, sie erlangt ihre volle Selbständigkeit in der Instrumentalmusik, Händel, Bach und Gluck überragen weit ihre zeitgenössischen Maler oder Dichter, und in Haydn, Mozart, Beethoven feiert der formale Schönheitssinn einen Triumph wie zu den Tagen von Perikles und den Mediceern. Gleichzeitig arbeitet der denkende Geist sich zur Freiheit empor, die Wissenschaft wird durch Newton und Kant eine vorwaltende Macht in der Menschheit und schließt durch Lessing, Goethe, Schiller mit der Dichtung einen Bund, welcher dieser letztern für die Zukunft die Herrschaft sichert, ja schon sehen wir wie der Ausdruck des Geistes als solcher in Beethoven, in Cornelius auch auf andern Kunstgebieten angestrebt wird.

Aus der sachgemäßen Gliederung und Aufeinanderfolge der Künste in meiner Aesthetik hätte sich dieser geschichtliche Gang

auch ableiten lassen, und niemand wird den weitern Schluß für unberechtigt halten daß die vorzugsweise Ausübung einer Kunst stets mit der Grundrichtung der Zeit oder des Volks zusammenhängt, daß es verschiedene Ideen sind welche durch das eine oder das andere Darstellungsmittel ihren vollgenügenden Ausdruck finden, und daß diese Ideen auch in der Religion, im Staat, in der Wissenschaft sich geltend machen. So tritt die Kunstgeschichte in Zusammenhang mit der Culturentwickelung überhaupt, und die Meisterwerke werden zu Denkmalen, welche die Menschheit von ihrem eigenen Ringen aufstellt, in welchen sie die Ideale verkörpert denen sie zustrebt.

Nun gibt es aber nothwendig drei Urmomente für den Begriff des Geistes: er muß vor allem sein, dasein, eine reale oder natürliche Existenz haben; er muß sich selbst empfinden und seiner selbst inne sein; er muß seiner selbst und zugleich der Welt bewußt sein, weil er sich als Selbst nur in der Unterscheidung von anderm erfaßt. Selbstbewußtsein ohne Selbstgefühl und ohne gegenständliche Wirklichkeit wäre nicht möglich; und darum ist der Mensch seinem Wesen nach Natur, Gemüth und Geist, und er wird als Kind der Natur geboren, er empfindet dann sich selbst und erhebt sich zur Welt- und Selbsterkenntniß. Sollte der Gang der Menschheit im großen Ganzen ein anderer sein? Auch sie steht zunächst unter der Herrschaft der Natur, ringt mit ihr und prägt dann den Geist in der eigenen Natur lebendig aus; sie findet sich dann in sich selbst, kehrt in der Innerlichkeit des Gemüthes ein, und läßt sich von diesem leiten; sie schreitet endlich zum Erkennen fort und macht den selbstbewußten Gedanken zum Princip und Leitstern ihres Wirkens. Daraus ergeben sich drei Weltalter der Natur, des Gemüths und des Geistes.

Die Philosophie der Geschichte besteht darin daß die Philosophie diese allgemeinen Wahrheiten, diese leitenden Ideen aufstellt, die Geschichte aber darthut wie sie im Besondern kraft der menschlichen Freiheit und unter den Einflüssen der Außenwelt verwirklicht werden. Und dies auf dem Gebiete des Schönen zu leisten, eine Geschichte des menschlichen Geistes vom Standpunkte der Aesthetik zu schreiben und die Gesetze ihres Weges zu bezeichnen ward die Aufgabe die ich mir für das vorliegende Werk stellte.

Der erste Band schildert die Menschheit in den Anfängen der Cultur, unter den Einflüssen der Natur und im Ringen mit

ihr im Orient; der zweite zeigt wie das Naturideal in Griechenland und Rom verwirklicht wird. Christus stellt dann das sittliche Ideal lebendig dar, und auf der Basis der Ueberlieferung der alten Welt wird das Gemüthsideal nun künstlerisch ausgeprägt. Drei folgende Bände werden demgemäß das christliche Alterthum und den Islam, dann das europäische Mittelalter, endlich die Zeit der Renaissance und Reformation betrachten. Mit dem 18. Jahrhundert bricht der Welttag des Geistes allmählich an, wir stehen in seinem Anfange. Dies zu zeigen wird der Schluß des Werkes sein.

In dem hier vorliegenden ersten Bande bin ich tiefer in die Vergangenheit zurückgegangen als es seither in den Geschichten der Poesie und Kunst üblich war. Es gibt ja eine große Periode menschheitlicher Entwickelung ehe sie durch Bauten und Bildwerke, durch Erzählung und Gesang ein Zeugniß ihres Daseins und Wollens der Nachwelt hinterläßt, eine Periode in der jedoch die Phantasie nicht minder thätig ist, indem es das Material für Kunst und Wissenschaft zu bereiten gilt, ich meine die Zeit der Sprach- und Mythenbildung. Sie währt zwar immer noch fort, aber doch auf dem gelegten Grunde und im Zusammenhang mit Poesie und Philosophie. In jenen Tagen der Kindheit unsers Geschlechts aber war die Prägung des Worts zum Träger des erwachenden, mit ihm erwachsenden Gedankens eine Urpoesie und Urphilosophie der Menschheit, welche die in ihr aufdämmernden Vorstellungen durch die Phantasie lautlich gestaltete. Wie sie hierdurch im Geist der endlichen Dinge mächtig ward, so veranschaulichte sie die Idee des Unendlichen im Mythus durch Erscheinungen der Natur und der Geschichte, in denen dieselbe sich dem Gemüth offenbarte. Im Dienst der Religion wirkt auch hier noch ungeschieden was später als Wissenschaft und Dichtung besondere Bahnen einschlägt. Das Leben der Sprache hat seine aufsteigende Entwickelung und seine Blüte in der vorgeschichtlichen Zeit, da waltet die denkende und künstlerische Thätigkeit in der Bildung der Wörter und Formen, und in deren Anschaulichkeit und sinnlichen Fülle verwirklicht sie einen Organismus des Geistes im Einklang mit der Natur. Dann wird die Sprache das Mittel für Dichtung und Wissenschaft, aber das Wurzelbewußtsein erlischt, der Sinn wird im Laut nicht mehr unmittelbar empfunden, das Bild im Wort kaum noch erblickt, der frische Reichthum der Formen verwelkt und fällt ab; es wird Aufgabe

der Kunst in der Poesie für das ursprüngliche Leben der Sprache einen Ersatz zu bieten.

Ich habe also in zwei Abschnitten das Wesen, den Ursprung, die Entwickelung der Sprache und des Mythus behandelt, ich habe eine Erörterung über die Schrift daran angereiht, und bin dann erst zur Schilderung der Naturvölker geschritten, in deren mannichfaltigen Zuständen uns die verschiedenen Stufen aus der Vergangenheit und vorgeschichtlichen Zeit der Culturvölker wenigstens auf eine analoge Weise noch gegenwärtig sind. Zwischen jenen und den eigentlichen Trägern der menschheitlichen Entwickelung liegt China als eine Welt für sich. Denn es ist die erste Lebensstufe der patriarchalischen Zeit, welche dort nicht überschritten, innerhalb welcher aber und mit deren Mitteln eine vielfältige Bildung und Ausbildung gewonnen und vollzogen wird. Den Anfang zum weltgeschichtlichen Proceß der Cultur hat Aegypten gemacht, seine Bauten sind nicht blos die ältesten Denkmale, die Marksteine und Zeitmesser der Geschichte, das Aegypterthum selbst ist eine architektonische Grundlage für die Fortgestaltung des Geistes in freiern und schönern Formen. Semiten und Arier scheiden sich um besondere Richtungen des Geistes scharf auszuprägen, dann aber ihre besten Errungenschaften auszutauschen, wie Zettel und Einschlag das Gewebe der Weltgeschichte zu wirken. Die religiöse Idee ist das Vorwaltende im Semitenthum. Hier wird die Wiege des Christenthums und des Islam stehen; im Alterthum sind Moses und die Propheten die Sterne welche seit ihrem Aufgang in immer weitern Kreisen die Welt erleuchten; durch Abraham sollen alle Völker der Erde gesegnet werden. Die Innerlichkeit des Gemüths und des Gedankens, die Geistigkeit Gottes und damit auch in der Kunst des Geistes, in der Poesie, die Darstellung der Gefühle und Gedanken im rhythmischen Wort ist das menschheitlich Bedeutende. Der Staat, die Auffassung des Kosmos in Natur und Geschichte, seine verklärende Darstellung in Dichtung, Bild und Wissenschaft ist die Aufgabe der Arier. Im Orient sind unter ihnen die Indier das Phantasievolk, und darum mußte in einem dem Phantasieleben gewidmeten Werke ihnen der größte Raum gewährt sein. Von den Veden an, die uns noch in das Werden der Mythologie hineinblicken lassen und die älteste Form der Poesie bezeugen, gehen wir mit ihnen aus dem patriarchalischen in das heroische Alter über, und haben dessen Abbild im Epos; wir kommen in

ein Mittelalter, wo die Stände sich scheiden unter der Oberherrschaft der Priester; wir lernen die Keime der Philosophie und im Anschluß an dieselbe die Reformation Buddha's kennen, sehen bauende, bildende Kunst mit ihr auftreten, im Ringen mit ihr alte Göttergestalten auf neue Weise Form und Ausbreitung gewinnen, Lyrik und Drama sich entwickeln, und endlich eine künstelnde Verschnörkelung eintreten, die das Ende des original Indischen bezeichnet; wenn Indien fortbestehen soll, wird die Einwirkung des christlich europäischen Geistes für einen neuen Lebenstag nothwendig sein. Minder überschwenglich, minder reich sind die Iranier, von Anfang zu Maß und Klarheit durch Zarathustra berufen, und auf die sittlichen Ideen hingewiesen. Eine eigenthümliche Heldensage, aber in der bildenden Kunst bereits der Eklekticismus in der Verwerthung ägyptischer, assyrischer, griechischer Formen für die eigenen Zwecke und nationalen Anschauungen, dann die Aufnahme griechischer Bildung in der Zeit nach Alexander, die Fortgestaltung der Lichtreligion unter dem Einfluß der Semiten zeigen uns schon im Alterthum und in Asien ein Zusammenwirken der Völker, und dazu wird die persische Kunst ihre Blüte erst erreichen, wenn nach der Annahme des Islam Firdusi, Hafis, Dschelaleddin Rumi ihre melodische Stimme erheben.

Die Ideale des Patriarchen, des Helden und des Dulders, des gottbegeisterten Sehers und Weisen, des weltkundigen Gelehrten, des kriegerischen und friedsamen, bürgerlichen und religiösen Lebens, der activen und passiven Seelenstimmung, der männlichen und weiblichen Natur werden uns bald bei einzelnen Völkern als deren Eigenthümlichkeit, bald bei mehrern oder bei allen in besonderer Form und Farbe begegnen. Wir werden erkennen wie sich der Mensch in seinen Göttern malt, wie die Gottesidee selber als das nothwendige Ideal der Vernunft nach ihren verschiedenen Seiten vom denkenden und bildenden Geist aufgefaßt und gestaltet wird. Wir betonen den Antheil der Phantasie am Leben der Menschheit, und unterscheiden von der geschichtlichen Wirklichkeit das schmückende Gewand das jene ihr gewoben hat und webt; wir halten für alle Ereignisse die Naturgesetze aufrecht, und was mit ihnen spielt oder sie durchbrechen soll weisen wir der Einbildungskraft zu, und suchen ihren Zauber zu verstehen, indem wir zugleich die ideale Wahrheit in der Dichtung erfassen. Wir streben alles Hypothetische möglichst bei

Seite zu laſſen, was ſich aber aus der kritiſch geprüften und geſichteten Ueberlieferung als Thatſache ergibt, für das wollen wir dann auch einen ſolchen Grund haben daß er es wirklich begründen kann. Wenn wir in der Entwickelung der Menſchheit organiſche Geſetze finden die über das Wollen und Verſtehen der handelnden Individuen hinaus ein zuſammenhängendes Ganzes bedingen, wenn wir einen Weltplan wahrnehmen, eine ſittliche Weltordnung erkennen, die als heiliger Wille der Liebe die irdiſchen Geſchicke durchdringt, wenn uns in der Natur und Geſchichte eine fortdauernde Erſcheinung ewiger Weſenheit ſich darſtellt, wenn unſere Betrachtung uns in allem menſchlich Großen ein Zuſammenwirken unſerer ſelbſtbewußten Individualität mit der in und über ihr waltenden allgemeinen Lebensmacht aufweiſt: dann werden wir auch ſchließen daß dieſe allgemeine Lebensmacht, die das Sittengeſetz aufrecht hält und vollſtreckt, die Wahrheit offenbart und Schönheit vollendet, auch nothwendig Geiſt iſt, Geiſt, der ebenſo nothwendig in ſich ſelbſt einen Naturgrund hat, ſodaß in der That alles aus ihm und durch ihn entſteht und lebt und zu ihm ſtrebt und kommt.

Weſen, Urſprung und Entwickelung der Sprache.

Daß wir Menſchen miteinander reden gehört zu den großen Wundern des Daſeins, die geheimnißvoll offenbar uns umgeben, in denen wir weben und wirken, neben deren ordnungsvoller Herrlichkeit alle vermeintlichen außerordentlichen Mirakel verblaſſen und verſchwinden. Noch unbeſtimmt und dunkel, einer Ahnung gleich regt ſich im Gemüth eine Idee; der Geiſt ſucht ſie ſich klar zu machen indem er ſie in Worte faßt und ausſpricht. Der Wille veranlaßt durch das Gehirn eine Bewegung der Sprachwerkzeuge; die aus der Bruſt durch den Kehlkopf ſtrömende Luft wird im Munde eigenthümlich geformt und ihre ſo bereiteten Wellen pflanzen ſich nach außen fort; da ſchlagen ſie an das Ohr des Hörenden und bringen darin Bebungen beſonderer Art hervor; die werden von den Nerven zum Gehirn geleitet, dort erwecken ſie Tonempfindungen, und durch dieſe wird die Seele des Zweiten angetrieben ſich dieſelben Gedanken im Bewußtſein zu erzeugen, die der Erſte gedacht und ausgeſprochen hat. Als ſolcher Vorgang ſtellt ſich die alltägliche Erſcheinung des Geſprächs der näheren Betrachtung dar; ein weiteres Nachdenken über den Grund und die Möglichkeit deſſelben führt zu den umfaſſendſten und wichtigſten Fragen, den wahren Lebensfragen der Menſchheit, und zu deren Löſung.

Wir gewahren zunächſt den Zuſammenhang des Geiſtes und der körperlichen Organiſation; den idealen Bedürfniſſen des einen kommt die materielle Geſtaltung und Bewegung des andern entgegen, eins ohne das andere wäre nicht möglich, der Leib ohne denkendes Bewußtſein würde nicht ſprechen, der Geiſt ohne die Sprachwerkzeuge des Leibes nicht zum Wort, zur Mittheilung, zum beſtimmten Gedanken kommen; Anſchauungen und Gefühle könnte er haben, aber keine Vorſtellungen und Begriffe bilden ohne

die Sprache. Im Schrei des Schmerzes oder der Freude liegt in dumpfer und unmittelbarer Totalität eine ganze Gedankenreihe eingehüllt; so kann er das Mitgefühl des Hörers erregen; aber erst wenn die einzelnen Momente zum Bewußtsein kommen, unterschieden, für sich festgehalten und miteinander verbunden werden, wie aus dem Keim der Pflanze der Halm mit Blättern und Blüten hervorsprießt und in der Gliederung doch die Einheit bewahrt bleibt, erst dann wenn auf diese Weise der Inhalt entfaltet wird, gewinnt er anschauliche Bestimmtheit, und so wird die in sich geschlossene Fülle des Gefühls in dem ausgesprochenen Satze entwickelt, in welchem die Unterschiede der Gedanken und Gegenstände ihre Träger an den einzelnen Worten haben, an welchen ihre lebendige Wechselbeziehung selbst hervortritt. Die Sprache ist nicht blos ein Vehikel und Mittel zur Mittheilung der Gedanken, sondern der Gedanke selbst bildet und erzeugt sich in ihr, er verwirklicht sich durch sie und kommt in ihr zum Bewußtsein. So sind Leib und Geist wie Laut und Gedanke füreinander da; wie die innere Gestaltungskraft die Materie gliedert und zusammenfügt, so artikulirt sie den Laut und macht ihn zum Ausdruck des Begriffs, so verknüpft sie die Worte zu einem lebendigen Ganzen; der Satz ist ein Organismus, wo ein Wort auf das andere hinweist, jedes um des Ganzen willen da ist, jedes in der eigenen Beugung und Umbildung den Einfluß der andern erfährt gleich den Gliedern des Leibes.

Die Seele als das Lebensprincip des Organismus ist das Erste. Soll sie Gestalt gewinnen und zu sich selbst kommen, so bedarf sie der Materie, in der sie sich verkörpert, in der sie sich ein Organ schafft, wodurch sie die Einflüsse der Außenwelt erfährt und damit die Möglichkeit hat ein Bild der Welt in sich zu erzeugen, und dadurch daß sie sich von demselben unterscheidet, als Ich zum Selbstbewußtsein zu gelangen. Das ist das große Recht des Sensualismus daß er die Nothwendigkeit und die Bedeutung der Sinnlichkeit betont; ihre Eindrücke erwecken das schlummernde Bewußtsein, und sie gewähren ihm den Stoff für die Bilder der Welt, sie erfüllen es mit deren Inhalt. Die Materie ist das Band der Monaden, der Seelen, sagen wir mit Leibniz, und erkennen wie die Seele nur dadurch individuell ist daß sie ein unterschiedenes Dasein hat, das heißt daß sie eine bestimmte Sphäre des Raumes als die ihrige setzt, wo sie außerhalb der andern Dinge für sich ist; durch ihre Verleiblichung

erhält sie dies Fürsichsein, und steht zugleich durch dieselbe mit der ganzen Natur in Verbindung; Luft und Aether als die Träger von Ton und Licht verknüpfen die Seelen miteinander und gewähren ihnen die Möglichkeit der gegenseitigen Mittheilung und Verständigung.

Aber schon jene Bilder der Dinge sind ebenso wenig materiell als sie der Seele fertig von außen überliefert werden. Licht und Ton sind als solche außer uns gar nicht vorhanden, sondern sind unsere Empfindung von Bewegungen der Materie, des Aethers und der Luft, die für sich dunkel und lautlos bleiben, aus deren Eindruck auf unsere Leiblichkeit aber wir innerlich das besondere Gefühl der Helligkeit, der Farbe, des Lautes erzeugen. Die Seele bringt das Bild einer leuchtenden, hörenden Natur in sich hervor und strahlt es zurück, überträgt es auf die Gegenstände welche es veranlaßt haben. Diese geben ihr nicht das Bewußtsein, sondern nur den Anstoß daß die Fähigkeit und Möglichkeit desselben sich bethätigt und verwirklicht.

In ähnlicher Weise ist der Geist als der Quell der Gedanken das Erste. Sie werden ihm niemals als etwas Fertiges überliefert, was für ihn sein soll das muß er in sich hervorbilden. Aber damit er den Gedanken in seiner Bestimmtheit gewinne, muß er ihn formen, muß er ihn von andern unterscheiden und ihm eine eigenthümliche Verwirklichung geben. Wir machen uns einen Gedanken klar indem wir ihn äußern; dadurch geben wir ihm ein äußerliches Dasein, eine Wirklichkeit außerhalb der andern. Das Mittel zu dieser Verleiblichung ist der Laut, ist die Stimme; wir geben dem Gedanken ein zunächst flüchtiges Dasein in eigenthümlich gestalteten Luftwellen. Aber den Eindruck den sie machen, halten wir in der Erinnerung fest, wir können den Gedanken durch die Wiederholung derselben Luftwellen wiederholen, wiedererwecken, aber wir brauchen uns auch die mit ihm einmal verknüpften Tonbilder nur innerlich zu vergegenwärtigen, und können dann in Worten denken ohne daß wir sie laut aussprechen. Indeß unser Denken ist ein inneres Sprechen, und ohne die Verkörperung des Gedankens im Laute mittels der leiblichen Sprachwerkzeuge würden wir zu keinem bestimmten Denken kommen. Der Laut macht uns den eigenen Gedanken wie den der andern vernehmlich. Aber der Laut erzeugt so wenig den Gedanken, als dieser ein Phosphoresciren des Gehirns, ein Product seiner Schwingungen ist. Vielmehr erregt der Laut den wir

hören die Erinnerung an denſelben, den wir gehört haben, und damit die Erinnerung an den Begriff, deſſen Träger und Ausdruck er war, und ſo bildet der Geiſt von neuem dieſen Begriff. Wir hören den Schall einer fremden Sprache, aber wir verſtehen den Sinn der Worte nicht, weil wir denſelben nicht urſprünglich mit ihnen verbunden haben. Das Sprechen ſetzt das Verſtehen voraus, das Verſtehen iſt kein blos leidendes Aufnehmen, ſondern ein innerliches Hervorbilden des mit den Lauten verbundenen Sinnes. Bei den Kindern iſt Denken- und Sprechenlernen eins. Die Griechen haben für Vernunft und Sprache daſſelbe Wort Logos, der Lateiner nennt Vernunft ratio, Rede oratio.

Man hat Sprachen gelernt um des Verkehrs willen den man mit fremden Völkern hatte, man hat ſeit Jahrhunderten das Griechiſche und Lateiniſche ſtudiert um die Werke der Poeſie, der Geſchichtſchreibung, der Beredſamkeit, der Philoſophie verſtehen und genießen zu können, die von großen Geiſtern in dieſen Sprachen geſchaffen und der Nachwelt vermacht worden; man fügte um der Bibel willen das Hebräiſche hinzu, aber erſt als vor hundert Jahren das Altindiſche, das Sanskrit, bekannt wurde, zog neben dem Inhalt der Schriftwerke auch die Sprache ſelbſt durch ihre Neuheit wie durch den Reichthum und die Feinheit ihrer Ausbildung und durch die gemeinſame Verwandtſchaft mit dem Griechiſchen wie dem Deutſchen die Aufmerkſamkeit auf ſich, und ſeitdem bildete ſich eine Sprachwiſſenſchaft als ſolche; das Weſen der Sprache ward von Wilhelm von Humboldt am tiefſten erfaßt, das vergleichende Sprachſtudium durch Bopp, die geſchichtliche Entwickelung der Sprache durch ihn und Jakob Grimm meiſterhaft begründet; Max Müller und Steinthal gehen auf ihrer Bahn als Sprachphiloſophen voran. Wie die Geologen in den verſchiedenen Schichten der Erdrinde die Geſchichte unſers Planeten leſen, ſo eröffnen uns die Sprachen einen Blick in Jahrtauſende, die vor der hiſtoriſchen Ueberlieferung der Völker liegen. In den Worten welche ſtammverwandten Nationen gemeinſam ſind gewahrt man die Begriffe welche ſie ſchon vor ihrer Trennung gebildet, die Lebensweiſe welche ſie gemeinſam geführt; die Entwickelungsſtufe welche innerhalb der allgemeinen Sprachbildung die einzelnen Sprachen einnehmen, bezeichnet zugleich den Culturgrad der Völker die ſich ihrer bedient. Jahrtauſendelang war die Sprache ſelbſt der aufgeſpeicherte Erkenntnißſchatz des Volks, jahrtauſendelang übte die Phantaſie wie

der philoſophiſche Trieb ſich daran, das Weſen der Dinge zu erfaſſen und dieſe geiſtige Anſchauung im Wort auszuprägen; dies gemeinſame kunſtvolle Werk des Volksgeiſtes ward dann wieder das Material mittels deſſen einzelne hervorragende Geiſter nun Werke der Poeſie und Wiſſenſchaft vollendeten, die wiederum von der Art und Natur der Sprache mitbedingt und die volle Blüte derſelben ſind.

Humboldt iſt dadurch der Begründer der Sprachphiloſophie geworden daß er die Sprache in ihrer Untrennbarkeit vom Geiſt erfaßte, wodurch ſie wie dieſer lebendig wird, und ſtatt eines todten Werkes als ein fortwährendes Wirken, als die fortſchreitende Arbeit erſcheint den artikulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens zu erheben. Zugleich aber iſt ſie das bildende Organ der Gedanken, das Denken kann ohne Worte nicht zur Deutlichkeit gelangen, es muß ſeine Innerlichkeit geſtalten und äußern. „Das unbeſtimmte Wirken der Denkkraft zieht ſich in ein Wort zuſammen wie leichte Gewölke am heitern Himmel entſtehen.“ Und hier glaube ich nun das Nähere in meiner Aeſthetik hinzugefügt zu haben: es iſt die Phantaſie als die Geſtaltungskraft der Seele überhaupt, die wir hier thätig finden, und wie ſie zuerſt das Weſen der Seele ſelbſt in der Form des Leibes räumlich darſtellt, wie ſie dann aus den Eindrücken der Sinne die Anſchauungsbilder hervorbringt, ſo verknüpft ſie nun in der Sprache das Sinnliche und Geiſtige, ſie hebt den innern Sinn des Sinnlichen hervor und offenbart das Geiſtige durch ein ſinnenfälliges Tonbild. Wir finden in aller Phantaſiethätigkeit das Ineinanderwirken des Bewußten und Unbewußten, der Naturbeſtimmtheit, der menſchlichen Freithätigkeit, der göttlichen Leitung und Begeiſterung. Sehr ſchön nennt Bunſen die Prägung der Worte das urſprüngliche Gedicht der Menſchheit; denn der Geiſt erzeugt das Wort durch daſſelbe Vermögen wodurch jedes Werk der Kunſt hervorgebracht wird, durch das Vermögen das Unendliche im Endlichen zu verwirklichen. Das Myſterium des Geiſtes iſt das der Schöpfung des Alles: denn was iſt dieſes anders als der Ausdruck des unendlichen Gedankens in raumzeitlicher Endlichkeit?

Wollen wir nun das Phantaſieleben der Menſchheit in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung ſchildern und die Kunſt im Zuſammenhang des fortſchreitenden Lebens darſtellen, ſo müſſen wir mit der Sprachbildung beginnen, und wir werden uns hier ſogleich

über den Begriff des geistigen Organismus, über die Wechselwirkung des allgemeinen und persönlichen Geistes orientiren.

Wir haben zunächst die Naturbestimmtheit in dem Bau der Sprachwerkzeuge und in dem unmittelbaren Trieb und Drang des Menschen auf empfindliche Einwirkung von außen durch eine Gegenbewegung zu antworten. Diese kann in Muskelzuckungen bestehen, durch welche wir eine schmerzliche Störung zu entfernen und abzuwehren suchen; sie kann eine Geberde sein, durch welche unsere Empfindung sich äußert, oder kann zum Laut werden, wenn sie einen Luftstrom aus der Brust durch den Mund hervordrängt. Das ist der Schrei des Schmerzes und der Freude, und ein unwillkürlicher Ausruf als der Ausbruch unsers Gefühls ist das erste Beginnen der Sprache; sie ist uranfänglich Interjection. Aus den eigenthümlichen Tönen die Leid und Lust aus uns hervorpressen, schließen wir auf ähnliche Empfindungen bei andern, wenn der ähnlich gefärbte Klang aus ihrem Munde schallt. Diese Laute sind der natürliche Stoff, dessen sofort der formende Geist sich bemächtigt. Er empfängt im wachen Leben fortwährend sowol äußere Eindrücke, als in seiner eigenen Tiefe Gefühle und Ideen sich regen; er sucht beide festzuhalten, sich gegenständlich zu machen, indem er sie gestaltet. Er empfindet die Bewegung der Dinge, wodurch dieselben sich thätig erweisen, und die eigene Thätigkeit des Menschen macht die Sinneseindrücke zu den besondern Empfindungen nach Maßgabe der aufnehmenden Sinne selbst, und aus den Eindrücken die ein Gegenstand auf die verschiedenen Sinne macht, oder strenger genommen aus den verschiedenen Empfindungen welche die Seele aus dem Zusammentreffen eines Gegenstandes oder der ihn vermittelnden Luft- und Aetherwellen mit der eigenen Körperlichkeit erzeugt und gewinnt, gestaltet die bildende Kraft der Seele eine gemeinsame Anschauung, und der Gesammteindruck dieser Anschauung äußert sich zunächst unwillkürlich, dann willkürlich wiederholt in einem Laut. Dieser ist damit nicht Naturnachahmung, sondern äußere Darstellung einer geisterzeugten Anschauung. Unmittelbar nehmen wir ja keine Dinge außer uns wahr, sondern nur die Aenderung unserer eigenen Zustände; aus unsern Empfindungen entwirft die bildende Kraft der Seele, die Phantasie, nun Bilder, die sie als ihre Schöpfungen vom eigenen schöpferischen Wesen unterscheidet und damit sich gegenständlich macht, sich vorstellt, als etwas außer der eigenen Wesenheit anschaut. Die Außenwelt ist für einen

jeden nichts anderes als das reflectirte Bild seiner eigenen Empfindungen; die Ton- und Lichtempfindung versetzen wir außer uns, wenn wir vom Gesang der Nachtigall und vom Glanz der Sonne reden. So sind wir selbstthätig auch da wo wir nur leidend schienen.

Sinneseindrücke und innere Regungen des Geistes verschwinden wieder bis es gelingt ein Zeichen für sie zu schaffen und dadurch ihnen Gestalt und Ausdruck für das eigene Bewußtsein wie für die Mittheilung an andere zu geben. Als Mittel hierfür bietet sich der Laut, und die erste Möglichkeit des Verständnisses beruht darauf daß die Naturlaute nicht willkürlich individueller Art sind, sondern unwillkürlich auf eine allen gemeine Weise aus der Brust hervorquellen. Wir haben nun eine Summe von Sinneseindrücken, wir haben geistige Regungen, wir haben innere Anschauungen für beide und haben das äußere Material des Lautes; in der Ineinsbildung und Verschmelzung derselben zur Einheit des Wortes, in welchem ein Tonbild den Gedanken darstellt, besteht nun die Sprache, und dadurch ist sie ein Werk der Einbildungskraft, der Phantasie. Diese schafft zwischen der Außenwelt und dem Geist ein Neues, eine Gedankenwelt in Worten, die das Wesen des Geistes zur Entfaltung und Gestaltung bringt und die Natur abspiegelt wie sie im fühlenden Geist aufblüht und erscheint.

Das innere Bild, der in das Licht des Bewußtseins aufstrebende Gedanke will in seiner Aeußerung für sich selbst Bestimmtheit gewinnen, er bedarf dazu des bestimmt abgegrenzten oder des artikulirten Lauts, des Tons der in der Stimmritze gebildet und durch die Bewegung des Mundes geformt und begrenzt wird. So ist der artikulirte Laut Vocal und Consonant; der erstere selbst ist mehr Stoff, der letztere mehr formender Art, sie verhalten sich in der Sprache wie Farbe und Zeichnung im Gemälde. Die Vocale, wörtlich die Laute, von vox Stimme, heißen im Sanskrit Töne, die Consonanten Deutlich- und Offenbarmacher. Diese sind das durch Begrenzung Bestimmende, und werden hervorgebracht durch Schranken welche wir dem bewegten Hauch in unsern Sprachwerkzeugen setzen, oder dadurch daß wir seinem Strome halt gebieten. Grimm sieht im Vocal ein weibliches, im Consonant ein männliches Element. Solche artikulirte Laute sind der Beginn und die Wurzeln der Sprache, sie sind das Abbild eines Gedankenbildes und damit dessen Ver-

wirklichung im äußern Material, in der Verleiblichung, damit die künſtleriſche Ineinsbildung des Idealen und Realen.

Die Phantaſiethätigkeit bekundet ſich auch hier weniger durch Berechnung und Ueberlegung, zumal die eigentliche Reflexion ſchon die gebildete Sprache vorausſetzt, als dadurch daß das Licht des Geiſtes einen dunkeln Geſtaltungsdrang erleuchtet; hat doch wiederum gerade auf dieſem Gebiet Humboldt die Erkenntniß eines Vernunftinſtincts gewonnen, der die ſprachſchöpferiſche Thätigkeit leitet, und der als das unbewußte Walten des Rechten und Geſetzmäßigen in dem werdenden Geiſt auch in andern Sphären ſeine Anerkennung finden muß. Wie ſpäter in der Seele des Künſtlers Stoff und Form ſich vermählen und ein Totalbild des zu geſtaltenden Werkes wie eine innere Offenbarung dem Gemüth aufgeht, das nun der beſonnene Sinn durchzuführen hat, ſo bringt auch der ſprachſchöpferiſche Genius Laut und Gedanken als Stoff und Form zuſammen, und weil ſie im glücklich gefundenen Wort zuſammengehören, weil alſo der Genius auch hier aus der Tiefe der allgemeinen menſchlichen Natur heraus wirkt, ſo erkennen die Hörenden wie ihre eigene geiſtige Anſchauung oder der Eindruck den ſie von einer Sache haben, nun in der That und ſachgemäß laut und vernehmlich geworden iſt, ſie ſprechen das Wort nach, ſie behalten es. Man ſtellt zum Beiſpiel eine ſich drehende, raſche Bewegung dadurch dar daß man ſie mit der Zunge hervorbringt und ihr einen Vocal geſellt, und wir haben die Wurzel ro, ſie iſt ſogleich für ſich verſtändlich, weil ſie bezeichnend iſt, und rota, ῥόμμυμι, rollen, Roß ſprießen aus ihr hervor. Die Sprache bildet diejenigen Thätigkeitsäußerungen der Dinge die der Menſch mit dem Ohr auffaßt, durch einen ähnlichen Laut nach, doch immer ſo daß ſie das unartikulirte Geräuſch artikulirt, wodurch unſere Auffaſſungsweiſe dem Wort eingeprägt und daſſelbe keine bloße Naturnachahmung iſt. So unſere deutſchen Wörter Krach, Schnarchen, Gepolter, Säuſeln, Rauſchen, Donner, Klingel, oder das Mu und Mä der Kinder für Kuh und Schaf; das griechiſche βοῦς bezeichnet das bu machende Thier. Hieran reiht ſich aber ſogleich die Nothwendigkeit nun auch hörbare Ausdrücke für die ſichtbare Welt zu erzeugen oder den Eindruck der Formen und Geſtalten auf das Auge durch analoge Tonbilder für das Ohr wiederzugeben. Das geſchieht im Deutſchen durch Wörter wie Blitz, ſpitz, ſtumpf, ſtarr, zackig. Mit der Wurzel sta bezeichnen alle indogermaniſchen Völker das Stehende, mit plu oder flu das

Fließende; st! rufen wir um jemand zum Stehen zu bringen, indem wir die mit s-s-s bezeichnete Bewegung selber rasch durch t begrenzen, im pl oder fl haben wir das aus der Tiefe Hervorquellende, Fortwallende. Der Klang des Wortes schattet uns die Bewegung der Welle oder des Schwebens ab, Wörter wie weich, lind, dumpf, klar machen dem Ohr einen verwandten Eindruck wie die Vorstellungen dem Gemüth; die drei Grundvocale u a i zeigen ein Aufsteigen aus dem dunkeln Grund an den klaren Tag und das Licht der Liebe. In derartigen Bildungen wird die Macht der Phantasie schon freier; sie verläßt die Naturgrundlage nicht, aber sie verwerthet dieselbe nach eigenem Sinn für geistige Zwecke. Und von hier aus geht sie dazu fort auch für das Geistige selbst eine ihm entsprechende Naturform zu finden, und so im Wort ein Symbol des Gedankens zu gewinnen. Mit Härte und Nachgiebigkeit bezeichnen wir nun auch Charaktereigenthümlichkeiten, mit Begreifen und Schließen nun auch das denkende Berühren, Erfassen, Zusammenbringen und Verbinden. Und je innige und tiefer dann später einzelne Denker das Wesen der Dinge verstehen, desto gehaltreicher und seelenvoller werden auch die Worte, indem der vollere Sinn und reifere Gedanke sie durchstrahlt.

Neben dem Trieb nach charakteristischer Bezeichnung waltet zugleich auch bei der Wortbildung der Schönheitssinn; schwer aussprechbare oder übellautende Zusammenstellungen von Buchstaben werden vermieden und umgebildet, entlegene Laute durch Uebergänge verschmolzen, statt eintöniger Wiederholung ein verwandter Vocal genommen, in der Zusammensetzung der Wörter ein Consonant dem andern assimilirt. Doch wird die Sprache weichlich und schlaff, wenn ein Volk der Leichtigkeit der Aussprache, dem körperlichen Mechanismus zu sehr nachgiebt; die Schönheit verliert dann das Charakteristische, und die Arbeit des Geistes wird nicht mehr gewahrt; die wollen wir aber sehen, nur nicht in einem fruchtlosen Ringen mit dem widerspenstigen Stoff, sondern in seiner glücklichen Bewältigung; Schönheit ist Siegesfreude.

Wie die Stimme die Stimmung verkündet und Ton und Laut das innere Leben, die Gefühlszustände offenbaren, und wie sich damit auf eine noch dunkle unentwickelte Art dasjenige verwebt was Leid und Lust in uns hervorruft, so wird dieses nach seinem Wesen und seiner Gestalt bildlich im Wort veranschaulicht. So liegt im artikulirten und modulirten Laut, im

ausdrucksvoll betonten Wort die urſprüngliche Poeſie und Muſik, gerade wie uns der Ausganspunkt der bildenden Künſte in dem aufgerichteten Stein vor Augen ſteht, der einen heiligen Ort bezeichnet oder das Denkmal eines Ereigniſſes iſt, an den die religiöſe Verehrung ſich anknüpft. Humboldt ſagt: „Die Worte entquellen freiwillig, ohne Noth und Abſicht, der Bruſt, und es mag wol in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben die nicht ſchon ihre Lieder beſeſſen hätte. Denn der Menſch als Thiergattung iſt ein ſingendes Geſchöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.“ Die poetiſche Kraft erweiſt ſich zuerſt in der Bildung der Worte; die ſinnliche Blüte derſelben welkt aber mit der Zeit, ſie ſinken mehr und mehr zum bloßen Zeichen herab, je mehr der Verſtand zur Herrſchaft kommt, und die Poeſie hat dann die Aufgabe das Bewußtſein der Bildlichkeit wiederzuerwecken, durch ſinnvollen Gebrauch die Einbildungskraft anzuregen, durch maleriſche Beiwörter, Gleichniſſe, Metaphern auf der einen Seite, durch Wohlklang und Rhythmus des Verſes auf der andern das äſthetiſche Element der Sprache zur Wirkſamkeit zu bringen. Wie für den Sprachbildner der Laut und die einzelne geiſtige Anſchauung der Stoff ſind, den er im Wort geſtaltet, ſo iſt ſpäter der Reichthum der Sprache das Material in welchem der Dichter die Ideen offenbart und den geiſtigen Kosmos darſtellt.

Nun iſt es ferner die Natur des Geiſtes nicht ſtehen zu bleiben bei dem Einzelnen und Vielen, ſondern wie er ſelbſt Eins iſt in der Fülle der Anſchauungen, Gefühle, Gedanken, die er alle zur Einheit des Selbſtbewußtſeins im Ich verknüpft, ſo ſucht er auch in der Außenwelt das Allgemeine in der Mannichfaltigkeit des Beſondern, das gleiche Weſen im Wechſel der Erſcheinungen. Das Denken iſt ſelbſt das Allgemeine inſofern es thätig iſt, was wir denken gehört daher auch allen an. Und das Denken berührt nichts ohne ihm die eigene Freiheit und Allgemeinheit mitzutheilen; das Wort iſt als Ausdruck des Gedankens Verknüpfung von Laut und Begriff, der Begriff aber iſt eine allgemeine Einheit, die das Beſondere unter und in ſich begreift.

Wir würden der Fülle der Eindrücke und ihrem Wechſel erliegen und weder zu einem beſtimmten Ausdruck für ſie noch zu uns ſelbſt kommen, wenn es uns nicht gelänge ſie zu unterſcheiden und zu ordnen und dadurch ihr Meiſter zu werden. Wir unterſcheiden die Anſchauungsbilder voneinander, dadurch gewinnt

jedes ſeine Deutlichkeit, aber wir achten auch auf die Verſchiedenheit der Unterſchiede; wir entdecken daß wir einen Eichbaum von einer Linde anders unterſcheiden als von einer Nachtigall oder einem Stück Marmor, von einem Haus oder von einem Jäger; wir entdecken daß die Nachtigall mit dem Finken, der Jäger mit dem Hirten vieles gemeinſam hat, was dem Marmor oder der Linde fehlt, die wieder am Kieſel, an der Buche verwandte Gegenſtände haben, und ſo ordnen wir das Weſengleiche zuſammen und bilden uns allgemeine Schemata wie Baum, Vogel, Menſch, Stein, unter denen wir uns vieles gleichartige Beſondere vorſtellen; ſie ſind die nicht in der Außenwelt vorhandenen, aber in der Seele gebildeten Vorſtellungen, und um ſie feſtzuhalten, um ſie zu voller Beſtimmtheit zu bringen bedürfen wir eines Trägers für ſie, und den finden wir im Wort. Der Baum exiſtirt nicht, ſondern nur die Tanne, die Palme, ja auch dieſe nicht als ſolche, ſondern nur als ein beſonderes Individuum, aber dieſem Individuum geben wir den Namen der Tanne, um es dadurch mit vielen weſengleichen zuſammenzufaſſen, die wir von Buchen und Erlen unterſcheiden, wir nennen es ferner Baum und Pflanze, und ordnen es dadurch immer allgemeinern Begriffen unter. „Es iſt in Namen daß wir denken“ ſagt Hegel einmal; das möchte ich in dem Sinne von benannten Vorſtellungen auffaſſen. Die gewonnene Vorſtellung, dies allgemeine Schema für viele verwandte Einzeldinge, betrachten wir näher, ſuchen ſein Weſen zu ergründen und dadurch den Begriff zu bilden, der das Geſetz und die Natur der mannichfaltigen Erſcheinungen enthält. Auf ähnliche Weiſe bilden wir die Vorſtellungen der blauen, rothen Farbe, des Laufens, Lebens aus einer Menge von Einzeleindrücken, und erlangen ſo die Ausdrücke für allgemeine Eigenſchaften und Verhältniſſe oder Thätigkeiten der Dinge. Das Wort aber iſt die Verkörperung der Vorſtellungen und Begriffe; wir können mit ihm nicht das Beſondere in ſeiner Einzelheit ſagen, darauf müſſen wir deuten, das müſſen wir aufzeigen, und wenn wir eine Anſchauung einem andern ſprachlich mittheilen wollen, ſo müſſen wir ſie beſchreiben, das heißt viele in ihr zuſammentreffende Vorſtellungen aneinander reihen, — Metall, gelb, hellklingend, feuerbeſtändig u. ſ. w., um das Bild des Goldes zu erwecken. Daher gibt es allerdings vieles Unſagbare, und daher hat der Menſch die bildende Kunſt und die Muſik neben der Poeſie, um auch die Anſchauungen und Gefühle der Seele, die Formen und

den Entwickelungsproceß des Seins unmittelbar kundzuthun, aber in der Sprache hat er ganz eigentlich sein Vorstellungs- und Gedankenleben. Der Geist ist selbst die sich erhaltende und erfassende Einheit des Bewußtseins in der Fülle und Folge der Gefühle und Gedanken; er sucht und findet demgemäß auch das bleibende Wesen im Wechsel der Erscheinungen und in der Mannichfaltigkeit der Dinge, er erfaßt es im Gedanken und offenbart den Begriff im Wort. Darum heißt uns die Sprache auch die Geburtstätte des Geistes; denn sie ist diejenige Offenbarungs- und Wirkungsweise in welcher er sich selbst in seiner Geistigkeit hervorbringt, ein klares Selbst- und Weltbewußtsein und damit die Möglichkeit der Wissenschaft gewinnt.

Im Deutschen sind Ding, dingen, denken eng verknüpft; Ding ist etwas dessen Eigenschaften innerlich auf einen Schwerpunkt bezogen sind; den Schwerpunkt, die innere Wesenheit einer Sache feststellen heißt denken. Sprechen dagegen hängt mit Versprengen zusammen. Leo sagt: Zusammenziehen im Geist und auseinandergießen, aussprengen mit dem Munde, das wird durch die Wörter denken und sprechen ausgedrückt. Der Gedanke ist eine Zusammenziehung der Dinge aus einzelnen Wahrnehmungen, das Sprechen ist wieder ein Sprengen des Gedankens in kleine Theilchen, aus denen die Darstellung sich zusammensetzt, ein Besprühen und Besprengen des Hörenden im Geist.

Dies, die Zusammenfassung vieler ähnlicher Erscheinungen zur Einheit der Vorstellung des Rothen, des Gehens, des Steines, des Guten oder Schönen, und die Schaffung eines Ausdrucks und Trägers für sie ist erst das eigentliche Wesen der Sprache. Dadurch, durch das Hervorbilden des Allgemeinen, des Gesetzes, der Ordnungen in der Vielheit der Dinge, durch das Denken unterscheidet sich der Mensch vom Thier, das auch einzelnes erinnert, vergleicht, Schlüsse zieht, liebt oder haßt, Mittheilungen macht, aber am Besondern haftet, und deshalb sprachlos ist. Die Menschen nennt Homer darum mit Fug die Redenden; die Sprache, wie sie eins mit der Begriffsbildung, mit der Vernunft ist, unterscheidet ihn vom Thier. Durch sie erbaut er über der Natur das Reich des Gedankens, die ideale Welt der geistigen Güter, eine fortschreitende Cultur.

Indem wir hier den vollen Begriff des Wortes gewonnen haben, halten wir fest daß der fertige Gedanke nicht zum Wort herantritt, sondern im Wort und durch das Wort erst fertig wird,

mit ihm erwächst und sich bildet. Und dies hört nicht auf solange die Menschheit eine Geschichte hat, solange die Natur uns noch Unerkanntes bietet und der Geist noch Neues erzeugt. Es gilt das rechte Wort dafür zu finden, das heißt das Wesen der Sache auf eine solche Weise auszusprechen daß es dadurch für uns und andere bestimmt und faßlich ist. „Wer das rechte Wort gefunden, sagt Lazarus, hat die vollkommenste Vorstellung; das rechte Wort ist kein anderes als dasjenige welches durch die innere Sprachform diese Vorstellung mit denjenigen Reihen von Vorstellungen in Verbindung bringt zu denen sie entweder objectiv am meisten gehört oder subjectiv nach dem augenblicklichen Zweck der Rede gehören soll. Daher wird auch die Kunst immer das rechte Wort zu finden in jeder Gesellschaft gepriesen; wie oft ist es der Zauberschlüssel um die Seelen anderer zu öffnen, das Licht sie zu erleuchten! Zuweilen sind wir uns bewußt Gedanken zu haben die wir noch nicht fassen, für die wir das rechte Wort noch nicht finden können; es sind Gedanken die eben noch keine sind, Anfänge oder Keime von solchen; ein anderer spricht diesen Gedanken in Worten aus, und nun begreifen wir ihn und das Streben der eigenen Seele; so ist das Wort Ursache von Gedanken. Es ist oft nur der einfache Wortsinn, welcher aber vermöge der innern Sprachform die mit ihm associirten Gedanken wach ruft, welche allesammt erst die rechte Einsicht verschaffen. Ein solches Wort ist der Magnet, welcher in des andern Seele aus dem Schacht der unbewußten Vorstellungen die ersehnten an das Licht des Bewußtseins zieht; die innere Sprachform ist ein chemisches Reagens, welches aus der trüben Mischung wolkenartig schwebender Gedanken die wahlverwandten sich miteinander verbinden, die unverwandten einander abstoßen, und alle dadurch zur Klarheit ihrer Qualität gelangen läßt. Dieselben Gesetze der psychischen Wahlverwandtschaften gelten dann mittelbar auch für die Erregung der Gefühle, für die Bewegung des Gemüths, für die Stärkung der Motive zum Handeln in allen Lebensgebieten; der Lehrer, der Redner, der Dichter sie bringen alle diese Gesetze erst in sich und dann in der Seele des andern zur Anwendung durch die Kraft und das Geschick ihre Gedanken mit der wirksamsten Sprachform zu verknüpfen."

Von Anfang an entsteht im Gemüth das Wohlgefühl des Schönen durch das Zusammenwirken der Dinge mit dem Sinn und Geist des Menschen; aber der entwickelte Reichthum ästhetischen

Genuſſes bietet ſich erſt dadurch dem Bewußtſein und dem Verſtändniß, daß es gelingt die mannichfaltigen Stimmungen und ihre Objecte in Worten zu fixiren. Von Anfang an waltet die ſittliche Weltordnung in unſerm Gewiſſen, aber ihr Geſetz gibt ſich nur in dunkeln Regungen, in vorübergehenden Aufwallungen des Gefühls kund, bis wir dieſe feſthalten und im Worte als Wohlwollen, Gerechtigkeit, Muth, Liebe, Freiheit und ſo fort beſtimmen; dadurch wird es Licht im ethiſchen Gebiet, dadurch wird das Beſondere als ein Allgemeingültiges ausgeſprochen, dadurch wird es zu Geſetz und Recht. Und ſo ſchreitet die Menſchheit durch die Sprache ihrem Ziel entgegen, welches darin beſteht daß der Geiſt ſich ſeiner ſelbſt und der Welt klar bewußt werde und danach ſein Wollen und Wirken beſtimme.

Das Sein iſt Thätigkeit, die mannichfaltigen Dinge beſtehen nicht ruhig nebeneinander im Raum, ſondern ſie entwickeln ſich zugleich in der Zeit und ſie wirken aufeinander, und wo wir einen Eindruck von der Außenwelt gewinnen, da ſind es immer Gegenſtände und Handlungen zugleich die ihn hervorrufen. Mit einem Blick gewahren wir einen Reiterkampf und ſehen nicht blos Männer und Roſſe, ſondern auch die Bewegungen des Angreifens, der Abwehr, des Erliegens und Siegens, und ſolch ein Totaleindruck gewinnt auch zunächſt ſeinen Totalausdruck in einem Laut, welcher als Ausruf aus unſerer Bruſt hervorbricht. Aehnlich geben wir das eigene innere Leben der Gefühle unmittelbar in Tönen kund. Aber es iſt darin auf dunkle unentwickelte Art dasjenige verwoben was Leid und Luſt in uns veranlaßt, und es beginnt hier wie dort das Denken damit daß es unterſcheidet zwiſchen uns und den Gegenſtänden, und daß es die angeſchauten Gegenſtände und ihr Thun und Leiden in der Auffaſſung ſondert; dann aber faßt es dieſe gegliederte Fülle wieder zur Einheit zuſammen. Indem die Sprache dieſe Thätigkeit des Geiſtes darſtellt, wird aus dem Wort der Satz. „Der Urſprung und das Ende alles getheilten Seins iſt Einheit“, ſagen wir mit Humboldt, und erkennen mit den Phyſiologen daß alles Organiſche nicht durch Zuſammenſetzung fertiger Beſtandſtücke, ſondern durch Entfaltung des einfachen Keimes, durch Scheidung und Vereintbleiben wird und wächſt. Das alte Wort des Ariſtoteles, daß das Ganze früher ſei als die Theile, gilt auch hier. Darum iſt es aber wichtig für die Auffaſſung der Sprache als eines Organismus feſtzuhalten daß anfänglich,

und ſtets noch bei dem Kinde, ein Wort den Satz vertritt, und daß es daher weder Subſtantiv, noch Adjectiv, noch Verbum, ſondern noch keines derſelben und alle zugleich iſt. Ja es werden die erſten Sätze aus mehreren derartigen aneinander gereihten Wörtern beſtehen.

Die weſentlichen Beſtandtheile der Sprache ſind die Wurzeln, einfache Typen, die entweder eine allgemeine Eigenſchaft oder Thätigkeit ausdrücken, oder demonſtrativer Art ſind, dies, da, hier, dort, ich, du, er und dergleichen bezeichnend. Die Wurzeln ſind einfach und beſtehen aus einem Vocal, z. B. i gehn, oder einem Vocal und Conſonanten; tritt noch ein zweiter, dritter Conſonant hinzu, ſo modificirt er das Urſprüngliche; ſo iſt tu bewegen, thun, engliſch do, tud ſtoßen, tup ſchlagen, tur verletzen, turv beſiegen. Aus 400—500 Wurzeln bildet die Sprache ihren Wortreichthum; im Geſpräch braucht der Gebildete 3000—4000 Wörter, der wähleriſche Schriftſteller, der ſchlagfertige Redner verwerthet die doppelte Anzahl; bei einem Dichter der die größte Mannichfaltigkeit des Ausdrucks aufbietet, bei dem Dramatiker Shakeſpeare hat man 15000 gezählt, im Engliſchen überhaupt rechnet man auf 40000.

Die Wurzel will uns eine Erſcheinung erklären, kenntlich machen; wir erkennen eine Sache, wenn wir ihr Weſen, ihr unterſcheidendes Merkmal erfaſſen und ſie zugleich als Glied in der Ordnung der Dinge, als ſinnenfällige Erſcheinung einer Idee wahrnehmen. Die Naturobjecte, ſagt Oerſted ganz treffend, empfinden wir mit unſern Sinnen, die Naturgedanken können nur durch unſere Vernunft begriffen werden, und Max Müller fügt hinzu: Alles Benennen iſt Klaſſifikation, Einordnen des Individuellen unter das Generale; wir kennen alles nur vermöge unſerer allgemeinen Ideen. Jede Wurzel aber drückt etwas Allgemeines aus, ſie iſt eine lautgewordene Vorſtellung; jeder Name nennt eine Eigenſchaft oder eine Thätigkeit, welche für viele Dinge Geltung haben, ſowie Thier, Pflanze, Stein viele Individuen unter ſich befaſſen, die wir eben durch dieſe Namen begreifen wollen. Es wird allerdings immer Ein Gegenſtand ſein welcher den Menſchen zur Bezeichnung anregt, aber dieſer gilt für viele ähnliche; ſo bedeutet Iſar und Iſere das gehende, bewegte Waſſer, und wiederum hängen viele Bäche und Flüſſe ein Ach oder Ache an beſondere Namen, und jenes iſt gleich aqua, das Fließende. Rhein iſt der Rinnende, das Wort hätte für Strom

allgemein werden können, ist aber an unserm deutschen und an dem kleinern Rhenus bei Bologna haften geblieben. Fluß von der Wurzel plu, die deutlich das Hervorquellende, Fortfließende erkennen läßt, ist allgemein geworden wie es sogleich ein Allgemeines ausdrückte. Serpens ist im Lateinischen die Schlange als die Kriechende, aber anguis hängt mit ango beengen, beängstigen zusammen, ahi heißt die Schlange der Indier als die Erwürgende, und anhas bedeutet Sünde, da ihr Bewußtsein uns die Seele zusammenschnürt. Die Wurzeln sind Grundtypen aus denen sich zahlreiche Wörtergeschlechter entwickeln, sie sind zum Ausdruck eines Gedankens artikulirte Laute, ein knappes präcises Tonbild für die Vorstellung die der Mensch eben in sich erzeugt, die er sich selber zur Bestimmtheit bringen und andern mittheilen will. „Es soll der Klang dem Sinn ein Echo sein" sagt Pope. Der Werdedrang des Bewußtseins, der Vernunftinstinct läßt die Menschen vielfältig sich versuchen, die artikulirten Laute brechen hervor wie die Blütenknospen des Baumes; viele fallen ab, aber einige bleiben und bringen Frucht. Diejenigen bleiben in welchen auch die andern Menschen, die das Wort hören, die geeignete, sachgemäße Bezeichnung für ihre Vorstellung und ihr Gefühl wiederfinden; diese werden wiederholt, und entweder mit bessern vertauscht oder umgeformt oder als Erbgut den Nachkommen überliefert.

Durch Darwin ist die Ueberzeugung verbreitet worden daß aus wenigen Grundtypen sich die mannichfaltigen Arten, Geschlechter, Individuen der Pflanzen und Thiere entwickelt haben; ähnlich ist es mit den vieltausend Wörtern und den einigen hundert Wurzeln der Sprache. Und wie diejenigen Pflanzen und Thierformen sich erhielten, fortpflanzten und gattungsmäßigen Bestand gewannen welche beim Kampf ums Dasein die meiste Kraft bewährten, den vorhandenen Lebensbedingungen sich am besten anschmiegten, ihrem Zwecke am vollsten genügten, so sind auch diejenigen unserer Wörter zu Wurzeln geworden welche die allgemeine Zustimmung der Genossen fanden, weil sie ausdrückten was alle sagen wollten, wodurch sie eben ihre Aufgabe erfüllten. So war die Wurzelschöpfung das Werk der Gesammtthätigkeit, die Uebung eines natürlichen, das heißt von Gott verliehenen Vermögens der Menschheit, welche dadurch recht eigentlich zu sich selbst kam, ihr Geistesbewußtsein sich erwarb. Sinnliche Eindrücke welche einen entsprechenden lautlichen Ausdruck gefunden hatten, weckten

in der Seele einen ihnen analogen Begriff, oder wurden verwandt um das Geiſtige zu verſinnlichen und dadurch vernehmlich zu machen; das Lichte, Klare bezeichnet die deutliche Wahrheit des Begriffs, und anemos, der Wind, der Athem, der Lebenshauch, ward zum belebenden Geiſte, animus; pensare abwägen wird im Franzöſiſchen zu penser denken, erwägen; von Wurzeln die Glanz bedeuten wurden Worte für Freude, Liebe, Glück wie für Stern und Auge gebildet. Für die Wahrnehmung daß nicht die zufällige Abart ſich erhält, ſondern dasjenige Individuum beſteht und ſich fortpflanzt welches dem urſprünglichen Zwecke am nächſten kommt, hat Darwin, als ſie der Wiſſenſchaft nothwendig geworden war, auch das rechte Wort gefunden, als er das Princip der natürlichen Auswahl aufſtellte, die zugleich die vernünftige iſt; als Max Müller ſie auf die Sprachbildung anwandte, bemerkte er mit Recht: wenn ſonſt die Naturforſcher ſtolz darauf ſind ihren Namen einer neuen von ihnen entdeckten Species anzuheften, ſo kann Darwin um ſo ſtolzer ſein, denn ſein Name wird mit einer neuen Idee oder Kategorie verbunden bleiben; er bildete den Begriff und aus den vorhandenen Wurzeln das Wort, wie in der Urzeit ein Ausdruck für die aufdämmernde Vorſtellung gewonnen ward; war er glücklich, ſo ward er behalten und ward zur Wurzel, wie Darwin's Wort bereits von der ganzen gebildeten Welt angenommen und gebraucht iſt.

Der urtheilende Verſtand und die phantaſievolle Anſchauung wirken bei der Wortſchöpfung und Wurzelverwerthung zuſammen; Wiſſenſchaft und Dichtung, die beide durch die Sprache möglich werden, ſind bei ihrer Erzeugung im Vereine thätig. Oder man kann mit Locke ſagen daß bei der Namengebung vernehmlich der Witz ſich bewähre, die Kraft einer ſchnellen und mannichfachen Zuſammenſtellung von Ideen, in welchen eine Aehnlichkeit zu finden iſt, um dadurch anſprechende Bilder in der Einbildungskraft hervorzubringen. Ich gebe ein paar Beiſpiele. Als unſere Urahnen in Hochaſien das Land zu bebauen anfingen, brauchten ſie ein Wort dafür, und als einer das Oeffnen des Bodens mit dem Pflug, wo die Schollen rechts und links niederrauſchten, mit ar bezeichnete, mit der Oeffnung des Mundes a und dem rollenden r, da fand dies Anklang, und das lateiniſche arare, das griechiſche aroun, das gothiſche arian, das engliſche ear hat daher ſeinen Urſprung, und heißt pflügen; aratrum, arotron, nordiſch ardhr das Werkzeug zum Pflügen ward darnach benannt;

die Erde, gothiſch airtha, heißt daher die Gepflügte, aroura griechiſch und arvum lateiniſch das Ackerfeld; von dieſer vorzüglichen Thätigkeit ward das deutſche Wort auf alle Arbeit übertragen, von dieſer erſten Kunſt im Lateiniſchen alle Kunſt ars geheißen; das Ruder durchfurcht das Waſſer und heißt deſſen Pflug, eretmos, bei den Griechen, und von dem beſten Geräth, der nothwendigſten Waffe konnten die Lateiner ihr arma bilden, wie Schiller im Räthſel vom Pfluge ſagt daß er am nächſten dem Schwert verwandt ſei. Arier nannten ſich unſere Urahnen vor der Trennung in Indier und Perſer, Kelten, Griechen, Römer, Slawen, Germanen; airya heißt im Zend ehrwürdig; ari iſt im Griechiſchen unſer ſehr und drückt das Vorzügliche aus, aristoi ſind die beſten, die am meiſten ariſchen; die Vermuthung M. Müllers iſt anſprechend daß die Arier ſich als ſeßhafte Ackerbauer von den Nomaden, den Turaniern, mit Stolz unterſchieden und ſo benannten, während im Namen Tura die Schnelligkeit des Reiters liegt.

Für die Wurzel mar zerreiben bietet das knirſchende Geräuſch aufeinander bewegter Steine den Anlaß; das r etwas weicher wird l, und mahlen, Mühle, Müller, mola, moly, ſowie Zermalmen iſt die nächſte Ableitung davon; ſich im Kampf aneinander reiben nennt der Grieche marnamai, Mars iſt der zermalmende Kriegsgott der Römer; das Zerreiben zerſtört aber auch, und ſo iſt mors, morbus, Tod, Krankheit und unſer Mord aus der Wurzel hervorgeſproßt. Maru iſt im Sanskrit das Verwüſtete, Zerſtörte, die Oede. Als die Arier aus dem Binnenlande an die See kamen, da nannten die Italier ſie mare, die Waſſerwüſte, im Gegentheil vom fruchtbaren Land, während der ſchiffahrtskundige Inſelgrieche vielmehr die große Brücke oder Straße, pontos, im Meere ſah, wo eben dann Homer doch gern das Beiwort erntelos hinzufügt; ein anderer Ausdruck war thalassa, das Hin- und Hergeſchüttelte, ähnlich dem gothiſchen saivs, unſerm See, das Siedende, Wogende, woher wieder saivala die Seele, das bewegte und bewegende Princip unſers Lebens genannt ward; oder „die Seele war von den germaniſchen Nationen urſprünglich als ein Meer in uns aufgefaßt, das mit jedem Athemzuge auf- und niederwogt und Himmel und Erde auf ſeiner Tiefe ſpiegelt“ (M. Müller). Doch blicken wir auf mar zurück, ſo liegt das Zermalmende im lateiniſchen Marcus Stößel oder Hammer, und in Karl Martell, im indiſchen Marut

Sturm, im gothiſchen malmu Sand, das Zermalmte; aber nun iſt das Abgeriebene ja auch das Geglättete, Polirte, und daraus kann die Bezeichnung für das gewählt werden dem man ſeine Rauhigkeit genommen, das man beſänftigt hat, darnach kann im Indiſchen die Katze marjara genannt werden, das Thier das ſich immer reibt und putzt; das griechiſche malakos heißt ſanft, und das Zerriebene iſt mürbe, das Mehl iſt müll, mollis, malt iſt engliſch das Geſchmolzene, und mild iſt unſer mild; und wie der Menſch im Lieben, Schmachten, Hoffen zerſchmilzt, ſo können auch ſolche Begriffe damit angedeutet werden, und der Grieche ſagt meledaino ich ſchmelze um auszudrücken daß er in Sorge um etwas ſich auflöſt.

Loges ſtammt von lego, das gleich dem lateiniſchen legere ſammeln bedeutet; die Vernunft iſt Sammlung, im Begriff werden viele Einzelerſcheinungen zuſammengefaßt, und das Wort iſt die Bezeichnung für dies Vereinte, Allgemeine. Nie hatte man fertige Begriffe und ſuchte für ſie die Laute, ſondern im artikulirten Laut prägt ſofort der werdende Gedanke ſich aus, indem der Denkende ihn für ſich und andere geſtalten will. Iſt aber einmal eine Reihe von Wörtern geprägt, ſo wird ein großer weiterer Schritt dadurch gethan und eine neue Stufe der Sprachentwickelung dadurch erreicht daß man zwiſchen Eigenſchaften und ihren Trägern, zwiſchen Gegenſtänden und ihrem Thun und Leiden unterſcheidet, und danach auch in der Sprache unterſchiedene Wortarten dafür ſetzt. Wie das Leben ſelber in Bewegung und Wechſelwirkung beſteht, ſo kommt auch erſt Leben in die Sprache, wenn durch das Zeitwort die Beziehung der Gegenſtände, ihr Thun und Leiden ausgedrückt wird. So iſt es eigentlich das Hauptwort, und mit Wort ſchlechthin oder verbum ward es nicht unpaſſend von den Lateinern bezeichnet. Es iſt die Thätigkeit der Dinge wodurch ſie auf uns einen Eindruck machen, von ihrer Thätigkeit aus ſind die meiſten Wurzeln gebildet: der Wind iſt der Wehende, der Wolf der Zerreißende, der Hahn (die Wurzel in canere) der Krähende, Eſel, asellus, nach einer Wurzel as der Raſche, der er im Orient und Süden ja heißen kann. Aber Thun und Leiden muß als ſolches in der Bewegung und damit die Wechſelwirkung der Dinge ausgeſprochen werden, wenn die Sprache ein Bild der wirklichen Welt gewähren ſoll. „Alle übrigen Wörter ſind gleichſam todt daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein iſt der Leben enthaltende

und Leben verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und eben denselben synthetischen Act knüpft es durch das Sein das Prädicat mit dem Subjecte zusammen, allein so daß das Sein, welches mit einem energischen Prädicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte selbst beigelegt, also das blos als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht blos den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst der herniederfährt; man bringt nicht blos den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläßt durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über." (Humboldt.) Ganz eigentlich gilt dies vom flectirten Verbum; dasselbe hängt damit zusammen daß der Geist zwischen sich, den andern Persönlichkeiten und den Dingen unterscheidet, daß er diese Unterschiede durch ich, du, er, wir, ihr, sie bestimmt, und diesen Formen des Pronomens nun die Formen des Verbums gemäß macht.

Immer nämlich würden die einzelnen Theile des Satzes äußerlich nebeneinander liegen, statt innerlich einander zu durchdringen und organisch zu verschmelzen, wenn die Beziehung der Wörter aufeinander, wenn die Unterschiede der Person, der Einheit oder Vielheit, des Thuns oder Leidens wieder nur durch besondere Wörter ausgedrückt würden. Das ist allerdings ursprünglich geschehen, aber es bezeichnet die Stufe des noch Unorganischen in der Sprache. Etwas ganz anderes ist es wenn alles dies an den Wörtern selbst gesetzt wird, wenn den Modificationen des Inhalts gemäß auch ihre Form durch Anbildung oder Umbildung verändert wird. Da erscheint das Wort selbst wie ein Organismus, wie eine Pflanze, die aus Wurzel oder Stamm mit innerer Kraft nach Maßgabe der Einwirkung die sie erfährt, Sprossen und Laub hervortreibt. Nun wird die Beziehung in welcher die Wörter zueinander stehen, auch an ihnen selbst gesetzt und vernehmlich, und das Zeitwort richtet sich nach dem Subject und bestimmt oder regiert das Object. Nun ist in der lebendigen Rede durch die Beugung der Worte oder die Flexion die Einheit in der Mannichfaltigkeit vorhanden; in der Form der einzelnen Redetheile ist ihre gegenseitige Beziehung aufeinander ausgeprägt, eins ist vom andern abhängig und bedingt zugleich dessen Stellung und Form, und sie alle erscheinen als die innerlich verbundenen Glieder eines Organismus. Jetzt ist die Sprache

in Wahrheit der organiſche Ausdruck des Geiſtes, jetzt ſpiegelt ſie treu den Kosmos, die geordnete und lebendige Außenwelt, in der Seele wieder. Welch ein großes liegt ſchon darin daß der Unterſchied des Geſchlechts auf alle Gegenſtände übertragen wird, daß ſie dadurch in der Auffaſſung lebendig ſind, daß im Wort empfunden und ausgedrückt iſt ob die Sache mehr thätig oder empfangend, mehr machtvoll oder milde, mehr der männlichen oder der weiblichen Natur entſprechend oder als neutral aufgefaßt wurde! Die Tiefe des Gemüths wie die Schöpferkraft der Phantaſie ſpiegeln ſich gleichmäßig darin. Ueberhaupt: dieſelbe göttliche Vernunft, die in der Natur und in dem menſchlichen Denken waltet und beiden ihr Geſetz gegeben hat, herrſcht auch in der Sprache, und es iſt die Phantaſie die in ihr den Gedanken realiſirt, die Dinge idealiſirt.

Unvergleichlich ſchön hat gerade das hieraus entſpringende äſthetiſche Element auch Wilhelm von Humboldt gelegentlich hervorgehoben. „Die Sprache verpflanzt nicht blos eine unbeſtimmte Menge ſtoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, ſie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt. Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach allen ſinnlichen Eindrücken hin geſtaltenreiche Mannichfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umſtrahlt. Unſer Nachdenken entdeckt in ihr eine unſerer Geiſtesform zuſagende Geſetzmäßigkeit. Abgeſondert von dem körperlichen Daſein der Dinge hängt an ihren Umriſſen wie ein nur für den Menſchen beſtimmter Zauber äußerer Schönheit, in welcher die Geſetzmäßigkeit mit dem ſinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingeriſſen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und ſie vermag es darzuſtellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlaſſen wir nicht die uns wirklich umgebende. Mit der Geſetzmäßigkeit der Natur iſt die ihres eigenen Baues verwandt; und indem ſie durch dieſen den Menſchen in der Thätigkeit ſeiner höchſten und menſchlichſten Kräfte anregt, bringt ſie ihn überhaupt auch dem Verſtändniß des formalen Eindrucks der Natur näher, da dieſe doch auch nur als eine Entwickelung geiſtiger Kräfte betrachtet werden kann. Durch die dem Laute in ſeinen Verknüpfungen eigenthümliche rhythmiſche und muſikaliſche Form erhöht die Sprache, ihn in ein anderes Gebiet verſetzend, den

Schönheitseindruck der Natur, wirkt aber auch unabhängig von ihm durch den bloßen Fall der Rede auf die Stimmung der Seele."

Betrachten wir die Sprache als diesen geistigen Organismus, so sehen wir wie sie über das Wollen und Vermögen des einzelnen hinaus ein selbständiges Dasein hat, und der einzelne vielmehr in sie hineingeboren wird, von ihr das Material und Gepräge seines Denkens empfängt. Zwar muß die Sprache immer wieder von Individuen gesprochen und der im Wort niedergelegte Gedanke wieder gedacht werden, wenn sie leben und wirklich sein soll, aber er reproducirt dabei doch nur ein objectiv Vorhandenes. Und so mag wol den Menschen ein Staunen ergreifen, wenn er das Wesen der Sprache erwägt, und leicht wird sie ihm als ein übermenschliches Wunder erscheinen.

Das Räthsel, woher die Sprache stamme und wie sie dem Menschen zu Theil geworden, steht freilich unlösbar da, wenn man auf der einen Seite den sprachlosen Menschen, auf der andern als von ihm unabhängig eine fertige Sprache voraussetzt; in der genetischen Betrachtung ihres Wesens aber, wie ich sie hier versucht habe, ist zugleich ihre Entstehung und Ausbildung dargelegt. Dagegen erweisen sich zwei frühere Annahmen über den Ursprung der Sprache als gleich unstatthaft, weil unmöglich. Die eine betont ausschließlich die Freiheit des menschlichen Geistes, die Sprache ist seine Erfindung, mit bewußter Absicht kommt man um des Verkehrs willen überein bestimmte Dinge mit bestimmten Worten zu bezeichnen. Hier ist der Zusammenhang der Sprache mit der Natur des Menschen, der Ausgang vom Naturlaut, ebenso übersehen wie ihre Nothwendigkeit für das Denken und seine Entwickelung selbst. Wie sollte man sich verständigen mit gewissen Worten gewisse Gegenstände zu benennen, wenn nicht Sprache und Verständniß schon vorhanden waren? Der Entschluß eine Sprache erfinden zu wollen, setzt in dieser Fassung schon Worte voraus, setzt ein Wissen vom Wesen der Sprache voraus; wer aber weiß was Sprache ist, der hat sie schon, der braucht sie nicht erst zu erfinden. Auch ist ja der Mensch der Gesetze der Sprache sich anfänglich nicht bewußt, sondern er lernt sie selber erst durch grammatische Studien kennen. Den einzelnen, der mit bewußter Absicht in das Leben der Sprache eingreifen will, sehen wir immer scheitern; sie ist so sehr Ausdruck des Gemeinsinns daß alles Willkürliche und Individuelle schon deshalb

unſtatthaft iſt weil ſie verſtanden ſein will, weil alſo was des einen iſt auch des andern ſein muß; ſie läßt ſich nicht meiſtern; ſie iſt ein fortſchreitender Organismus, wir tragen zu ihrem Werden und Wachſen unwillkürlich bei, und der Neuzeit iſt es gelungen Entwickelungsgeſetze zu finden, die den Lauf der Jahrhunderte und Jahrtauſende in der Sprachbildung beherrſchen.

Dies weiſt allerdings über den Menſchen hinaus, und ſo ſah man denn den Urheber der Sprache in Gott, der ſie dem Menſchen als Geſchenk, als Angebinde verliehen und in die Wiege gelegt. Hier ſetzt man den ſprachloſen Menſchen und die fertige Sprache voraus. Aber was ſollte er mit ihr machen, wie ſollte er ſie aufnehmen, verſtehen und handhaben? Worte ſind Ausdrücke für Begriffe, ſind Tonbilder für Anſchauungsbilder; ſie ſind ein leerer Schall, ſolange nicht zugleich der Begriff gedacht, die Anſchauung aus äußern Eindrücken entworfen und beides mit ihnen verbunden iſt. So müßte alſo Gott mit der Sprache dem Menſchen zugleich die Welterfahrung und die Ideen gegeben und fertig überliefert haben. Aber alle geiſtige Gabe iſt eine Aufgabe, wir müſſen ſie uns aneignen, wir müſſen ſie für uns erarbeiten und ſie verwirklichen. Einen Gedanken haben wir nur dadurch daß wir ihn ſelbſt denken, das iſt ſeine Natur und Weſenheit. Kein anderer kann ihn uns in den Kopf ſtecken wie den Apfel in die Taſche, der andere kann uns immer nur die Anregung geben daß wir den Gedanken in uns hervorbringen, daß wir mit ihm auch das Wort für ihn erzeugen. Als Gott die Freiheit des Menſchen wollte, da hat er ſelber ſeine Macht und Offenbarung an unſer Mitwirken gebunden. Gedanke und Wort ſind nur wirklich als das Werk und die That geiſtiger Thätigkeit, alles Denken iſt Selbſtdenken. Und was die Anſchauung der Dinge, die Welterfahrung angeht, ſo kann man auch die nicht geſchenkt bekommen; bekanntlich hat ſchon Behriſch zu dem jungen Goethe geſagt: Erfahrung iſt daß man erfahrend erfährt worin die Erfahrenheit der Erfahrenen beſteht. So wenig als der noch anſchauungs- und gedankenloſe Menſch mit der fertigen Sprache etwas anfangen könnte, weil ſie für ihn gar nicht Sprache wäre, weil ihm der Sinn fehlte der den Laut zum Wort ſtempelt, ſo wenig könnte Gott ſie ihm geſchaffen haben, weil er das Begriffswidrige und Denkunmögliche weder will noch thut. Bei Gott iſt allerdings kein Ding unmöglich, aber jedes Unding; das Urweſen iſt nicht Grund des Unweſens. Den Menſchen mit einer

ausgebildeten Sprache ſchaffen hieße ihn ſogleich mit der Cultur ſchaffen, die ihrem Begriff nach nichts Gegebenes und Urſprüngliches, ſondern das Werk der Geſchichte, der zeitlichen Entwickelung iſt. So iſt die Sprache dem Menſchen weder geſchenkt noch anerſchaffen. Denn im Weſen der Sprache liegt daß ſie verſtanden wird, verſtehen aber iſt ſelbſtthätiges Erzeugen, Gedanke und Wort ſind untrennbar.

Schon die Griechen ſtritten ob die Sprache von Natur oder durch übereinkömmliche Satzung geworden ſei. Wie die Philoſophen Heraklit und Demokrit den Gegenſatz ausdrücken, erfaßt jeder eine Seite der Wahrheit. Die Wörter, ſagt der erſtere, gleichen Schatten oder Bildern der Bäume in einem Fluß, oder unſerm eigenen Bild, wenn wir in einen Spiegel blicken. Er behauptet damit daß die Wörter ein Ausdruck vom Abdruck der Dinge in der Seele ſeien, nichts willkürlich Gemachtes. Der andere betont die nothwendige Thätigkeit des Geiſtes, wenn er die Worte tönende Bilder nannte, Bildſäulen, Kunſtwerke, aber nicht aus Stein und Erz, ſondern aus Lauten.

Jakob Grimm, der vor einigen Jahren die Frage über den Urſprung der Sprache wieder aufnahm, die im vorigen Jahrhundert Herder zu löſen geſucht, gibt, indem er Herder's Antwort in Bezug auf den Antheil der menſchlichen Freiheit unterſtützt, einige andere Gründe an, welche beweiſen daß die Sprache als ſolche nicht geſchaffen, ſondern geſchichtlich geworden ſei. „Vergegenwärtigen wir", ſagt er, „uns ihre Schönheit, Macht und Mannichfaltigkeit, wie ſie ſich über den ganzen Boden der Erde erſtreckt, ſo erſcheint in ihr etwas faſt Uebermenſchliches, kaum von Menſchen ſelbſt Ausgegangenes, vielmehr unter deſſen Händen hier und da Verderbtes und in ſeiner Vollkommenheit Angetaſtetes. Gleichen die Geſchlechter der Sprachen nicht den Geſchlechtern der Pflanzen, Thiere, ja der Menſchen ſelbſt in aller beinahe endloſen Vielheit ihrer wechſelnden Geſtalt? Erblüht nicht die Sprache in günſtiger Lage wie ein Baum, dem nichts den Weg ſperrt und der ſich frei nach allen Seiten ausbreiten kann, und wird unentfaltet, verſäumt und abſterbend ſie nicht einem Gewächs ähnlich das bei Mangel an Licht und Erde ſchmachten und dorren mußte? Auch die erſtaunende Heilkraft der Sprache, womit erlittenen Schaden ſie ſchnell verwächſt und neu ausgleicht, ſcheint die der mächtigen Natur überhaupt, und nicht anders als dieſe verſteht ſich die Sprache darauf, mit geringen Mitteln aus-

zureichen und volles Haus zu halten: denn sie spart ohne zu geizen, sie gibt reichlich aus und vergeudet nie."

Dann aber macht Grimm auf die Stimme der lebendigen Natur aufmerksam, und wie bei den Thieren das Angeschaffene, weil es angeschaffen ist, einen unvertilgbaren Charakter hat. Darum steht die Stimme mit welcher die Thierwelt für alle einzelnen Geschlechter einförmig und unabänderlich ausgestattet wurde, in unmittelbarem Gegensatz zur menschlichen Sprache, die immer abänderlich ist, unter den Geschlechtern wechselt und stets erlernt werden muß. Ein auf dem Schlachtfeld neugeborenes russisches oder französisches Kind wird in Deutschland erzogen deutsch zu sprechen anheben, seine Sprache war ihm also nicht angeboren. Die Sprache entwickelt sich in der Geschichte, sie hat selbst eine Geschichte, sie ist eine fortschreitende Arbeit, eine zugleich rasche und langsame Errungenschaft der Menschen, die sie der freien Entfaltung ihres Denkens verdanken. Alles was die Menschen sind, haben sie Gott, alles was sie überhaupt erringen in Gutem und Bösem, haben sie sich selbst zu danken.

So weist uns die Sprache, wenn wir sie als Erfindung und Werk menschlicher Freiheit betrachten, auf ein Nothwendiges und auf Gott hin, und wenn wir sie als göttliche Schöpfung und Geschenk ansehen, werden wir auf die menschliche Thätigkeit bei ihrer Erzeugung hingeführt. Das Unbewußte und das Bewußte wirken in der Sprachbildung zusammen wie in aller Phantasiethätigkeit. Das Göttliche und das Menschliche durchdringen einander. Der Mensch hat von Natur die Sprachfähigkeit insofern er Geist ist, und hat in seinem Leibe die Werkzeuge der Lauterzeugung, ja diese geschieht zunächst absichtslos wie eine Reflexbewegung zufolge dem Reiz äußerer Eindrücke. Der Mensch hat in seinem Denken das logische Gesetz, und verfährt ihm gemäß in der Entwickelung der Sprache vernunftgemäß, wenn auch nicht wissentlich vernünftig. Das alles ist nicht seine Erfindung, sondern Naturgabe. Aber der Zusammenhang der geistigen Sprachfähigkeit mit dem leiblichen Organismus setzt ein höheres Princip voraus, das beide vorher durchschaut, füreinander bestimmt und gestaltet, und das unbewußt zweckmäßige Verfahren der leibgestaltenden wie der sprachschöpferischen Phantasie weist auf einen zwecksetzenden Geist hin. Die geistige und leibliche Sprachfähigkeit und das Gesetz der Sprachentwickelung ist Gottes Schöpfung, was wir Naturgabe

nannten ist nur als das Werk einer selbstbewußten Weisheit, nicht als der Erfolg blinder Zufälligkeit zu verstehen. Aber diese Gabe ist zugleich Aufgabe. Der Geist macht sein Wesen zu seiner That, darum muß die menschliche Freiheit die Sprachanlage entwickeln und dadurch wahrhaft zu sich selbst kommen. Die Sprachidee ist Gottes Gedanke und liegt jeder Sprache zu Grunde, aber ihre Verwirklichung in den besondern Sprachen ist des Menschen eigene That; die Sprachidee ist der Seele eingeboren, aber was so nur der Möglichkeit nach vorhanden ist, wird durch uns selbst entwickelt und verwirklicht. Unser Denken erfaßt das Wesen der Dinge und spricht es aus im Wort, weil sie selber im göttlichen Geist ursprünglich gedacht und im ewigen Wort gegründet und geschaffen sind.

Dem Tieferblickenden tritt das Gottmenschliche überall entgegen. Er vernimmt die Stimme Gottes in seinem Gewissen, er gewahrt wie er die besten Gedanken nicht erschlossen oder errechnet hat, sondern wie sie urplötzlich in ihm aufsteigen als eine Offenbarung aus dem innersten Lebensgrunde, er begreift eine göttliche Begeisterung, kraft welcher die Phantasie über des Künstlers Wollen und Verstehen hinaus die herrlichsten Werke schafft. Aber der Begriff des Gottmenschlichen selbst bleibt uns unzugänglich, solange wir Göttliches und Menschliches nicht blos unterscheiden, sondern völlig scheiden und auseinander halten. Erst wenn wir erkennen daß wir in Gott leben und Gott in uns, daß er in der Welt sein Wesen und seine Gedanken entfaltet und daß wir in der Rückkehr zu ihm unsere Bestimmung erreichen, indem wir mit liebendem Gemüth ihn in uns finden und einsehen daß er Grund und Ziel unseres Daseins ist, erst also wenn das göttliche und das menschliche Selbstbewußtsein gesetzt, unterschieden und zugleich vereint werden, wie unser Ich und seine besondern Gedanken und seine Thätigkeit, erst dann wird uns die Gottmenschheit verständlich und der Schlüssel zum Verständniß der Natur und Geschichte. Auch in der Geschichte vollzieht sich die göttliche Weltregierung nicht durch Drähte die uns wie Marionetten lenken und nicht durch von außen hereinbrechende Gerichte, sondern durch die Thaten der Menschen selbst, deren Erfolg freilich gar oft eben durch die im Ganzen waltende Dialektik des Schicksals ein ganz anderer ist als er von den einzelnen beabsichtigt war. Die sittliche Weltordnung herrscht, der Uebermuth stürzt sich selbst, der ungerechte Druck erweckt das Volk zum

energiſchen Freiheitsbewußtſein. So iſt Gott auch kein äußerlicher Sprachlehrer und der Menſch kein nachſprechender Schüler, ſondern der Menſch verwirklicht das gottverliehene Vermögen mit freier Kraft. Wie aber unſer Geiſt in und über den einzelnen Gedanken und ihrer Entfaltung, ſo waltet Gott in und über allen Geiſtern, er bleibt ihnen einwohnend gegenwärtig, und wir erkennen ſein Mitwirken und ſeine Leitung in der Entwickelung des Ganzen. Dieſe vollzieht ſich durch Individualitäten, welche unvorhergeſehen und unberechenbar ſelbſt als eine neue Schöpfung in die Welt treten, und neuſchöpferiſch ſie fortgeſtalten.

Wir müſſen auch deshalb den göttlichen Geiſt als den gemeinſamen und einwohnenden Lebensgrund aller menſchlichen Geiſter feſthalten, weil die Sprache nicht das Werk des einzelnen, ſondern der Gemeinſamkeit iſt. Es iſt die weſengleiche Natur der Menſchen die ſie zum Sprechen treibt und das Verſtändniß möglich macht. Wie die Bienen ihre Zellen bauen, ſo wirken alle zum Bau der Sprache mit. Sie bricht aus der innerſten Natur der Menſchen hervor, und inſofern iſt es paſſend von ihrem Urſprung zu reden, es iſt in der That ein Ur-Sprung aus dem Dunkel an das Licht, aus dumpfem Gefühl in das freie Bewußtſein. Gleiche Antriebe die auf alle wirken, erwecken die gleichen Gefühle, und wer die Empfindung theilt, welche ſeinem Nächſten einen Laut entlockt, der verſteht dieſen Laut, und wenn ihm derſelbe bezeichnend erſcheint, wendet er ihn wieder an. Sprache wird nur möglich durch das Vermögen des Geiſtes einmal Errungenes in ſich zu bewahren, worauf wiederum aller Fortſchritt und Zuſammenhang ſeines Lebens beruht, und das Gedächtniß, deſſen Untrennbarkeit vom Denken im deutſchen Worte liegt, gewinnt wiederum ſeinen Inhalt durch die Sprache.

Der Menſch iſt ein ſociales Weſen. Nur in der Gemeinſamkeit kann er ſeine Beſtimmung erreichen. Schon von Natur exiſtirt er als Mann und Weib, und in der Cultur wird die Humanität nur dadurch erlangt daß jeder ſeine eigenthümliche Gabe ausbildet und ſeine eigenthümliche Arbeit thut, dann aber deren Früchte ebenſo den andern zum Mitgenuß beut, als er die Erfolge ihrer Thätigkeit ſich zu Nutzen macht und an ihnen ſeine Kraft ergänzt. Dazu bedarf aber die Menſchheit ein mit dem fortſchreitenden Leben ſelbſt ſich fortentwickelndes, ſtets in gemeinſamer Thätigkeit ſich wirkendes Band ihrer Gemeinſamkeit, und dies Band iſt die Sprache. Wir machen uns die eigenen

Gedanken gegenständlich und lernen sie dadurch verstehen daß wir sie aussprechen, daß wir sie von der denkenden Thätigkeit des Selbstbewußtseins unterscheiden und sie doch zugleich demselben einverleiben. Indem ich aber das von mir gesprochene Wort, den in dem Laut verkörperten Begriff vernommen habe, gewahre ich nun in demselben Laut, den ein anderer ausspricht, auch denselben Begriff, das heißt ich verstehe den andern und sein Wort. Und daß ich ihn verstehen kann kommt daher weil eine und dieselbe Vernunft in uns beiden waltet, weil wir individuelle Erscheinungen eines und desselben Wesens sind.

Wären die Dinge oder Atome getrennt voneinander, schlechthin außereinander befindlich und für sich, so könnte eine Einwirkung von einem auf das andere gar nicht stattfinden. Der Cartesianismus, welcher Geist und Natur voneinander schied, nahm darum an daß ein beständiger Beistand Gottes die Brücke von einem zum andern schlage und hier die Wirkung hervorbringe, welche dort erstrebt wurde. Leibniz setzte an die Stelle dieses fortwährenden göttlichen Mitwirkens die ursprüngliche und einmalige That der prästabilirten Harmonie, kraft welcher die für sich durchaus selbständigen Entwickelungen der einzelnen Wesen stets untereinander zusammenstimmen und so zusammentreffen als ob sie einander bedingten. Die Wechselwirkung bleibt dabei stets unmöglich. Sie kann nur statthaben, wenn die Einzelwesen von einer gemeinsamen Substanz getragen und umschlossen sind, als deren Selbstbestimmungen und Entfaltungen sie erscheinen, sodaß keine Kluft zwischen ihnen befestigt ist, sondern das eine und allgemeine Sein sich durch sie alle erstreckt und sich in ihnen nur eine besondere Existenz gibt. So verketten sich unsere Vorstellungen und vereinigen sich zu gemeinsamer Thätigkeit wie zur Einheit des Selbstbewußtseins, weil unser Ich sie alle durchdringt, in jeder gegenwärtig ist und in und über ihnen waltet. So verstehen die Menschen einander, wirken aufeinander und vollbringen ein gemeinsames Werk, weil sie alle in einer höhern Einheit umfaßt und begriffen sind, ihr Entstehen und ihr Bestehen haben.

Darauf führen denn auch mehrere Aussprüche Wilhelm von Humboldt's hin. „Es ist immer die Sprache in welcher jeder einzelne am lebendigsten fühlt daß er nichts als ein Ausfluß des ganzen Menschengeschlechts ist." — „Es kann in der Seele nichts als durch eigene Thätigkeit vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedene Wirkungen einer und derselben

Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Uebergehen eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden wie im Sprechenden muß derselbe Gedanke aus der eigenen innern Kraft entwickelt werden, und was der erstere empfängt ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Das Verstehen könnte jedoch nicht auf innerer Selbstthätigkeit beruhen und das gemeinsame Sprechen müßte etwas anderes als blos gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens der Hörenden sein, wenn nicht in der Verschiedenheit der einzelnen die sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende Einheit der menschlichen Natur läge ... Wie könnte sich der Hörende des Gesprochenen bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre, so daß ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und eigentlichen Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der artikulirte Laut ist, hinreicht beide auf übereinstimmende Weise vermittelnd anzuregen."

Die Sprache also ist das Werk gemeinsamer Thätigkeit der Menschheit. Der einzelne bedarf ihrer zur Gewinnung einer Gedankenwelt, und er kann nur sprechen lernen indem er sein Denken mit dem Denken der andern zusammenwirken läßt, das von ihnen Errungene und Hervorgebrachte in sich nacherzeugt. Dadurch wird ihrer aller Kraft seine Kraft, aber dadurch ist zugleich die Thätigkeit des einzelnen bedingt durch das Werk der andern und durch die Errungenschaft der Jahrhunderte. Wer verstanden sein will der muß auf die Natur der andern eingehen. „Sprechen heißt sein besonderes Denken an das allgemeine anknüpfen", sagt Humboldt, jeder Neugeborene muß zu denken anfangen und erwerben was sein eigen sein soll, aber es kommt ihm die Sprache entgegen, er braucht die Bezeichnung für Anschauungen und Ideen nicht zu finden, er hört die Worte und sieht die Bilder der Dinge vor seiner Seele stehen und wird durch die Worte selbst zu den in ihnen aufgespeicherten Erkenntnißschätzen hingeführt, er macht als einzelner in einigen Jahren jetzt die Arbeit vieler Jahrtausende des Geschlechts durch. Die Geistesstufe die er ersteigt, ist daher auch bedingt durch das Mit- und Nachwirken der Vorzeit, und er ist an sie gebunden. So ist unsere Freiheit stets nur wirklich auf der Grundlage unsers ganzen geistigen Seins, wie dasselbe seither durch Gedanken und Thaten geworden ist; die Vergangenheit wirkt in uns fort, aber nur weil sie fortwirkt, vermögen wir voranzuschreiten und ein Leben voll Charakter

und Zuſammenhang zu führen. In der Sprache wird uns klar wie der einzelne im Ganzen und das Ganze im einzelnen lebt. Sie iſt todt und nur eine Schlacke des Geiſtes, wenn die individuelle Thätigkeit ſie nicht beſeelt, ſie iſt nur Sprache inſofern ſie geſprochen, das heißt inſofern von einzelnen in ihren Formen gedacht, inſofern das einmal Geformte geiſtig wiedergeboren wird. Andererſeits wäre der einzelne äußerſt wenig, wenn er alles für ſich allein erarbeiten müßte; in der Sprache bietet ſich ihm die Errungenſchaft der Menſchheit zum Mitgenuß, ſein Denken und Dichten iſt vom Zuſtand der Sprache bedingt, aber dieſer iſt zugleich der Stoff und das Werkzeug ſeiner geſtaltenden fortbildenden Thätigkeit, der ihm eine höhere Entwickelung ſeiner Perſönlichkeit und dadurch der Menſchheit möglich macht. Shakeſpeare's Julius Cäſar iſt nicht blos durch die Geſchichte des engliſchen Theaters oder dadurch bedingt daß North den Plutarch überſetzt hatte, alſo durch die Wiedererweckung der Alterthumsſtudien, durch Plutarch und Julius Cäſar ſelbſt, ſondern auch durch die Entſtehung der engliſchen Sprache, die wieder ihre Wurzeln in Aſien hat; und wie ſie auf den Genius hinweiſt der mit göttlicher Begeiſterung das indogermaniſche Gepräge zuerſt feſtſtellte, ſo war auch jenes Drama nicht aus der Summirung der vorhandenen Bedingungen, ſondern nur durch die neu in die Weltgeſchichte eingetretene Schöpferkraft des Dichters hervorzubringen, in der aber die ganze Summe jener Elemente mit wirkſam war, von der ich einige Spitzen angedeutet habe. Hat nicht der Steinklopfer welcher zuerſt die Brennerſtraße fahrbar machte, einigen Antheil an der Goethe'ſchen Iphigenie, deren Formvollendung nur in Italien reifen konnte, auf die nicht blos Winckelmann, ſondern die Meiſter des Apoll von Belvedere und der Niobe wie Rafael einen nachweisbaren Einfluß ausübten? Bunſen ſtellt das Vaterunſer im Deutſchen von Ulfilas (360), Tatian (860), Notker (1000), Luther (1518) und der Gegenwart zuſammen; eine Mutter hat es von der andern gelernt und ihr Kind beten gelehrt, ſeit Ulfilas iſt es durch 40—50 Geſchlechter hindurchgegangen, aber was in alter Zeit die Mutter dem Kinde vorgebetet, würde heute kaum verſtanden werden, und doch hat hier keine gewaltſame Unterbrechung ſtattgefunden. Ganz unwillkürlich iſt die Veränderung der Sprache wie das Wachsthum eines Baumes vor ſich gegangen. Die Geiſtesarbeit von Millionen lebt nur in der Sprache

und geht auf in dem Resultat der allgemeinen Bildung; einzelne Genien erheben sich selbständig innerhalb derselben und eröffnen neue ungeahnte Bahnen, vollbringen namhafte Thaten, werden aber auch nur dadurch verstanden und die Führer ihrer Zeit, daß sie von ihrem Volksgeist getragen sind und das aussprechen was Tausenden auf der Lippe brannte. Jeder große neue Gedanke hat seine Ahnen und wird zu der Zeit, wo er sich geltend macht, auch von andern präludirt, bis einer ihn zur vollen Klarheit bringt. Das ist auch mit der Wortbildung, mit der Sprachschöpfung der Fall. Mannichfaltige Versuche wecken und steigern einander, das wird behalten was dem Gefühl oder Verstand der meisten zusagt und genügt, und der einzelne, der dies rechte Wort ausgesprochen, war damit nur der Mund der Gesammtheit.

Die Sprache ist Wechselrede, das Wort ist Wort und kein leerer Schall durch das Verständniß, was dem einen gelang das weckt und erhöht die Kraft des andern, und so entsteht die Sprache durch gemeinsame Thätigkeit, oder wie Humboldt es ausdrückt, „das Dasein der Sprache beweist daß es auch geistige Schöpfungen gibt welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit aller hervorgehen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationelle Form haben, Nationen als solche eigentlich und unmittelbar schöpferisch".

Das Volk legt seine Vorstellung von den Dingen, sein Wissen in der Sprache nieder, der einzelne gewinnt diese Erkenntniß, indem er sprechen lernt; später beginnt der einzelne weiter zu forschen, sein selbständiges Denken innerhalb der Ueberlieferung geltend zu machen, und so entsteht endlich die Philosophie neben der Weltanschauung des Volks, die schon in der Sprache liegt. Diese ist in gleicher Weise die erste poetische That, das Werk der Volksgemeinschaft Sinnliches zu vergeistigen und Geistiges zu versinnlichen, die Ineinsbildung des Idealen und Realen im Wort. Mittels der so zum Wort ausgeprägten Laute, und noch im Gefühl ihrer Bildlichkeit und Symbolik gestaltet die Volkspoesie auf dichterische Weise die allgemeinen Lebenserfahrungen und Empfindungen zu Liedern, in welchen das musikalische Element der Sprache durch Vers und Rhythmus gleichfalls im ganzen und über die einzelnen Worte hinaus seine Verwirklichung findet. Auch hier sind natürlich einzelne die Dichtenden, aber sie wollen nichts singen und sagen als was alle miterfahren

haben und mitempfinden, ihre Individualität ordnet sich dem Ganzen unter und ist nur die melodische Stimme desselben, und daher kann der andere fortfahren wo der eine aufhört, daher wird der Hörer das Vernommene nicht wie etwa Fremdes, sondern wie ein Eigenes aufnehmen, er wird es einschmelzen in sein Gemüth und wird von dem Seinen hinzuthun oder das Empfangene umbilden, ob auch in kaum merklichen Aenderungen, wenn er es wieder ausspricht. So herrscht auch hier noch ein gemeinsames Arbeiten, und das Volkslied ist aus dem Geist des Ganzen durch ein Zusammenwirken mannichfacher Kräfte allmählich erwachsen. Erst später erheben sich große Geister die mit selbstbewußter Kunst, mit überlegenem und überlegendem Sinn die Volkspoesie wieder als den Stoff für große und vollendete Werke betrachten und zu solchen ausbilden, oder auch die besondern Erfahrungen und Gedanken ihrer eigenen Persönlichkeit zu selbständigen Dichtungen gestalten. Aber wie diese auf das Verständniß des Volksgemüths rechnen, so bedürfen sie der vom Volk gebildeten Sprache, und Poesie wie Philosophie werden nur dann zur Blüte kommen, wenn ihnen in der Sprache ein Material voll frischer Bildlichkeit, voll tiefer Sinnigkeit, voll Geschmeidigkeit und Wohlklang zur Hand ist. Eine Sprache wie die griechische ist nicht blos die Muttersprache, sondern die Mutter selbst für Homer, Pindar und Platon. In diesen großen Männern webt und wirkt derselbe Gestaltungsdrang, der ursprünglich den Organismus der Innen- und Außenwelt im Organismus der Sprache abspiegelte; die seelenvolle und phantasiereiche Bildung der einzelnen Worte ist in der Sprache selber schon nur die Grundlage geworden, daß die einzelnen Ausdrücke zu einem lebendigen wechselwirkenden Ganzen sich verbanden. Die Werke der Dichter und Denker sind die schöne Blüte, in welcher das Wesen der Sprache wie das der Pflanze voll und rein ans Licht tritt. Jakob Grimm sagt: „Menschen mit den tiefsten Gedanken, Weltweise, Dichter, Redner haben auch die größte Sprachgewalt; die Kraft der Sprache bildet Völker und hält sie zusammen, ohne solches Band würden sie sich versprengen, der Gedankenreichthum bei jedem Volk ist es hauptsächlich was seine Weltherrschaft festigt."

Die Sprache lebt indem sie gesprochen wird, Leben aber ist Veränderung. Die Wörter ändern sich aus Bequemlichkeit der Sprechenden, welchen es leichter ist nit als nicht (neit als neight)

hervorzubringen, welche Endungen oder Vorsilben verschlucken, wenn story aus historia wird, oder Vorschläge zur Erleichterung anfügen, wie aus status estato, dann état entsteht; es ist leichter morrow als morgen zu sagen, pronto als promptus, luna als lucna, und die Kinder in Frankreich haben aus patre père gemacht. Oder auch die Bedeutung ändert sich, der Fortschritt des Geistes legt größern Gehalt in einzelne Worte, wie in Geist, das ursprünglich mit Gischt eins ist, in Recht, das ursprünglich die gerade Richtung bezeichnet; andererseits bedeutet schlecht = schlicht das Einfache, wie noch Bürger singt: „Sieh, schlecht und recht ein Biedermann", das Einfache ward aber als das Gewöhnliche, Werth- und Nutzlose genommen, und nun heißt schlecht uns auch das moralisch Verwerfliche. In Einfalt spielt das Edle und Ungenügende noch ineinander.

Die Sprache lebt indem sie gesprochen wird, also in den Mundarten; sie sind keine Entartung der Schriftsprache, sondern diese wird aus einem oder aus mehrern Dialekten künstlich fixirt, sie ist die Redeweise eines gebildeten Kreises, wie der Athener, der Patricier in Rom, und wird von solchem Centrum aus durch Dichtung, Gesetze, religiöse Formen weiter verbreitet und ein gemeinsames Band der Glieder einer Nation. So verbinden sich Flüsse zum Strom; so hat Dante's Göttliche Komödie, so Luthers Bibelübersetzung die italienische, die neuhochdeutsche Schriftsprache gegründet. Der classische lateinische Dialekt aber verlor seine flüssige Beweglichkeit, er war krystallinisch fest geworden und die romanischen Sprachen sind nicht etwa aus ihm verderbt, sondern vielmehr durch den in den Provinzen und im Volksmund fortdauernden Nachwuchs der Dialekte und durch ihr Zusammentreffen mit den Germanen entstanden. Diese gaben wie im Englischen den Geist der Sprache, die Grammatik, welchem die Wörter der Römer sich fügen mußten; die Sieger eigneten sich die Ausdrücke der Besiegten an, aber durchdrangen, formten und fügten dieselben nach eigenem Sinn. Die Schrift, die Literatur gibt den Formen Dauer und traditionelles Gepräge, gibt der flutenden Sprache feste Grenzen, ein Bett zum ruhigen Fortgang, indem das einmal Gewonnene treu bewahrt bleibt.

Wie jeder Mensch sein eigenes Gesicht hat und dabei zugleich den allgemein menschlichen Typus an sich trägt, so spricht jeder auch seine eigene Sprache und zugleich die der Menschheit, und hier wie dort steht innerhalb des Individuellen und Universalen

die Nationalität. Der hebräiſche Mythus hat die Scheidung der Völker und Sprachen ſinnvoll zuſammengefaßt: die eine Menſchenfamilie geht in die Vielheit der Stämme auseinander, indem einer die Sprache des andern nicht mehr verſteht. Wie aus der in ſich noch unerſchloſſenen Totalität der menſchlichen Natur allmählich die einzelnen Seiten und Richtungen geiſtiger Thätigkeit und die Mannichfaltigkeit der Charaktere hervortreten, ſo ergreift auch der eine dieſe, der andere jene Idee, welche nun der Mittelpunkt ſeines Denkens und Wollens wird, nach der er ſein Sinnen, Bilden und Handeln richtet. Je tiefer und umfaſſender dieſer neue Grundgedanke iſt, um ſo mehr wird er wiederum für viele ein Stern ſein können, und je größer und hervorragender die Perſönlichkeit iſt welche zuerſt ihn ausſprach, deſto leichter werden ſich andere um ſie ſammeln. So bilden ſich Ideencentra innerhalb der urſprünglichen Gemeinſamkeit wie mehrere Zellenkerne in der Mutterzelle, und damit eigene Lebenskreiſe mit einer beſtimmten Ausdrucksweiſe. Solche Geiſtesheroen die den Genoſſen die Bahn weiſen, ſind die eigentlichen Stammväter der Völker, und das geiſtige Gepräge eines Abraham und Moſes oder Homer wird der Stempel für viele nachwachſende Geſchlechter, die das Geſetz ihres Daſeins und Werdens von jenen empfangen. Kein einzelner Menſch hat die griechiſche oder deutſche Sprache erfunden, keiner das urſprüngliche Ariſche oder Semitiſche: aber die Wurzel für die weitere Entwickelung oder lieber der erſte Keim für die Entfaltung des Organismus muß doch von einem ſtammen, von einem doch die unterſcheidende Weiſe der Weltanſchauung und der innern Sprachform, der Typus der Wortbildung, des Flexion- und des Satzgefüges ausgegangen ſein, und wahrlich es muß ein großer Genius geweſen ſein wer ſo den Grundton einer organiſchen Sprache anſchlug; die Geiſtesrichtung und Weltauffaſſung war in der Art der Wortbildung oder auch der Verwerthung vorhandener Wurzeln angedeutet, die Conſtructionsweiſe durch die erſten Schritte auf dieſem Gebiet vorgezeichnet; die Ausführung geſchah durch gemeinſame Thätigkeit, durch ein allmähliches Wachsthum im Lauf der Jahrhunderte.

Weil in der Sprache das Volksgemüth und der Volkscharakter, die Innigkeit und die Sinnigkeit des Empfindens, ſei es der eigenen Seele, ſei es der Welt, die Energie des Geiſtes in der Bewältigung der Dinge, die Schärfe des Verſtandes und die

Richtung auf das Sinnliche und Uebersinnliche sich kundgibt, weil die Phantasie in der Sprache dem Volksgeist eine künstlerische Verkörperung schafft, wird erst das Volk durch seine Sprache Volk, das heißt es hört auf ein Menschenhaufe zu sein und hat nicht blos ein gemeinsames Mittel des Verkehrs und der Verständigung, sondern darin zugleich den gemeinsam aufgespeicherten Schatz der Erfahrung und des Denkens, gemünzt und ausgeprägt nach dem Stempel der eigenen Individualität. Darum sagte der lateinische Dichter Ennius daß er drei Herzen habe, weil er griechisch, römisch und oscisch verstand. Darum meinte Karl V. nicht mit Unrecht eine neue Seele zu erhalten, wenn er eine neue Sprache lernte. Man erweitert dadurch den Gesichtskreis, man gewinnt eine ganz andere Weise der Bezeichnung der Dinge, an denen eben eine andere Seite ihres Wesens hervorgehoben ist, und gewinnt eine neue Methode des Denkens selbst, wenigstens der Formung und Beherrschung des Denkstoffs. Jede Sprache sucht mit andern Mitteln denselben Zweck zu erreichen, in jeder hat der Ausdruck für ein und dieselbe Sache eine etwas andere Färbung, namentlich hat auf ethischem Gebiet jedes Volk Gefühle, Anschauungen und Ideen eigenthümlicher Art, für die es ein Wort findet, dessen Gehalt niemals durch das ähnliche Wort einer andern Sprache völlig erschöpft wird. Man erinnere sich nur an das lateinische virtus, honestus, an das deutsche edel, das italienische gentile, das französische esprit, das englische wit, das deutsche Geist, Gemüth.

Im Lauf der Zeit sind die Worte vielfach zum Zeichen herabgesunken, bei welchem der ursprüngliche Sinn, das Bild oder Symbol vergessen wird; die Sprachwissenschaft gewinnt diese Urbedeutung durch die Etymologie, und wir lernen daraus wie die alterthümliche Menschheit lebte, fühlte, dachte. Indier, Griechen, Römer, Deutsche sind aus demselben Stamm hervorgegangen, sie haben dieselben Grundwurzeln der Sprache, aber sie verwerthen sie auf mannichfaltige Art, und daraus wie sie es thun offenbart sich uns ihr Gemüth, ihr Geist, ihr Charakter. Ich erinnere nur an das bekannte Beispiel für das Wort das den Menschen bezeichnet: deutsch menisco, Mensch, indisch manusha, lateinisch homo, griechisch ἄνθρωπος. Das Deutsche und Indische haben dieselbe Wurzel, die im sanskritischen Verbum man denken zu Tage tritt; damit verwandt ist das griechische μένος, das lateinische mens, das deutsche Minne, welches An-

denken bedeutet und an Minerva anklingt. Mensch heißt in Indien und Deutschland der Denkende, und dem Stammvater der Deutschen Mannus entspricht der indische Urmensch Manus. Schwieriger sind die Etymologien der beiden andern Sprachen. Homo deutet durch das abgeleitete humanus auf humus die Erde; Lasaulx erinnert an die Uebereinstimmung mit dem hebräischen Adam = rothe Erde, möchte aber lieber die alte Form hemo zum Ausgang nehmen, welches die männliche Form für femina wäre, da das h an die Stelle des f treten kann; femina ist von feo erzeugen abzuleiten, daher dann hemo der Erzeuger. Noch mehr schwanken die Erklärungen für ἄνθρωπος, aber doch kommen sie alle auf eins hinaus. Platon läßt das Wort zusammengesetzt sein aus ἀνὰ, ἀθρεῖν, ὤψ: der mit dem Antlitz Emporschauende. Wir erinnern uns der schönen lateinischen Verse:

Pronaque quum spectent animalia caetera terram,
Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

Während gebeugt zur Erde die übrigen Wesen hinabschaun,
Richtet der Mensch empor sein Antlitz, auf zu dem Himmel
Lernt er sehn und den Blick hinan zu den Sternen erheben.

(Beiläufig erwähne ich den Zusammenhang der aufrechten Stellung des Menschen mit der Sprache, die frei aus der erhobenen Brust hervortönt und bei der durch die Geberde und den Aug' in Auge gerichteten Blick das Verständniß erleichtert wird.)

Doch hat man gegen Platon's Ableitung eingewandt daß aus ἀνὰ oder ἄνω und ἀθρεῖν schwerlich ἀνθρεῖν werden könne, und das Wort leichter ἀνωπός lauten würde. J. Grimm dachte an ἀνδρὸς und ὤψ: der mit dem Mannesgesicht; Pott, H. Müller, Lasaulx erinnern an ἀνθέω, ἀνθηρὸς und ὤψ, wonach es den von blühendem Antlitz, von glänzendem Blick bezeichnen würde. Aufrecht theilt das Wort in ἄνθρω und ωψ, und erklärt das erste durch ἀνα und τρα, welches letztere im Sanskritischen tatra, yatra wie im Lateinischen citra, ultra, intra, extra vorkommt, durch den Einfluß des ρ ward das τ aspirirt und zum θ, ἄνθρωπος wäre demnach ὁ ἄνω τρέπων τὴν ὤπα der sein Gesicht aufwärts wendet, eine Ableitung an die ich selber gedacht, und die das Sprachgefühl Platon's bestätigt. Stets ist aber im Griechischen das Aesthetische, Künstlerische, die Anschauung der

Menschengestalt der Bestimmungsgrund, während der Deutsche und Indier vom Geistigen ausgeht, der Lateiner aber einen realistischen Sinn bekundet, mag er nun auf den Stoff oder auf die erzeugende Thätigkeit des Menschen geachtet haben. Wenn wir wieder hinzunehmen daß die Griechen und die Römer unter ζῶον und animal Thier und Mensch begreifen, für Thier im Unterschied vom Menschen so wenig ein besonderes, als wir für Thier und Mensch das gemeinsame Wort haben, so erkennen wir daraus daß sie Geist und Natur lange nicht so unterschieden wie wir, daß das Wesen des subjectiven Geistes und der Persönlichkeit viel energischer dem Germanen aufgegangen.

Wie das Französische, Italienische, Spanische Töchtersprachen des Lateinischen sind, aber nicht das eine aus dem andern hervorgegangen, so stehen überhaupt die verschiedenen Sprachen nebeneinander gleich den Klassen, Ordnungen, Arten des Thierreichs; das schließt indeß ein späteres Hervortreten der höher entwickelten Sprache oder Thiere nicht aus. Steinthal unterscheidet zwischen flectirenden Sprachen, in welchen Haupt- und Zeitwörter unterschieden sind, und solchen die nur Wörter flexionslos aneinander reihen, wie zwischen wirbellosen und Wirbelthieren; andere haben diese beiden Reihen als anorganisch und organisch bezeichnet. Die geistige Kraft des Volkes ist immer das Bestimmende in jeder Sprachverschiedenheit, und wenn die Sprachen wie verschiedene Entfaltungen der Sprachidee nebeneinander liegen, so können wir zwar sagen daß jede dem genügt was das Volk bedarf, und daß wie die Auster für sich nicht unvollkommen ist, wenn wir auch der Nachtigall eine höhere Organisationsstufe zuschreiben, so auch mit minder vorzüglichen Mitteln doch ein Lebensziel erreicht werden kann. Das Chinesische zum Beispiel hat gerade den Verstand des Volks zu vielen der feinsten Ausbildungen gereizt um mit den unorganischen Bestandstücken doch dem Denken zu genügen, und hat wieder dadurch Vorzüge eigener Art. Ehe wir indeß von der Entwickelung der Sprache im allgemeinen reden und einzelne Sprachen als Entwickelungsstufen betrachten, wird es zweckmäßiger sein die Geschichte einer einzelnen oder einiger stammverwandten zu betrachten, um uns dadurch so den Weg zu bahnen wie ihn auch die werdende Wissenschaft selbst geht. Wir betrachten das Indogermanische und hören zunächst Jakob Grimm, den Gründer und Meister der historischen Grammatik. Er sagt: „Dem menschlichen Geiste macht es er-

hebende Freude über die greifbaren Beweismittel hinaus das zu ahnen was er blos in der Vernunft empfinden und erschließen kann, wofür noch die äußere Bewahrheitung mangelt. Wir gewahren in den Sprachen deren Denkmäler aus einem hohen Alterthum bis zu uns gelangt sind, zwei verschiedene und abweichende Richtungen, aus welchen eine dritte ihnen vorhergegangene, aber hinter dem Bereich unserer Zeugnisse liegende, nothwendig gefolgert werden muß." Diese frühe Periode wird sich weltgeschichtlich wieder in zwei große Epochen sondern; wir folgen indeß der Grimm'schen Darstellung und bemerken nur wie es mit unserer ursprünglichen Darstellung vortrefflich stimmt, wenn die größte Formvollendung und der größte Formenreichthum in der vorliterarischen Zeit liegen, weil die künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit damit begann in der Sprache die Erkenntniß vom Wesen der Dinge niederzulegen und ein Idealbild der Welt auszuprägen, sodaß eben die ganze Kraft der jugendlichen Phantasie in der Sprachgestaltung selbst aufging und darum hier die vollsten Blüten trieb.

Den alten Sprachtypus, sagt Jakob Grimm, stellen uns Sanskrit und Zend, größtentheils auch noch die griechische und lateinische Zunge vor; er zeigt eine reiche wohlgefällige bewunderswerthe Vollendung der Form, in welcher sich alle sinnlichen und geistigen Bestandtheile lebensvoll durchdrungen haben. In den Fortsetzungen und spätern Erscheinungen derselben Sprachen, wie den Dialekten des heutigen Indien, im Persischen, Neugriechischen und Romanischen ist die innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexion meistens aufgegeben und gestört, zum Theil durch äußere Mittel und Behelfe wieder eingebracht. Auch in unserer deutschen Sprache, deren bald schwach rieselnde, bald mächtig ausströmende Quellen sich durch lange Zeiten hin verfolgen und in die Wagschale legen lassen, ist dasselbe Herabsinken vom frühern Höhepunkt größerer Formvollkommenheit unverkennbar, und dieselben Wege des Ersatzes werden eingeschlagen. Halten wir die gothische Sprache des 4. Jahrhunderts neben unsere heutige, dort ist Wohllaut und schöne Behendigkeit, hier, auf Kosten jener, vielfach gesteigerte Ausbildung der Rede. Ueberall erscheint die alte Gewalt der Sprache in dem Maß gemindert, als etwas anderes an die Stelle der alten Gaben und Mittel getreten ist, dessen Vortheile auch nicht dürfen unterschätzt werden.

Ein erreichter Gipfel der förmlichen Vollendung alter Sprache läßt sich historisch gar nicht feststellen, so wenig die ihr entgegengesetzte geistige Sprachausbildung heute auch schon zum Abschluß gelangt ist, sie wird es noch unabsehbar lange Zeit nicht sein. Man könnte vor dem Sanskrit noch einen ältern Sprachstand behaupten, in welchem die Fülle seiner Natur und Anlage noch reiner ausgeprägt gewesen. Aber ein Fehler würde es sein jene Formvollendung in einen paradiesischen Urzustand zu verlegen. Vielmehr ergibt der beiden letztern Sprachperioden Aneinanderhalten daß wie an den Platz der Flexion eine Auflösung derselben getreten sei, so auch die Flexion selbst aus dem Verband einmal erst entsprungen sein müsse. Nothwendig demnach sind drei, nicht blos zwei Staffeln der Entwickelung menschlicher Sprache anzusetzen, des Schaffens, gleichsam Wachsens und sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter, die andere des Emporblühens einer vollendeten Flexion, die dritte des Triebs zum Gedanken, wobei die Flexion als noch nicht befriedigend (theilweise) wieder fahren gelassen und was im ersten Zeitraum naiv geschah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und Gedanken abermals mit hellerm Bewußtsein bewerkstelligt wird. Es sind Laub, Blüte und reifende Frucht, die, wie es die Natur verlangt, in unverrückbarer Folge neben- und hintereinander eintreten.

Anfangs entfalteten sich, scheint es, die Wörter unbehindert in idyllischem Behagen ohne einen andern Hast als ihre natürliche vom Gefühl angegebene Aufeinanderfolge; ihr Eindruck war rein und ungesucht, doch zu voll und überladen, sodaß Licht und Schatten sich nicht vertheilen konnten. Allmählich aber läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt den Hauptvorstellungen als mitbestimmende Theile sich anfügen. Die Flexion entspringt aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmwörter, die nun wie halb und fast ganz verdeckte Triebräder von dem Hauptwort das sie anregten, mitgeschleppt werden, und aus ihrer ursprünglich auch sinnlichen Bedeutung in eine abgezogene übergegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch schimmert. Zuletzt hat sich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöst und fester bestimmt nochmals äußerlich wieder gesetzt zu werden; die Sprache büßt einen Theil ihrer Elasticität ein,

gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichthum überall Maß und Regel.

Ich will versuchen diese Sätze Grimm's durch einige Beispiele zu erläutern. Τα (ta) heißt im Griechischen die; wir sagen die Augen und lassen beide Wörter getrennt, im griechischen ὄμμα-τα (omma-ta) wachsen beide Wörter zusammen zu ὄμματα. Ich werde lieben heißt französisch j'aimerai, das heißt j'ai aimer, ich habe lieben. Um das Adjectiv zum Adverbium zu machen hängen ihm die Franzosen die Silbe ment an, italienisch mente; es ist das Lateinische mente, von mens, Sinn; dulci mente, von oder mit sanftem Sinn, wird doucement als Ein Wort, die inhaltliche Bedeutung des Wortes Geist selber (mens) ist auf diese Art zur bloßen Formbestimmung herabgesunken. Das Lateinische lupi des Wolfs drückt das Französische durch du loup aus; den Dienst des i am Ende dort leistet hier das vorangestellte Wort; du ist aus de illo (von jenem, von dem) entstanden, eine ähnliche Bedeutung wie de muß ursprünglich i oder seine vollere Form gehabt haben, es ward der Stammsilbe lup nachgesetzt, dann angehängt, es verwuchs mit der Wurzel. Das i macht auch aus dem Singularis den Pluralis: lup-i die Wölfe; im Italienischen heißt heute noch i, zusammengezogen aus illi, die; es war anfänglich getrennt, es verschmolz mit dem Hauptwort, es löste sich wieder ab und trat vor dasselbe lup-i, lupi, i lupi. Ta bezeichnet der oder er; das wird im Sanskrit ti, und so heißt dadati er gibt, im Griechischen esti er ist; der Vocal fällt weg, und so bleibt im Lateinischen est, im Deutschen ist, gibt, liebt, wie amat, dat. Das d oder te womit wir heute im Englischen und Deutschen die Vergangenheit ausdrücken, I love, loved, ich liebe, liebte, ist ursprünglich das Hülfswort thun, und wie der Engländer noch sagt: I did love, wir noch: ich thät lieben, so kann man sich die Sache verdeutlichen daß aus ich — liebe — thät ich liebete geworden. So sind es Vorwörter, Fürwörter, Hülfszeitwörter, aus welchen sich ursprünglich die Endungen gebildet haben; aber indem sie mit dem Stamm zusammenwuchsen und sich zu Silben oder Buchstaben abschliffen, bewahrten sie doch für den Geist ihre ursprüngliche Macht und Bedeutung, kraft welcher sie den Begriff modificiren. Man hat Sprachen welche mehrere näher erläuternde Begriffe als Formbestimmungen dem Wort einverleiben, synthetische genannt, und im Unterschied die andern, welche wieder das zusammengefügte auflösen, als

analytiſche bezeichnet. Amaverimus, wir würden geliebt haben: dort iſt Mehrheit des Pronomens, Tempus und Modus dem Wort ama angefügt, hier iſt es wieder auseinander gelegt und neben das Wurzelwort geſtellt. Die ſynthetiſche Sprache iſt phantaſievoller, die analytiſche verſtändiger. Die ſynthetiſche hat größere Freiheit der Wortſtellung, da die Beziehung der Wörter zueinander in den Endungen klar zu Tage tritt, die analytiſche bindet ſich mehr an die logiſche Wortfolge. Die größere Lautfülle, der vollere Tonfall gibt der Sprache einen mehr ſinnlichen Reiz, dafür wird die Stammſilbe häufig von den Nebenbeſtimmungen überwuchert und ſcheint tonlos hinter ihnen zu verſchwinden; ſie macht in der analytiſchen Sprache ihr Gewicht wieder geltend, ſie wird wieder frei und ſelbſtändig und legt die Nebenbeſtimmungen in klarer Sonderung neben ſich hin. Dabei aber bleibt dieſer doch noch Flexion, ſie declinirt und conjugirt nicht blos durch Präpoſitionen, Pronomina und Hülfszeitwörter, ſondern an dem Haupt- und Zeitwort ſelbſt bleiben formbeſtimmende Endungen haften. Wir ſagen nicht: du lieben, ſondern: du liebſt, nicht: ihr werdet lieben leiden, ſondern: ihr werdet geliebt, nicht: von die Mann, ſondern: von den Männern. Auf dieſe Art bleibt der Organismus der Sprache in der Wechſelwirkung der einzelnen Redetheile aufeinander ſichtbar, während zugleich der Unterſchied und die Beſtimmtheit der einzelnen Modificationen des Gedankens aufrecht erhalten wird. Die analytiſchen Sprachen bleiben organiſche Flexionsſprachen, aber die Formvollendung erſcheint nicht mehr als Selbſtzweck, ſondern die Klarheit des Gedankens; die Poeſie und Philoſophie der Sprache ſelbſt als das Werk und Eigenthum der Geſammtheit tritt zurück und gewährt der künſtleriſchen und denkenden Individualität größern Spielraum, und nun überwiegt das geiſtig Innerliche das leiblich Aeußerliche.

Es waren alſo zuerſt einzelne Wörter für ganze Sätze; dann traten Ausdrücke für Hauptbegriffe nebeneinander; dann wurden Wortklaſſen unterſchieden und neben das Hauptwort oder das Zeitwort beſondere Beſtimmungen geſtellt, die ſelbſtändige Wörter blieben; dieſe letztern wurden dann ſchwächer betont, an die Wörter, welche ſie näher bezeichnen ſollten, angehängt; dabei verloren ſie ihre inhaltliche Bedeutung und wurden zur Formbeſtimmung, die aus dem gehaltreichen Wort ſelbſt zu erwachſen ſchien; endlich aber ward die Fülle und der Reichthum der

formgebenden Endungen wieder ermäßigt und wurden die Beziehungen der Hauptwörter wieder durch neben ihnen ſtehende Partikeln ausgedrückt oder Hülfszeitwörter bei der Conjugation angewandt, während doch die Bedeutung der Flexion für den Organismus des Gedankens und Satzes bewahrt bleibt.

Nach dieſer Zwiſchenbemerkung laſſe ich Grimm wieder reden. Er preiſt den Scharfſinn Bopp's, welcher es klar gemacht daß die Flexionen größtentheils aus dem Anhang derſelben Wörter und Vorſtellungen zuſammengedrängt ſind, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen vorangehen. Dieſem ſind Präpoſitionen und deutliche Zuſammenſetzungen angemeſſen, dem zweiten Flexionen, Suffixe und kühnere Compoſition, der erſte ließ freie Wörter ſinnlicher Vorſtellungen für alle grammatiſchen Verhältniſſe aufeinander folgen. Die älteſte Sprache war melodiſch, aber weitſchweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungener poetiſcher Kraft, die neue Sprache ſucht den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganzen ſicher einzubringen, und vermag mit geringern Mitteln dennoch mehr.

Den Stand der Sprache im erſten Zeitraum kann man keinen paradieſiſchen nennen in dem gewöhnlich mit dieſem Ausdruck verknüpften Sinn irdiſcher Vollkommenheit; denn ſie durchlebt faſt ein Pflanzenleben, in dem hohe Gaben des Geiſtes noch ſchlummern oder nur halb erwacht ſind. Ihr Auftreten iſt einfach, kunſtlos, voll Leben, wie das Blut in jugendlichem Leib raſchen Umlauf hat. Alle Wörter ſind kurz, einſilbig, faſt nur mit kurzen Vocalen und Conſonanten gebildet, der Wortvorrath drängt ſich ſchnell und dicht wie Halme des Graſes. Alle Begriffe gehen hervor aus ſinnlicher ungetrübter Anſchauung, die ſelbſt ſchon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leicht neue Gedanken entſteigen. Die Verhältniſſe der Wörter und Vorſtellungen ſind naiv und friſch, aber ungeſchmückt durch nachfolgende noch unangereihte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritt, den ſie thut, entfaltet die geſchwätzige Sprache Fülle und Befähigung, aber ſie wirkt im ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts Bleibendes, Stetiges, darum ſtiftet dieſe früheſte Sprache noch keine Denkmale des Geiſtes und verhallt wie das glückliche Leben jener älteſten Menſchen ohne Spur in der Geſchichte. Zahlloſer Same iſt in den Boden gefallen, der die andere Periode vorbereitet.

In dieſer haben alle Lautgeſetze ſich vervielfacht und glänzend

aufgethan. Aus prachtvollen Diphthongen und ihrer Ermäßigung zu Vocallängen entſpringt neben der noch waltenden Fülle der kurzen wohllautender Wechſel; auf ſolche Weiſe rücken auch Conſonanten, nicht mehr überall durch Vocale geſondert, aneinander, und ſteigern Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Wie aber die einzelnen Laute ſich feſter ſchließen, beginnen Partikeln und Auxiliare näher anzurücken, und indem ſich der ihnen ſelbſt einwohnende Sinn allmählich abſchwächt, mit dem Wort das ſie beſtimmen ſollten ſich zu einigen. Statt der bei verminderter Sinneskraft der Sprache ſchwer überſchaulichen Sonderbegriffe und unüberſehbaren Wortreihen ergeben ſich wohlthätige Anhäufungen und Ruhepunkte, welche das Weſentliche aus dem Zufälligen, das Waltende aus dem Untergeordneten vortreten laſſen. Die Wörter ſind länger geworden und vielſilbig, aus der loſen Ordnung bilden ſich nun Maſſen der Zuſammenſetzung. Wie die einzelnen Vocale in Doppellaute drängten die einzelnen Wörter ſich in Flexionen, und wie der doppelte Vocal in dichter Verengung wurden auch die Flexionenbeſtandtheile unkenntlich, aber deſto anwendbarer. Zu fühllos gediehenen Anhängen geſellen ſich nun deutlicher bleibende. Die geſammte Sprache iſt zwar noch ſinnlich reich, aber mächtiger an Gedanken und allem was dieſe knüpft, die Geſchmeidigkeit der Flexion ſichert einen wuchernden Vorrath lebendiger und geregelter Ausdrücke. Um dieſe Zeit ſehen wir die Sprache für Metrum und Poeſie, denen Schönheit, Wohllaut und Wechſel der Form unerlaßlich ſind, aufs höchſte geeignet, und die indiſche und griechiſche Poeſie bezeichnen uns einen im rechten Augenblick erreichten, ſpäter unerreichbaren Gipfel in unſterblichen Werken.

Doch konnte im Fortgang der Geiſtesentwickelung dies Geſetz der zweiten Periode nicht für immer genügen, ſondern mußte dem Streben nach einer noch größern Ungebundenheit und ſchärfern Beſtimmtheit des Gedankens weichen, welchem ſogar durch die Anmuth und Macht einer vollendeten Form Feſſel angelegt ſchien. Mit welcher Gewalt auch in den Chören der Tragiker oder in Pindar's Oden Worte und Gedanken ſich verſchlingen, es entſpringt dabei das Gefühl einer der Klarheit Eintrag thuenden Spannung, die noch ſtärker in den indiſchen Bild auf Bild häufenden Zuſammenſetzungen wahrnehmbar wird; aus dem Eindruck dieſer wahrhaft übermächtigen Form trachtete der Sprachgeiſt ſich zu entbinden, indem er den Einflüſſen der Vulgaridiome

nachgab, die bei dem wechselnden Geschick der Völker auf der Oberfläche wieder vortauchten. So entstanden die romanische, die deutsche, die englische Sprache. Reine Consonanten trübten sich, Vocale wurden verschoben, aber dadurch auch neue Behelfe gewonnen. Eine Masse von Wurzeln wurde durch Lautänderung verfinstert und fortan nicht mehr in ihrer sinnlichen Urbedeutung, sondern nur wie Zeichen für Vorstellungen erhalten; von den Flexionen ging vieles verloren oder ward durch reichere freiere Partikeln ersetzt, vielmehr überboten, weil der Gedanke außer an Sicherheit auch an vielseitiger Wendung gewinnen kann.

Es ergibt sich aus dieser Betrachtung der arischen Sprache, wie wir das Indogermanische nach seinem Stamm und seinen Verzweigungen nennen wollen, daß die Sprache ihre Geschichte hat, welche uns für die menschliche Geistesentwickelung bedeutsame Aufschlüsse gewährt, und daß nur scheinbar und im einzelnen ein Rückschritt, im ganzen aber ein Fortschritt vom Sinnlichen zum Geistigen, ein Wachsthum innerer Kraft vorhanden ist.

Im großen Ganzen werden wir am besten zwei Perioden des sprachlichen Lebens und Werdens unterscheiden; in der ersten, der vorgeschichtlichen, ist das Sprachgefühl am frischesten und regsamsten, und die Bildung der Sprache selbst ist die eigentliche Geistesthat, Poesie und Philosophie gehen in ihr auf; in der zweiten Periode tritt das eigene Leben der Sprache zurück und der in ihr seiner selbst mächtig gewordene Geist tritt hervor, und die Sprache ist ihm das Mittel für sein Dichten und Denken.

Aber nicht alle Sprachen zeigen die gleiche Höhe der Bildung, sowie nicht alle Völker die gleichen Erfolge in der Culturgeschichte errungen haben; vielmehr geht die Entwickelung der arischen Sprache Hand in Hand mit dem thätigen Geist, der diesen Stamm zum weltbewegenden und weltherrschenden gemacht, ihn getrieben hat Fremdes sich bald zu unterwerfen, bald anzueignen und die Führung der Menschheit zu übernehmen.

Wilhelm von Humboldt unterscheidet unter den Sprachen 1) solche welche die einzelnen Wörter blos nebeneinander stellen und zwar ohne daß die Unterscheidung in Substantiv, Adjectiv, Verbum vollzogen wäre, sodaß jedes Wort embryonisch sie alle enthält und mit schwacher Andeutung für sie fungiren kann, während noch keine Umformung die Beziehung der Wörter hervorhebt,

iſolirende Sprachen; — 2) ſolche welche Nebenbeſtimmungen und Beziehungen der Wörter durch ihnen untergeordnete andere ausdrücken, die ihnen dann angefügt werden ohne daß ſie ihre eigentliche ſtoffliche Bedeutung in eine formale übergehen laſſen, agglutinirende oder anfügende Sprachen; — 3) ſolche welche nicht Stoffelemente zuſammenſtellen, ſondern den Stoffelementen Formelemente zu näherer Beſtimmung einverleiben und ſo anbilden daß die Form wie durch innere Triebkraft aus dem Wort ſelbſt nach ſeinem Verhältniß zu den andern Wörtern des Satzes hervorgewachſen ſcheint, während jedes Wort ſelbſt einen unterſchiedenen Charakter an ſich trägt und namentlich das Verbum als der Ausdruck des bewegten Lebens erſcheint, anbildende oder flectirende Sprachen. Die flectirende Sprache drückt zum Beiſpiel die Mehrheit durch eine Formänderung des Wortes aus, ſie ſagt: die Steine, wo die anfügende ein Wort der Menge, wie Haufen, dem erſten anreiht, Steinhaufen.

Max Müller redet im Hinblick auf die geſellſchaftliche Entwickelung der Menſchheit von Familien-, Nomaden- und Volksſprachen, und dieſe Eintheilung trifft im weſentlichen mit der Humboldt'ſchen zuſammen. Die Menſchen gebrauchen wie die Kinder zuerſt einzelne Wörter die den ganzen Gedanken bezeichnen, die Geberde erläutert ob der Laut Brot ſagen ſoll: das Brot liegt auf der Erde, oder: ich will Brot haben. Dies ſcheint mir als Ausgangspunkt aufzuſtellen; Müller erinnert daran wie Freunde, Mann und Weib, Mutter und Tochter über häusliche Angelegenheiten nicht viel Worte brauchen; eins weiß gewöhnlich ſchon was das andere ſagen will, die Rede deutet den Gedanken mehr an als ſie ihn ausführt; beſondere Betonungen, Familienaccente, genügen um dem Hörer eine ganze Gedankenreihe anzuregen, eine begleitende Miene oder Geberde erſetzt nähere lautliche Bezeichnungen. — Die Nomadenſprache geht einen Schritt weiter, ſie drückt in Wörtern nicht blos Ideen, ſondern auch deren Verhältniſſe aus. Nur das Zelt trennt die Familien voneinander, ſie berühren ſich täglich mit Stammesgenoſſen, die Sprache muß vielen verſtändlich ſein, ſie unterſcheidet Nominal- und Verbalwurzeln, und bezeichnet Beziehungen der Wörter durch angehängte Ausdrücke für dieſelben. Der Wurzel, die im Ariſchen und Semitiſchen oft den Gelehrten rein herauszuſchälen ſchwer iſt, bleibt ſtets ihre ſelbſtändige Form und Abgeſchloſſenheit. Die Sprache iſt in der Macht jeder Generation, ſie lebt

nur im Gebrauch des Tages; wie ſie dem Wechſel nicht widerſtehen und nichts bewahren kann was nicht beſtändig angewandt wird, ſo können wir daraus erklären daß ſie eintönig und regelmäßig iſt. Plötzliche Erhebungen einer Familie oder Genoſſenſchaft reißen den Stamm in ihre Bahn und geben ihm ihre beſondern Ausdrücke; der gemeinſamen Wörter verſchiedener Genoſſenſchaften ſind nur wenige. Die einzelnen ſpielen damit neue Ausdrücke für die Dinge zu finden je nach der Seite die dieſe ihnen zukehren, je nach der Eigenſchaft die ſie empfinden; daher die vielen Dialekte nacheinander, nebeneinander. — Die Volksſprache glaube ich durch das Gepräge ſtaatlicher Ordnung und organiſchen Zuſammenhangs ſowol im jeweiligen Beſtand als in der geſchichtlichen Entwickelung bezeichnen zu ſollen, und darauf hinzuweiſen daß wie der Staat ſein geſchriebenes Geſetz, ſo ſie ihre Niederſetzung in Schrift und Literatur erhält.

Auch bei uns fügt das Kind nur Wörter zuſammen: „Fritz Fleiſch haben"; und ſo ſtellt der Chineſe nur Wurzeln ohne alle Beugung nebeneinander; ſtatt mit dem Stock ſagt er: anwenden Stock, ſtatt Tag: Sonne Sohn; ſchlecht Menſch heißt ſchlechter Menſch, Menſch ſchlecht bezeichnet daß der Menſch ſchlecht ſei. Wir können ſagen: Den Sohn liebt der Vater, im Franzöſiſchen muß die Wortſtellung das Thätige vorausſetzen, weil Nominativ und Accuſativ gleiche Form haben: Le père aime le fils. So bezeichnet auch der Chineſe das Subject und Object des Satzes durch die Stellung. Die agglutinirende Sprache leimt Pronomina an die Zeitwörter, Präpoſitionen an die Hauptwörter, und dieſe modificirenden Silben werden als ſolche empfunden und verſtanden, ſie verſchmelzen nicht mit der Wurzel; ſo ſieht man bei der Moſaik die einzelnen farbigen Steinchen, während der Maler die Farben ineinander vertreibt. Das Türkiſche hat die turaniſche Weiſe zu einer Vollendung gebracht welche das Entzücken der Sprachkundigen iſt; der ganze Bau iſt ſo verſtändig und durchſichtig, wie wenn ſcharfſinnige Gelehrte ihn entworfen hätten; wir blicken, ſagt Max Müller, in die Werkſtätte der Grammatik hinein wie in einen Bienenſtock von Glas, in welchem die Zellen vor unſern Augen entſtehen. Sev zum Beiſpiel heißt lieb; die Wurzel muß unverſehrt erhalten bleiben; um ein Zeitwort zu bilden wird er angefügt, sev-er, etwa liebend; daran ſetzt man nun im, sen, siz, ich, du, ihr, sev-er-im, sev-er-sen, sev-er-siz, liebend-ich, liebend-du, liebend-ihr, um auszudrücken

ich liebe, du liebſt, ihr liebt. Lieben heißt sev-mek; ſchiebt man il ein, ſo wird das Paſſivum bezeichnet: sev-il-mek geliebt werden; sev-dir-mek heißt lieben machen, sev-dir-il-mek zum Lieben veranlaßt werden; die Silbe me hinter dem Stamm verneint: sev-me-mek nicht lieben, sev-eme-mek nicht lieben können, sev-isch-dir-il-mek zu gegenſeitiger Liebe beſtimmt werden. Und ſo kann jede Schattirung des Zweifelns, Hoffens, Meinens durch eine angefügte Partikel angedeutet werden. In der einfachen radicalen Weiſe, wie im Chineſiſchen, herrſcht nicht plaſtiſche Geſtaltung, ſondern architektoniſche Ordnung, welche Stein an Stein fügt; wie im Kryſtall lagern ſich die Atome geſetzmäßig aneinander. Die agglutinirende Sprache vergleicht ſich der Pflanze: die Wurzel bleibt ſichtbar neben den Entfaltungen, der Stamm oder Zweig trägt die Blätter welche wie die mannichfaltigen Modificationen ihn umranken. Im Organismus der flectirenden Sprache wird alles wie im Menſchenleibe aſſimilirt, die Lebenskraft des Ganzen bildet jede einzelne Zelle, durchdringt alle, und die Endungen ſcheinen durch den innern Geſtaltungsdrang hervorgebracht, um in jedem einzelnen Worte den Einfluß welchen es übt oder erfährt, zur klaren Beſtimmtheit des Gedankens vernehmlich zu machen; die Wörter ſind Glieder, nicht blos Theile des Satzes. Alle Flexionszeichen ſind einmal angehängte bedeutungsvolle Wurzeln geweſen, aber ſind innig verſchmolzen oder verdaut worden.

Nach dieſer Rückſicht nun und auf der Grundlage der neueſten Sprachforſchungen, die zum Theil für dieſen Zweck durch beſondere Berichterſtatter zuſammengeſtellt worden, haben Bunſen und Max Müller (in den „Outlines on the philosophy of universal history", London 1854) eine Reihe von Ergebniſſen und Schlußfolgerungen gewonnen, nach denen wir verſuchen ein Bild von der Entwickelung der Sprache im Zuſammenhang mit dem Gang der Weltgeſchichte zu entwerfen.

Nichts nöthigt uns verſchiedene Urſprünge für die materialen Elemente der verſchiedenen Sprachen anzunehmen, und wenn wir auch die formalen Elemente nicht aus einander ableiten können, ſo verſtehen wir doch ihre Ausbildung unter dem Einfluß geiſtiger Eigenthümlichkeiten, die ſich innerhalb einer Gemeinſamkeit unſers Geſchlechts erhoben: die Einheit des Menſchengeſchlechts und Hochaſien als ſeine Wiege, dies findet vielmehr durch die Sprache neue Beſtätigung.

Die erſte Auswanderung von dem gemeinſamen Wohnſitz ging öſtlich, und in China haben wir den Nachklang der früheſten Sprachform, einſilbige flexionsloſe halbgeſungene Worte; das Familienhafte, Patriarchaliſche der Urzeit iſt hier überhaupt feſtgehalten und verſteint; ich möchte ſagen daß eine Genoſſenſchaft die in den kühnern, neuſchöpferiſchen Fortſchritt der Geſchichte nicht mit eingehen wollte, ſich zuerſt von der andern Menſchheit trennte, und nun ihre ganze und ausgezeichnete Verſtandeskraft darauf wandte das anfängliche Beſitzthum feſtzuhalten und mit ihm ſo klug und haushälteriſch als möglich fortzuarbeiten.

Im ſchroffen Gegenſatz hiermit ſehe ich nun eine Reihe von Stämmen die ohne conſervativen Zuſammenhalt gleichfalls nicht zur eigentlichen Geſchichte kommen, ſondern einherſchweifend, aufbrauſend und wieder zuſammenſinkend, als Eroberer zerſtörend, nicht als Culturbegründer ſchaffend in die Entwickelung der Menſchheit eingreifen. Sie ſind durch den nomadiſch agglutinirenden Sprachcharakter bezeichnet, und haben ſich lange vor dem Auftreten des Semitiſchen und Ariſchen getrennt. Wir nennen ſie mit Bunſen Turanier nach der uns aus der perſiſchen Heldenſage geläufigen Bezeichnung; von den drei Söhnen Feridun's, Tur, Silim und Iri, erſcheinen die beiden letztern als die Stammväter der Semiten und Arier oder Iranier. Wohin ſpäter die Arier kommen, da finden ſie ſchon Bewohner, wilde Abkömmlinge von frühern Einwanderern; aber alle dieſe haben nicht einen gemeinſamen Stammvater, ſondern ſind aus verſchiedenen Abzweigungen vom Urſprung im Lauf von Jahrtauſenden hervorgegangen. Es fehlt den turaniſchen Sprachen die Familienähnlichkeit, welche die ſemitiſchen und ariſchen auszeichnet, kraft welcher der heute in Indien eintreffende Engländer in den heiligen Schriften der Brahmanen dieſelben Wortwurzeln nicht nur, ſondern dieſelben Geſetze und denſelben Geiſt der Wortfügung wiederkennt, die ihm ſelber eignen. Wie mächtige Reiche, durch den Genius eines großen Mannes gegründet, kommenden Zeitaltern den Willen dieſes einen als das Geſetz für alle bewahren, ſo verkettet auch die Sprache das Geſetz Moſes mit dem Koran Muhammed's, das Epos Homer's mit dem Drama Shakeſpeare's.

Der geographiſche Abſtand von China ſcheint auch der Maßſtab für die Zeitfolge in der Scheidung der Turanier vom menſchheitlich gemeinſamen Grundſtock zu ſein, und die verſchiedenen Grade grammatikaliſcher Vervollkommnung ſtehen in einem

ähnlichen Verhältniß zur chineſiſchen Einſilbigkeit. Es ſind zwei Scheidungen, eine nördliche und eine ſüdliche; die nördliche begreift das Tunguſiſche, Mongoliſche, Tatariſche, Samojediſche und Finniſche; die ſüdliche das Tai, das Malaiiſche, Bhotiya und Tamuliſche. Das Finniſche und Tamuliſche zeigen die größte Entfernung von China, die reichſte Ausbildung. Außerdem gibt es noch ſporadiſch verſprengte Dialekte dieſer Sprachenfamilie, von Bergen oder Wüſten eingeſchloſſen, im Kaukaſus, oder in den Pyrenäen das Baskiſche. Bei ihrer Trennung hatten dieſe Stämme weder Geſetze, noch Volkslieder, noch religiöſe Dichtungen, die ſie als eine gemeinſame Fahne bewahrt hätten. Sie brachen auf und nahmen mit ſich eine jede einen Theil der gemeinſamen Sprache, und daher die Aehnlichkeit, aber ſie beſaßen noch keine eigentlichen geiſtigen Erbgüter, und daher die Verſchiedenheit. Daß alle dieſe Zweige im Unterſchied vom Semitiſchen und Ariſchen eine Gemeinſamkeit und Einheit untereinander haben, iſt bereits dargethan; eine weitere Ausdehnung nach Amerika und Afrika zu verfolgen und nachzuweiſen dürfte der weitern Forſchung möglich werden.

Die Weltgeſchichte, ſoweit ſie den organiſchen Zuſammenhang im Werden der Menſchheit und in ihrem Bildungsgang bezeichnet, hat zu ihren Trägern die Semiten und die Arier. Es iſt nicht zufällig daß wir hier auch die organiſchen Sprachen finden. Das Turaniſche repräſentirt einen Standpunkt der Sprache vor der Individualiſirung durch den ſemitiſchen und ariſchen Typus. Die Trennung dieſer beiden Dialekte und ihr eigenthümliches Wachsthum iſt der Erfolg einer individuellen That, unberechenbar wie alles Freie und Perſönliche nach ihrer Natur und ihrem Urſprung; die Unterſchiede des Turaniſchen ſind Folge eines allmählichen und einfachen Proceſſes, der aus vielen möglichen Combinationen jetzt dieſe, jetzt jene Formen conſolidirte. Wie wir in der Bildung der Staatsgeſellſchaft zur Erklärung von herrſchenden und dienenden Klaſſen oder von Geſetzen gegen Räuber und Mörder keineswegs die Wirkſamkeit einer mächtigen und hervorragenden Perſönlichkeit vorausſetzen, ſondern das als die nothwendige Folge geſelligen Zuſammenſeins anſehen, ſo finden wir auch in der Organiſation der turaniſchen Sprachen nichts was den Einfluß eines individuellen poetiſchen Genius bezeugte, einen ſolchen als Schöpfer eigenthümlicher Bildungsgeſetze und Principien verlangte. Bei den Semiten und Ariern aber

finden wir Einrichtungen und Gesetze die wie die Erbfolge in Rom und Indien der Ueberlieferung der Stämme den Stempel eines persönlichen Willens aufgeprägt zeigen; Solon in Athen und Moses in Judäa und Karl der Große in Deutschland wirken für Jahrhunderte, und ihre Schöpfungen lassen sich nicht als ein allmähliches Werden ohne ihre freie und leitende Geisteskraft erklären. So bedurfte auch das Semitische und Arische eines Genius, der das Bildungsprincip feststellte und in die Krystallisationen und Agglomerationen einen neuen und eigenthümlichen Lebenskeim senkte, der aller weitern Entfaltung ihre Norm und Grundlage bot. Von ihm aus beginnt das wirkliche Leben der arischen und semitischen Sprache und erhält sich in den mannichfachen Dialekten derselben. Aber das Arische und Semitische sind in der Verwerthung der Wurzeln und in allen formalen Elementen so verschieden, daß man erkennt wie hier von Haus aus zwei getrennte Richtungen eingeschlagen wurden.

Die fernere Entwickelung nun ist diese. Die Weltgeschichte beginnt damit daß Arier und Semiten nicht mehr zur chaotischen turanischen Masse gehören. Sie erscheinen wie Pallas in voller Rüstung, die Feinde der Barbaren, die Verehrer des Lichtgottes, die Urheber eines neuen Weltalters. Sie haben das chinesisch Stationäre und das turanisch unstet Nomadische in sich selbst überwunden um die Principien der Dauer und Bewegung in einer wesenhaften Entwickelung zur Versöhnung zu bringen. Sie beginnen sogleich den Kampf der Jahrtausende, dessen Ziel und Preis für sie die Unterwerfung und die Civilisation der Erde sein soll, sie sind die Träger der Cultur, die sie für sich erwerben und den andern Nationen bringen.

Daß Semiten und Arier als Brüder aus einem Hause hervorgegangen, beweisen neben der Gemeinschaft religiöser Urgedanken und Mythen die Wurzeln der Sprache. Die ältesten uns aufbewahrten Reste derselben gehören dem Semitischen an und stammen aus einer Periode wo die turanischen Einflüsse noch nicht ganz überwunden waren und der Abstand vom Strom der arischen Sprache noch minder groß ist. Wir lernen sie kennen durch die ältesten Denkmale der Kunst und Geschichte: Aegypten zeigt uns den Niederschlag des ursprünglichen Semitenthums noch vor seiner Trennung in die asiatischen Zweige. Hierauf folgte die chaldäische Niederlassung, die Gründung und Sprache von Babylon und Assyrien. Das Arabische, Aramäische und

Hebräiſche endlich ſtehen vor uns wie Töchter eines Vaters, deſſen ſcharf ausgeprägte Züge ſie tragen.

Es war eine Zeit wo die Arier alle eine Familie bildeten; ihre Sprachen ſind nur verſchiedene Dialekte, ehe ſie ſich trennten hatten ſie in Religion, Sitten, Thaten und Dichtung eine gemeinſame Cultur und die gemeinſame Sprache war vielleicht reicher als alle ihre Schößlinge und von ſo feſten Principien, ſo tiefer Individualität, daß der nationale Charakter, ſo verſchieden auch der ſinnige Indier, der praktiſche Römer, der künſtleriſche Grieche erſcheinen, doch niemals den Stempel der gemeinſamen Abkunft verwiſcht. Zunächſt nun haben Indier und Perſer, Griechen und Römer, Germanen und Slawen engere Bezüge zueinander; ſie ſcheinen als Gruppen noch zueinander geſtanden und zuſammengelebt zu haben als ſchon die Trennung und Wanderung begonnen hatte, auf welcher die Gräcoromanen oder Pelasger eine mehr ſüdliche, die Slawogermanen eine mehr nördliche Richtung nach Weſten, nach Europa einſchlugen, während die Indoperſer ſüdlich in Aſien ſich ausbreiteten. Die Vedas und die Aveſta ſind zwei Bäche aus einem Quell, aber jener iſt der vollere und reinere. Der früheſte Dämmerſchein der Ueberlieferung zeigt uns die Indier im Land der ſieben Stämme ſüdwärts vom Himalaja, und doch iſt es wahrſcheinlich daß ſie vorher alle ihre Bruderſtämme in der Urheimat ſcheiden ſahen, daß auch die Perſer ſich infolge religiöſen Zerwürfniſſes von ihnen trennten, und daß ſie dann ſelbſt in anderer Richtung aufbrachen um eine neue Welt zu ſuchen: denn in den Wurzeln der Sprache wie in der Grammatik haben ſie manches mit Griechen oder Germanen gemeinſam, was bei Griechen und Germanen ſelbſt verſchieden iſt, und keine andere Nation hat vom gemeinſamen Erbgut in Religion und Dichtung ſo viel gerettet und erhalten wie die Indier.

Am früheſten ſcheinen die Kelten ſich auf die Wanderung begeben zu haben; ihre Sprache zeigt unter allen ariſchen Dialekten die größte Verwandtſchaft mit dem Aegyptiſchen, damit eine Zeit des Urſprungs wo die Nachklänge der Gemeinſchaft der ſemitiſch-ariſchen Elemente noch mächtig waren; die grammatiſchen Formen ſind nicht zur völligen Syntheſe wie das Sanskrit zuſammengeſchmolzen, ſondern haben den urſprünglich analytiſchen Charakter freier Partikeln am meiſten bewahrt, und das ſcheint auf die Wiederauflöſung im neuen Europa von Einfluß geweſen

zu ſein. Nach den Kelten folgten Thrazier oder Illyrier und Armenier; dann die Pelasger, unter welchem Namen ich die gemeinſame vorgeſchichtliche Periode der Griechen und Italier begreife; dann die Slawen und Germanen.

Die Cultur der Menſchheit iſt das gemeinſame Werk der Völker mit Flexionsſprachen, der Arier und Semiten. China ſteht bisjetzt außerhalb des Stroms der Weltbewegung, die Turanier haben durch Attila oder Tamerlan wie durch die ſcythiſchen Einfälle in Perſien und Babylon nur durch äußere Anſtöße gewirkt, ohne ſelbſt eine originale Idee erzeugt und fortgepflanzt zu haben. Die Geſchichte beginnt mit Aegypten. Dann folgen auf ariſcher Seite die Reiche der Baktrier und Meder, der Indier und Perſer, auf der ſemitiſchen die der Babylonier und Aſſyrier, der Hebräer und Phönizier. In einem folgenden Weltalter geben dort die Griechen und Römer, hier die Juden und Karthager den Ton an. „Japhet wohnt in den Hütten Sems", die Römer erobern Karthago und Jeruſalem, aber die Arier nehmen das unter den Semiten offenbarte Chriſtenthum in ſich auf und die Germanen, die ungemiſcht oder romaniſirt dann nebſt den Arabern auf die Weltbühne treten, durchdringen die Religion mit philoſophiſchem Geiſt und führen die in Griechenland blühenden Künſte und Wiſſenſchaften fort, während der ariſche Sufismus der Perſer die Feſſeln des Islam ſprengt und Gott und Welt zu verſöhnen trachtet. Schon Paulus und Johannes predigten und ſchrieben das Evangelium in griechiſcher Sprache, und wenn den Semiten mehr das Religiöſe, den Ariern das Weltliche und menſchlich Freie zu gründen und zu vollenden beſtimmt war, ſo haben die Arier das Gute der Semiten voller und gründlicher aufgenommen als die Semiten die Errungenſchaft der Arier. Der ununterbrochene Strom menſchheitlicher Bildung wogt jetzt in den ariſchen Sprachen, deren Bildſamkeit und Kraft gleichen Schritt hält mit der Arbeit des menſchlichen Geiſtes und begonnen hat die Früchte derſelben allen Völkern darzubringen.

„Und wenn wir nun hinſchauen von unſern vaterländiſchen Geſtaden über dieſen weiten Ocean menſchlicher Sprache, wie er rollt von Land zu Land mit ſeinen Wellen, kühn aufſteigend unter dem friſchen Hauch des Morgens der Geſchichte und langſam anſchwellend in unſerer ſchwülern Atmoſphäre, — mit Segeln die über ſeine Fläche dahingleiten und manchem Ruder das die Wogen furcht und den Flaggen aller Nationen die freudiglich

zuſammenwallen, — mit ſeinen Klippen und Trümmern, ſeinen Stürmen und Schlachten, doch alles was oben und unten und ringsum befindlich iſt klar widerſpiegelnd, — wenn wir dies ſchauen und horchen auf die fremden Töne, wie ſie in ungebrochenen Weiſen an unſer Ohr rauſchen, ſo ſcheint es uns nicht länger ein wilder Tumult, ſondern wir fühlen uns wie hineingeſtellt in einen alten Dom, lauſchend auf einen Chor unzähliger Stimmen; und je inniger wir zuhören, deſto mehr verſchmelzen alle Misklänge in höhere Harmonien, bis wir zuletzt nur einen majeſtätiſchen Dreiklang oder einen mächtigen Einklang vernehmen wie am Ende einer heiligen Symphonie."

Solche Viſionen, ſagt Max Müller, fluten durch das Studium des Sprachforſchers, und inmitten mühſamer Unterſuchungen will ſein Herz plötzlich klopfen, wie es die Ueberzeugung in ſich wachſen fühlt daß die Menſchen Brüder im einfachſten Sinne des Wortes ſind, Kinder deſſelben Vaters, was immer auch ihr Land, ihre Farbe, ihre Sprache, ihr Glaube ſei.

Wir aber erkennen dabei in der Sprache das große Gewebe das die Menſchen untereinander und mit der Natur verknüpft, und in welches das Bild des Geiſtes und ſeiner Geſchichte eingewirkt iſt durch die Phantaſie, wie ſie nicht blos die Gabe einzelner, ſondern der Völker iſt, und ihre Arbeit in der gemeinſamen Thätigkeit aller in jenem unbewußten und doch ſo vernunftvollen Drang vollzieht, der auf göttliche Führung und Erleuchtung hinweiſt.

Begriff, Urſprung und Entwickelung des Mythus.

Immanuel Kant zeigt in ſeiner Kritik der reinen Vernunft wie unſer Denken, von der Erfahrung und deren verſtändiger Bearbeitung aufſteigend, nach den Principien forſche, und nur in der Idee einer höchſten und erſten Einheit ſich befriedige, die alles Mannichfaltige in ſich begreift und begründet; als das in ſich Vollendete nennt er ſie das Ideal der Vernunft, kein willkürliches oder zufälliges Gebilde, ſondern ein nothwendiges Erzeugniß derſelben, keine begriffliche Allgemeinheit, ſondern eine für ſich ſeiende Weſenheit; — es iſt der Gedanke Gottes. Das Wort des Philoſophen findet in der Geſchichte ſeine Beſtätigung ſoweit unſere Kunde von der Menſchheit reicht; die älteſten Denkmäler der Kunſt, die älteſten Schriftwerke bezeugen die Thatſache daß die Gottesidee in dem Gemüth der einzelnen wie der Völker lebendig iſt, daß ſie mit der Entwickelung der Cultur immer klarer ausgebildet wird, daß ſie zuerſt und immerdar im Gefühl und im Gewiſſen waltet, daß dann zunächſt die Phantaſie ihr Geſtalt gibt, danach der denkende Geiſt ſie zu beſtimmen und zu beweiſen ſucht, indem er von der Wirklichkeit und ihrer Beſchaffenheit auf das Weſen ihres Grundes ſeine Schlüſſe macht.

Der Menſch könnte ſich und die Dinge nicht als endlich bezeichnen, wenn ihm nicht die Idee des Unendlichen und Vollkommenen in ſeinem Denken gegenwärtig wäre, von der er dann alles durch die äußere Erfahrung Gebotene unterſcheidet. Es gibt kein Oben ohne Unten, kein Rechts ohne Links; ebenſo wenig können wir etwas endlich nennen ohne Bezug auf den Gedanken des Unendlichen. Dieſer wird im Geiſt allerdings durch die Eindrücke der Außenwelt erweckt und zum Bewußtſein gebracht, aber er ſtammt nicht aus der Außenwelt, die ſelber ja nur Mangelhaftes oder Begrenztes enthält; dagegen gibt im Gemüth

das Gewiſſen von ihm Zeugniß. Wenn der Menſch ſich vielfältig abhängig fühlt, wenn erſchreckende oder wohlthätige Naturerſcheinungen ihn dann antreiben dieſelben zu vergöttern, ſo geht er ja damit über dasjenige hinaus was dieſe Gegenſtände oder Eindrücke für ſich ſind; ſie können ihn nur erregen den Gedanken des Göttlichen in ſich hervorzubilden und dann mit ihnen zu verknüpfen. Wie könnte der Menſch in der Sonne nicht blos die ſtrahlende Scheibe, ſondern einen Gott ſehen, wenn er nicht die Idee Gottes in ſeiner Seele trüge als urſprüngliche Mitgift, als Siegel ſeiner Abkunft aus dem Unendlichen, in welchem er ja entſteht und beſteht, das ſich in ihm offenbart?

Die Seele iſt nicht jenes weiße Papier auf welches die Dinge der Außenwelt ſich abzeichnen und einſchreiben, ſodaß ſie ſich nur leidend und aufnehmend verhielte, wenn ſie mit Inhalt erfüllt wird; außer unſerer Subjectivität ſind Töne und Farben als ſolche ja gar nicht vorhanden, ſondern die lautloſen dunkeln Schwingungen der Luft und des Aethers werden erſt von uns als Schall und Licht empfunden, und unſer Selbſt ordnet das Chaos der Empfindungen und geſtaltet aus ihnen das Bild der Erſcheinungswelt, das es in Raum und Zeit ſich vorſtellt. Die Sinneswahrnehmung erfaßt nur das Beſondere; allgemeine Geſetze, Gattungsbegriffe formt und erzeugt erſt unſer Denken. Auch ſind die Ideen als ſolche der Seele nicht angeboren, denn kein Inhalt liegt fertig in ihr; ſie iſt das Vermögen der Ideen und wird von den Eindrücken der Außenwelt angeregt über dieſe hinauszugehen und den ihnen zu Grunde liegenden Gedanken in ſich hervorzubilden. Aber der Geiſt entwickelt ſich nach Geſetzen und verfährt denkend nach ihnen, wie die Pflanze innerhalb einer Spirallinie an beſtimmten Stellen die Knospen treibt und die Blätter in beſtimmter Form entwickelt; ſo hat der Geiſt auch die Normen ſeiner Thätigkeit in ſich, und indem er dieſe letztere beachtet und betrachtet, kommen ihm auch jene als Bedingungen und Geſetze ſeines Denkens und Wirkens zum Bewußtſein. Aber der Geiſt hat auch Geſetze denen er nicht mit Nothwendigkeit folgt wie die Materie dem Zug der Schwere, ſondern mit Freiheit; das ſittliche Gebot iſt ihm darum kein Müſſen, ſondern ein Sollen; ein Sollen, keine bloße Vorſtellung mit der er nach Belieben ſchalten und walten könnte, vielmehr fühlt er ſich verpflichtet dem Geſetz gemäß zu leben, das Gebot der Pflicht verlangt daß er das Gute um des Guten willen thut; aber was das

Gute ist, das weiß er nicht unmittelbar, das soll er selbst finden und erkennen.

Das Wesen des Geistes ist die Freiheit, die Selbstbestimmung; darum ist er nicht von Natur was er sein soll, sondern wird erst durch eigenen Willen, und seine Selbstverwirklichung ist die Geschichte. Ist er aber nicht fertig von Natur, dann ist seine Aufgabe die Selbstvervollkommnung. Das Vollkommene liegt darum im Geist, aber nicht als inhaltsvoller Begriff, sondern, wie es Ulrici gewiß richtig bestimmt hat, als ethische Kategorie, als Unterscheidungsnorm, als leitender Gesichtspunkt; darum erst können ihm die Dinge und kann er sich selbst den Eindruck des Mangelhaften, Unvollkommenen machen, weil er sie und sich am Normalbegriff der Vollkommenheit mißt, der ihm gerade hierdurch empfindlich und erkenntlich wird. Das Vollkommene ist das Seinsollende, darum sind wir nur dort befriedigt wo es uns in der Erscheinung entgegentritt, wo es durch die That vollbracht oder im Denken erreicht wird. Danach bezeichnen wir es als das Schöne, Gute, Wahre; entsprechende Triebe unserer Natur leiten dazu hin; wir sollen und wollen Grund und Zweck der Dinge erkennen, wir begehren und erstreben das Werthvolle, unserer Bestimmung Gemäße, wir erfreuen uns der Verwirklichung der Idee, wo sie uns in der Harmonie von Gesetz und Erscheinung, von Geist und Natur entgegentritt, und suchen sie herzustellen, darzustellen. Das Vollkommene aber ist das in sich Vollendete; das Endliche trachtet nach ihm, aber das Unendliche ist das Vollkommene, das Absolute oder Göttliche. Ein Gefühl des Unendlichen, ein Zug nach ihm liegt in der Seele; was aber das Unendliche sei, dies in bestimmter Weise zu erkennen ist eben eine Lebensaufgabe der Menschheit. Kunst, Religion, Philosophie bezeichnen nach den Grundrichtungen des Geistes die Formen innerhalb welcher die Arbeit an dieser Aufgabe vollzogen wird. Sie sind anfänglich noch nicht unterschieden, sondern wirken vereint, und wie wir die Urphilosophie und Urpoesie der Menschheit in der Sprachbildung erkennen, durch welche das Weltbewußtsein des Geistes zu Stande kommt, so ist im Mythus die gleich ursprüngliche Thätigkeit des Dichtens und Denkens vorhanden, um das Gottesbewußtsein oder die Idee des Vollkommenen, das Ideal der Vernunft zu gestalten.

Den Urzustand der Menschheit vermögen wir uns nicht als ein Culturleben vorzustellen, weil das immer erst das Resultat

vielfacher Entwickelung und geistiger Thaten sein kann; ebenso wenig aber als Kampf aller gegen alle, Roheit und Wildheit, weil der Mensch nicht als Bestie, sondern eben als Mensch geboren wird; die Kinderharmonie des Paradieses vielmehr oder des goldenen Zeitalters erscheint gegen jene beiden Annahmen als die richtige Erinnerung der Menschheit selbst an jene Tage wo sie in harmloser Unschuld sich des Daseins freute; die Vernunft leitete ihre Schritte noch nicht mit selbstbewußter Einsicht und Gedankenklarheit, vielmehr mit der Sicherheit des Instincts; sie fand am mütterlichen Busen der Natur was sie bedurfte; die Kräfte des Geistes, die Richtungen seiner Thätigkeit waren noch eins in der Tiefe und im Frieden des Gemüths, und in ungetrübter Harmonie mit der Außenwelt fühlte er die Einheit des Alls und sich in ihr, ahnte er den allumfassenden alliebenden Gott. Aber es kam noch zu keiner sondernden Vorstellung von diesem weder im Bilde noch im Gedanken, sondern nur ein unmittelbares Gefühl der alldurchwaltenden Gotteskraft durchdrang das Herz. Die Menschheit lebte wie eine große Familie, nicht äußere Ordnungen, nicht bestimmte Gesetze, sondern die Pietät, die Empfindung der Liebe, diese Verschmelzung des Naturtriebs und der sittlichen Idee, beherrschte ein friedsam kindliches Dasein.

Fragen wir aber was denn in diesem Weltalter des Vernunftinstincts jenes Ideal der Vernunft, das Göttliche als das Unendliche und zugleich als eine wohlthätige und wissende Macht, im Gemüth der kindlichen Menschheit erwecken, an welchen sichtbaren Gegenstand der aufdämmernde Gedanke sich als an seinen Träger knüpfen konnte, so ist es der Himmel, der allumfassende, der mit seinem Licht alles erleuchtet und allem Lebenswärme und Gedeihen verleiht. Die Geschichte bestätigt diese Ansicht als die Uranschauung unsers Geschlechts. Wie wir heute noch sagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen, so ist der Himmel auch bei Naturvölkern wie bei den Negern oder Südseeinsulanern zugleich der Ausdruck für Gott, und dieser wird im Himmel verehrt; im Himmel ist der Eine und Unendliche sichtbar geworden. Und wenn wir mit Grund in China das Aelteste der Cultur, aber starr und mumienhaft geworden, zu sehen berechtigt sind, worauf ja auch die einfache einsilbige und flexionslose Sprache hindeutet, so finden wir dort gleichfalls das Ursprüngliche bewahrt, Gott im Himmel zu erkennen; ohne Physisches und Geistiges zu trennen sehen sie im Himmel die Weltordnung ausgeprägt, beten

ſie zu ihm als dem Princip, dem Herrn und Lenker aller Dinge. Der Gott des Himmels, der Herr in der Höhe iſt ebenſo die Hauptgeſtalt des ſemitiſchen Glaubens als wir ihn bei den Turaniern wiederfinden; im Licht des Himmels, das alles umgibt und alles belebt, erblickt der alte Aegypter das Göttliche, ebenſo wie es die Arier der Urzeit gethan. Das gemeinſame Wurzelwort für das Göttliche in allen indogermaniſchen Sprachen (diu oder div leuchten) führt uns auf den lichten Himmel, welcher der Gottesidee den erſten Halt und damit den Namen gab. Die Menſchheit betete nicht zu dem äußerlichen materiellen Himmel, ebenſo wenig hatte ſie den Begriff eines rein geiſtigen Gottes; ſondern die Gottesidee ward als der Gedanke des Urſprünglichen und Unendlichen durch die Naturanſchauung des Himmels erweckt und ſofort mit ihm verknüpft; der Himmel war der ſichtbare Gott, aber im ſichtbaren Himmel waltete die Geiſteskraft Gottes wie die empfindende wollende Seele in ihrem Leibe. Die Gottheit, das Ganze und Unendliche, iſt Natur und Geiſt in einem. Alles iſt in ihr, von ihr beſeelt und beherrſcht, wie der Himmel alle Dinge umſchließt und ihnen Leben, Licht und Kraft verleiht.

So haben wir weder Naturvergötterung noch einen ſpiritualiſtiſchen Begriff als das Anfängliche, ſondern Geiſt und Natur in Einheit; wir haben Monotheismus, aber nicht im Gegenſatz gegen Vielgötterei, die noch nicht vorhanden iſt, — aber nicht gedankenklar beſtimmt, ſondern in lebendiger Anſchauung, in religiöſem Gefühl, wir haben die Einheit die alle Fülle in ſich trägt, die nicht eines neben dem vielen, ſondern das alleine iſt, eins und alles. Die Fülle wird ſich hervorbilden wie der Reichthum des menſchlichen Geiſtes ſich entwickelt; das Mannichfaltige wird ſcheinbar die Einheit aufzehren und für ſich ſelbſtändig erſcheinen; aber die Einheit wird es in ſich zur Harmonie führen. Der Gegenſatz des Pantheismus und des Deismus iſt hier von Haus aus überwunden: Gott iſt gegenwärtig im All, und iſt zugleich ſelbſtſeiende Weſenheit, er iſt der Quell alles Lebens und zugleich ſein Herr; die ſichtbare Unendlichkeit des Himmels iſt ſeine Erſcheinung.

Die Entfaltung der Einheit führt zunächſt zum Polytheismus. Nachdem einmal die Gottesidee ausgeſprochen iſt und im lichten Himmel ihren Träger gefunden hat, kann nun auch eine andere Kraft der Natur oder Macht des Gemüths einen überwältigenden Eindruck auf den Menſchen machen und gleichfalls

vergöttert werden, neben dem ersten Gott, oder an seine Stelle treten. Wie in der Menschheit dem Manne das Weib, so gesellt sich zuerst dem männlich gedachten Gott, der geistigen Schöpferkraft, ein Princip der Weiblichkeit, Empfänglichkeit, der Natur, oder vielmehr es wird aus der Einheit eine Zweiheit, die aber im Liebesbunde von Himmel und Erde, von dem bestimmenden Geist und der bestimmbaren Materie, vereinigt bleibt. So heißt es in den Veden daß die alten Weisen Himmel und Erde als Götter angerufen, so stehen Zeus und Dione im Cultus der Pelasger, so Baal und Melitta bei den Babyloniern. Oder man sieht in der Sonne den Kern und Quell des Lichts, und sie wird als der Erstgeborene des Himmels, als eine besondere Gottesmacht neben ihm verehrt. Die Arier nannten den ursprünglich einen Himmelsgott (Diaus) auch den Allumfasser und den Regner, Varuna (Uranos) und Indra; daraus wurden in der Personification besonderer Offenbarungsweisen des Einen besondere Götter. Oder das Naturleben ward zur Grundlage der phantasievollen Betrachtung, wie es im Frühling aufblüht, im Herbst abwelkt, die Sonne wie sie täglich geboren wird und untergeht, im Sommer höher steigt und wärmer scheint, im Winter tiefer sinkt und ihre Kraft verliert; und dadurch kommt Leiden, Tod und Wiedergeburt in die Geschichte des Gottes, des Adonis, Osiris, Dionysos. Sodann aber haben, wie man in Aegypten, Indien, Griechenland nachweisen kann, verschiedene Stämme eines Volks die ursprünglich gemeinsame Idee des Göttlichen nach besondern Natureindrücken, nach besondern innern Erfahrungen verschiedenartig und unter verschiedenen Namen weiter ausgebildet, was zuerst Beiname war ist selbständiger Hauptname geworden, und wenn nun die Stämme zum einigen Volk sich verbanden, hielt jeder seine Lokalgottheit fest, nahm aber die der andern mit hinzu; unter der Herrschaft eines obersten Gottes entsteht ein Götterstaat.

Gemeinsame Götterverehrung ist im Alterthum nicht blos das Band eines Volks, sondern auch der Stämme, der Genossenschaften, der Familien. Die verschiedenen Völker aber sind die selbständig entfalteten Aeste des einen Menschheitbaumes; sie gingen nicht blos räumlich, sondern auch geistig auseinander, als besondere Kräfte, Eigenschaften, Richtungen des Geistes mächtig hervortraten und Mittelpunkt wurden, von denen aus nun eigenthümliche Lebenskreise ihr Gepräge empfingen. Besondere Ge-

danken und Erfahrungen, besondere Weltauffassungen bedurften eigenartiger Ausdrucksmittel und Darstellungsweisen, und so entstand die Verschiedenheit der Sprachen; ebenso ward die Idee des Göttlichen nach Maßgabe der Grundrichtung und der äußern und innern Erfahrung eines eigenthümlichen Lebenskreises fortgebildet; und durch das unterscheidende Band besonderer Ideen, Sprachen und Religionen entstanden die verschiedenen Völker; denn ein Volk ist kein bloßer Menschenhaufen, sondern eine organische, natürliche wie geistige Einheit. Die für sich entwickelten Völker verstanden zunächst weder die Sprache der andern, noch fanden sie in deren Religion den eigenen Gott, den eigenen Glauben wieder, und so entstanden für das menschliche Bewußtsein die verschiedenen Volksgötter nebeneinander.

Es war Jakob Böhme der in diesem Sinne die Erzählung vom babylonischen Thurmbau gedeutet hat, wie ich dies in der „Philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit" (S. 703 fg.) nachgewiesen. Dieweil die Kräfte der Menschheit sich noch nicht ausgewickelt hatten, sagt er, redeten alle Menschen nur einerlei Sprache; als die mannichfachen Eigenschaften sich sonderten, ward der Unterschied geformt, und als die Völker sich zerstreuten ward ihre Sprache nach der Natur der Länder gebildet. Wie die Eigenschaft eines jeden Reiches ist, so verhalten sich auch Sprachen, Sitten und Religion, wie geschrieben steht: Welch ein Volk das ist einen solchen Gott hat es auch. Nicht daß mehr als ein Gott sei, sondern man versteht darunter die Offenbarung wie sich Gott nach aller Völker Eigenschaft in ihnen ausspricht.

Die mosaische Ueberlieferung stellt im Bilde eines einmaligen und plötzlichen Ereignisses dar was ein langsamer und mehrfach sich wiederholender Proceß war, wenn z. B. nachher die anfangs noch gemeinsamen Semiten und Arier, und unter diesen wieder die besondern Völker sich schieden.

So betont denn auch Schelling in der Einleitung zur Philosophie der Mythologie daß es innere, im Innern der homogenen Menschheit entstehende Ursachen gewesen, die sie in einander ausschließende Theile auseinander geführt, daß eine geistige Krisis, eine Erschütterung des Bewußtseins eingetreten sei und die ursprüngliche Einheit aufgelöst habe. „Denn auf eine Einheit, deren Macht selbst in der Zertrennung besteht, deuten die Erscheinungen, deutet das Benehmen der Völker, soweit es ungeachtet der

großen Entfernung durch den Nebel der Vorzeit noch erkennbar ist. Nicht ein äußerer Stachel, der Stachel innerer Unruhe, das Gefühl nicht mehr die ganze Menschheit, sondern nur ein Theil derselben zu sein, und nicht mehr dem schlechthin Einen anzugehören, sondern einem besondern Gott oder besondern Göttern anheimgefallen zu sein, dieses Gefühl ist es was sie von Land zu Land, von Küste zu Küste trieb, bis jedes sich mit sich allein und von allem Fremdartigen sich geschieden sah und den ihm bestimmten, ihm angemessenen Ort gefunden hatte." Was man auch über Schelling's besondere Ausführung urtheilen möge, daß Religion, Sprache und Volk sich nur zusammen entwickelt haben, und daß die Scheidung im Willen der Vorsehung gelegen, zur Befreiung und Entfaltung der Menschheit nothwendig gewesen, das werden wir festhalten dürfen. Aber ehe wir zur eigentlichen Mythologie, zur phantasievollen Gestaltung der religiösen Ideen in mannichfaltigen Götterbildern und Göttergeschichten kommen, müssen wir noch einige Zwischenglieder betrachten, die zwischen ihr und zwischen dem ursprünglichen Gefühl der Einheit und seiner Anschauung im Himmel liegen.

Das Erste ist der Geisterglaube. Wie die Idee Gottes ist die Hoffnung der Unsterblichkeit der geistigen Natur des Menschen eingeboren, das heißt der Anlage nach ihr eigen, und so tritt sie mit dem erwachenden Bewußtsein hervor. Der Mensch erkennt oder fühlt in sich einen Mittelpunkt des Lebens, er erfaßt sich als selbstseiendes Wesen, er gewahrt wie er als solches im Wechsel der Außenwelt und ihrer Eindrücke, der eigenen Zustände und Vorstellungen beharrt; als dies Dauernde erhebt er sich über die Macht der Zeit, hält er sich für unzerstörbar, sodaß ihm der Tod des Leibes nur zur Befreiung des Geistes wird. Darum finden wir mit der Anschauung des einen Himmelsgottes auch den Glauben an eine Geisterwelt bei den Naturvölkern wie im chinesischen Alterthum, bei Aegyptern und Turaniern, bei Semiten und Ariern; die Verehrung der Laren und Penaten als der fortlebenden, über den Nachkommen waltenden Ahnen ist nicht blos bei den Römern, sondern bei allen Nationen etwas Uranfängliches. Die Geister umschweben die Erde, ihr eigentlicher Wohnsitz ist im Himmel, sie gehen ein zu Gott, auf den Schwingen des Windes durchfliegen sie die Wolkenregionen und leben im Licht.

Der kindliche Menſch nun beurtheilt alles nach ſich, er iſt ſich ſelbſt das Maß aller Dinge. Da gewahrt er denn daß was er thut das Werk ſeines Willens, der Ausdruck eines Gedankens iſt, und danach macht er Willen und Gedanken zum Grund einer jeden Bewegung und Wirkung die er außer ſich gewahrt; ſeine Einbildungskraft beſeelt die Natur und ſieht in allen Dingen und Vorgängen die Thätigkeit geiſtiger Kräfte, wie er ſolche in ſich ſelbſt und als die Urſache ſeiner Handlungen weiß. Auch die materielle Welt hat ihr Princip in Gott, in der göttlichen Natur, ſie iſt lebendig, ihre Ordnung, ihre Geſetze, ſind Beſtimmungen des göttlichen Geiſtes, der in ihr waltet; dieſe Wahrheit liegt den Gebilden der Kinderphantaſie zu Grunde, darum finden ſie Glauben. Noch gibt die Einbildungskraft den Geiſtern der Dinge keine Geſtalt, noch ſind die Dinge ſelbſt ihre Erſcheinung, wie Gott im Himmel angeſchaut wird; aber die Genien der Natur und die abgeſchiedenen Seelen der Menſchen geſellen ſich einander und verſchmelzen zum Geiſterreich. Das ruhige Wandeln der Geſtirne, das Aufſprudeln des Quells, die belebende Wärme des Sonnenſtrahls, das Flackern der Flamme, die Bewegung der Quellen, das Brauſen des Windes, das Wachsthum des Baumes, dies und ſo vieles andere kann ſich der Menſch mit Recht nicht erklären, wenn er nicht ein ſelbſtſeiendes Weſen als den Grund davon annimmt; aber den allgemeinen Grund zerlegt die von den einzelnen Eindrücken und Gegenſtänden ergriffene Einbildungskraft in eine Fülle beſonderer Gründe, beſonderer geiſtiger Weſen, die in den Dingen walten und die Erſcheinungen bewirken. Alles Sichtbare, Gegenſtändliche, Objective iſt der Ausdruck, das Werk unſichtbarer, ſelbſtſeiender, ſubjectiver Kraft und Weſenheit; das iſt die große Idee, die im Gemüth der kindlichen Menſchheit noch unbewußt ſchlummert, aber durch die Thätigkeit der Einbildungskraft in der Vergleichung der Außenwelt mit der eigenen Natur und in der Geſtaltung der Dinge nach dem eigenen Bilde ſich bereits bezeugt. Die Menſchheit führt auf dieſer Stufe das traumſelige Phantaſieleben des Kindes, dem auch alle Dinge perſönlich ſind, das ſich in ſeinem heitern und ſinnigen Idealismus noch nicht ſtören läßt, noch unbefangen an die Wahrheit ſeiner Vorſtellungen glaubt, und in ihnen in der That eine Form der Wahrheit für die kindliche Faſſungskraft hat. Ihres ſchöpferiſchen Vermögens froh übt und genießt ſie in dieſer Beſeelung und Verklärung der Natur das

erſte Aufdämmern der Kunſt, und alle ſpätere Kunſtblüte iſt die Entfaltung dieſes Keimes.

Hier tritt nun der Polytheismus ein, wenn die Menſchen in einzelnen bedeutſamen Naturgegenſtänden, in der Sonne, im Meer, in einem Strom, im Sturm, im Feuer einen beſonders mächtigen, über die eigene Kraft erhabenen Geiſt ahnen, wenn ſie zu demſelben als zu einem höhern Weſen aufblicken, wenn die Idee Gottes damit verſchmilzt und nun dieſe Gegenſtände ihre Träger werden.

Die Kinderphantaſie der Menſchheit glaubt an die Beſeelung der einzelnen Naturgegenſtände, und wenn dann auch deren Geſtalt an wirklich belebte Weſen erinnert, ſo ſchafft ſie nun Naturbilder, und ſieht eine Schlange im Blitz der aus der Wolke zuckt oder im Fluß der ſich durch die Wieſe dahinwindet; ſie hört den Sturm und ſein Geheul läßt ihn als ein Raubthier erſcheinen, während die Sonne als ein glänzender Vogel ruhig am Himmel dahinſchwebt, ein Schwan im Luftmeer; einem andern aber erſcheint ſie als ein Feuerrad, und einem dritten als das ſtrahlende allſehende Auge des Himmelsgottes. Wellen ſind Roſſe, ſie bäumen ſich gleich ihnen und der Schaum wird zur wallenden Mähne. Die Gegenſtände ſelbſt haben verſchiedene Seiten und werden anders vom Hirten, anders vom Jäger aufgefaßt. Dem Hirten ſind die weißen Wölkchen eine Lämmerheerde oder die Regenwolken Kühe die mit ihrer Milch die Erde tränken; einem andern werden die Strahlen der Morgenröthe nach ihrer Farbe gleichfalls zu Kühen, während der Jäger in den vom Sturm gescheuchten Wolken eine Heerde ſieht, die in wilder Jagd dahinbrauſt, Roſſe, deren Hufſchlag das Donnergetös hervorbringt. Die dunkle Wetterwolke erſcheint als ein finſteres Ungethüm, ein feuerſchnaubender Drache. Und wiederum iſt das Gewölk aufgeſchichtet wie ein Gebirge oder ausgebreitet wie ein zottiges Thierfell, und ſo kann es dann als Gewand des Himmelsgottes gelten, das er um ſeine Bruſt trägt, das Ziegenfell oder die Aegis des Zeus, während der Regen nach andern Bildern aus Bergeskluft oder aus dem Wolkenbrunnen herniederquillt. Oder die Wolken, dieſe vielgeſtaltigen, ſind Frauen, die aus ihren Brüſten die Erde tränken, die das Waſſer zu ſeinem Gerieſel durch ein Sieb rinnen laſſen, oder es in vollen Strömen aus Krügen herabgießen. Der Sturm wird zum wühlenden Himmelseber, oder man denkt ſich daß ein Adler mit ſeinem Flügelſchlag ihn wehen

macht. Die ersten Strahlen des Lichts wie sie aus dem Dunkel der Nacht oder des Gewölks wieder hervorbrechen, erscheinen als jugendlich glänzende Reiter auf weißen Rossen. So wird Irdisches an den Himmel versetzt und nach wirklich vorhandenen Aehnlichkeiten ein Gegenstand zum Gleichniß des andern; nicht blos die dichterische, auch die gewöhnliche Sprache bedient sich fortwährend solcher Bilder; der Phantasie der Urzeit aber verschmelzen sie mit der Sache, das Zutreffende des Vergleichs leuchtet ein, er wird mehr unwillkürlich gefunden als mit Bedacht erfunden, und der kindliche Sinn sieht nun im Gegenstand das ihm ähnliche lebendige Wesen selbst. Denn der Mensch faßt neue Erscheinungen dadurch auf, daß er sie mit schon vorhandenen Anschauungen in Verbindung bringt, und mittels dieser jene in sich aufnimmt, sich verständlich macht; er sieht den Vogel in der Luft schweben, und danach wird ihm auch die Sonne, auch der Blitz zu einem lebendigen geflügelten Wesen; durch die Vorstellung der milchgebenden Kuh deutet er sich die regenspendende Wolke. Solche Anschauungen werden später bewahrt, sie leben im Volksglauben fort, wenn sie auch von ihrer natürlichen Stelle gerückt werden. Schwartz hat neuerdings hiernach die Mythologie als Bilder der Himmelserscheinungen zu deuten gesucht, und darauf aufmerksam gemacht wie die Wolkenfrauen mit ihren Krügen und Sieben als Danaiden in der Unterwelt sind, oder nach dem Kinderglauben die Kinder aus dem Brunnen kommen, nur daß dieser jetzt im Dorfe selbst quillt und nicht mehr der Wolkenbrunnen am Himmel ist, aus welchem die Seelen stammen.

Der entsprechende Gegensatz für diese Beseelung und Belebung der Naturdinge ist das Symbol, der Ausdruck geistiger Anschauungen und Vorstellungen durch analoge Erscheinungen der Außenwelt. Der Mensch sucht die innern Regungen seines Gemüths festzuhalten, ihnen Gestalt zu geben, sie zu äußern um sie sowol andern mitzutheilen als sich selbst klar zu machen. Eindrücke der Außenwelt erwecken die Thätigkeit des Geistes Vorstellungen und Gedanken hervorzubringen; nur in Formen der Außenwelt kann er sich wieder kundgeben, wir kennen dies sinnliche Element in der Sprache, die selbst für die Begriffe des Erwägens und Betrachtens diese der Sichtbarkeit und äußern Thätigkeit entlehnten Worte hat. So wird ihm denn das Licht zum Symbol geistiger Klarheit, die düstere trübe Atmosphäre zum Sinnbild einer bekümmerten Seelenstimmung, das Wasser, das

Element körperlicher Reinigung, zum Veranſchaulichungsmittel ſittlicher Wiedergeburt. Der in ſich geſchloſſene Kreis, oder die Schlange die ſich in den Schwanz beißt, bezeichnet ihm das Anfangs- und Endloſe, die Ewigkeit. Der Baum wie er blüht, welkt, wieder aufgrünt, wird das Sinnbild der Natur im Wechſel der Jahreszeiten. Fruchtbare Thiere wie der Stier, der Widder werden zum Symbol zeugender ſchöpferiſcher Kraft, und vermögen danach ſinnbildlich die lebenerweckende Gottesmacht zu bezeichnen. Die allernährende Natur wird als Kuh oder als Weib mit vielen Brüſten dargeſtellt. Wie das Samenkorn in die Erde geſenkt wird und dann eine neue Pflanze aus ihm hervorſprießt, wie die Raupe in der Puppe erſtorben und eingeſargt erſcheint und dann als Schmetterling zu neuem ſchönerm Leben auferſteht, ſo knüpft ſich die Unſterblichkeitshoffnung des Menſchen an dieſe Naturerſcheinungen, und der Gedanke macht ſie zu ſeinem Symbol. Sinn und Bild weiſen aufeinander hin, der Sinn wird ſich am Gegenſtand bewußt und verdeutlicht ſich wieder durch denſelben, es herrſcht auch hier keine willkürliche Zuſammenſetzung, das Sinnbild iſt nicht das Werk der Reflexion, dieſe iſt in ihrer reinen Gedankenmäßigkeit noch gar nicht vorhanden, die Idee iſt mit der Anſchauung verwachſen, ſie liegt auf ähnliche Weiſe in allen Seelen und auf dieſe wirkt wiederum der gleiche Natureindruck; wer zuerſt eins im andern widerſcheinen läßt erhebt zur Klarheit was in allen aufdämmert, und wird darum auch verſtanden. So ſagt auch F. G. Welcker daß ein glücklich gefundenes Bild für die jugendliche Menſchheit die im Geiſt aufkeimende Idee ſelbſt war, eine lebendige augenſcheinliche Offenbarung, eine Inſpiration des von der Phantaſie erleuchteten Verſtandes, welche auf das nachmals Begriffene hindeutet, es im voraus zur Ahnung und Anſchauung bringt, ungefähr was in andern Zeiten die eigentliche Erfindung des Dichters, in andern das wiſſenſchaftliche Aperçu eines Kepler und Newton. Das wunderſame Zuſammentreffen der Naturerſcheinung und des Inhalts im eigenen Gemüth dient zum Pfand der Wahrheit und Gewißheit. Das Symbol iſt Mittel und Werkzeug zum ſinnlich-geiſtigen Verſtändniß der Dinge wie zum anſchaulichen Ausdruck der Gedanken; der Sinn ſpricht im Bild unmittelbar zum Schauenden.

In den Thieren erſcheinen einzelne geiſtige Eigenſchaften verkörpert, der Muth im Löwen, die Liſt im Fuchs; ſie werden zum Sinnbild für jene, ſo wie die Eule, die auch in der Däm-

merung sieht, dem Hellenen den scharfen Geistesblick bezeichnet; die Schlange häutet sich, so wird sie zum Symbol der Lebensverjüngung. Nehmen wir nun hinzu daß der kindlichen Menschheit, die im Naturzustand ihre Geistigkeit noch wenig entwickelt hatte, die Thiere in vertrauter Nähe und doch wieder geheimnißvoll gegenüberstanden in der stummen Sicherheit ihres Instincts, in der Schnelligkeit ihrer Bewegung, in der Fülle ihrer Kraft, so wird es erklärlich wie sie nicht blos zum Bild der Naturgegenstände, sondern auch zum Symbol geistiger Wesenheit und göttlicher Mächte werden konnten. So versinnlichen nicht blos dem Aegypter Stier und Kuh die bereits als männlich schöpferisches und als weiblich empfangendes und bestimmbares Princip in zwei zusammengehörigen Wesen vorgestellte Gottheit; auch Indra, auch Dionysos werden als Stiere angerufen, Baal in Stiergestalt abgebildet. Der Thierdienst ist Thiersymbolik, der Mensch betet nicht das Thier als solches an, sondern die Gottesmacht, die ihm die Schlange als das Bild der Ewigkeit, der Lebensverjüngung, die ihm der Widder als Bild der Zeugungskraft und damit des Schöpferwillens versinnlicht.

Die Naturgeister waren ursprünglich gestaltlos, die in den Gegenständen wirkenden unsichtbaren Mächte; indem sich die Seelen der Verstorbenen ihnen gesellen, liegt es nahe sie in menschlichen Formen vorzustellen. Je mehr dann der Mensch seiner eigenen Vernünftigkeit inne wird, desto klarer wird ihm daß die wahre Naturgestalt des Geistes seine eigene ist; je mehr er Vernunft und Ordnung in der Natur erkennt, desto weniger genügt ihm das Thiersymbol für die in ihr waltende Gottheit, desto mehr schaut er sie menschlich an. Zugleich erfreut sich der Mensch seiner geistigen Gaben, die Kräfte seines Gemüths, die sittlichen Gefühle bilden sich aus und kommen zum Bewußtsein, die Stimme des Gewissens, die Erfahrungen des Lebens weisen auf eine sittliche Weltordnung hin. Nun werden auch geistige Principien, wie Liebe und Weisheit, personificirt. Wie der Mensch seine Subjectivität als den Träger seiner Gedanken und Handlungen weiß, so setzt er mit Recht überall wo er ein zweckmäßiges Wirken oder wo er sittliche Gerichte vollzogen sieht, eine Persönlichkeit voraus die solches vollbringt. Und will er sich ein Bild von ihr machen, so genügt nur das eigene, das er sich aber größer, herrlicher vorstellt, um der Erhabenheit des Göttlichen würdig zu sein. Wie das Kind mit den Dingen als mit Personen verkehrt,

ſo zeigt ſich die perſonificirende Phantaſiethätigkeit ſogleich in der Sprache, wenn dieſe den Dingen ein Geſchlecht gibt, ſie als männlich oder weiblich unterſcheidet und beſtimmt; daſſelbe geſchieht mit geiſtigen Eigenſchaften und Begriffen. Die Urſprache hat ſtatt der allgemeinen und abſtracten Ausdrücke ſtets die concreten; ſie macht die Nacht zur Mutter der Träume, wo wir ſagen daß wir zur Nachtzeit träumen; ſie braucht den Ausdruck des Erzeugens für verurſachen, und im Regen des Himmels, der die Erde fruchtbar macht, ſteigt der Himmelsgott liebend zu ihr herab. Die Muſen ſind die Töchter des Zeus und der Erinnerung, denn ſchöpferiſche Macht und treues Behalten des einmal Gewonnenen bedingen die Cultur. Zum Geſchlecht fügt dann der Geiſt auch Menſchengeſtalt und Menſchenart, indem er die Perſonification vollendet. Jede Weiſe geiſtigen Lebens, deren Einheit man erkennt, wird nicht blos in ihrer Allgemeinheit oder als Prädicat genommen, ſondern zu einem Gipfel concentrirt, als Perſönlichkeit in einer entſprechenden Geſtalt angeſchaut; ſo die Liebe, die Weisheit, der Kriegsmuth, die Jugend, das Geſetz, die Anmuth. Hierfür wie für die Naturkräfte ward nun die menſchliche Geſtalt und Handlungsweiſe gewählt, und ſo tanzten nun Nereiden als Jungfrauen den Wellenreigen, und hauſte eine Nymphe in der Tiefe die den Quell ausgoß. „Sah man dann", bemerkt Mannhardt weiter, „weiße Nebel gewandartig an dem Waſſer aufſteigen, ſo erweiterte ſich die Anſchauung ſchon dahin daß die Quelljungfrau ein wunderbares Gewand webe. Das Plätſchern, Murmeln und Rauſchen der Waſſer klang wie die Stimme, wie der wunderbare nur dem Herzen verſtändliche Geſang der Göttin. Aus dieſen Elementen ſind die griechiſchen Mythen von den Nymphen und Muſen, die germaniſchen von den ſpinnenden geſangliebenden Waldfrauen erwachſen." Dies zeigt zugleich wie man das Ideale und das Reale verband, wie man an den murmelnden Quell die Gabe des Liedes und den Trank der Begeiſterung knüpfte, wie die Geiſter des Geſangs, die Muſen, eine Naturbaſis in den Nymphen fanden. So bleibt auch dem menſchlich gedachten Meergott etwas von der Wildheit des Elements, wie die Götter des Lichts und Frühlings als ſchöne Jünglinge gebildet werden, oder der klare kühle Aether, der den Athenern den Eindruck der Jungfräulichkeit machte und als Jungfrau perſonificirt ward, zugleich das Symbol des Geiſtigen war, und die Jungfrau dadurch zur Göttin der Weisheit

und Selbſtbeſinnung erwuchs, — oder die Idee dieſer idealen Weſenheit fand ſofort die Trägerin an jener Naturgeſtalt. Die Ideen werden in dieſer phantaſievollen Jugendzeit unſers Geſchlechts nichts als reine abſtracte Gedanken, ſondern als lebendige leibhaftige Weſen dargeſtellt, ausgeſtattet mit geiſtigen und phyſiſchen Kräften; daß Gedanken nicht für ſich ſein können, ſondern eine denkende Subjectivität vorausſetzen, daß Principien entweder ſelbſt Perſönlichkeiten ſind oder ihren Begriff ausmachen und durch ſie zur Wirkſamkeit gebracht werden, dieſe Wahrheiten ſind auch hier die allerdings noch nicht gewußte aber aus der Natur des Geiſtes und der Sache ſtammende Grundlage, auf welcher die Poeſie des Gottesbewußtſeins ſich entwickelt.

Wie der Menſch lebhaft fühlt oder klar denkt, ſo erfaßt er Gott als Einen, und in dem Gott den er gerade anruft, betet er die ganze Gottheit an. Aber in verſchiedenen Stimmungen, bei verſchiedenen Erfahrungen hebt der einzelne und heben andere Menſchen andere Seiten des Göttlichen hervor, und dieſe mannichfaltigen Formen und Offenbarungsweiſen werden um ſo leichter mehrere Götter, als auch in der Natur ſo große überwältigende Erſcheinungen wie die Sonne, das Erdbeben, das Meer, der Sternenhimmel, das Gewitter, das Feuer für ſich hervortreten, ihren beſondern Eindruck machen, zum Symbol der im Gemüth aufdämmernden Ideen werden. Nie wird das Ding, die Naturerſcheinung als ſolche vergöttert, ſondern in aller Wirkſamkeit ahnt man ein Selbſt, eine perſönliche Kraft, und die Sinnenwelt wird dadurch zum Phänomen des Idealen, zur Aeußerung und zum Gleichniß des Geiſtes. Das religiöſe Leben entwickelt ſich innerhalb der Familie; ſie iſt die Wiege der Dankbarkeit, der Ehrfurcht, ſie iſt auf die Liebe gegründet, und das Gefühl der Verpflichtung, die Stimme des Gewiſſens erwacht; die Geſinnungen welche die Kinder gegen die Eltern hegen, werden auf Gott oder die Götter, auf die unſichtbaren Helfer und Wohlthäter übertragen. Der Menſch ahnt und ſieht Geſetze in der Natur wie in ſeiner eigenen Bruſt, und wenn er zu den Geſtirnen emporblickt, wenn er in ihnen wohlthätige Mächte, eine heilvolle Ordnung verehrt, ſo werden keine aſtronomiſchen Kenntniſſe in die mythiſchen Bilder hineingeheimnißt, denn ſolch ein Wiſſen iſt noch gar nicht vorhanden, ſondern die Sterne ſind das Sinnbild einfacher Ideen, der den Segen des Lichts und der Wärme ſpendenden, den Verlauf der Zeit und

damit den Wechsel der irdischen Natur regelnden und lenkenden geistigen Macht; an ihre Ordnung knüpft sich der Gedanke einer Weltordnung überhaupt, sie veranschaulichen das allgemeine Gesetz und Schicksal. Der Kreislauf der Sonne, wie sie auf- und niedergeht, wird zum Sinnbild für das Geschick der Menschenseele, die auch hier ihr Tagewerk zu vollbringen hat, auch auf ein neues Leben nach ihrem Verschwinden aus der Sichtbarkeit hofft.

Insofern die Naturmächte in Menschengestalt vorgestellt wurden, lösten sie sich vom Element, und gewannen ihm gegenüber eine freie Selbständigkeit, ein eigenthümlich geistiges Dasein und Wirken. Man bringt die einzelnen Wesen in Familienbeziehung zueinander, indem man sie entweder als Söhne und Töchter des ursprünglich einen und höchsten Gottes, damit als die Ausstrahlungen seines Lichts, die Entfaltung seiner Idee betrachtet; oder man bewahrt die Erinnerung an die Natur, und Sonne und Mond sind Geschwister, die Nacht des Tages Mutter oder Tochter, der Sonnengott bald der Sohn bald der Geliebte oder Gemahl der Morgenröthe. Die Kinder des Himmelsgottes erhalten nach ihrer Individualität verschiedene Mütter; wird dann später eine Gemahlin als die Himmelskönigin und Ehegenossin anerkannt, so bildet sich die Vorstellung von Liebschaften, von der Eifersucht der rechtmäßigen Gattin. Der denkende Dichtergeist bewahrt bis tief in die geschichtliche Zeit hinein die Freiheit in der sinnigen Bezeichnung der Natur und Eigenart göttlicher Wesen durch die Bestimmung von Verwandtschaftsverhältnissen; er kann nur dadurch auf Anerkennung und Beifall rechnen daß er etwas leicht und allgemein Einleuchtendes findet.

In dem menschlich gestalteten Gott tritt die Beziehung auf das menschliche Leben in den Vordergrund, und verknüpft sich mit der Forderung der menschlichen Vernunft daß das Gute als das Göttliche gewußt werde, daß durch Gott das Böse bestraft, das Rechte zum Sieg geführt, das Edle begnadet werde. Nun wird der einschlagende Blitz ein rächender Strahl des Zeus und die Strahlen der Sonne werden zu Pfeilen, die der Ferntreffer Apollon sendet, der bogenbewehrte Gott: denn man hat die Erfahrung daß auch ungesehen und aus der Ferne die Gottheit den Frevler erreicht. Die verzehrende Glut der Sonne wird jetzt ein Strafgericht des zürnenden Gottes, er erscheint dadurch ebenso sehr als der Furchtbare wie als der Wohlthätige.

Ist aber das Geistige, das frei Persönliche in einer Göttergestalt ausgebildet, dann wird der Naturvorgang, in welchem man ursprünglich sein Walten sah, nicht mehr als das Immerwährende oder Immerwiederkehrende, sondern als eine einmalige Geschichte aufgefaßt, und die Darstellung einer Idee oder einer Naturerscheinung in der Form einer Erzählung, die Ausprägung des religiösen Glaubens durch veranschaulichende geschichtliche Thatsachen macht gerade den Begriff des Mythus aus; oder mit Otfried Müller's Wort: „der Mythus erzählt eine That wodurch sich das göttliche Wesen in seiner Kraft und Eigenthümlichkeit offenbart, das Symbol veranschaulicht sie dem Sinn durch einen damit in Zusammenhang gesetzten Gegenstand." Das Physikalische wird in das Ethische erhoben, damit hört aber der Mythus auf blos Naturbild zu sein, damit wird er zur Darstellung einer sittlichen Idee. Demgemäß bedarf und erhält der Vorgang seine Motivirung. Daß die Kinder der Erdmutter, die Getreidehalmen, von der Sommersonne getrocknet werden, daß sie im Herbst über den Tod derselben trauert, ist die Naturgrundlage des Mythus von der Niobe; ist aber sie wie Apoll anthropomorphosirt, so wird die Tödtung ihrer Kinder durch ihn aus einem jedes Jahr wiederholten allgemeinen Ereigniß eine einmal vollbrachte That, und diese bedarf der Veranlassung, der sittlichen Rechtfertigung; man findet beides in der Gesinnung Niobe's; ihr Mutterglück macht sie stolz, übermüthig vergißt sie der Demuth vor den himmlischen Mächten, rühmt sie sich vor der Mutter des Apoll und der Artemis, und muß dafür ihrer Endlichkeit inne werden, die Hinfälligkeit des Irdischen kennen lernen; die beleidigte Mutter zu rächen, den Uebermuth zu strafen entsenden Apoll und Artemis ihre Pfeile, und Niobe's zu Stein erstarrender Schmerz lehrt uns Demuth im Glück, Mäßigung und Ehrfurcht vor den Göttern. — Hephaistos, das Feuer, wird als Blitz vom Himmel auf die Erde geworfen; die flackernde Bewegung der Flamme, die am Stoff des Holzes haftet, erscheint gelähmt; der Sturz motivirt die Lähmung, aber auch der menschlich gestaltete kunstreiche Feuergott bleibt hinkend, und nun muß eine Veranlassung gefunden werden daß einmal der Vater oder die Mutter das Kind hinabgeschleudert habe. — Wenn der Vollmond aufgeht, sinkt die Sonne hinab; Endymion, der Niedertaucher, heißt der abendliche Sonnengott, Selene's liebender Kuß ist ihm tödtlich; daraus wird die Geschichte von Luna und En-

dymion. Die Sonne liebt den Morgenthau, aber ihr Strahl verzehrt ihn; daraus wird die Sage daß Prokris von der Lanze des Kephalos getödtet worden. Beide Namen hat Max Müller in diesem Sinn gedeutet. Auch in dem Namen Daphne's hat er eine Bezeichnung der Morgenröthe gefunden; der Sonnengott liebt sie, aber sie flieht vor ihm, sie stirbt in seinem Arm; die Bedeutung des Namens ward in Griechenland vergessen, aber das Wort für Lorber bot einen Anklang an ihn, und so ward die vom Gott verfolgte Geliebte in einen Lorber verwandelt, der Lorber ihm geheiligt und eine Geschichte, die sich einmal ereignet haben sollte, die ursprünglich das Bild eines alltäglichen Naturvorgangs war, motivirte nun warum der Gott sich mit dem Zweig des Baumes schmückte.

Ueberhaupt erklären sich die Verwandlungen der Götter auf diese Weise. Man stellte jetzt die Götter sich menschlich vor, aber die Erinnerung an das alte Thierbild ist noch wach, man gibt ihnen das Vermögen Thiergestalt anzunehmen, man erzählt von dem besondern Anlaß wo sie sich einmal in Thiere verwandelt, wie Zeus in Stiergestalt die Europa raubt, oder aus dem Wolkenroß das der Sturm vor sich herjagt, die Sage wird daß die indische Göttin Saranyus in Roßgestalt der Umarmung des Himmelsgottes entfliehe. Die irrende Mondgöttin wird auf ihrer wechselreichen Bahn dennoch behütet, bewacht vom tausendäugigen Argos, dem vielsternigen Nachthimmel; die Sichelform des Neumonds und des letzten Viertels erinnerte an die Hörner der Kuh, die Mondsichel auf dem Haupt der Göttin konnte so verstanden werden als ob sie Hörner bezeichnen sollte; nun lag es nahe daß Jo einmal durch die Eifersucht Here's in eine Kuh verwandelt worden sei. Auf gleiche Weise erklärt es sich wenn die Göttin Berchtha den Schwanenfuß oder der Sturmgott Odin den Adlerkopf behält, oder wenn der Adler dem Zeus, der Schwan dem Apollo geheiligt wird.

Aus unserer ganzen Betrachtung folgt daß das Phantasiebild der Götter eine doppelte Wahrheit hat, die Naturanschauung liegt ihm zu Grunde und zugleich die Idee, die sittliche Erfahrung, und beides ist innigst verschmolzen und der Gott dadurch zum Ideal des Lebens in einer bestimmten Richtung geworden; er ist keine bloße Vorstellung, sondern eine Macht, deren Wirken man in der Außenwelt wie in der eigenen Brust gewahrt. Hat sie einmal bestimmte Gestalt gewonnen, so werden auch fernerhin

neue Ereigniſſe an ſie geknüpft oder im Glauben an ſie gedeutet. Sah man in Viſhnu einmal die welterhaltende und weltbewegende Macht, glaubte man einmal daß nichts Großes in der Geſchichte ohne Gott geſchieht, wie ſollte er da nicht bereits in der alten Heldenzeit ſich bezeugt haben? Nahm man an daß er ſich ſichtbarlich verkörpere um thätig in die Geſchicke einzugreifen, ſo waltete er nicht blos theilnehmend vom Himmel herab oder als eine vorübergehende Erſcheinung wie die Homeriſchen Götter, ſondern der die Entſcheidung bringende Held war ſelbſt die Verkörperung des menſchgewordenen Gottes. Galt einmal Apollo als der die Unbill ſtrafende Gott und eine plötzlich ausbrechende Krankheit als ſein Werk, wie nahe lag es für Kalchas die Peſt am Anfang der Ilias ſo zu deuten daß Apollo zürne, weil Agamemnon ſeinen Prieſter beleidigt habe! So empfing die Mythologie im Lauf der Zeiten neue Züge, während andere unkenntlich wurden, friſche Farben, während die alten verblaßten. Apollo hieß urſprünglich Delios, der Leuchtende; das klang an den Namen einer Inſel an, und ſo ward er der deliſche, und ſeine Geburt auf Delos durch einen Mythus motivirt.

Ich habe ſchon oben angedeutet wie aus verſchiedenen Namen des einen Gottes mehrere Götter wurden; dies wiederholt ſich im Polytheismus. Apollon iſt Phöbus der Glänzende, aber auch Phaeton der Leuchtende, Helios die Sonne, Hyperion der über uns Wandelnde. Wenn er aber der Muſenführer, der Orakelgeber, der Entſündiger iſt, er der phyſiſche und geiſtige Lichtgott, ſo meinte man ihn doch nicht gut zugleich als den Lenker des Sonnenwagens anſehen zu dürfen, und kam zur Annahme eines beſondern Helios, und gab dieſem wieder den Hyperion zum Vater. In Bezug auf Phaethon erinnert Mannhardt an die alte Vorſtellung nach welcher das abendliche Niederſinken der Sonne in die Wellen des Meeres als der Hinabgang des leuchtenden Gottes in die Unterwelt, als ſein Tod aufgefaßt wurde; dann aber ließ man den Gott nicht mehr ſterben und wieder geboren werden, ſondern auf goldenem Becher durch den Ocean fahren, und der Leuchtende, der einſt ins Meer und damit in den Tod geſtürzt war, Phaethon, ward nun als ein Sohn von Helios oder Apollon aufgefaßt und da galt es ſeinen Tod zu motiviren: er erbat ſich von ſeinem Vater nur auf einen Tag die Zügel der Sonnenroſſe; da er aber die rechte Bahn nicht innehielt, und bald den Himmel, bald die Erde in Flammen

ſetzte oder in Froſt erſtarren ließ, ſo ſchleuderte ein Blitz des Zeus ihn hinab in die Tiefe.

Je mehr das geiſtige Leben des Volks ſich entwickelt, deſto geiſtiger werden die Götter, deſto mehr werden ſie als Spender und Principien der geiſtigen Gaben und Güter, als ſittliche Weltordner verehrt, deſto mehr werden ſie zu Idealen in welchen ein ganzer Stamm ſein Vorbild oder ſeine Eigenthümlichkeit in vollendeter Geſtalt anſchaut, wie die Dorier in Apollon, die Athener in Pallas Athene. Je mehr der Menſch aus dem Naturzuſtand ſich zur Cultur hervorarbeitet, je mehr ihm die Angelegenheiten der Familie, der Geſellſchaft des Staats in den Vordergrund treten und der innige Verkehr mit der Natur ſeine Ausſchließlichkeit verliert vor dem Wechſelverkehr der Menſchen und der Völker, deſto klarer wird er ſich der leitenden Gottheit nun auch in der innern Erfahrung, im eigenen Loos wie im Geſchick der Nationen bewußt, deſto mehr zieht ihn jetzt die menſchliche Form der Mythen an, ſodaß er leicht die anfängliche Naturgrundlage ganz vergißt. Er iſt ſelbſt in ein Jugendalter der Thatenfreude, des Heldenthums eingetreten; da übt nun gerade das ſeinen Zauber auf ihn daß die Naturerſcheinungen als Thaten der Götter dargeſtellt werden, er hält ſich an das Abenteuerliche, das Verdienſtvolle der Handlung, und ſpinnt dieſe weiter aus. Und wenn nun wirkliche Erlebniſſe, wirkliche Heldengeſtalten an ſolche Ueberlieferungen der Urzeit erinnern, ſo entſteht die Heldenſage, welche durch dieſe Verſchmelzung mit der urſprünglich ethiſchen und idealen Göttermythe ihre Tiefe und ihren Glanz empfängt. Sie entwickelt ſich namentlich aber auch dadurch daß anfänglich eine Götterſage an verſchiedenen Orten lokaliſirt und eigenthümlich geſtaltet ward, dann aber ein allgemeiner Cultus an die Stelle der beſondern Auffaſſungen trat, und während nun die eine Geſtalt göttlich verehrt wird, gelten die andern für Heroen. So war Siegfried urſprünglich ein Frühlings- und Sonnengott, ward aber zum Sonnenhelden, ähnlich wie Perſeus. Denn der Kampf und Sieg des Lichts über die Finſterniß war ſchon im grauen Alterthum als ein Streit mit Ungeheuern dargeſtellt, und wie Siegfried den Lindwurm, ſo haben Apollo, Perſeus, Herakles die furchtbaren Drachen geſchlagen; aber der Apollodienſt überwächſt den ihrigen, und ſie werden nun zu Heroen, das Heldenhafte wird ausſchließlich fortgebildet. Durch andere Sitten, durch

andere geschichtliche Verhältnisse kommen andere Motive in die Sage; aber der ursprüngliche Grundgedanke klingt hindurch.

Doch ehe wir uns zum historischen Mythus wenden, wird es passend sein über den religiösen noch einige abschließende Worte zu sagen. Ich habe die Mythologie genetisch betrachtet, soweit die gegenwärtige Forschung reicht; es sind besonders die Vedas, welche in dieser Hinsicht vor allen andern Büchern wichtig erscheinen, und uns einen Einblick in das Werden der Mythologie gewähren; denn Naturbilder wie Symbole tauchen auf und verschwinden wieder oder werden bewahrt, die Menschengestalt der Götter kommt hinzu und wird allmählich ausgebildet, die Naturvorgänge werden in Thaten der Götter übersetzt, die Mythen nach den Erfahrungen des Volks im Fortschritt seines Lebens fortentwickelt, und immer bleibt dabei die Idee des einen Göttlichen im Gemüth, das Gefühl daß die mannichfaltigen Götter nur verschiedene Namen für das eine ewige, geheimnißvolle Wesen sind, und das reine Licht sammelt bedeutsam die mannichfache Strahlenbrechung in sich zurück.

Ich möchte nun nicht mit dem Meister der Vedakunde Max Müller sagen: der wesentliche Charakter einer Mythe sei der daß sie in der gesprochenen Sprache nicht mehr verständlich sein dürfe. Denn ursprünglich ist die Metapher, ist das Bild für den Sinn durchsichtig und verständlich, aber später kommt es vor daß das Bewußtsein von der Bedeutung der Wurzeln sich trübt und verdunkelt, und daß dem Enkel unverständlich wird was dem Großvater klar war, daß aber der Enkel doch den Ausdruck bewahrt und weiter verwendet. Müller selbst hat eine mythenbildende Periode in der Entwickelung der Sprache in dem Sinn angenommen daß dieselbe in Wörtern wie Tag, Frühling, Tugend ja nichts Individuelles oder Körperliches bezeichnet, sondern eine Reihe von Eindrücken zu einer Gesammtheit verknüpft, oder eine Eigenschaft zum Wesen erhebt. Die Wörter sind gewichtig, und der jugendlichen Menschheit ist der Sonnenuntergang ein Altern, Abnehmen, Sterben der Sonne. Die Nacht ist die Mutter des Abendsterns und des Schlafs, weil zu ihrer Zeit jener sichtbar wird und wir einschlafen; die Morgenröthe enthüllt das Verbrechen, welches die Nacht erzeugt oder verborgen hatte, und so kann sie zur Erinnys werden, und diese verfolgt wie eine leichtgeschürzte Jägerin mit den umschnürenden Schlangen des bösen Gewissens den Missethäter.

Wenn Bonaventura um der salbungsvollen Kraft seiner Worte willen von Thomas von Aquin gepriesen wird, so deutet er auf das Crucifix in seiner Zelle: „Dies Bild dictirt mir alle meine Worte.“ Er will damit nur sagen daß seine Begeisterung aus dem Glauben an den leidenden Heiland quillt, aber das Volk macht daraus das profane Mirakel eines sprechenden Kreuzes. Nimmt man materiell und falsch was in der Sprache der Dichter und Seher, was in der ursprünglichen Rede überhaupt, dieser versteinerten Poesie, bildlich gemeint ist um den Sinn zu gestalten, so verliert man die tiefe Bedeutung und verfällt in schwer erklärliche Seltsamkeiten. Es geht uns heutzutage kaum anders. „Das mein Leib, das mein Blut“ sagt Christus beim Abschiedsmahl, Brot und Wein darreichend, deren Genuß das sinnliche Zeichen, der Träger der geistigen Liebesgemeinschaft mit ihm sein soll. Das Wort „ist“, an das sich Luther und seine Anhänger klammern, hat er im Aramäischen gar nicht ausgesprochen; der gläubigen Seele werden allerdings im Genusse Brot und Wein zu Fleisch und Blut Christi, insofern überhaupt die Dinge das für uns sind wofür wir sie nehmen. Aber die Transsubstanziationslehre von Paschasius Ratbertus behauptet daß die Elemente von Brot und Wein in die von Fleisch und Blut des wirklichen Leibes Jesu, wie ihn Maria geboren, umgeschaffen würden, doch aber die anfängliche äußere Erscheinung behielten, und Voltaire spottet nun darüber daß den Christen die Geistlichen ihren Gott aus Teig schaffen, und berechnet wie viel Centner Fleisch und wie viel Eimer Blut Christi täglich verzehrt würden. Und doch fehlt dem Abendmahl keineswegs seine religiöse Weihe und die heiligende Kraft der Versöhnung und sittlichen Förderung für das Gemüth.

Max Müller scheidet zu sehr zwischen Religion und Mythologie. Es sei ein Räthsel daß die gebildeten Griechen bei ihrer Abneigung gegen alles Ungeheure und Maßlose doch von ihren Göttern Dinge berichten welche die wildesten Rothhäute in Schauder und Schrecken versetzen würden, — wie z. B. Uranos von seinem Sohn Kronos verstümmelt wurde, wie Kronos seine eigenen Kinder verschlang. Wol eifert schon Xenophanes dagegen daß man von den Göttern Ehebruch und Betrug erzähle, und nach Epikur ist nicht derjenige irreligiös welcher die Götter der Menge leugnet, sondern derjenige welcher ihnen die Meinungen des großen Haufens anheftet. Diese Meinungen sind aber das

abergläubiſche Misverſtändniß der Mythen; denn daß die Zeit dem ſtets neue Formen hervorbringenden Schöpfungsdrange Schranken ſetzt, daß ſie ſelber wieder verzehrt was ſie hervorgebracht, aber das Ewige doch nicht zerſtören kann, das ſind auch uns noch verſtändliche Metaphern, deren kühnere Bildlichkeit in der alten Sprache niemals hätte buchſtäblich genommen werden ſollen. Daß der Himmelsgott in die Tiefe der Erde mit ſeinem goldenen Strahlenregen hinabdringt um die im Winter eingeſchloſſene Kraft der irdiſchen Natur zu wecken und zu befruchten, dieſe Mythe von Zeus und Danae iſt ja ganz daſſelbe wie die Frühlingsfeier ſeiner heiligen Hochzeit mit Here, und wird nur dann zur ehebrecheriſchen Buhlſchaft, wenn man den Gedanken vergißt und die Erzählung als eine beſondere Geſchichte berichtet. In der Odyſſee, ſagt Müller, herrſcht überall das unbedingte Vertrauen auf die göttliche Weltregierung, und es iſt echte Religion, wenn der Sauhirt Eumäos ſagt: Gott wird uns geben was er im Herzen beſchließt, denn er vermag alles; — wenn die kornmahlende Sklavin, während es donnert, zu Zeus betet daß er durch die Heimkehr des Odyſſeus die Frevel der Freier ſtrafen möge; — wenn Neſtors Sohn äußert: die Menſchen alle bedürfen der Götter. Nur habe die Mythologie der alten Religion faſt die Lebensluft geraubt, und es ſei ſchwer durch das üppige giftige Unkraut ihrer Phraſeologie den geſunden Stamm zu erkennen, den dieſe umwuchern. Kann man nicht Aehnliches von der Religion Jeſu und der ſcholaſtiſchen Dogmatik ſagen? Iſt es nicht daſſelbe Räthſel daß ſie neben Newton und Kant ihre Stelle unter uns behauptet, ſtatt daß man endlich den urſprünglichen Kern rein erfaſſen und die ethiſche Wahrheit mit der Natur- und Geſchichtsanſicht unſerer Zeit zuſammenbringen ſollte? Was iſt denn die den Telemachos in Mentors Geſtalt begleitende Pallas Athene anders als die göttliche Vorſehung, die mittels des Freundes dem Jüngling mahnend und helfend zur Seite ſteht? Wer alles was die mythologiſchen Compendien von Zeus berichten, zuſammennimmt und für eine Lehre von Gott anſieht, der wird freilich über die Widerſprüche nicht hinauskommen daß neben dem Höchſten und Edelſten auch das Unwürdige und Endliche oder Schwache ſteht: der Allwiſſende wird betrogen, der Ewige hat einen Vater, der Gott der Treue iſt treulos. Aber das Verkehrte liegt nur darin daß man bei einzelnen Mythen die Naturgrundlage vergeſſen, den dichteriſchen Ausdruck materiell

genommen, und was verschiedenen Zeiten und Orten angehört kritiklos zusammengestellt hat. Der mirakelsüchtige Aberglaube und der Pfaffengeist welcher die Menschen an seine unbegreiflichen Dogmen bindet, das sind die Feinde der wahren Religion; aber der kindliche Sinn des Volks hält sich auch trotz der verdunkelnden, weil dunkel gewordenen mythischen Hülle an den Wahrheitskern, an den Sinn, der ja auch das Bild beseelt hat. In Aegypten heißt ein Gott der Gemahl und Bruder seiner Mutter. Welch ein Greuel, wenn man das dogmatisch nimmt, wenn man vergißt daß der Geist ja der Natur verschwistert ist, daß sie, das objective Dasein, dem sich erfassenden Selbstbewußtsein vorausgeht, es gleichsam im Schose getragen hat, und daß der Geist mit der Natur in innigster Gemeinschaft lebt! Wenn Namen undurchsichtig werden, wenn Metaphern buchstäblich aufgefaßt sind, wenn man das Misverstandene oder Dunkle dennoch festhält und nun damit weiter arbeitet, so kann allerdings ein seltsam verworrenes Gewebe entstehen, und der Aberglaube im Heidenthum wie in den monotheistischen Religionen besteht eben darin daß man den Mythus, das Bild nicht dichterisch, sondern prosaisch versteht. Mit Rücksicht hierauf denkt Müller in dem Namen der Mythologie jeden Fall einbegriffen, in welchem die Sprache eine unabhängige Kraft gewinnt und auf den Geist zurückwirkt, anstatt ihrem eigentlichen Zwecke gemäß die bloße Verwirklichung und äußerliche Verkörperung des Geistes zu sein. Aber ich glaube nicht daß wir berechtigt sind in der Verdunkelung und dem Misverständniß das Wesen der Sache zu sehen. Ich erinnere dabei an das treffliche Wort von Jakob Grimm: „In unserer heidnischen Mythologie treten Vorstellungen deren das menschliche Herz hauptsächlich bedarf, an denen es sich aufrecht erhält, stark und rein hervor. Der höchste Gott ist ihm ein Vater, der Lebenden Heil und Sieg, Sterbenden Aufnahme in seine Wohnung gewährt; Tod ist Heimgang, Rückkehr zum Vater. Dem Gott zur Seite steht die höchste Göttin als Mutter, weise und weiße Ahnfrau. Der Gott ist hehr, die Göttin leuchtend von Schönheit, beide ziehen um und erscheinen im Land, er den Krieg und die Waffen, sie spinnen, weben, säen lehrend, von ihm geht das Gedicht, von ihr die Sage aus."

Die Mythologie ist Religion; sie ist dem Volk kein Spiel, sondern feierlicher Ernst, sie herrscht über die Geister. Einer Allegorie, einer poetischen Fiction bringt man keine Opfer, fühlt

man ſich nicht verpflichtet; das Heidenthum hat aber in der Mythologie ſein religio, ſein Band mit der Gottheit, es fürchtet den Zorn ſeiner Götter, es fühlt daß der Menſch durch die Sünde, durch das Uebertreten des göttlichen Gebots und Willens das Leben verwirkt hat und dem Tode verfallen iſt, und ſucht durch das ſtellvertretende Blut der Thiere, ja durch das Blut von Menſchen, von unſchuldigen Kindern die Gottheit zu verſöhnen, die Unterwerfung und Hingebung des eigenen Willens zu bezeugen.

Die Mythologie iſt keine Fabel, ſondern Wahrheit, wenn auch im Gewand das die Phantaſie gewoben hat; den Einſchlag bildet dabei die Gottesidee, das Ideal der Vernunft im menſchlichen Gemüth, der Gedanke des Unendlichen; die Idee kommt dadurch zum Bewußtſein daß Naturerſcheinungen ſie erwecken, daß der Menſch durch äußere und innere Erfahrung des Waltens höherer Mächte inne wird, von denen er ſich abhängig, aber zugleich auch getragen, liebevoll umfangen fühlt. Der Idee, der ſubjectiven Wahrheit kommt die Objectivität, die Erfahrung der Natur und Geſchichte entgegen, und dieſe wird verſtändlich, wird gedeutet, indem ſie jene beſtätigt und als thatſächlich zur Erſcheinung bringt. Idee und Factum ſtehen in ungeſchiedener Einheit und lebendiger Wechſelwirkung, der Gedanke hat noch keine andere Form als die des Symbols, des Bildes, der Erzählung, er entwickelt ſich ſelbſt erſt in ihr zur Klarheit und zum Ausdruck.

Wir ſehen alſo mit Heyne in der Mythologie eine Kinderſprache des Geſchlechts, eine Darſtellungsweiſe die der alten Zeit nothwendig war, indem dieſe ſich noch nicht anders ausdrücken konnte; aber wir nehmen nicht mit dieſem Gelehrten an daß das Symboliſche oder die Perſonification eine bloße Form geweſen, die man nur misverſtändlich für wirklich genommen hätte, indem man ſpäter den Ausdruck mit der Sache verwechſelte und die Dichter dann der Göttergeſtalten und Göttergeſchichten ſich als artiger Phantaſiegebilde bedienten, ſie zum Schmuck ihrer Werke mit Anmuth und Schönheitsſinn auswählten. Danach würden die Mythenſchöpfer nicht an die Naturgeiſter geglaubt, eine heilige Hochzeit des Himmelsgottes und der Erdgöttin, des Zeus und der Here, nicht als den Grund für das aufblühende Leben und die Fruchtbarkeit des Jahres angenommen haben; ſie hätten abſtracte Begriffe im Sinn gehabt, nur die Armuth der Sprache hätte es veranlaßt ſie durch Perſonen zu bezeichnen, logiſche oder

reale Verhältniſſe durch das Bild der Zeugung auszudrücken; die Dichter dann hätten das feſtgehalten und ſo ſei es endlich Volksglaube geworden. Aber die Urzeit hat ſich nicht anders ausgedrückt als ſie dachte, die allgemeinen Begriffe haben ſich erſt allmählich aus den Anſchauungen entwickelt, die ſymboliſche Ausdrucksweiſe ſelbſt hat erſt zu ihnen geführt, die Urzeit hat an die Realität ihrer Götter geglaubt, das gläubige Gemüth hat ſeine eigene Ahnung im Anſchluß an die Eindrücke der Außenwelt in ihnen ausgeprägt, ſich ſelber verſinnlicht und klar gemacht.

Wir ſehen mit Gottfried Hermann eine philoſophiſche Wahrheit in der Mythologie, wir erkennen in ihr die Weisheit, das Wiſſen des Alterthums von göttlichen und menſchlichen Dingen, wir betrachten mit ihm die Namen der Götter als bedeutſame Bezeichnung ihres Weſens und Begriffs, aber wir nehmen nicht mit dieſem Gelehrten an daß die Prieſter durch Naturbeobachtung eine wiſſenſchaftliche Bildung gewonnen und das was ſie begriffen, was aber dem Volk noch unbegreiflich war, in bildlicher Rede dargeſtellt, deren Perſonification dann das Volk für wirklich und als Gegenſtand des Glaubens genommen habe. Danach wäre die Perſonification nur eine grammatiſche geweſen, und die Mythologie keine Religion, ſondern nur ein atheiſtiſches Syſtem der Natur.

Philoſophie und Poeſie ſind in der Mythenbildung noch gar nicht als ſolche vorhanden, ſie wirken vielmehr in ihr ein gemeinſames Werk und treten nachher als beſondere Kräfte und Richtungen des Geiſtes hervor. Der Erkenntnißtrieb und das dichteriſche Vermögen gehen über das Gegebene hinaus, ſuchen den Grund und das innere Weſen des Lebens, finden das Göttliche, Geiſtige als Princip und Wirkenskraft der Dinge und geben es ſymboliſch und mythiſch in den Formen der Natur und Geſchichte kund. So ſind Denken und Dichten auch in der Sprachbildung thätig, wie die noch unbewußte Seele leibgeſtaltend ſich die Organe der Weltauffaſſung und der Vorſtellung bereitet, mittels deren ſie dann zum Bewußtſein kommt, gerade wie durch die Sprache das Denken und Dichten erſt zur Wirklichkeit gelangen. Dem Begriff welchen der Geiſt ſich von einer Sache bildet, gibt er anſchauliche Bezeichnung im Wort. In den Worten, in der Sprache, beſtimmt er unterſcheidend das Mannichfaltige, in der Mythologie ſucht er dagegen das Eine und Ganze, das Unendliche ſich zum Bewußtſein zu bringen und auszudrücken. So

wenig wie die Sprache erfindet er die Mythe mit Reflexion und Absicht; sie sind organische Erzeugnisse seiner vernunftbegabten Natur; er arbeitet sie mit Nothwendigkeit nach ihm eingeborenen, ihm noch unbekannten Gesetzen aus der Tiefe seiner Innerlichkeit hervor, und gewinnt in ihnen die Mittel und die Grundlage der freien poetischen und philosophischen Thätigkeit, die dann wieder die Schätze hebt die schon in der Sprache liegen.

In ähnlicher Weise sagt Schelling: „In der Mythologie konnte nicht eine Philosophie wirken welche die Gestalten erst bei der Poesie zu suchen hat, sondern diese Philosophie war selbst und wesentlich zugleich Poesie; ebenso umgekehrt: die Poesie, welche die Gestalten der Mythologie schuf, stand nicht im Dienste einer von ihr verschiedenen Philosophie, sondern sie selbst und wesentlich war auch Wissen erzeugende Thätigkeit, Philosophie. Das Letzte bewirkt daß in den mythologischen Vorstellungen Wahrheit, doch nicht blos zufällig, sondern mit einer Art von Nothwendigkeit sein wird, das Erstere daß das Poetische in der Mythologie nicht ein äußerlich Hinzugekommenes, sondern ein Innerliches, Wesentliches und mit dem Gedanken selbst Gegebenes ist." Dabei betont Schelling die natürliche Verwandtschaft und gegenseitige Anziehungskraft von Poesie und Mythologie. „Muß man doch erkennen daß von wahrhaft poetischen Gestalten nicht weniger Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit gefordert wird als von philosophischen Begriffen. Freilich hat man die neuere Zeit vor Augen, so ist es nur wenigen und seltenen Meistern gelungen den Gestalten, deren Stoff sie nur aus dem zufälligen und vorübergehenden Leben nehmen konnten, eine allgemeine und ewige Bedeutung einzuhauchen, sie mit einer Art von mythologischer Gewalt zu bekleiden; aber diese wenigen sind auch die wahren Dichter, und die andern werden doch eigentlich nur so genannt. Hinwiederum sollen die philosophischen Begriffe keine bloßen allgemeinen Kategorien, sie sollen wirkliche bestimmte Wesenheiten sein, und je mehr sie dies sind, je mehr sie von dem Philosophen mit wirklichem und besonderm Leben ausgestattet werden, desto mehr scheinen sie sich poetischen Gestalten zu nähern, wenn auch der Philosoph jede poetische Einkleidung verschmäht; das Poetische liegt hier im Gedanken und braucht nicht äußerlich zu ihm hinzuzukommen." — Bei jenen mit poetischer Gestalt bekleideten Gestalten denke man an Cervantes Don Quixote, Shakespeare's Hamlet und Falstaf, Goethe's Faust und Werther.

Wir ſagen mit Ariſtoteles daß die Alten die Principien vergöttert haben, aber nehmen das nicht in dem Sinn daß ſie zu dem abſtracten und in der Gedankenform gegenwärtigen Begriff die Perſonification hinzugebracht, ſondern ſo daß ihnen die Principien ſelbſt ſogleich Lebensmächte, reale geiſtige Weſen waren. Und wenn Forchhammer behauptet die Mythologie ſei die Lehre von der auf dem Doppelſinn des Wortes beruhenden Darſtellung der Nothwendigkeit als Freiheit, der Phyſik als Ethik, der Natur als Geſchichte, ſo erinnern wir daran daß eben die jugendliche Menſchheit nicht das Element oder den Naturvorgang als etwas blos Aeußerliches, Objectives, ſondern als die Aeußerung innerer geiſtiger Kraft, alle Bewegung als vom Geiſt gewollte Handlung anſchaut, weil ſie inſtinctiv die Ueberzeugung in ſich trägt daß alles wahre Sein Selbſtſein iſt, jedes Geſetz ein von der Subjectivität Geſetztes, nicht das ſie Setzende, daß der Geiſt das Erſte und der allgemeine Gedanke ſeine That iſt, nicht umgekehrt der Geiſt eine Erſcheinung oder Beſtimmung des logiſchen Begriffs. Darum liegt im Mythus etwas mehr als Phyſik, das Ideal wird in ihm als der Grund des Realen offenbart, die Erſcheinungswelt iſt ihm das Gleichniß des Ewigen, das Sichtbare ein Symbol des Unſichtbaren.

So ſehen wir denn auch mit Creuzer Religion, religiöſe Wahrheit in der griechiſchen Mythologie, und erkennen das Verdienſt an, welches er ſich in der Durchführung dieſer Idee erworben hat; aber wir können nicht mit ihm annehmen daß aus dem Orient ſtammende oder im Orient gebildete Prieſter ihre höhere Erkenntniß dem noch ungebildeten Volk in Sinnbildern mitgetheilt. Wol mögen wir mit Plutarch den Mythus dem Regenbogen vergleichen; die Idee, die religiöſe Wahrheit iſt dann die Sonne, die Erſcheinungswelt aber die Wolke, und indem der Geiſt beide zuſammenſchaut, erzeugt ſich in ſeinem Auge das holde farbenſchimmernde Phänomen. Allmählich fortſchreitend lernt er unterſcheiden, die Natur und die Idee für ſich betrachten, und wiederum ihre Einheit in Gott erkennen; dann freut er ſich wieder des Scheins, und ſieht die doppelte Wahrheit in der mythiſchen Dichtung. Creuzer aber meint die Prieſter hätten das reine Licht der Weisheit ſich an körperlichen Gegenſtänden brechen laſſen, damit es im Reflex und gefärbt auf das noch ſchwache Auge des Volks falle. Aber wir fragen: woher hatten die Orientalen die höhere Erkenntniß? Waren auch da die Mythen wieder

die Gewänder die ihr etwa Prieſter eines Urvolks umgeworfen? Sind alle oder nur die griechiſchen Sagen „Hauche beſſerer Zeiten, die auf die Rohrpfeifen der ſpätern Völker gefallen", um mit Bacon von Verulam zu reden? Dem widerſtreitet daß die Cultur nicht das Urſprüngliche ſein kann, ſondern ein Erarbeitetes und Gewordenes ſein muß. Nur wenn man eine untergegangene Geſchichte der Menſchheit annimmt, nach welcher ſie von neuem ihren Emporgang begonnen habe, kann man von Trümmern und Reſten früherer Weisheit reden, wie wir die Kunde früherer geologiſcher Perioden in den Verſteinerungen haben. Allein der Traum des hochgebildeten Urvolks iſt vor der Geſchichtswiſſenſchaft verſchwunden, und gerade in den Mythen wie in den Worten der Sprache haben wir die Zeugniſſe aus der Zeit in welche die geſchichtliche Ueberlieferung mit ihren Denkmalen nicht hinaufreicht, deren Geiſt und Sinnesweiſe aber in jenen dem Forſcher ſich enthüllt der ſie recht zu nehmen weiß. Dazu gehört aber daß man der Meinung ſich völlig entſchlägt als ob eine reflectirte Erfindung, eine bewußte Einkleidung anderwärts fertiger Erkenntniß in poetiſche Formen bei der Mythenbildung gewaltet habe, woran eben die Creuzer'ſche Anſicht noch leidet.

Wir ſagen daher mit Otfried Müller „daß bei der Verbindung des Ideellen und Reellen, welche im Mythus vereinigt liegen, eine gewiſſe Nothwendigkeit obwaltete, daß die Bildner des Mythus durch Antriebe, die auf alle gleich wirkten, darauf hingeführt wurden, und daß im Mythus jene verſchiedenen Elemente zuſammenwuchſen ohne daß diejenigen, durch welche es geſchah, ſelbſt ihre Verſchiedenheit erkannt, zum Bewußtſein gebracht hätten. Es iſt der Begriff einer gewiſſen Nothwendigkeit und Unbewußtheit im Bilden der alten Mythen, auf welchen wir dringen. Haben wir dieſen gefaßt, ſo ſehen wir auch ein daß der Streit ob der Mythus von einem oder von vielen, von dem Dichter oder dem Volk ausgehe, nicht die Hauptſache trifft; denn wenn der Eine, Erzählende bei der Dichtung des Mythus nur den Antrieben gehorcht welche auch auf die Gemüther der andern, Hörenden, wirken, ſo iſt er nur der Mund durch den alle reden, der gewandte Darſteller, der dem was alle ausſprechen möchten zuerſt Geſtalt und Ausdruck zu geben das Geſchick hat". Es iſt einmal die gleiche menſchliche Vernunft, der gleiche Zug des Herzens nach dem Ewigen, die gleiche Idee des Unendlichen, es ſind dann dieſelben Eindrücke der Natur, dieſelben innern Erfahrungen,

dieſelben Wahrnehmungen des geſchichtlichen Lebens; ſie wirken als Bedingungen zuſammen, da iſt es kein Wunder wenn in vielen ein ähnliches Bild entſteht, und wer das beſtimmte und beſtimmende Wort ausſpricht wird darum von den andern verſtanden, die andern bewahren und verwenden nur was ihnen ſelber zuſagt, wie in der Sprachbildung; ſie arbeiten mit, jeder ſpricht ſich aus, die eine Sache wird dadurch vielſeitig dargeſtellt, in der gemeinſamen Thätigkeit aller erwächſt die ſymboliſch veranſchaulichte Idee zur Klarheit und Lebensfülle.

Auch jetzt ſtellen die Begriffe ſich nicht ohne Vermittelung der Phantaſie dem Bewußtſein dar; anſchauungslos wären ſie leer. Aber gegenwärtig ſind ausgebildete, in der Allgemeinheit des Gedankens ausgeſprochene Ideen vorhanden; in der Urzeit war das nicht der Fall, da ſchlummerten ſie noch in der Seele, und ihr Erwachen gab ſich in der Verſchmelzung mit dem Gegenſtande kund der ſie erweckte; der erſte Ausdruck iſt darum ſymboliſch. Das iſt auch Welcker's Anſicht. „Der Mythus bildet ſich nicht aus einer Idee heraus eine Thatſache, ſondern unbewußt vermittels einer bekannten Thatſache einen Begriff, der ohne ſie nicht gefaßt und ausgeſprochen werden konnte. Er iſt immer ein Ganzes wenn auch nur als Embryo, und. auf einmal gegeben oder eingegeben im Gegenſatz des Bedachten oder Gemachten. Er iſt der Erweiterung und Ausſchmückung fähig, auch der Verknüpfung mit einem andern Mythus, nicht durch äußere mechaniſche Zuſammenfügung, ſondern wie durch Impfen oder durch Verſchmelzung. Der Gedanke, die Wahrnehmung innerer Geſetze rankt ſich wie eine zarte Pflanze an der Erfahrung aus dem Leben der Menſchen als an einer Stütze empor, die Phantaſie iſt die Hebamme des Gedankens; die Analogie, das Bild einer gegebenen äußern Thatſache muß hinzukommen um das Weſen eines innern Verhältniſſes aufzuklären, und ſo bricht erſt unter der geſchichtlichen Einkleidung der Begriff hervor, tritt in und mit ihr in das Daſein. Solche Urmythen ſind das ſchönſte Gewächs auf dem Boden des der Religion ſich erſchließenden Gemüths. Denn dieſe Urerkenntniſſe ſind die Hauptbedingungen des Geiſteslebens der Nation in einem großen Theil ſeiner ganzen Entwickelung. Dieſelben Mythen mit Reflexion erſonnen würden Gleichniſſe aus dem Menſchenleben ſein; in der Zeit ihrer Entſtehung waren ſie wie Offenbarungen und machten ihren tiefen religiöſen Eindruck dadurch daß ſie annoch der einzige und ein

überraschender Ausdruck großer Wahrheiten waren, daß in diesen Bildern gewisse Gedanken sich zuerst selbst erkannten und verstanden. Der Mythus ging im Geist auf wie ein Keim aus dem Boden hervordringt, Inhalt und Form eins, die Geschichte eine Wahrheit."

Schelling sagt: „Die mythologischen Vorstellungen sind weder erfunden noch freiwillig angenommen. Erzeugnisse eines vom Denken und Wollen unabhängigen Processes waren sie für das ihm unterworfene Bewußtsein von unzweideutiger und unabweislicher Realität. Völker wie Individuen sind nur Werkzeuge dieses Processes, den sie nicht überschauen, dem sie dienen ohne ihn zu begreifen. Es steht nicht bei ihnen sich diesen Vorstellungen zu entziehen, sie aufzunehmen oder nicht aufzunehmen; denn sie kommen ihnen nicht von außen, sie sind in ihnen ohne daß sie sich bewußt sind wie; denn sie kommen aus dem Innern des Bewußtseins selbst, dem sie mit einer Nothwendigkeit sich darstellen die über ihre Wahrheit keinen Zweifel gestattet."

Ich habe in meiner Aesthetik ausführlich erörtert wie in allem Phantasieleben ein Unbewußtes und ein Bewußtes zusammenwirken, wie etwas Nothwendiges, Unwillkürliches mit der freiwilligen Thätigkeit verbunden ist; ich habe darzuthun gesucht wie ein Aehnliches auf andern Gebieten des Geistes vorkommt, und den Gedanken ausgesprochen daß alles Große und Bedeutungsvolle in Denken, Thun und Bilden aus einem Zusammenwirken Gottes und des Menschen hervorgeht, indem die göttlichen Ideen, die göttlichen Ordnungen alles Geschöpfliche durchdringen, leiten und beseelen. Die Offenbarung Gottes, sagte ich dort, in dem wir leben weben und sind, kommt nicht von außen, sondern quillt aus dem innersten Lebensquell, aus der Tiefe des Geistes, in das Licht des Bewußtseins; das Gemüth spricht aber diese Regungen und Erfahrungen nicht sofort in der Form des Gedankens aus, sondern jahrtausendelang werden sie durch die Phantasie zu Bildern gestaltet, und dazu werden die Erscheinungen der Natur und der Geschichte verwendet. Der Mensch steht von Haus aus in der Einheit mit Gott, aber indem er sich selbst erfaßt, sich von dem Unendlichen unterscheidet und selbstsüchtig mit seinem Willen sich vom Ganzen abwendet, verliert er das Gefühl der Wesensgemeinschaft, und nun geht die Religion aus der Sehnsucht der Wiederherstellung und Versöhnung hervor. Die Gottesidee waltet im Gemüth, und die Seele ringt nach

ihrer Darstellung durch Phantasie und Gedanke, durch Mythus, Kunst und Philosophie, bis die Versöhnung in der That und Wahrheit durch Christus vollbracht und die Religion vollendet, die Kindschaft der Menschheit in Gott, das Ebenbild Gottes im Menschen wiederhergestellt wird. So sehe auch ich mit Schelling in der Mythologie einen nothwendigen Proceß, aber ich habe in der ganzen Entwickelung den menschlichen Factor, die Thätigkeit des menschlichen Bewußtseins in ihren verschiedenen Formen, auf verschiedenen Stufen hervorgehoben, und betone ihn hier ausdrücklich nochmals. Schelling sagt: der theogonische Proceß, durch den die Mythologie entsteht, ist ein subjectiver, insofern er im Bewußtsein vorgeht und sich durch Erzeugung von Vorstellungen erweist; aber die Ursachen und also auch die Gegenstände dieser Vorstellungen sind die wirklich und an sich theogonischen Mächte; der Inhalt des Processes sind die Potenzen selbst, die das Bewußtsein und die Natur erschaffen; ihre Succession ist eben der Proceß, der nach demselben Gesetz und durch dieselben Stufen hindurchgeht, durch welche ursprünglich die Natur hindurchgegangen ist. Schelling sagt: nur das mache den Polytheismus möglich daß das was in seiner übersubstanziellen Einheit Gott ist, als Substanz getrennt werden könne; daß die göttlichen Potenzen in der Welt getrennt seien, und das Bewußtsein ihnen anheimfiel. Die Potenzen sind ihm die drei Ursachen, die erste aus welcher, die zweite durch welche, die dritte zu welcher oder in welcher als Ende oder Zweck alles wird. Als den Reflex ihres successiven Hervortretens und ihrer Herrschaft im menschlichen Bewußtsein sieht er die aufeinander folgenden Mythologien oder Hauptgottheiten an, und lehrt daß das menschliche Bewußtsein in dem Mythologie erzeugenden Proceß wieder in die Zeit des Kampfes zurückgesetzt werde, der in der Schöpfung des Menschen sein Ziel gefunden hatte. Die mythologischen Vorstellungen sollen gerade dadurch entstehen daß die in der äußern Natur schon besiegte Vergangenheit im Bewußtsein wieder hervortritt, jenes in der Natur schon unterworfene Princip jetzt noch einmal sich des Bewußtseins selbst bemächtigt. — Aber die Folge der Göttergestalten, die Schelling annimmt, ist durch die gründliche historische Forschung keineswegs bestätigt, und nicht in das ewige Wesen Gottes selbst, sondern nur in sein Reich, seine Entfaltung und Schöpfung kommt durch die Sünde Spannung und Kampf, — in Gott nur insofern als er in der Menschheit offenbar

geworden und in die Endlichkeit eingegangen ist. Die göttliche Wesenheit bleibt den Geschöpfen einwohnend, auch wenn diese kraft ihrer Freiheit von derselben abtrünnig werden wollen, und wenn in den verschiedenen Mythologien auch nicht das ganze Göttliche in seiner Einheit und Fülle zugleich erfaßt und bestimmt wird, sondern nach Maßgabe des geistigen Vermögens und der Bildungsstufe einzelne Seiten des Ewigen besonders hervorgehoben werden und das Unendliche in einer Reihe von Gestalten auseinander gelegt ist. Das Natürliche, das Gemüthliche, das Geistige, die nirgends in der Menschheit fehlen, werden innerhalb ihrer wie im einzelnen Menschen successiv entwickelt, und wenn wir im Alterthum das erste, dann in der christlich-germanischen Welt das zweite vorwalten sehen, und in ein Reich des Geistes eintreten, so folgt daraus noch nicht daß während dieser Perioden auch in Gott das eine oder andere Princip die Herrschaft geführt, daß sie auch successiv bei ihm vorwiegen. Auch ich sage übrigens mit Schelling daß wir die Mythologie eigentlich nehmen müssen, und daß den Göttern wirklich Gott zu Grunde liegt, er selbst die wahre Materie und der Inhalt der mythologischen Vorstellungen sei; die Mythologie ist ein wirkliches Werden Gottes im Bewußtsein; auch in ihr ist göttliche Eingebung, und solchen Inspirationen verdanken wir die kolossalen, die herrlichen Schöpfungen des Alterthums; „die Gewalt die das menschliche Bewußtsein in den mythologischen Vorstellungen über die Schranken der Wirklichkeit erhob, war auch die erste Lehrmeisterin des Großen, Bedeutungsvollen in der Kunst". Darum möchte ich nicht einmal das Heidenthum die wilde oder wildwachsende Religion nennen, sondern lieber die natürliche. Auch im Heidenthum und seiner Entwickelung sehen wir den göttlichen Logos, die allgemeine Vernunft und den in der sittlichen Weltordnung, in der Erziehung der Menschheit sich bethätigenden Willen der Weisheit. Das war Hegel's große religionsphilosophische Leistung daß er die Hauptformen des Heidenthums als Entwickelungsstufen der religiösen Idee darstellte; so vieles im einzelnen bei ihm wie bei Schelling sich nicht als stichhaltig bewährt, der Grundgedanke wird immer das Ziel der Wissenschaft sein. Derselbe seherische, dichterische Trieb und Blick der einst die Naturphilosophie ins Leben rief, dieselbe geistvolle Combination, dasselbe phantasievolle Generalisiren nach einzelnen Wahrnehmungen herrscht auch in Schelling's Philosophie der Mythologie; die kritische

Sichtung des Materials bringt vielfach andere geschichtliche Resultate, und diese führen zu andern Schlüssen und philosophischen Betrachtungen; das soll uns aber doch nicht abhalten den Sinn und die Bedeutung des Ganzen zu würdigen und das erprobte Einzelne dankbar anzunehmen.

Hat einmal der Glaube Gestalt gewonnen und sind die Götter als Mächte der Natur und des Gemüths innerhalb einzelner Gemeinden und Stämme auf besondere Art ausgebildet, so entsteht nun ein Götterkreis, wenn Städte und Stämme sich in gemeinsamem Nationalbewußtsein verbinden; der einzelne Ort behält seinen Gott, seine Göttin vorzugsweise, wie die meeranwohnenden Jonier ihren Poseidon, die Argiver ihre Here, aber der Dienst dieser Götter verbreitet sich auch anderwärts, und ihre ursprünglichen Verehrer bauen ebenso den andern Göttern Altäre. Die Urmythen sind nun selbst ein Stoff für das religiöse Denken, für das dichterische, künstlerische Bilden; sie werden erweitert durch neue Eindrücke, neue Erfahrungen, die man auf sie bezieht; sie werden entwickelt, und mit einander verflochten. So verwachsen zur Gestalt und Geschichte des Herakles nicht blos verschiedene griechische Lokalsagen mit alterthümlichen Sonnenmythen, sondern die Griechen glauben auch in den semitischen bogenbewehrten löwenbezwingenden Göttern ihn wiederzufinden, und nehmen auf was von ihren Thaten und Geschicken erzählt wird, und im Fortschritt des Volksbewußtseins wird er immer mehr durch die Dichter zum Ideal sittlicher Heldenkraft. Hier beginnt schon eine freiere Erfindung. Priesterlegenden geben Erzählungen von dem Ursprung örtlicher Gebräuche oder Satzungen, und manches Bild wird wörtlich und eigentlich genommen und findet nun eine mythische Deutung oder Motivirung. Wenn die Veden vom Goldarm der Sonne reden, vergleichen wir dies sofort der rosenfingerigen Eos Homer's; die Brahmanen aber wissen von einem Kampf zu erzählen, in welchem der Gott die eine Hand verliert und sie durch eine von Gold ersetzt. Aehnliche Bewandtniß mag es mit des Pelops elfenbeinerner Schulter haben. In Bezug auf solche Dinge mahnt Pindar daß es den Menschen gezieme nur Schönes von den Göttern zu sagen, indem er hinzufügt:

Viel sind der Wunder fürwahr,
Und fesselnd mehr als der Wahrheit Wort
Täuscht der Sterblichen Seele die Dichtung
Mit vielfach verschlungenen bunten Sagen.

Der Anmuth Zauber, der alles den Sterblichen
Süßer macht und mit Würde bekleidet,
Verlockt zum Glauben oft an Unglaubliches;
Unbestechliche Zeugen aber
Bleiben die kommenden Tage.

Bekannt ist der Ausspruch Herodot's daß Homer und Hesiod den Hellenen ihre Theogonie gemacht, den Göttern die Beinamen gegeben, jedem sein Amt und seine Kunst zugetheilt. Damit ist nicht behauptet daß der mythologische Stoff, daß die Götter selbst eine Erfindung dieser Dichter seien, nur die Göttergeschichte, den Götterstaat haben sie ausgebildet, die mannichfaltigen Gestalten haben sie zum Ganzen verbunden und jeder ihre besondere Stelle darin gegeben. Homer und Hesiod sind die Repräsentanten ihrer Zeit, ihrer Sangesgenossen und Schulen. Wie der Zug nach Troia die mannichfaltigen Stämme und Städte der Griechen zum ersten mal zu gemeinsamer That verband, wie sich daran das Erwachen ihres Nationalbewußtseins knüpft, so bringt die epische Poesie, indem sie die volksthümlichen Heldenlieder vereinigt und jedem Stamm, jedem Führer seine Ehre gibt, auch die Götter der einzelnen Kreise zusammen, und ordnet sie zu einer Familie, deren Haupt der eine Himmelsgott der Urzeit bleibt. Was Homer von den Mythen aufnimmt das wird dadurch Gemeingut; wie er die einzelnen Götter auf der Grundlage der Ueberlieferung charakterisirt das bildet wiederum den Ausgangspunkt für die nachkommenden Dichter und Plastiker. Die große Wahrheit von einem Walten der Vorsehung, von einer Leitung der menschlichen Dinge durch Gott veranschaulicht er durch die Theilnahme welche die Götter an den Menschen haben, und durch das Einwirken der himmlischen Mächte auf die Angelegenheiten der Erde. Er erfindet den Stoff nicht, die Helden und ihre Thaten so wenig wie die Götter, aber er gibt ihm eine kunstvoll schöne Gestalt mit freiformender Dichterkraft, die ein harmonisches Ganzes aus der dem einen und gleichen Volksgeist entsprungenen Vielheit macht. Daß dies Ganze wiederum mehr durch die schöpferische Phantasie als durch die Reflexion hervorgebracht wird, entspricht dem Wesen der Mythologie. Die alte Naturbedeutung der Götter trat im Epos in den Hindergrund, das Walten über den Menschen, die Ausprägung der geistigen Eigenthümlichkeiten ward das Hauptsächliche; sie wurden die Ideale, Ur- und Vorbilder des sittlichen und geschichtlich fortschreitenden Lebens. Diese

Gestalten, sagt auch Schelling, entstehen nicht durch Poesie, sondern sie verklären sich in Poesie; die Poesie selbst entsteht erst mit ihnen und in ihnen.

Was von Homer das können wir in gleicher Weise vom indischen und germanischen Epos sagen, und nicht minder findet die religiöse priesterliche Poesie Hesiod's in der Edda — ich nenne nur den Gesang Völospa — und in der indischen Literatur ihre Analogien. Die Theogonien sind doppelter Art, einmal primitive Betrachtungen über die Anfänge der Dinge, über den Ursprung des Weltalls und der Seele in Bezug auf Gott, dann das Bestreben die vielen Götter durch Familienbande untereinander zu verknüpfen, ältere und jüngere zu unterscheiden, und nicht blos durch Nebeneinanderordnung, sondern auch durch Succession ein zusammenhängendes Ganzes hervorzubringen. In jener Hinsicht ist das Bild des Eies, das keimkräftig das Leben in sich beschlossen hält und aus sich entläßt, dieser sichtbare Ursprung der Einzelorganismen schon in der Urzeit auf das Weltall übertragen worden; das Weltei ist keine Erfindung der Orphiker und Brahmanen, es kommt auf ägyptischen Bildwerken, in semitischen Kosmogonien und im finnischen Heldengesang gleichfalls vor, und wird dadurch als ein Urgedanke der Menschheit bezeugt. In Bezug auf die Genealogie zeigt Hesiod ein Zusammenwirken priesterlicher Weisheit mit dichterischer Kunst. Aber ganz irrig ist die Annahme, der auch Schelling ergeben ist, daß Uranos und Kronos ältere Götter als Zeus seien, oder früher als er von den Hellenen verehrt worden wären; vielmehr zeigt die vergleichende Götterlehre der Arier daß sie sich erst aus ihm entwickelt haben, wie bereits auch Welcker's griechische Mythologie dargethan.

Ein anderes ist die wirkliche Folge, das successive Hervortreten neuer Götter in der Fortentwickelung des Volks, sei es daß ganz neue Gestalten auftauchen, sei es daß solche welche früher wenig Bedeutung hatten, zu den ersten und herrschenden werden. So sind Athene und Apollon jünger als Zeus und entwickeln sich mit Athen und Sparta oder Delphi zu der hervorragenden Stellung; so wird der Dionysoscultus in jüngern Tagen von den Hellenen ausgebildet. So ist der allgemeine Himmelsgott bei den Germanen zurückgetreten, und blieb nur als Schwertgott Ziu oder Tyr, während zuerst in der bäuerlichen Zeit der Donnergott die oberste Stelle erhielt, dann aber in der

Wanderzeit der Volksgeist sich im Sturmgott Wodan oder Odin am liebsten wiederfand, und ihn zum Götterkönig, zum Geber aller Güter, auch der Weisheit und des Gesanges fortgestaltete. In den Veden werden neben dem Gewittergott Indra der himmlische Allumfasser Varuna und der im Feuer waltende Agni am meisten angerufen. Später wird der Geist des Gebets, Brahma, durch die Priester als der Schöpfer und Grund aller Dinge gelehrt, und der in den Veden nur gelegentlich erwähnte Genius der Himmelsbläue, Vishnu, wird allmählich im Gangesthal von seinen Verehrern als der welterhaltende Gott, wie am Himalaja der Geist des Gewittersturms, Siva, als der höchste und wahre Herrscher der Welt verehrt, bis endlich die Brahmanen beide Gestalten mit Brahma zu einer Dreieinigkeit zusammenstellen.

Die Spaltung und Auflösung aber der Einheit in die Vielheit findet mit dem erwachenden Nachdenken einen Gegensatz in dem Streben das Vielheitliche wieder zur ursprünglichen Einheit zurückzuführen, den Einen mit seinen Entfaltungen zu bereichern. In den spätern vedischen Hymnen erhält der Gott welcher gerade angerufen wird auch die Namen der andern, z. B. Indra, du bist Varuna, Agni und Surja, d. h. der Himmel als der Umfasser, das Feuer, die Sonne. Die Semiten, welche das männliche und weibliche Princip gesondert, ebenso das Wohlthätige und Verzehrende, Schaffende und Richtende in dem einen Gott, dem Licht- und Feuergeist, als zwei Wesen nebeneinander gestellt, sehen zunächst auch wieder beides als die doppelseitige Offenbarung des Einen an, und geben ihm mit einem naturalistischen Ausdruck der Idee die mannweibliche Gestalt, der Göttin die Waffen des Mannes, dem Gott das Frauengewand. In Griechenland gesellt sich dem Bestreben die Götter zu individualisiren und den Menschen menschlich nahe zu bringen — ein Bestreben in welchem Pindar von dem Geschlecht der Götter und Menschen als einem und demselben redet —, doch zugleich eine dunkle Ehrfurcht, eine Scheu vor dem geheimnißvollen Unendlichen, wie sie im Cultus der Demeter, des Dionysos sich zeigt, und Zeus, der auf dem Olymp mit den andern Göttern thront, von Here getäuscht wird und über den lahmen Mundschenk Hephästos lacht, heißt bei demselben Homer der Vater der Götter und Menschen; er vermählt sich bei Hesiod mit der Weisheit und der Weltordnung, und ist der Vater der Gesetze und Schicksale wie der Anmuth die den freien Lebenstrieben

entquillt. All die Gaben welche einzelnen von andern Göttern verliehen werden, hat und ſchenkt auch er. Phidias bildete ihn in der Verſchmelzung von Macht und Liebe, von Hoheit und Huld; wie er ſein Walten und Wirken offenbart, das war in dem Schmuck des Thrones ſichtbar; die Baſis zierte ein Reigen der Götter, ſie waren alle um den Thron des Höchſten verſammelt, und erſchienen als die Ausſtrahlungen ſeines Lichts, die Entfaltung ſeiner Einheit in die Perſonificationen ſeiner Eigenſchaften, ſeiner Offenbarungsweiſen, unter ihnen Zeus ſelber an Here's Hand: der Zeus der ein Gott iſt neben andern, erſchien als Zierath am Thron, auf welchem der Zeus ſaß zu dem als dem urſprünglich Einen die gebildeten Hellenen zurückkehrten, wie Aeſchylus ſagt:

Zeus iſt die Erde, Zeus die Luft, der Himmel Zeus,
Ja Zeus iſt alles und was über allem iſt.

Das Heidenthum erhielt in den theologiſchen Mythen ſeine eigenthümliche Form dadurch daß menſchliche Geſtalt und Handlungsweiſe auf die Natur und auf die göttlichen Principien übertragen ward; die anthropologiſche Mythe oder die hiſtoriſche Volksſage zeigt dagegen vielfach den Widerſchein oder den Nachklang von Bildern, Thaten und Geſchicken der Götterwelt. Ich habe ſchon erwähnt wie Lokalgottheiten zu Heroen werden, Götter zu Götterſöhnen, wie im Heldenalter einer Nation das Heldenhafte und Abenteuerliche in den Mythen, die urſprünglich Naturproceſſe in der Form von perſönlichen Thaten und Leiden darſtellen, beſonders ausgebildet, die Grundlage vergeſſen wird. Kommen nun in der Geſchichte ſelbſt hervorragende Männer, die mit ihrem Charakter oder Geſchick an die Mythe erinnern, ſo ſchlägt dieſelbe leicht auf ſie nieder. Und zwar wird dies dann am meiſten und leichteſten geſchehen, wenn der religiöſe Glaube ſelbſt eine Wandelung erfahren, wenn er ein anderer geworden iſt. Als die Germanen z. B. Chriſten geworden, da lebten die großartigen und tiefſinnigen alten Mythen in der Seele fort, ſchwebten aber nun gleichſam in der Luft; wie willkommen mußte ihnen da ein menſchlicher Träger ſein, eine volksthümlich große Perſönlichkeit, auf die ſie ſich niederſenken, mit der ſie verſchmelzen konnten! Ich habe ſchon anderwärts darauf hingewieſen: wir finden im Epos der Inder, Perſer, Griechen und Germanen als eins der herrlichſten poetiſchen Gebilde einen jugendlich reinen

Helden voll Schönheitsglanz, der in irgendeine Verbindung mit dem Feindſeligen, Niedern oder Unreinen tritt, wie zur Sühne dafür von deſſen Vertretern hinterliſtig ermordet wird in der Blüte ſeiner Jahre, aber ihnen den Untergang bringt durch den Rachekampf der ſich an ſeinen Tod knüpft: Karna im Mahabarata, Sijawuſch im Schahnameh, Achilleus und Siegfried. Dies hat kein Volk vom andern entlehnt; ebenſo wenig aber gab es in der Zeit vor der Trennung ſchon eine Heldenſage. Der gemeinſame Grund der Ueberlieferung liegt in der Göttermythe. Es iſt die Sonne die ihre Bahn geht wie ein Held, aber jeden Tag in friſcher Jugendkraft untergeht, hinabgezogen von den Mächten der Nacht, oder getroffen vom Dorn des Winters am Ende der Sommerzeit. Die Sonne aber verläßt ihre Geliebte, die Morgenröthe, oder ſie hat im Frühling die Erde wach geküßt, dann aber erkaltend verlaſſen. Am Reich der Finſterniß ſelbſt winkt dem Sonnengott eine neue Geliebte, die Abendröthe, aber wenn er in ihre Arme ſinkt, überliefert er ſich den dunkeln Mächten des Untergangs. Doch der neue Lichtaufgang, der neue Frühling wird nicht ausbleiben. — Der ſchöne Mythus wird als gemeinſames Erbe auf die Wanderſchaft mitgenommen; Helden, die durch die Reinheit ihres Weſens der Sonne gleichen und eines frühen Todes ſterben, bieten ſich der alten Erinnerung zu neuen Trägern. So ein auſtraſiſcher König Siegbert für den fränkiſchen Sonnengott Sigfrit. Homer weiß vom Tode des Achilleus daß er durch Apollo bald nach Hektor gefallen. Aber gerade der Homeriſche Achilleus erinnerte an die Geſtalt der Urzeit, und ſo ließ man auch ihn um die Liebe von Polyxena zu gewinnen einen Bund mit dem Feind eingehen, aber meuchlings von dem neuen Verwandten ermordet werden; hier war keine neue Erfindung, ſondern die alte Sage ward an ihn umbildend angeknüpft.

Das Gewitter ward nach alt-ariſcher Anſchauung der Kampf des Lichtgottes mit dem Dämon der Finſterniß, dem feuerſchnaubenden Wolkendrachen, der den Schatz des Sonnengoldes oder die waſſerſpendende Jungfrau geraubt; der Lichtgott erſchlägt ihn und gewinnt den Schatz oder die Jungfrau. So bei den Griechen Perſeus, bei den Deutſchen Siegfried, und ſpäter noch der heilige Georg. Die Mythe der ariſchen Urzeit vom lichten Frühlingsgott, der im Winter fern iſt, in der Unterwelt oder im Wolkenberg weilt, im neuen Lenz aber ſiegreich wiederkommt,

ist zunächst in der deutschen Göttersage erhalten, wenn Wodan seine Gemahlin, die Natur, während der sieben Wintermonate verlassen hat, im Frühling aber den Eindringling schlägt, der sich ihrer und der Herrschaft bemächtigen wollte, und die Welt wieder beglückt, — wenn Wodan mit seinem Heer in einen Berg entrückt ist, aber zur rechten Zeit siegreich hervorbricht. Nach Einführung des Christenthums ward beides auf geschichtliche Helden übertragen. Heinrich der Löwe ist sieben Jahre lang im Orient, da kommt er unter Wodan's Jagdgenossenschaft, das wilde Heer, und erfährt daß ein anderer Mann mit seiner Gattin Hochzeit machen will, wird schlafend von einem der Geister in die Heimat gebracht, und behauptet die Gattin für sich. Gleich Wodan aber schlummern gewaltige Helden, Karl der Große, Otto der Große, Friedrich Rothbart im Untersberg, im Kyffhäuser; die Raben die um den Berg fliegen sind Odin's Raben, die ihm Kunde bringen, Hugi und Muni, Verstand und Erinnerung. Wenn aber das Volk in großer Noth ist, dann wird der Held als Retter aus dem Berge kommen. Der Weltbaum, die Esche Ygdrasil, die wieder grünt, wenn der Frühlingsgott zurückkehrt, ist nun zum dürren Birnbaum auf dem Walserfeld geworden, der frische Blätter treibt, wenn der wiedererschienene Kaiser seinen Schild an ihn hängt. — So gehen die alten Mythen in die veränderten Sitten des Volks ein, und werden den neuen Umständen gemäß selber modificirt; unverständlich gewordene Motive werden durch andere ersetzt. Hlidskialf, der Thron von welchem der germanische Götterkönig die Welt überblickt, das Symbol seiner Allwissenheit, bleibt in der christlichen Zeit ein Stuhl im Himmel, und wer darauf sich setzt der sieht was auf Erden vorgeht, wie der Schneider bei Hans Sachs, der einen Schemel nach der alten Frau wirft die ein Tüchlein stiehlt, ohne zu bedenken wie viel Lappen er selbst behalten hat. Das Märchen ersetzt aber auch den Stuhl durch eine verbotene Thür, durch die wer sie öffnet einen fernen Gegenstand erblickt. Die im Winterschlaf erstarrte Erde wird zur Schildjungfrau, welche Odin's Schlafdorn getroffen, und die nun hinter dem Flammenwall liegt; der Frostpanzer der Erde ist jetzt die Brünne die Siegfried's Schwert durchschneidet, wie der Sonnenstrahl jenen; aber dann wird aus dem Schlafdorn Odin's, der dem Volk nichts mehr bedeutet, die verhängnißvolle Spindel, mit welcher die Königstochter sich sticht und sofort sammt der Umgebung in Schlummer sinkt; aus dem

Flammenwall wird die Dornhecke, von welcher die schöne Jungfrau den Namen Dornröschen empfängt; der heldenhafte Jüngling dringt muthig durch und weckt sie mit seinem Kuß, wie Siegfried die Brunhild, wie die Sonne die Erde.

Hiermit sind wir bei dem letzten Ausläufer des Göttermythus angelangt, beim Kindermärchen. Der Mensch ist Idealist von Haus aus. Das beweist uns die Phantasie der Kinder immer wieder, wie sie ungebunden mit den Dingen schaltet, alle Gegenstände beseelt, im Schemel das Reitpferd und im Strohhalm und der Bohne selbständig handelnde Wesen sieht; ein geringer Stoff genügt ihr Zaubergärten um sich zu schaffen; man hat ja das Paradies der Kindheit darin gefunden daß die Natur den Wünschen der Einbildungskraft noch fügsam erscheint. Der Reiz des Märchens aber beruht darauf daß es uns in die Wunderwelt der Frühjugend zurückversetzt, daß es uns zur Frühjugend der Menschheit hingeleitet.

Dem echten Volksmärchen ist das Wunderbare das Natürliche, und seine Gestalten und Begebenheiten locken uns an, indem sie in ihrem gaukelnden Spiel, in ihren schwebenden Formen einen tiefen Sinn ahnen lassen; denn religiöse Ideen, die sich ursprünglich durch die Naturbeseelung ausgedrückt, bilden seine Grundlage, und daher stammt denn auch sein ethischer Kern. Denn es zeigt die Herrschaft der sittlichen Weltordnung; es zeigt wie das Böse sich bestraft und müßte auch das Unglaubliche geschehen und aus den gesammelten Gebeinen des Kindes, das dem eigenen Vater zum Mahl war vorgesetzt worden, der Vogel emporfliegen, der am schmächtigen Hälschen den schweren Mühlstein trägt um ihn niederfallen zu lassen und das schuldige Haupt zu zerschmettern; es zeigt das Glück der Weisheit und Tüchtigkeit, der die Hindernisse und Gefahren nur der Anreiz zur Bewährung und Kraftentfaltung werden; es zeigt die verfolgte Unschuld, die zurückgesetzte Schönheit wie sie durch das Leiden verherrlicht und endlich doch erlöst werden; es zeigt wie dem rechten Sinn alle Dinge zum Besten dienen.

Auch der Märchenerzähler ist kein bewußter Ersinner oder Erfinder, der seine besondern Ansichten oder Erfahrungen mittheilen will, sondern er überliefert vielmehr wie ein treuer Hüter die ererbten Schätze. Das Kind, das Volk will das ihm Liebgewordene immer wieder hören, und geht an anderm vorüber das in seinem Gemüth nicht Wurzel schlägt; so übt der Hörer durch

ſein Verlangen einen mitwirkenden Einfluß auf die Erzählung, und läßt das beſonders ausmalen was ihm am meiſten zuſagt. Das Ueberlieferte wird gehegt und gepflegt nicht wie ein todter Beſitz, ſondern wie ein lebendiges Gut. Ein jeder behält was ihm gefällt und fügt hinzu was er beſſeres weiß, und indem ein Lied, eine Erzählung von Mund zu Munde geht, gewinnen ſie in dieſer Geſammtthätigkeit der Geſchlechter gleich viel hin und her bewegten Rollſteinen allmählich den treffenden Ausdruck, die runde präciſe Form, die der Kunſtdichter beneidet und ſich zum Muſter nimmt.

So ſehen wir eine ſtaunenswerthe Zähigkeit der Ueberlieferung, und ſehen wie der Mythus in ſeinen Wandelungen ein Band der Geſchlechter ausmacht, ſodaß dieſelben Bilder die einſt die Menſchheit in den Jahrhunderten der Kindheit ſchuf, noch heute den Geiſt der Kinder nähren und ergötzen, und haben in ihnen einen Ring der die fernen Jahrtauſende aneinander ſchließt.

Aber der Nachhall und Wiederſchein der Götter- und Naturmythe iſt lange nicht das einzige in der die menſchlichen Dinge geſtaltenden oder umwebenden Sage, vielmehr findet der neue Inhalt auch ſeine neue Form. Der Urſprung der Völker wie der Menſchen liegt im Dunkel, die Anfänge auch des Großen waren klein, und weil niemand ihrer achtete, wurden ſie vergeſſen. Da ſchließt der Geiſt aus dem Gewordenen auf das Werdende, aus der Blüte und Frucht auf den Keim zurück, die Phantaſie entwirft nun das Bild des Anfänglichen, und in ihm ſtellt ſie das Weſen, die Richtung auf das Ziel bereits anſchaulich dar. Daher die wunderbaren Erzählungen von der Kindheit und Jugend ſo vieler großer Männer, daher die ſagenhaften erſten Kapitel aller Völkergeſchichte. Sie ſind auch hiſtoriſch von Werth, nicht inſofern als ſich aus der ſchönen blühenden Hülle ein dürrer proſaiſcher Kern des Factiſchen herausſchälen ließe, ſondern inſofern wir daraus erkennen wie das Volk ſein eigenes Weſen und Werden ſich vorſtellte, wie es die Ahnung von ſeiner Beſtimmung und ſeinem Schickſal ſich klar machte. Es iſt der römiſche Volksgeiſt der einen Horatius Cocles, einen Mucius Scävola, der helleniſche der einen Achilleus und Odyſſeus hervorbrachte, und es iſt von größerer Bedeutung für die rechte Würdigung beider Nationen, wenn ſolche Geſtalten nicht abſonderliche Perſönlichkeiten waren, ſondern das darſtellen was der Römer, der

Grieche seiner Natur nach dachte und fühlte, was ihm Römersinn und Römertugend, was ihm die Art des hellenischen Jünglings und Mannes war. Die Volksphantasie hat die Erfahrungen des wirklichen Lebens und seine Eindrücke hier ebenso gut zum Stoff wie auf einem andern Gebiet die Realität der Naturerscheinungen, und sie trägt die Idee des eigenen Wesens ebenso in sich wie den Gedanken Gottes; indem das Bewußtsein der Idee auch hier durch Erfahrungen geweckt wird und an ihnen erwächst, bilden sich die Idealgestalten der Sage, die dem weitern Leben zum Vorbild gereichen, auf das Gemüth der nachwachsenden Geschlechter wirken, und dadurch zu einem Element der Geschichte werden. Auch hier gibt der Mythus Gedanken in der Form von Begebenheiten erzählend kund, auch hier schmückt er die Wirklichkeit dichterisch aus. Auch hier will man nichts Willkürliches ersinnen, noch etwas für wahr ausgeben an das der Urheber selbst nicht glaubt, vielmehr ist er überzeugt einen ursprünglichen Hergang errathen, eine Lücke ausgefüllt, das Rechte getroffen zu haben. Nur ausnahmsweise mag eine beabsichtigte Täuschung vorkommen, im ganzen sind die aus der Fülle der Erscheinungswelt gewonnenen Eindrücke und die Ahnungen des eigenen Gemüths zu absichtslosen Phantasiegebilden verschmolzen, und noch jetzt können solche im Geist dessen der sie schafft oder der sie vernimmt zur Wirklichkeit verfesten, ebenso wie in Tagen vorherrschender Verständigkeit die Menschen ihre Reflexionen für das Reale selber halten. Wir können hier eine feine Bemerkung von Strauß wiederholen. Livius, sagt er, findet die Ueberlieferung von religiösen Bräuchen die Numa angeordnet haben soll, und gibt sogleich pragmatisirend den Grund an: damit die Menschen etwas zu thun hätten und nicht in der Muße ausgelassen würden, und weil er die Religion für das beste Mittel gehalten die Menge zu zügeln. Er erzählt weiter daß Numa freie und geschlossene Tage (dies fastos et nefastos) angeordnet, weil es voraussichtlich manchmal gut sein könnte, wenn mit dem Volk nichts verhandelt werden dürfte. Diese Beweggründe waren sicherlich nicht die leitenden bei der Entstehung jener Ordnungen. Aber Livius glaubte es, und die Combination seines erwägenden Verstandes dünkte ihm so nothwendig daß er sie mit voller Ueberzeugung der Wirklichkeit vortrug. Die Volkssage erklärte die Sache anders, nämlich aus den Zusammenkünften Numa's mit der Göttin Egeria, die ihm offenbart habe was für Dienste den

Göttern die willkommensten seien. Und ich meine die Volkssage hatte die tiefere Wahrheit erfaßt daß in der Religions- und Staatsgründung ein göttlicher Wille durch den Menschen vollstreckt wird, oder wie Heraklit sagt daß ein göttliches Gesetz alle menschlichen nährt.

Ferner begleitet dann die Sage die Geschichte, sie schafft dem Geist derselben einen idealen Leib und offenbart Sinn und Bedeutung epochemachender Ereignisse in einzelnen strahlenden Bildern, die in der Wirklichkeit gründen, aber zum Ausdruck vom Charakter des Volks und der Zeit idealisirt werden. So stellt das Nibelungenlied den Mythus vom Völkerkampf und Völkeruntergang in der Völkerwanderung dar, statt vieler Begebenheiten während mehrerer Jahrhunderte Ein großartiges und herrliches Gemälde, und Dietrich von Bern wie er einsam unter den Trümmern steht, repräsentirt sein Volk das so schnell als ruhmreich aus der Geschichte verschwand. Der Mythus ist eine poetische Philosophie der Geschichte; die große Bedeutung einer Person oder einer That, der Zusammenhang mit andern Gebieten und Zeiten, der innewohnende Geist der Sache wird durch ihn symbolisch ausgesprochen. Die Phantasie nimmt die Läuterung der Zeit an den irdischen Dingen vor, indem sie das Vergängliche, das Unbedeutende schwinden läßt oder frei behandelt, und die Helden der Geschichte statt durch die Sage zu leiden, gehen in reinerm Licht wiedergeboren aus ihrer Werkstatt hervor. Wir erkennen aus den Mythen wie ein Moses und Lykurg, ein Muhammed und Alexander oder Karl der Große im Bewußtsein ihrer Zeitgenossen lebten und wie die nachwachsenden Geschlechter den Charakter und das Wirken dieser Männer ansahen. Wenn sich Mythen bilden, so beweist das immer daß unter dem Eindruck großer Persönlichkeiten neue Ideen im Volksgemüth auftauchen und nach Gestaltung ringen. Sehr richtig sagt Weiße: „Allerdings läßt sich nicht anders annehmen als daß jeder einzelne Zug der Sage auch auf einen einzelnen Urheber zurückweist; aber daß viele Einzelzüge zusammenwachsen können, das erweist sie fähig einem Volksglauben, einer Idee die für die Menschheit Wahrheit hat, zum Ausdruck zu dienen. Jeder Erzähler knüpft an die Geschichte und die folgenden halten sich an die Ueberlieferung, aber unwillkürlich verschmilzt ihnen Thatsache und Gedanke, und das Idealbild hat für sie die gleiche innere oder geistige wie factische Wahrheit. Mit welchem Laub- und Blüten-

schmuck duftiger Sagengewinde umgab das Griechenthum oft schon zur Zeit des Lebens, fast immer wenigstens sehr bald nach dem Tode fast jeden seiner großen Männer! Nicht etwa nur solche deren Thaten ohnehin schon zu dichterischer Fassung aufforderten, sondern auch Philosophen, Staatsmänner, Dichter, solche deren Schicksale sich in unbemerkter Einsamkeit verloren und nichts weniger als einen romantischen Charakter der Anschauung darboten. Und diese Sagen sind keine leeren Erfindungen, vielmehr liegt in ihnen ein nicht gering zu schätzender geistiger geschichtlicher Gehalt. Sie sind bestimmt die Geschichte im Einzelnen und Besondern auf entsprechende Weise zu ergänzen, wie die großen Mythenkreise, die von der Götter- und Heroenwelt reden, die Weltgeschichte im Ganzen und Großen nach rückwärts zu ergänzen und sie an das Ewige, aus dem alle Geschichte ihren Ursprung hat, zu knüpfen die Bestimmung haben. Sie enthalten bildlich ausgedrückt in sinnreicher kühner Symbolik geistige Bezüge und Charakterelemente der Begebenheiten, solche die nicht in unmittelbarer Thätigkeit erscheinen, und sich auch nicht in einer geschichtlichen Erzählung ohne jene tiefer gehende Reflexion mittheilen lassen, welche man Philosophie der Geschichte nennt. Sie enthalten recht eigentlich eben eine Philosophie der Geschichte, so eingekleidet wie die Zeitgenossen der Begebenheiten sie einkleiden mußten, wenn sie ihnen verständlich werden sollte, oder vielmehr wie der Geist der Geschichte sich für die Zeitgenossen ohne ihr Zuthun, ohne irgend eine Absichtlichkeit der Erfinder, selbst einkleidet um ihnen sich zu offenbaren."

So wirft denn nicht blos die Phantasie ihre bunten Bilder in eine ferne Vergangenheit, sondern ihr Verklärungstrieb will auch das Gegenwärtige in sein Ideal erhöhen, zerstreute Züge vereinigen und ergänzen und den Eindruck welchen Persönlichkeiten im Verlauf ihres Wirkens, welchen Ereignisse in der Mannichfaltigkeit ihrer Einzelheiten machen, in leichtfaßlichen Gesammtbildern ausprägen. Das geht nicht blos durchs Alterthum und Mittelalter, es erstreckt sich bis in die neueste Zeit. Ich erinnere nur daran wie die historische Kritik erwiesen hat daß Napoleon weder bei Arcole die Fahne ergriff, noch seine Soldaten bei Waterloo den Ruf erhoben: die Garde ergibt sich nicht, sie stirbt! Aber das Volk sah in dem jugendlichen Helden den Bannerträger um den es sich scharen wollte, und was es von ihm hoffte, was seiner würdig schien, das gewann in jenem

Schlachtbericht seine Form, gleichwie die Thaten der Garde einen angemessenen Schluß fanden; man glaubte die Erzählung, weil ihnen das Sachliche zu Grunde lag. In den officiellen Berichten die während des ersten Kreuzzugs an den Papst abgestattet wurden, ist Gottfried von Bouillon nicht erwähnt: die Krone in Jerusalem ward ihm erst angeboten, als mehrere andere Fürsten sie abgelehnt; sein Name aber ward als der des ersten Königs von Jerusalem allbekannt, und damit lag dem Volk die Annahme nahe daß er auch von Anfang an die Seele der Unternehmungen gewesen sei. Und dabei vermuthe ich daß die Lieder von seinen Thaten, die Erzählungen von seinem Antheil am Kreuzzug die weiteste Verbreitung und größte Theilnahme erlangten, und im Volksbewußtsein die Kunde von den andern Führern überwuchsen, weil in seinem Sinn und Wirken der Geist der Kreuzzüge den geeigneten Träger fand, und darum die Phantasie des Abendlandes ihn zu dem Helden gestaltete der das Fühlen und Wollen der Zeit verkörperte.

Endlich gehört noch die Anekdote in diesen Kreis. Sie schleift der Erzählung eine Spitze, wodurch dieselbe leicht in der Erinnerung haftet, aus dem Material der Wirklichkeit gibt sie durch treffende Einzelzüge, durch schlagende Worte den Charakteren oder Ereignissen eine handgreifliche Form, ein prägnantes Bild. Das Anekdotische gehört vorzugsweise in das Gebiet der Einfälle, deren absichtsloses Entstehen schon das Wort bezeichnet. Die Anekdote gibt im Einzelzug ein Bild des Ganzen, wie das Sprichwort die allgemeine Wahrheit in der Form einer Erfahrungsthatsache und damit am liebsten wieder in bildlicher symbolischer Redeweise ausdrückt. Eine Schwalbe macht keinen Sommer, sagte Aristoteles um anzudeuten daß die Tugend eine bleibende Gesinnung sei, und noch nicht durch eine oder die andere gute Handlung realisirt werde. Das Sprichwort sieht im besondern Fall das Ideale oder Allgemeine verwirklicht und stempelt ihn daher unmittelbar zum Ausdruck einer Erkenntniß; es ist dieselbe Verknüpfung oder lieber dasselbe ursprünglich gemeinsame Werden und Verwachsen des Realen und Idealen wie im Mythus; es ist ebenso das allen vorliegende Thatsächliche und das allen einwohnende Vernünftige, wodurch, indem beides sich verbindet, das Sprichwort mehr gefunden als ersonnen wird; absichtlich machen läßt es sich nicht, das treffende Wort wird nicht gesprochen damit es Sprichwort werde, sondern weil es so ist daß

ihm alle zustimmen, wird es von ihnen aufgenommen, wiederholt und ein Nationalgut.

So finden wir im Mythus wie in der Sprache Schöpfungen die mehr instinctiv als selbstbewußt und willkürlich aus der gemeinsamen Natur der Menschen hervorgehen; der gemeinsame innere Trieb, die gleiche Idee, die gemeinsamen Eindrücke führen auch zu einem gemeinsamen Ausdruck; wir erkennen einen geistigen Zusammenhang, kraft dessen der einzelne nicht etwas für ihn Absonderliches vollbringt, sondern wie ein Werkzeug des allgemeinen Geistes erscheint; wie die Bienen ihre Zellen bauen, so wirken viele zusammen. Den Gesetzgeber können wir dem Dichter oder Philosophen vergleichen, aber lange vor ihm bildet sich das Gewohnheitsrecht aus dem Zusammenwirken des sittlichen Gefühls und der Vorgänge des täglichen Lebens; es wird zur Grundlage auf welcher die bewußte Thätigkeit weiter baut, ordnend, ergänzend, nach der Idee gestaltend. Aehnlich ist es mit der Sprache und dem Mythus, dieser Urpoesie und Urphilosophie der Menschheit; auch sie gehen aus der Gemeinsamkeit hervor und bieten sich dann dem Genius als das Material seines denkenden dichtenden Schaffens.

Die Schrift.

Das Wesen des Geistes besteht nicht blos darin daß die Einheit des Selbstbewußtseins sich in der Fülle der Gedanken und Empfindungen erhält, sondern auch darin daß er diese in sich behält, daß alles was er einmal gethan oder erfahren sowol die Intensität seiner Kraft als den Umfang seines Wirkens erhöht und vermehrt und in ihm als Lebenselement besteht; was er einmal in sich aufgenommen oder aus sich hervorgebildet — und er bildet nichts aus sich hervor das er nicht zugleich anschauend, fühlend, denkend in sich aufnähme, er nimmt nichts in sich auf das er nicht zu einem Erzeugniß seiner eigenen, die Eindrücke innerlich gestaltenden Thätigkeit machte — es bleibt fortan sein eigen, und darauf beruht seine fortschreitende Entwickelung. Das meiste verschmilzt mit der Totalität des geistigen Lebens, manches aber

führt ein eigenes Daſein in ihm fort und tritt gerufen oder ungerufen als Vorſtellung wieder in das Licht des Bewußtſeins. So bewahrt er die Verknüpfung der Anſchauungsbilder mit den Tonbildern, des Begriffs mit dem Wort. Aber wie der Gedanke Geſtalt gewinnt im Laut, ſo verhallt er auch wieder ſobald er vernommen ward. Später aus dem Innern aufs neue hervorgerufen wird er bald von ſeiner Beſtimmtheit etwas verloren, bald bei dem beſtändigen Werdeproceß des Lebens eine andere Farbe gewonnen haben. Es gibt aber wichtige Gedanken, es gibt Ereigniſſe des äußern und innern Lebens die der Menſch bewahren, die er zu einem Gemeingut der Menſchheit, zu einer Erbſchaft kommender Geſchlechter machen möchte; es gilt ſie zu feſtigen, ihnen ein von dem Individuum und der wechſelnden Ueberlieferung unabhängiges Daſein zu geben.

Wie die erſte Regung des muſikaliſchen und dichteriſchen Sinnes der Menſchheit in der Sprachſchöpfung aufgeht, ſo ſehen wir die erſte Bethätigung der bildenden Kunſt in der Errichtung eines Denkmals, d. h. eines im Raum dauernden Werkes, an welches das Denken, die Erinnerung ſich heftet, zunächſt ſo daß es an einem beſtimmten Ort ein Ereigniß bezeichnet. So errichtet Jakob einen Stein an der Stelle wo ihm die Himmelsleiter im Traum erſchienen war; oder der Stein auf dem Grabe erinnert an den Helden, den Patriarchen, der unter ihm ruht. Oder es wird in der Aufzeichnung handelnder Individualitäten die Anſchauung eines Ereigniſſes feſtgehalten. Dies würde nicht geſchehen, wenn der Menſch noch in wort- und gedankenloſer Dumpfheit vegetirte; — er knüpft ſein Denken an das Mal, das ſeiner Erinnerung einen ſichtbaren Halt und Ausdruck gibt.

Von dieſem einigen Grund führen zwei Wege der Entwickelung weiter. Entweder wird das Werk für die Anſchauung als ſolche möglichſt befriedigend ausgebildet, ſodaß ſein Anblick dem Geiſte genügt und die äußere Erſcheinung das Innere ganz und unmittelbar offenbart, und es entſteht die bildende Kunſt, welche in der räumlichen Form das Weſen der Dinge und die Ideale der Seele darſtellt. Oder der im Wort gefaßte Gedanke iſt die Hauptſache, ihn mitzutheilen wird beabſichtigt, das Werk iſt nur ein Zeichen für denſelben und wir haben den Anfang der Schrift.

Wie Muſik und Poeſie in der Stimme aus der Bruſt des Menſchen hervorquillt und er zum Verſtändniß der Töne gelangt weil er ſie zuerſt ſelber hervorbringt und mit der ſie ver-

anlassenden Empfindung vernimmt, so hat er in seinem eigenen Leib und in seiner Geberde auch die ursprüngliche Weise gegenwärtig wie ein inneres Sein, eine innere Bewegung räumliche Gestalt gewinnt und in die Sichtbarkeit tritt; er lernt von sich aus auch andere Körperformen auffassen, deuten, durch Nachbildung in einem äußern Material sie festhalten oder innern Anschauungen dauernde Gestalt geben. Die bildende Kunst will aber gerade daß das Werk in einem äußern Material auch unabhängig von seinem Urheber Bestand gewinne, und ein Gleiches will die Schrift. Wir können Empfindungen und Gedanken allerdings durch Bewegungen sichtbar machen, aber wir nennen dies nicht Geberdenschrift, sondern Geberdensprache; denn hier ist es die gegenwärtige Persönlichkeit die mit derselben Unmittelbarkeit lautlose, wie in der Sprache laut werdende Bewegungen macht, und die sichtbare Erscheinung nicht verharren läßt, sondern das Hervorgebrachte sofort wieder in sich zurücknimmt. Wenn wir daher wol von einer Geberdensprache, aber nicht von einer Geberdenschrift reden, so liegt darin das Gefühl daß die Sprache mit der lebendigen Persönlichkeit als deren unmittelbarer Ausdruck zusammenhängt, während die Schrift mittelbar durch die Darstellung in einem äußern Material den Gedanken offenbart, der dadurch aber einen objectiven Bestand für sich gewinnt. Der Drang hiernach, der in der Natur des Geistes liegt, ist der Quell der Schrift. Aber wenn auch ihre Anfänge aus einer ähnlichen innern Nothwendigkeit wie die Sprache entspringen, so herrscht in ihrer Ausbildung weit mehr die selbstbewußte Ueberlegung, der erfinderische zergliedernde Verstand, und wie die Civilisation mit ihrem Gebrauch zusammenhängt, so die Kunstdichtung und künstlerische Prosa in Geschichtschreibung, Beredsamkeit und freier Wissenschaft. So nennt auch Steinthal die Schriftbildung eine Urthat des menschlichen Geistes; er sieht in derselben das Werden der Cultur, die erst durch sie einen freiern Lauf nehmen kann, und sagt gewiß richtig: „Man wolle nur ja nicht die Schrift von Bedürfnissen des Verkehrs ableiten; nicht Krämer haben sie gebildet, sondern Priester und Könige."

Es ist das Verdienst Wilhelm von Humboldt's den Zusammenhang von Schrift und Sprache ans Licht gestellt und dabei die Stufen der Schriftentwickelung gezeigt zu haben. Wir betonen auch hier wieder daß der Gestaltungsdrang des Geistes durch die Phantasie vollzogen wird, die in der ursprünglichen Einheit

von Schrift und bildender Kunst allerdings am sichtbarsten waltet, aber auch in der eigentlichen Bilderschrift fortherrscht und als formende Thätigkeit niemals entbehrt werden kann; unsere Buchstaben sind aus Bildern hervorgegangen.

Wie wir sahen daß erst in der Sprache der Gedanke des Menschen sich bildet, so ist Schrift stets die Darstellung der schon im Wort ausgeprägten Ideen. Hier entsteht nun der Unterschied ob nur der Gedanke als solcher berücksichtigt wird und veranschaulicht werden soll, oder ob gerade seine sprachliche Form, die ihn offenbarenden artikulirten Laute in bestimmte Zeichen ausgeprägt werden. Im erstern Fall haben wir Ideenschrift durch Bilder und Figuren, im andern Lautschrift durch Buchstaben. Es ist klar daß nur die letztere dem Wort als solchem gerecht wird. Das Princip der Schrift hängt mit dem Sprachsinn zusammen; wo derselbe die Rede zu einem lebendigen Organismus gliedert, da will er sowol die sprachlichen Tonbilder als die Bestimmtheit, Ordnung und Beziehung der Worte in der Schrift befestigen, und dem genügt allein die Buchstabenschrift; wo ihm aber noch ein Wort der Empfindungsausdruck des Gedankens ist und den ganzen Satz vertritt, oder wo er blos noch Wörter gleich den Gegenständen als den Trägern von Eigenschaften und Handlungen nebeneinander stellt, da genügt ihm die Bilder- und Figurenschrift.

Das Anfängliche ist also historisch wie nach der Natur der Sache die Ideenschrift, und zwar wie sie noch ungetrennt von der Malerei erscheint. Eine Thatsache die ihm wichtig dünkt, eine äußere oder innere Erfahrung stellt der Mensch durch Abbildung der Begebenheit oder einzelner Gegenstände dar, gerade wie er den Eindruck der Anschauung in einem oder in mehreren Lauten hervorstieß. Schoolcraft in seinem Werk über die Indianer der Vereinigten Staaten gibt unter andern Beispielen solch malender Ideenschrift das folgende: Zwei Jäger die den Fluß hinaufgefahren waren, lagern am Ufer desselben, tödten einen Bären und fangen Fische. Das war eine That würdig daß niemand ihres Volks vorübergehen sollte ohne von ihr unterrichtet zu werden; auf einem Brett wird sie niedergeschrieben und dies als Denkmal aufgestellt. Der Vorübergehende sieht darauf zwei Kähne und über jedem ein Thier welches das Kennzeichen der Familie eines jeden jener beiden Jäger ist, und er weiß nun daß zwei Personen aus diesen Familien hier gelandet sind. Ein

Bär und sechs Fische sagen ihm was sie vollbracht haben. Steinthal sieht hierin mit Recht eine Stufe des Bewußtseins auf welcher dasselbe nur die einzelnen Dinge zum Inhalt hat, Subject und Prädicat noch nicht scheidet. Die Thiere leben ihm gar nicht für sich selbst, sondern nur für seine Jagd, seinen Fang; nur in diesem Verhältniß denkt er sie sich. Daher auch die vielen Möglichkeiten von Verhältnissen der gezeichneten Gegenstände, die uns hindern sogleich diejenige zu finden welche die wirklich vom Schreibenden gemeinte sei, für den Wilden gar nicht existiren. In unserm Bewußtsein liegen jene Gegenstände jeder für sich vereinzelt und fähig sich mit jedem zu verbinden; im Bewußtsein des Wilden liegt der Gegenstand oft gar nicht einzeln, sondern nur in einer geringen Anzahl von Complexionen, von denen jede, sobald zwei Elemente der Anschauung geboten werden, als Ganzes und sogleich ins Bewußtsein tritt. Daher die Verständlichkeit dieser Schrift.

Eine solche Ueberlieferung des Gedankenstoffs sind viele Bilder in Aegypten wie in Assyrien oder Mexico: sie stellen in Palästen oder an Gräbern Ereignisse aus dem Leben der Menschen dar, und es soll hier die Thatsache festgehalten und gelesen, nicht der anschauende Geist durch das Bild befriedigt werden; dieses ist noch Mittel, nicht Selbstzweck wie in der freien Kunst, wo es eine Idee durch die sichtbare Form so offenbart daß in dieser Form selbst das innere Wesen auf eine wohlgefällige Weise zur Erscheinung kommt, und gerade was sich in Worten nicht genügend ausdrücken läßt dem anschauenden Geist unmittelbar durch die Phantasie erschlossen wird.

Sobald der Geist aus den vereinzelten Sinneseindrücken sich in seine eigene Sphäre, in die der Freiheit und Allgemeinheit erhebt, und Vorstellungen bildet die stets eine Fülle wirklicher Gegenstände unter sich begreifen, gibt er ihnen einen Träger im Wort, das nun gar nicht mehr unmittelbar sinnlich dargestellt werden kann. Die Vorstellung des Baums in ihrer Allgemeinheit, wie sie Laub- und Nadelholz in sich befaßt, kann durch die Bilderschrift nicht ausgedrückt werden, man muß eine bestimmte Art statt der Gattung setzen, wie bei den Aegyptern ein Habicht den Vogel, eine Palme den Baum bezeichnet. Die Anschauung ist damit zum Zeichen und Träger des Begriffs geworden, sie gilt nicht mehr für sich, sondern drückt auf eine übereinkömmliche Weise die viel allgemeinere Vorstellung aus. Dies genügt freilich

nicht, und darum treibt das Bedürfniß des Geistes über die Ideenschrift mittels äußerer Gegenstände zur eigentlichen Wort- und Lautschrift.

Zunächst aber bleibt der Geist noch auf einer Zwischenstufe stehen, auf welcher die Ideen in ihm selbst durch Naturgegenstände erweckt und darum auch von Haus aus mit diesen verknüpft und in ihrer Form dargestellt werden. Dies ist der Ursprung des Symbols; wie in der Sprache erscheint es auch in der Schrift. Die Welt ist ein sichtbarer Ausdruck göttlicher Gedanken, Natur und Geist sind aus einem Lebensgrund hervorgegangen und entsprechen einander, und darum ist die Kunst die Vergeistigung des Sinnlichen, die Versinnlichung des Geistigen, sodaß beide ineinander aufgehen. Das Symbol ergreift den Naturzusammenhang oder Naturanklang des Idealen um es durch denselben kund zu geben; es ist darum nicht willkürlich erfunden, sondern glücklich gefunden, es ist nicht übereinkömmlich angenommen, sondern durch die Natur der Dinge, durch die Analogien des Sinnlichen und Geistigen gegeben. Indem wir jemandem die Hand reichen, legen wir das Organ unserer Thätigkeit in das seine, und so ist auch unser Wille mit dem seinen verbunden; wir fühlen die Liebe im Herzen, darum wird es ihr Symbol; wir haben durch das Licht in der Helligkeit der Außenwelt die Analogie für die Klarheit des Bewußtseins. So schreibt der Aegypter die Gerechtigkeit, welche das rechte Maß gibt, durch das Symbol der Elle, so sind zwei verbundene Herzen dem Wilden die Bezeichnung der Freundschaft.

Die malende Schrift, mag sie nun direct oder symbolisch darstellen, bleibt noch immer vom Wort gelöst und ist mehr eine Gedächtnißhülfe für dasselbe. Die Wilden haben geschriebene Liebes-, Jagd- und Kriegslieder, aber man muß sie auswendig wissen um sie entziffern zu können; man weiht durch die Ueberlieferung der Worte in das Verständniß der Schrift ein. Wir geben ein Beispiel. Bild eines Mannes mit Flügeln statt der Arme = o hätte ich die Schnelligkeit des Vogels; ein Krieger unter einem blauen Stern = ich sehe nach dem Morgenstern; bewaffnete Krieger unter dem Himmel, den ein Bogen bezeichnet = ich weihe meinen Leib dem Kampf; ein Adler über dem Himmel = der Adler fliegt in der Höhe; ein Krieger liegend mit dem Pfeil in der Brust = ich bin zufrieden, wenn ich unter

den Erschlagenen liege; ein himmlischer Genius = die Geister oben rühmen meinen Namen.

Die Knotenschnüre sind gleich den Kerbstöcken nur conventionelle Zeichen, die man willkürlich mit Gedanken verknüpft; man muß über die Bedeutung vorher übereingekommen sein, an sich ist kein Zusammenhang zwischen der Idee und dem Ausdrucks- oder Erinnerungsmittel vorhanden.

Sobald die Sprache durch eine bestimmte Folge der Wörter ihre Beziehungen zueinander ausdrückt, selbst wenn diese an ihnen noch nicht durch Beugung formal gesetzt ist, muß sich auch das Verlangen zeigen die einzelnen Worte zu schreiben. Die ursprüngliche Sprache ist einsilbig, die Wortschrift damit Silbenschrift. Der Fortgang ist der daß man für das Bild des Gegenstandes dessen Abbreviatur setzt, einige Grundlinien hervorhebt, und daß man bei verschiedenen Bedeutungen eines Worts die abstractere oder unsinnliche durch die sinnliche gleichfalls ausdrückt, wie wenn wir das Verbum wagen durch einen Streitwagen bezeichnen wollten. Die Aegypter schreiben den Begriff Herr durch einen Korb, weil neb Herr und Korb heißt. Die chinesische Schrift hat zunächst eine Figur für jeden der 450 artikulirten Laute, die ihre Sprache ausmachen; jeder aber gewinnt durch seine Betonung oder durch den Zusammenhang verschiedene Bedeutungen; man stellt nun neben das Lautzeichen des einsilbigen Wortes die Figur der Sache die es gerade bedeuten soll. Aehnlich unterscheidet auch im Englischen mehr die Schrift als die Aussprache ob der Laut reit schreiben, Recht, Ritus (write, right, rite) ausdrückt. Nun wird aber sowol die Einbildungskraft als der Verstand gereizt auf Mittel zu sinnen wie man Dinge darstellen soll die sich weder zeichnen noch durch ein Symbol ausdrücken lassen. Man setzt mehrere Gegenstände zusammen deren Umrisse deutlich sind, und aus deren Beziehung das Beabsichtigte hervorgeht. Der Aegypter bezeichnet den Durst durch ein zum Wasser laufendes Kalb, den Honig durch ein Gefäß mit einer Biene, Führung, Leitung durch einen Arm mit einer Peitsche. Besonders haben die Chinesen auf diese Art die Vorstellungen analysirt und ihre Ansichten von der Natur der Dinge, namentlich auch der sittlichen Begriffe, veranschaulicht. Sie schreiben Strafe durch die Figuren für Verbrechen, Richterspruch und Schwert, fürchten durch Herz und weiß, Charakter durch Herz und geboren, Meinung durch Herz und Ton, bedenken und lieben

durch Herz und verbergen. Es ist dies das Analogon der Sprachstufe welche neben ein Wort noch andere Wörter stellt oder ihm anhängt um seine Beziehung auszudrücken.

Derselbe große Unterschied wie zwischen anorganischen und organischen oder flectirenden Sprachen waltet zwischen der Ideen- und der Lautschrift. Daß beide eintreten ist eine geniale Geistesthat, die etwas Neues schafft. Es ist ein Höhepunkt des Sprachgefühls den Laut in seine Elemente zu zerlegen und ihn durch die Zeichen derselben dem Auge zu veranschaulichen; es ist eine große Entdeckung daß die Worte aus wenigen für sich darstellbaren Lautelementen bestehen, auf deren mannichfaltiger Verbindung der ganze Reichthum der Sprache, die ganze Fülle der artikulirten Töne beruht. Je mehr der musikalische Tonsinn lebendig war, je weniger man den Lautausdruck für gleichgiltig in Bezug auf den Gedanken hielt, desto mehr mußte man seine Bezeichnung erstreben. Die Ideenschrift wendet sich an die Anschauung und den Verstand, sie ist allgemein zu verstehen, sie ist eine Pasigraphie, welche den Begriff darstellt unbekümmert um den Laut des Worts, sodaß sie für verschiedene Sprachen dieselbe ist; auf dieser Allgemeinheit, die sie auch den musikalischen Noten vergleichbar macht, beruht ihr Ungenügen für die Bestimmtheit des Gedankens in der Sprache. Erst die Buchstabenschrift drückt nicht blos den Laut und den Gedanken ebenso untrennbar aus wie sie im Wort selber verbunden sind, sie ist auch fähig die feinen formalen Umbildungen der Wörter im Organismus des Satzes wiederzugeben. Darum ist sie Erforderniß der organischen Sprache und tritt ein sobald diese nach äußerer Feststellung trachtet.

Ueber die Ideen- und Buchstabenschrift äußert sich Humboldt also: „Die Individualität der Wörter, in deren jedem immer noch etwas anderes als blos seine logische Definition liegt, ist insofern an den Ton geheftet als durch diesen unmittelbar in der Seele die ihnen eigenthümliche Wirkung geweckt wird. Ein Zeichen das den Begriff aufsucht und den Ton vernachlässigt, kann sie mithin nur unvollkommen ausdrücken. Ein System solcher Zeichen gibt nur die abgezogenen Begriffe der äußern und innern Welt wieder, die Sprache aber soll diese Welt selbst, zwar in Gedankenzeichen verwandelt, aber in der ganzen Fülle ihrer reichen bunten und lebendigen Mannichfaltigkeit enthalten.“ Humboldt erinnert daran wie man auch in der Ideenschrift schon die Worte, nicht wortlose

Begriffe vor sich hat, wie daher der Laut doch seinen Einfluß übt, und wie sie doch gleich einer Lautschrift von den meisten gebraucht wird, welche die den Wörtern entsprechenden Zeichen mechanisch kennen lernen und sie anwenden ohne den logischen Schlüssel ihrer Bildung zu beachten. Da man aber doch der Geltung, dem Zusammenhang ihrer Zeichen nach Begriffen nachgehen, den Gedanken gleichsam mit Uebergehung des Lauts unmittelbar bilden kann, so wird sie dadurch zu einer eigenen Sprache, und schwächt den natürlichen vollen und reinen Eindruck der wahren und nationellen. „Sie ringt auf der einen Seite sich von der Sprache überhaupt, wenigstens von einer bestimmten frei zu machen, und schiebt auf der andern dem natürlichen Ausdruck der Sprache, dem Ton, die viel weniger angemessene Anschauung durch das Auge unter. Sie handelt daher dem instinctartigen Sprachsinn der Menschen gerade entgegen, und zerstört, je mehr sie sich mit Erfolg geltend macht, die Individualität der Sprachbezeichnung, die allerdings nicht blos in dem Laut einer jeden liegt, aber an denselben durch den Eindruck gebunden ist den jede bestimmte Verknüpfung artikulirter Töne unleugbar specifisch hervorbringt. Das Bemühen sich von einer bestimmten Sprache unabhängig zu machen, muß, da das Denken ohne Sprache einmal unmöglich ist, nachtheilig und verödend auf den Geist einwirken."

„Die Buchstabenschrift ist von diesen Fehlern frei, einfaches durch keinen Nebenbegriff zerstreuendes Zeichen des Zeichens, die Sprache überall begleitend ohne sich ihr vorzudrängen oder zur Seite zu stellen, nichts hervorrufend als den Ton, und daher die natürliche Unterordnung bewahrend, in welcher der Gedanke nach dem durch den Ton gemachten Eindruck angeregt worden, und die Schrift ihn nicht an sich, sondern in dieser bestimmten Gestalt festhalten soll. Durch dies enge Anschließen an die eigenthümliche Natur der Sprache verstärkt sie gerade die Wirkung dieser, indem sie auf die prangenden Vorzüge des Bildes und Begriffsausdrucks Verzicht leistet. Sie stört die reine Gedankennatur der Sprache nicht, sondern vermehrt vielmehr dieselbe durch den nüchternen Gebrauch an sich bedeutungsloser Züge, und läutert und erhöht ihren sinnlichen Ausdruck, indem sie den im Sprechen verbundenen Laut in seine Grundtheile zerlegt, den Zusammenhang derselben untereinander und in der Verknüpfung zum Wort anschaulich

macht, und durch die Fixirung vor dem Auge auch auf die hörbare Rede zurückwirkt."

Wie wir zuerst durch die Entzifferung einiger Königsnamen es erfahren haben daß die Aegypter neben der unmittelbar abbildenden und der symbolischen Darstellungsweise auch Buchstabenschrift bei ihren Hieroglyphen anwandten, so ist das wahrscheinlich auch zuerst bei Eigennamen geschehen. Das Princip aufzustellen war eine jener Thaten welche sich durchaus nicht durch den Proceß allmählicher Fortentwickelung erklären lassen, sondern welche, allerdings wohl vorbereitet und vom Drang der Zeit gefordert, eine neuschöpferische Persönlichkeit voraussetzen. Man zerlegte also das Wort in seine Lautelemente und bezeichnete jedes derselben durch einen Gegenstand der mit diesem Laut anfängt; im Deutschen würde man demgemäß L durch Löwe, H durch Haus schreiben. So geschah denn in dem ältesten Culturlande auch der entscheidende Schritt für eine wirklich genügende Schrift; und wie sogleich nach den Aegyptern die Semiten die Culturträger wurden, so bildeten diese auch die Buchstabenschrift weiter aus. Die assyrische Keilschrift bezeichnet Silben durch Figuren, welche in ihren Stellungen wechselnde Keile hervorbringen; sie ist der Abschluß eines uralten und vortrefflich durchgeführten übereinkömmlichen Zeichensystems; sie ward bei Denkmalen angewandt; aber für den Verkehr des Lebens selbst eignete sich die phönizische Buchstabenschrift, die auf jenem ägyptischen Princip beruht den Laut durch das Bild eines mit ihm anfangenden Wortes darzustellen, wie die Namen der Buchstaben das noch festhalten: aleph heißt Stier, beth Haus, gimel Kameel; statt des ganzen Gegenstandes aber gab man seine Abbreviatur, den Stierkopf, eine äußere Umrißlinie des Hauses, den Kameelhals oder einen Höcker u. s. w., und auch das ward wieder zu festen und einfachen Linien durch den Gebrauch selbst ermäßigt. Der arische Geist nahm die semitische Erfindung auf, und der hellenische Genius verfuhr mit ihr wie mit aller orientalischen Ueberlieferung: er eignete sie sich an und gab ihr das Gepräge seiner intellectuellen Macht und Freiheit, er führte sie vom blos Nationalen zum Weltgültigen; er ließ einige Lautbezeichnungen fallen und führte neue ein. Und wie die Römer die griechische Kunst, wenn auch mit kleinen Modificationen, aufnahmen, über die Erde verbreiteten und der Nachwelt vermittelten, so thaten sie auch mit dem Alphabet. Die Arier in Indien

auf der einen, die Araber auf der andern Seite haben das ursprüngliche Alphabet für sich weiter entwickelt, aber die europäische Schrift, wie sie fähig ist die asiatischen Idiome auszudrücken, so wird sie auch maßgebend für die Völker die von japhetidischen Händen die Fackel der Civilisation empfangen. Unsere sogenannte deutsche Schrift ist der Nachlaß einer mönchischen Vereckigung der lateinischen, die einmal im spätern Mittelalter allgemein war, von den meisten Völkern längst aufgegeben ist und auch bei uns schon vielfach dem Ursprünglichen und Bessern wieder weicht. Wenn Bunsen in der Structur des griechischen Verbums denselben Schönheitssinn erkennt der vom Partheuen und vom Zeus des Phidias so unvergleichlich uns entgegenstrahlt, so dürfen wir sagen daß wie durch Hellas das Humane, das Menschenwürdige zuerst in reiner Form hervortrat, auch die orientalische Schrift ihr menschheitliches Gepräge erhielt. Dadurch war sie fähig dem Reichthum und der Feinheit der Sprache ein Genüge zu thun.

Sahen wir die Stufen der Schriftbildung analog denen der Sprachentwickelung, so fragen wir jetzt welchen Einfluß die organische Sprache selbst durch die ihr genügende Buchstabenschrift erfährt. Zunächst erhalten durch die Unterscheidung der Lautelemente diese selbst eine reine scharfbestimmte Form; der Mensch wird inne daß er nach seiner Seelenanlage, mit seinem Willen den Laut artikulirt, und mit Abschneidung des unbestimmten Tönens, mit dem im ungebildeten Sprechen ein Laut in den andern überfließt, wird hier jeder richtig begrenzt, und damit das Ohr wie die Sprachwerkzeuge an Bestimmtheit und Feinheit gewöhnt. Und es ist nicht zu viel gesagt, wenn Humboldt noch hinzufügt daß durch das Alphabet einem Volk eine ganz neue Einsicht in die Natur der Sprache aufgeht. „Da die Artikulation das Wesen der Sprache ausmacht, die ohne dieselbe nicht einmal möglich sein würde, und der Begriff der Gliederung sich über ihr ganzes Gebiet, auch wo nicht blos von Tönen die Rede ist, erstreckt, so muß die Versinnlichung und Vergegenwärtigung des gegliederten Tons vorzugsweise mit der ursprünglichen Richtigkeit und der allmählichen Entwickelung des Sprachsinns im Zusammenhange stehen.“ Nur die Buchstabenschrift vermag ferner das sinnlich geistige Wesen der Sprache, den Anklang des Tons an den Gedanken und die Ineinsbildung beider im Wort zu fixiren; sie gibt dadurch dem Schwebenden und Wechselnden der münd-

lichen Rede einen dauernden Halt, sie bindet die Gegenwart und Zukunft an die Vergangenheit und befriedigt auch dadurch den geschichtlichen Sinn, auf welchem die Ausbildung der Culturvölker im Gegensatz zu dem Kreislauf der Natur oder dem gedächtnißlosen Treiben der Wilden in der Wiederholung des gewohnheitsmäßigen Lebens oder zu dem Auflodern und Wiederverlöschen der Bewegungskraft unter den turanischen Steppennomaden beruht. Aber die Buchstabenschrift versagt sich auch der Neuerung nicht, sie schmiegt sich den Lautveränderungen im Wachsthum der Sprache selber an, oder gestattet ihr sich über der ursprünglichen Niedersetzung mit modificirtem Ton zu bewegen.

Die Buchstabenschrift hängt in logischer Beziehung mit der Gliederung der Rede zusammen, sie ist Trennen und Verbinden, Unterscheiden und Beziehen, sie vermag die Flexion der Worte auszudrücken und schärft damit wieder den Sinn für dieselbe. Die Schriftsprache bewahrt und erhält was sich im Volksmunde dialektlich längst abgeschliffen und verwischt hätte, und indem ich Schriftsprache sage, bezeichnet das Wort schon das gewonnene Neue: die Sprache der Bildung, der Civilisation, die das Gesetzliche, das höher Entfaltete und Schöne feststellt und aus der mundartlichen Mannichfaltigkeit das sichtend aufnimmt was als gemeinsam nationales Gut zu achten ist. So ist sie auch in einem größern Volke über die Stammesverschiedenheiten hinaus das Mittel der Verständigung, das Werkzeug künstlerischer Gestaltung und wissenschaftlicher Darstellung.

Was Humboldt endlich über den Rhythmus und seinen Zusammenhang mit der Buchstabenschrift sagt, führt uns ganz auf das ästhetische Gebiet. „Das reine und volle Hervorbringen der Laute, die Sonderung der einzelnen, die sorgsame Beachtung ihrer eigenthümlichen Verschiedenheit kann da nicht entbehrt werden wo ihr gegenseitiges Verhältniß die Regel ihrer Zusammenreihung bildet. Es hat gewiß rhythmische Dichtung bei allen Nationen vor dem Gebrauch einer Schrift gegeben, auch regelmäßige Silbenmessung bei einigen, und bei wenigen, vorzüglich glücklich organisirten, hohe Vortrefflichkeit in dieser Behandlung. Es muß diese aber unleugbar durch das Hinzukommen des Alphabets gewinnen, und vor dieser Epoche zeugt sie selbst schon von einem solchen Gefühl der Natur der einzelnen Sprachlaute, daß eigentlich nur das Zeichen dafür noch mangelt, wie auch in

andern Bestrebungen der Mensch oft erst von der Hand des Zufalls den sinnlichen Ausdruck für dasjenige erwarten muß was er geistig längst in sich trägt. Denn bei der Würdigung des Einflusses der Buchstabenschrift auf die Sprache ist vorzüglich das zu beachten daß auch in ihr zweierlei liegt, die Sonderung der artikulirten Laute und ihre äußern Zeichen. Wo auch noch ohne den Besitz alphabetischer Zeichen durch die hervorstehende Sprachanlage eines Volks jene innere Wahrnehmung des artikulirten Lauts (gleichsam der geistige Theil des Alphabets) vorbereitet und entstanden ist, da genießt dasselbe schon vor der Entstehung der Buchstabenschrift eines Theils ihrer Vorzüge. Daher sind Silbenmaße, die sich wie der Hexameter und der sechzehnsilbige Vers der Slokas aus dem dunkelsten Alterthum her auf uns erhalten haben, und deren bloßer Silbenfall noch jetzt das Ohr in einem unnachahmlichen Zauber wiegt, vielleicht noch stärkere und sicherere Beweise des tiefen und feinen Sprachsinns jener Nationen als die Ueberbleibsel ihrer Gedichte selbst. Denn so eng auch die Dichtung mit der Sprache verschwistert ist, so wirken doch natürlich mehrere Geistesanlagen zusammen auf sie; die Auffindung einer harmonischen Verflechtung von Silben-Längen und Kürzen aber zeugt von der Empfindung der Sprache in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, von der Regsamkeit des Ohrs und des Gemüths durch das Verhältniß der Artikulationen dergestalt getroffen und bewegt zu werden daß man die einzelnen in den verbundenen unterscheidet, und ihre Tongeltung bestimmt und richtig erkennt."

Die Ausbildung des Homerischen Hexameters ist ohne Auffassung der Lautelemente schwer denkbar. Wenn auch der musikalische Sprachsinn an einem unwillkürlich rhythmischen Erguß seine Freude haben und denselben wissentlich wiederholen konnte, wenn schon die alten Griechen sagten daß die Natur selbst den heroischen Vers gelehrt habe, und derselbe aus den Lautverhältnissen der griechischen Sprache wie eine schöne Blüte erwächst, so ist doch die kunstverständige und feinsinnige Durchbildung und die ordnungsvolle Freiheit, die der individuellen Triebkraft Raum gebende Gesetzlichkeit desselben nicht ohne eine klare Erkenntniß der besondern Elemente, nicht ohne eine Würdigung der Vocale und Consonanten verständlich, die das unterschiedene Hervortreten derselben voraussetzt. So kann auch das bloße Naturgefühl an Alliterationen ein Wohlgefallen haben und von ihnen sinnig

berührt werden, aber daß man einen wiederkehrenden Vers darauf baut, wie im Altdeutschen geschehen ist, das ist nur möglich wenn das Sprachbewußtsein bereits zur Zerlegung der Worte in Buchstaben vorgedrungen ist. Indem man den Anlaut, den ersten Buchstaben der Worte, erkannte und absonderte, lag es nahe ihm in der Rune auch ein Zeichen zu erfinden, und aus solchen Zeichen auch wieder ganze Wörter zusammenzusetzen.

Volkspoesie ist möglich ohne Schrift und die Sagenbildung hat ihre rechte Zeit vor der Literatur, aber sobald das Dichten als eigentliche Kunst geübt wird, bedarf es der Schrift. Homer mag uns den Uebergang bezeichnen. Ich glaube keineswegs daß er die Ilias und Odyssee aufgeschrieben habe, denn von einer Inschrift bis zu so viel tausend Versen ist noch ein großer Schritt im Schriftgebrauch; metrische Licenzen mußten durch die mündliche Betonung gut gemacht werden, und die Aussprache des Griechischen selbst war verändert zu der Zeit als man die Homerischen Gedichte niederschrieb im Vergleich mit den Tagen ihrer Entstehung: das Digamma ward anfangs noch ausgesprochen und hat seine Rolle im Versbau, fand aber in keiner Handschrift einen Platz, weil es später nicht mehr gehört ward. Aber ich glaube nicht daß in einer Periode vor der Buchstabenauffassung überhaupt der Homerische Vers so vollendet durchgebildet worden wäre, mochten immerhin die einzelnen Gesänge in lebendigem Vortrag geboren und dem wiederholenden Gedächtniß anvertraut sein. Eine Pindar'sche Strophe indeß verlangt vollends daß der Dichter sie vor Augen hatte, und für die kunstreiche Durchbildung eines Dramas ist die Schrift unentbehrlich. Sie stellt die einzelnen Theile des Werkes fest, gewährt bei fortschreitender Arbeit den Rückblick auf sie, gestattet die Umbildung des Einzelnen nach dem Wachsthum des Ganzen, und macht ein schönes wohlerwogenes Ganzes möglich im Ebenmaß der Theile und in der Wechselbeziehung der Glieder. Die Einheit des Homerischen Epos gleicht doch mehr der Krone des Baumes, wo die innere Triebkraft die Aeste rechts und links mit gleicher Stärke wachsen läßt, und der eingeborene Schönheitssinn führt alles Besondere zusammen; aber jene dem animalischen Organismus verwandte in sich geschlossene Einheit des Dramas oder jeder echten Kunstdichtung kann das Frühere und Spätere gleich den Pulsadern und Venen nur dann ineinander überführen,

wenn sie so klar für sich bestehen wie nur das Niederschreiben es mit sich bringt.

Der Volksdichter schafft und wirkt aus dem Geist des Ganzen, er ist sich nicht eines besondern Inhalts bewußt, er ist des Herzensantheils seiner Hörer gewiß, und kann ihrer Zustimmung, ihrem aufnehmenden Gemüth sein Lied vertrauen; aber der wiederholende kann auch vom Seinen hinzuthun, oder er wird weglassen was ihm unnöthig, was ihm ungehörig dünkt, denn auch er ist ein Glied des Ganzen, und dies ist in der Erzeugung des Werkes thätig. Wer aber seine von andern unterschiedene Individualität poetisch darstellen, wer seine eigenthümliche Weltauffassung vortragen will, der soll seinem Werk erst Antheil gewinnen, der soll und will ihm auch den unabänderlichen Stempel seiner Persönlichkeit aufdrücken; deshalb setzt die Dichtkunst oder genauer die Kunstdichtung die Schrift voraus, und die Schrift führt den phantasiebegabten Genius zu ihr hin. Aehnlich sind ein Solon und Perikles als Volksredner gewaltig wie ein Homer als Sänger; die Redekunst eines Isokrates und Demosthenes lehnt sich an die Schrift.

Schon Friedrich August Wolf hat in seinen Homerischen Untersuchungen richtig bemerkt daß der Gebrauch der Schrift im gewöhnlichen Leben zur Prosa und deren Ausbildung führt, also mit dem Beginn einer prosaischen Literatur zusammentrifft. Jetzt werden die Ereignisse aufgezeichnet wie sie geschehen sind, und nicht mehr der umgestaltenden mündlichen Ueberlieferung, der Sage, überlassen, und an die Stelle derselben tritt die Geschichte. Es sind die Denkmale, es ist die Schrift auf welche die Geschichtsdarstellung sich gründet, und ein helles geschichtliches Leben selbst beginnt erst da wo die Buchstabenschrift allgemein wird. Lykurg und Solon, die großen Verfassungsgründer, verwenden die Schrift zur Aufzeichnung ihrer Satzungen, und zur Sitte tritt das Gesetz. Durch die Schrift erhalten die Ordnungen des Staats, die Gesetze und das Recht des öffentlichen wie des privaten Lebens eine feste, objective Form, und im aufgezeichneten Vertrag gewinnt der Geschäftsverkehr seine sichere Grundlage. Nun ist es dem einzelnen möglich auch in die Ferne mit seiner bestimmten Willensmeinung zu wirken. Nun vermacht ein Geschlecht dem andern seine Errungenschaft, sodaß das geschriebene Wort nicht mehr blos im Gedächtniß der einzelnen, sondern der Menschheit niedergelegt ist und seine Wesenheit für die Jahrhun-

derte bewahrt. Daß das metrische Band den Worten eine unverrückbare Stellung gibt und die rhythmisch geformte Rede sich unveränderlicher dem Hörer einprägt, war sicherlich auch ein Grund für die Anwendung des Verses zur Darstellung religiöser und wissenschaftlicher Ideen im Alterthum. Indem die Schrift eine gleiche, ja größere Sicherheit der Ueberlieferung gewährte, gab sie der Wissenschaft ihre volle Freiheit in der Wahl der Worte nach Maßgabe der Sache und der Erkenntniß, und der künstlerische Sinn konnte sich nun auf die Composition des großen Ganzen wenden, wie er früher von der Poesie des einzelnen Wortes zu der des Verses in Bildern und Rhythmen vorgeschritten war. Die Poesie hat durch die Schrift also nicht verloren, sondern gewonnen, und was auf frühern Stufen das Ziel der Phantasiethätigkeit war, ist auf der höhern nicht verschwunden, sondern das Mittel und Material für die kunstgerechte Gestaltung umfassender Werke.

Die Naturvölker.

Der Menſch iſt Geiſt und Natur zugleich; eingefügt in den beharrlichen Kreislauf des Lebens und leiblich den Geſetzen der Materie unterthan iſt er zugleich innerlich ein ſelbſtkräftig wollendes Princip, das ſein eigenes Weſen zu ſeiner That machen, ſeine Anlage ausbilden und verwirklichen, in Selbſtvervollkommnung voranſchreiten ſoll. Wir haben in dem Unterſchied der Geſchlechter das Verhältniß daß beim Weibe die Natur, die Fülle des unbewußt bildenden und gemüthlichen Lebens, bei dem Manne der Geiſt, das ſich ſelbſt und die Welt erfaſſende und beſtimmende Denken und Wirken vorwiegt; wir haben im Unterſchied der Nationen ſolche die wir als Naturvölker im Gegenſatz zu den geſchichtlichen bezeichnen. Jene ſind abhängig von den Einflüſſen der Außenwelt, ſie genießen was ihnen von dieſer geboten wird, ſie thun wozu ſie von ihr genöthigt ſind; ſie folgen ihren Eindrücken und ſind der wechſelnden Gefühle Spiel; wie der Kreislauf des Jahres ſich wiederholt, ſo leben auch ſie ohne große Veränderung dahin, Anſchauungen und Sitten ſind ihnen durch Gewohnheit eine zweite Natur, unter deren Botmäßigkeit ſie ſtehen. Die geſchichtlichen Völker dagegen machen durch ihre Arbeit die Naturverhältniſſe zu Bedingungen der Cultur; der Geiſt hat ſein Weſen in der Freiheit, er beſtimmt ſich ſelbſt und will ſich in der Welt geltend machen, erkennend und handelnd ſie unterwerfen, ſich in ihr darſtellen. Statt der Ruheliebe und dem Genuß des Augenblicks tritt die Sorge für die Zukunft ein; ſie ſpornt zu immer neuer Thätigkeit, und die Völker tragen den Fluch der Arbeit, ſie eſſen ihr Brot im Schweiß des Angeſichts, aber ſie ernten auch den Segen der Arbeit indem ſie zur Entfaltung ihrer Kraft gelangen, zu ſelbſtbewußter Bildung voranſchreiten, einen Halt in ſich gewinnen und in ſtetigem Empor-

gang zu höhern Ideen und Lebensformen die Geschichte als solche hervorbringen.

Dies ehrenvoll beschwerliche Los ist bis jetzt den Weißen, der sogenannten kaukasischen Rasse zugefallen, die man deshalb im Unterschied von den Farbigen, den mehr passiven Menschen, als die activen bezeichnet hat; doch ist der Unterschied ein fließender. Denn verhalten sich auch Natur und Geist wie Sein und Werden, so gibt es doch kein ruhiges Sein, welches in seiner Bestimmungslosigkeit der Tod wäre, und es ist doch alles Werden die Entwickelung und Bewegung eines Seienden. Darum hat auch die Natur ihre Geschichte; es sind lebendige Kräfte welche die materielle Welt zur Erscheinung bringen und in ihrem gesetzlichen Zusammenwirken Neues und Neues hervorrufen; die Erde selbst hat im Lauf von Millionen Jahren die Gestalt gewonnen welche sie zum Wohnsitz der Menschen geeignet macht. Darum hat auch der Geist seine bestimmten Grundlagen, sein nothwendiges Wesen, seine unüberschreitbaren Ordnungen. Und wie die Erde in ihrem Gang um die Sonne nie wieder an den alten Ort kommt, weil während sie ihre Ellipse beschreibt, die Sonne selbst sich fortbewegt, und darum die Linie zur Spirale wird, so bewahrt andererseits die Geschichte den Zusammenhang der Zeiten und Geschlechter, jeder Mensch muß von Neuem beginnen, centrale Principien beherrschen jede Bewegung und die Persönlichkeiten wechseln im Kreislauf von Geburt und Tod; sodaß auch hier der Fortschritt sich nicht in der geraden Linie vollzieht, sondern in der Spirale, in Ringen, die sich um den Mittelpunkt erweitern, die eine Achse umkreisend an ihr emporsteigen.

Die bildungskräftigern Völker sind damit weder die sittlich edlern noch die glücklichern; denn feinern Lebensgenüssen gesellen sich tiefere Schmerzen der Sehnsucht, des Entbehrens, der geistigen Kämpfe, und höhere Reize werden zu stärkern Verlockungen. Die Cultur stirbt ab, wenn sie der Erfrischung durch die Natur verlustig geht. Die activen Völker, indem sie die passiven begeistigen, stärken damit sich selbst, und die passiven, zu neuer Thätigkeit berufen, treten ein in den Proceß der menschheitlichen Entwickelung. Wir stehen am Beginn einer Periode welcher diese Aufgabe einer wechselseitigen Durchdringung gestellt ist. Noch können wir an einzelnen Gruppen der Naturvölker die frühern Stufen des Lebens studieren, über welchen die Geschichte ihr Reich erbaut, sowie uns die verflossenen Zeiträume

der Erdbildung in den mannichfaltigen Schichten bezeugt und kund werden, die sich im Innern übereinander, bei Durchbrüchen, Hebungen und Senkungen nebeneinander an der Oberfläche lagern.

Der geschichtliche Mensch bearbeitet die Natur, der Acker gibt ihm festen Halt am Boden, mit dem Eigenthum die Bedingung der Rechtsentwickelung; in der Frucht des Feldes hat er zugleich die Frucht seiner Thätigkeit, und sieht er den Zweck derselben, den er der Natur setzte, erreicht. Dagegen ist der Naturmensch abhängig von ihr, indem er nimmt was sie ihm bietet. Seine Verhältnisse gestalten sich danach ob er im Wald, an der Küste, in der Steppe wohnt, ob er als Jäger, Fischer oder Hirt Nahrung und Kleidung gewinnt. Aber gerade damit hängt schon ein Fortschritt des geistigen Lebens zusammen.

Die Ueberfülle der Tropenwelt ruft die Arbeitskraft des Menschen nicht auf und die Hitze erschlafft und führt zur Ruheliebe; die Polarzone dagegen läßt in der Sorge für die Mittel zum Leben das Leben selbst aufgehen; nur im gemäßigten Klima wird der Mensch durch die Natur selbst nicht überwältigt, sondern zur Arbeit und zur Muße geführt. Das vielgegliederte küstenreiche Europa, allen andern Welttheilen nahe gelegen, ward mit den angrenzenden Ländern dieser letztern der Mittelpunkt der Geschichte; die andern zeigen heute noch Wohnstätten von Naturvölkern.

Religiöses Gefühl, sittliche Begriffe in der Unterscheidung von gut und böse, das Gewissen, ein aufdämmerndes Streben nach Erkenntniß in der Deutung der Erscheinungen und ihres Zusammenhangs in der Welt bilden neben dem Sinn fürs Schöne so sehr die Grundlage alles Menschlichen, daß wir sie bei allen Naturvölkern entdecken.

Den Indianern des südlichen Urwalds ist der Baum der Träger der Nahrung, der Schutz vor Regen und Sonnenglut; unter den Palmblättern wohnen sie wie der Vogel im Nest in der Hängematte familienweise beieinander; die Thiere des Waldes jagen sie mit Pfeil und Bogen. In Nordamerika leben sie mehr hordenweise zusammen. Viele Südafrikaner verharren auf derselben Stufe.

In der Religion herrscht hier das erste Gefühl einer geheimnißvollen Macht; die Furcht vor dem Donner treibt zur Verehrung der in ihm waltenden Wesenheit, aber zu einer gedanken-

klaren oder phantasievollen Gestaltung der Idee des Göttlichen kommt es noch nicht. Einzelne gewaltige oder seltsame Naturdinge gelten als ihre Träger; der Fluß, das Feuer, ein wunderlich geformter Fels, die in ihrer Klarheit über dem Wechsel des Irdischen beharrenden Himmelskörper, in ihrem Instinct sicher dahinwandelnde Thiere zeigen dem Menschen eine Macht außer ihm, und er knüpft an sie den in seinem Gemüth aufdämmernden Gedanken des Unendlichen. Wie er die eigene Innerlichkeit wenigstens empfindet, wie er selbst Wünsche hat, Zwecke verfolgt, so stellt er sich auch die wirkenden Kräfte in der Außenwelt vor, und nicht das erscheinende Ding als solches, sondern das in ihm vorausgesetzte und thätige Geisteswesen ist es das er anbetet. Die Noth lehrt beten; so sind es allerdings mehr die Schädlichkeiten die der Mensch abwehren oder verhüten, deren Urheber er sich versöhnen oder geneigt machen möchte. Diese geistig gedachten Naturgewalten bleiben gestaltlos. Sie gewinnen einige nähere Bestimmtheit, indem sich die Hoffnung der eigenen Unsterblichkeit an sie anknüpft; es sind die Geister der Verstorbenen, die im Sturm einherfahren oder mildthätig im Hauch des Frühlings die Ihrigen umschweben, zu Genien der Natur werden; es ist der große Geist der sie alle beherrscht, der Häuptling der Unsichtbaren, der Schutzgeist des Volks. Er waltet über den Menschen im Himmel, der Himmel selbst ist seine Erscheinung, sein Wille und Werk ist das Schicksal, das alles mit Gerechtigkeit beherrscht. In diesem Glauben haben die Menschen bei allem Verhaftetsein an sinnliche Einzeldinge, bei allen Willkürlichkeiten der Einbildung doch das Gefühl eines organischen Ganzen, in welchem alle Erscheinungen durch einen höhern Willen bedingt sind und miteinander in Zusammenhang stehen, daher auch eins auf das andere wirkt, eins aus dem andern erkannt werden kann, und so schließen sie aus dem Knistern der Flamme, aus dem Rauschen des Windes, aus dem Flug der Vögel, aus dem Stand der Gestirne auf den Willen Gottes, auf die dem Menschen bevorstehenden Ereignisse. Dem passiven Geschlecht entspricht es daß es nicht durch Denken und Wollen, sondern durch völlige Hingabe des eigenen Seins mit dem Geist oder den Geistern in Verbindung zu treten sucht, daß es im Traum ihre Stimme vernimmt, daß es in der Betäubung des Selbstbewußtseins sich von ihnen ergriffen glaubt, und dann wieder auf sie und durch sie auf die Dinge einzuwirken meint.

Solche die das vermögen, die von sich selbst oder von denen die andern annehmen daß sie es vermögen, werden als Zauberer die Mittler zwischen dem Volk und Gott oder den Geistern; das Wetter, die Zustände der Menschen, Krankheiten, Unfälle werde durch die Geister bewirkt, der Zauberer sucht durch diese seinen Einfluß auf jene zu erlangen, zu üben; er ist zugleich Priester und Arzt, und heilkräftige Mittel, die er anwendet, gelten für die Werkzeuge der Geistesmacht.

Die Hingabe des Eigenwillens an Gott als Grundlage des religiösen Sinnes, die Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, das Zusammenwirken des Göttlichen und Menschlichen in der Begeisterung wie in jeder höchsten Thätigkeit ist hier geahnt, auf sinnlich rohe Weise wenigstens angedeutet. Und was anders als die kindliche Aeußerung des Glaubens an eine auch die Natur beherrschende sittliche Weltordnung ist es das die Afrikaner zum Gottesurtheil greifen läßt wo menschlicher Sinn über Schuld und Unschuld nicht entscheiden kann, wenn der Verdächtige das glühende Eisen anfassen und den Gifttrank trinken muß in der Ueberzeugung daß es dem Unschuldigen nicht schade, wenn auf der Tongainsel der Angeklagte nur eine Schale mit geweihtem Wasser berührt, und die Vorstellung voraussetzt er werde sterben, wenn er es nicht mit reiner Hand gethan?

Von einer Weltschöpfung ist nicht die Rede, das Göttliche lebt in der Natur, sie ist die Erscheinung der Geister, wie unser Leib die Verkörperung der Seele; doch begegnet uns die Vorstellung daß die Erde aus dem Wasser hervorgehoben sei durch einen großen Vogel, dessen Augen Feuer, dessen Flügelschlag der Donner sei; anderwärts angelt sie ein Fischer herauf. — Das künftige Leben erscheint zumeist als eine Fortsetzung des gegenwärtigen in verklärter Weise, sodaß der Mensch in ihm ganz glücklich ist, Innen- und Außenwelt einander völlig entsprechen, er sich durchaus heimisch fühlt. Da herrscht Frühling und Jugend, und die sinnliche Einbildungskraft des Jägers läßt das Fleisch dem Hirsch wieder wachsen das der Waidmann aus seiner Schulter geschnitten hat, oder den Biber dem Fischer von selbst den Schwanz anbieten, der sich ja erneuern werde; sie läßt die Wunden sofort wieder heilen die sich die Kämpfer in schmerzloser Schlacht geschlagen. Darum wollen dann aber auch die Menschen ihre Waffen, ihre Lieblingsthiere, ja Frauen und Knechte sogleich mitnehmen in das Jenseits um sie nicht im Himmel zu entbehren,

und auf Neuseeland wie in Dahomey werden deshalb die blutigen Todtenopfer angestellt auf dem Grab der Könige, nicht etwa zur Sühne, sondern damit die Geliebten, die Diener dem Herrn nicht fehlen. Hiermit hängt denn zusammen daß die Vorstellung von göttlichen und geistigen Mächten Gestalt gewinnt, und zwar die menschliche, indem der Mensch sich ihnen gesellt und sie dadurch als seinesgleichen gedacht werden.

Eine Darstellung derselben wird aber noch nicht versucht. Der dichterische und künstlerische Trieb findet vielmehr das erste Darstellungsmittel wie den ersten Stoff der Bearbeitung im eigenen Körper. Der Mensch tritt nackt in das Leben ein. Wie ihn sein Körperbau für den aufrechten Gang bestimmt und dieser doch das fortgesetzte Werk seines Willens ist, so soll er durch seinen Geist sich die Kleidung und Waffe bereiten welche die Natur dem Thier gegeben hat, so soll er seine Erhebung über das blos Natürliche durch die Verhüllung der Glieder bekunden die ihn den Naturtrieben und Naturzwecken unterthan zeigen. In der Schamhaftigkeit regt sich dies Gefühl des Sittlichen und Geistigen, nach welchem wir von Natur nicht sind was wir sein sollen, vielmehr erst uns selbst unserer Idee gemäß in Freiheit zu gestalten haben. Nach dem Genuß vom Baum der Erkenntniß werden Adam und Eva ihrer Nacktheit inne und greifen zum Feigenblatt; so ist ein Blattgewinde, ein Bastgeflecht, ein die Hüften umgürtender Strick mit niederhangenden quastenverzierten Schnüren zur Verhüllung des Schoses der erste Anfang der Gewandung bei den Waldindianern. Statt weiterer Tracht, für die kein Bedürfniß vorhanden ist, wird der Körper bemalt. Er ist von Natur farbig, aber die Freiheit des Menschen zeigt sich darin daß er ihm im Ganzen oder in einzelnen Theilen einen andern Ton geben, ihn roth oder gelb färben, ihn mit schwarzen Strichen verzieren will. Diese Bemalung ist freilich ein roher Gegensatz gegen die Reinlichkeit, kraft welcher der Weiße seine Cultur dadurch erweist daß er alles Fremdartige von seiner Haut fern hält, oder von der Schminke die einen verlorenen oder vermißten Reiz der Natur ersetzen oder erhöhen soll. Die Wilden malen gern die eine Körper- und Gesichtshälfte gelb, die andere roth, oder die Brust roth, die Arme schwarz; es ist ein Fortschritt des Geschmacks wenn die Farbe der Symmetrie der Glieder entspricht und dieselbe hervorhebt. Die Vergänglichkeit dieses Schmucks

ſoll durch die Tätowirung überwunden werden; ſie findet ſich bei den entlegenſten Naturvölkern; Linien, Figuren werden durch aneinander gereihte Stiche bezeichnet, in das vorquellende Blut wird die ſchwarze Farbe eingerieben. Man lernt Räder, Sterne Roſen auf Bruſt, Wange, Nacken ſymmetriſch vertheilen, auch Thierfiguren abbilden. Die Operation ſelbſt wird zur Probe der Mannhaftigkeit im Schmerzaushalten. Dann macht man den Körper zum Träger von Schmuck: Naſe, Lippen, Ohren werden durchbohrt und allerlei Zierath wird hineingehängt, Rohr, Knochen, Muſcheln, Stäbchen; die Schönheit der Natur wird dadurch gewöhnlich auf widerwärtige Weiſe entſtellt und es gilt uns die Sitte darum mit Recht für barbariſch. Menſchenwürdiger und freier ſind die Schnüre mit Schmuckſachen um den Hals, um Arme und Beine. — Während der Wilde die Haare des übrigen Körpers zu entfernen ſtrebt, werden die des Hauptes auf mannichfaltige Art behandelt. Bald wallen ſie nach hinten herab, bald bäumen ſie ſich wie ein Kamm, wie eine Krone auf dem Scheitel, bald werden ſie phantaſtiſch mit Vogelfedern fächerförmig aufgeputzt. Oder es werden zierliche Kopfbedeckungen geflochten, mit Federn und Blumen geſchmückt.

Um das Innere des Menſchen kund zu geben müſſen Wort, Geberde, Mienenſpiel einander unterſtützen; der lebhafte Erzähler eines Ereigniſſes ſtellt es unwillkürlich mimiſch dar. Ein taktmäßiges Singen regelt und begleitet die Bewegungen der Glieder, und dieſe veranſchaulichen wieder die Anfänge von Melodie und Rhythmus, die auf- und abſteigenden Töne in bald raſcherer, bald langſamerer Folge. Auf dieſe Art wird der Tanz zur ernſten Kunſtübung, zum Darſtellungsmittel der Empfindungen und Erfahrungen. Der Krieg, die Jagd, die ſinnliche Liebe bilden das Thema das ſchon der Waldindianer pantomimiſch veranſchaulicht, indem er die Tanzbewegungen mit der Stimme begleitet und das geſungene Wort ſie deutet oder begründet. Das aufgeführte muſikbegleitende Drama iſt bei den Culturvölkern ein Blüte- und Höhepunkt der Literaturentwickelung; das Höchſte, im Zuſammenwirken der frei gewordenen und ſelbſtändig entwickelten Kräfte und Richtungen der Poeſie im Bund mit den andern Künſten hervorgebracht iſt wie das Ziel ſo der Keim; das Erſte iſt das Ganze, aber unentfaltet, der Abſchluß wieder das Ganze, aber im freien und harmoniſchen Zuſammenklang des Entfalteten

und Besondern, das auch für sich besondern Stimmungen des Gemüths, besondern Zwecken des Geistes genügt. So ist die Kunstentwickelung eine organische.

Der Schönheitssinn thut dann einen Schritt über den eigenen Körper hinaus in der Geräthbildung. Der Jäger lernt Pfeil und Bogen glätten, ihnen eine zugleich zweckmäßige und wohlgefällige Form geben; ein regelmäßiges Spiel gerader oder krummer Linien, das die Flächen verziert, wiederholt sich dann in kunstreichen Geflechten.

Wenn den Südländer das überwuchernde Pflanzenleben einspinnt in seine gleichmäßige Ruhe, in sein Traumleben, so weckt in Nordamerika der Wechsel der Jahreszeiten einen schärfern Zeitbegriff, und größere Bedürfnisse nöthigen auf ihre Befriedigung zu sinnen. Gewebte Stoffe, Federpelze, Schuhe von Thierhaut dienen zur Kleidung, kegelförmige Zelte, runde Pflockhütten zur Wohnung, gebrannte Thongefäße zum Aufbewahren und Bereiten der Nahrung. Die Sprache ist bilderreich und in den Liedern begegnen wir dem Parallelismus, der die Gedanken rhythmisch gliedert, wie in folgendem Kriegsgesang, den auch der an den Pfahl gebundene Indianer anstimmte als die Flammen ihn umloderten:

Erheben wir den Speer
Und hängen den Kessel auf!

Salben wir die Haare
Und malen das Angesicht!

Singen wir das Lied des Bluts,
Des Trankes der Tapfern,

Daß sich die Todten ergötzen;
Sie sollen gerächt werden!

Chor: Laßt uns trinken das Blut,
Laßt uns essen das Fleisch der Feinde!

Die Naturvölker mit Ausnahme der Hirten zeigen alle Spuren der Menschenfresserei. Es ist wol ursprünglich der Kampfzorn der den Feind völlig vertilgen will, beweist aber zugleich jenen geringen Begriff vom Menschen, wonach derselbe nur als Fleisch gilt, ähnlich wie auf dieser Stufe das Weib zur Befriedigung der Geschlechtslust und zum Magddienst genommen wird. Kindermord und Kinderverkauf, das Todtschlagen der Alten hängt

damit zusammen. Bei den Indianern setzt sich der Schwache, Lebensmatte ins Grab und läßt sich die Schlinge um den Hals ziehen oder mit dem Tomahak den Todesstoß geben. Dabei tanzt und singt die Jugend um ihn herum: Wir wissen daß der Herr des Lebens uns liebt, wir übergeben ihm unsern Vater, daß er sich vergnügt fühle im andern Lande und wieder im Stande sei zu jagen. Bei den Batta auf Sumatra steigt der Alte auf einen Baum, den schütteln dann die Seinen und singen: Die Jahreszeit ist da, die Frucht ist reif und muß herab.

Bei den nordamerikanischen Indianern sind die Erzähler schöner Geschichten beliebt, und in ihrer Bilderschrift wissen sie das Wesentliche und Nothwendige für ihren Gesichtskreis verständlich zu bezeichnen.

Wenn Waldesdunkel und mildes Klima den Naturmenschen in das Stilleben der Pflanze hineinzieht, so erregt ihn das bewegliche Element des Meeres und der freie Aufblick zum allumfassenden Himmel, und über die Küste hinaus schweift das Auge des Muthigen in die Ferne. Die Einbildungskraft malt sich ihre Wunder aus, und der tapfere Sinn, der starke Arm wagen den Kampf mit den Wellen. So sind denn auch die Wilden Neuhollands aufgeweckter, regsamer als die schweigsamen Indianer. Auch sie leben familien- und hordenweise, auch bei ihnen ist die Frau die Untergebene des Mannes, und mehr noch als jene verlangen sie von diesem daß er Schmerz ertragen könne, wenn er wehrhaft wird. Sie leben neben der Jagd von Fischerei und erfreuen sich nach der Arbeit und bei festlichen Anlässen an Tanz und Gesang, ja der Tanz als der Ausdruck des freien Bewegungstriebs um seiner selbst willen ergötzt sie wie eine Erholung nach ermüdenden Märschen. Den Gesang begleiten sie dadurch daß sie taktmäßig Stöcke aneinander schlagen; sie singen kurze Strophen von Liebe, Krieg und Jagd. Wie den Indianern das Waldesdickicht, so ist ihnen die Felskluft der Küste die natürliche Wohnung; danach bauen sie dann backofenähnliche Hütten. Auch ihr Kunsttrieb zeigt sich durch Bemalung mit rother und weißer Erde am eigenen Körper; sie zeichnen ringförmige Streifen auf Arme und Beine, sie geben durch die Art der Farbe nicht blos ihre Stammesunterschiede, sondern auch Stimmungen der Freude, der Trauer, des Kampfmuthes symbolisch zu erkennen. Auch Narben müssen ihnen zur Zierde dienen. Bart und Haar wachsen frei, das letztere wird noch mit Federn und Fischgräten

ausgestattet. Die Nase durchbohren sie und stecken Knochen und Rohr hinein. Den Speer, die Keule wissen sie handlich und wohlgefällig zu formen. Gleich den Peschersäs kleiden sie sich in Felle, aus denen sie ihre Mäntel so bereiten daß die Haare nach innen den Körper umgeben.

Im Himmel, über den Wolken verehren sie das Göttliche, das sich ihnen im Wetter, in verhängtem Unglück wie durch Regen kund gibt. Dem guten Geist steht bei manchen Stämmen der Herr des Todes und der Finsterniß gegenüber, der in der Tiefe haust. Auch die Australier kennen Beschwörungen der bösen Geister, denen sie die Krankheiten zuschreiben.

Auf ähnlicher Stufe stehen die wilden Jäger der afrikanischen Wüste, die Buschmänner, die in Höhlen der Berge hausen oder aus den niedergebogenen Zweigen eines Strauchs sich ein Schirmdach bereiten. Auch Kaffern und Hottentotten schmieren sich lieber mit Fett und Röthel ein als daß sie sich waschen, und erhalten dadurch eine braune Staubkruste auf der Haut. Aber die Mandingoneger an der Sierra-Leona-Küste baden und waschen sich; dann lieben die Männer eine rothe, die Frauen blaue und weiße Bemalung; die Männer tätowiren Stirn und Schläfe. Die Angolaneger schneiden das Haupthaar bis auf einen Streifen ab, der ihnen gleich einem Helmkamm auf dem Kopfe sitzt. Die Neger von Akra scheren Figuren in ihr krauses Haar hinein, und manche tragen auf diese Art Blumenbilder auf dem Kopf, die sie mit Glöckchen behängen. Hals, Brust, Füße, Arme, Ohren führen Schmuck, besonders beliebt ist Elfenbein. Ein Stangengerüst mit Matten und Pelzen behangen bildet die Hütte des Hottentotten; bei den Betjuanen finden wir schon Pfeiler und Lehmwände; die Häuser sind kreisrund und mit kegelförmigem Dach bedeckt; Gefäße werden geflochten und aus Thon gebrannt. Die Waffen werden mit Thierfiguren verziert, aber die Formen sind allerdings noch plump und die Farben grell.

Die Neger sind überaus lustigen Gemüths und phantastischen Sinnes. Die lärmende Musik ihrer Feste, die lächerliche Pracht ihrer Aufzüge, die Unermüdlichkeit in Tanz und Gesang bezeugen das hinlänglich. Jedes Unglück ist schnell vergessen, auch wenn die Schlacht verloren ist, tanzen die Besiegten, froh des geretteten Lebens, heimwärts und heitere Gelage mit Spiel und Tanz umgeben die frischen Gräber. Im Freudentanz wird

jeder Muskel pantomimisch bewegt. Stehen die Männer im Felde, so tanzen die Weiber Kriegsdarstellungen. Leichtfertige Lieder begleiten üppige Sprünge und Geberden. Dabei wollen gute Tänzer sich sehen und bewundern lassen.

Die Religion der Neger nennt mit verschiedenen Namen ein höchstes göttliches Wesen; gewöhnlich hat die Sprache für Gott und Himmel dasselbe Wort; der Himmel, der überall und von jeher ist, offenbart in Sturm, Donner, Regen und Sonnenschein seine Macht; die Wolken sind der Schleier, die Sterne der Schmuck seines Angesichts; er ist der Geber alles Guten, er weiß und sieht alles; man betet zu ihm um Wohlergehen, Glück und Weisheit. Gott heißt auch der Herr des Himmels, er ist eben der im Himmel waltende und erscheinende gute Geist, der die lebendigen Kräfte der Natur als gute und böse Geister unter sich hat. Die Einbildungskraft des Negers beseelt alle Dinge, aber in ihrer ausschweifenden Beweglichkeit läßt sie auch die Geister nicht in den Gegenständen dauernd hausen, sondern bald diesen, bald jenen zum Sitz wählen. Dadurch machen sie ein Thier, einen Baum, einen Klotz, einen Stein zum Fetisch, d. h. zu einem Gegenstand in welchem ein Geist wohnt und wirkt, dem darum der Mensch seine Verehrung zollt, durch den er Schutz und Glück für sich hofft, der ihm als ein Träger wunderbarer Kräfte, zauberhafter Wirkungen gilt. Durch ein paar angemalte Augen, durch angehängte Eierschalen oder Lappen wird das Ding als Fetisch bezeichnet. Im Naturdienst erweckt ein bedeutsamer Gegenstand die Idee und erscheint als ihr Symbol, ihre Verkörperung; der Fetischdienst knüpft den Gedanken an eine Sache und macht sie zum Zeichen desselben. Das Göttliche, die geistigen Mächte sind überall verbreitet, der Mensch sucht sie für seine Anschauung an eine besondere Sache zu binden, und wenn diese etwa sich machtlos erweist, wenn er vergebens in ihr die Hülfe des Gottes oder Geistes angerufen hat, so verwirft er sie als einen unnützen Träger des Höchsten. Mit der Bezeichnung des Gegenstandes aber beginnt das erste Streben das Göttliche darzustellen, im Bilde zu veranschaulichen. Der Priester weiht das Bild, er zieht die göttliche Macht in dasselbe hinein, sodaß nun der Geist in ihm wohnt und wirkt. Die Gestalt der Götzen, aus Thon oder Holz, ist menschenähnlich, denn der Mensch ist die sichtbare Erscheinung des Geistes; doch die Formen sind plump und roh. Aber auch ein-

zelne Menſchen werden nach dem Glauben der Neger von höhern Geiſtern beſeſſen, was ſich gerade dadurch kund gibt daß ſie außer ſich gerathen in ekſtatiſchen Zuſtänden; ſie ſind dann die Prieſter und Zauberer, und wirken durch die ihnen verbundenen Mächte.

Der Neger ſingt in Luſt und Leid, bei der Arbeit und in der Ruhe; die Lieder reden von der Liebe und vom Krieg, von der Jagd und vom Palmwein; ſie ergehen ſich in Preis oder Spott der Menſchen und der Dinge. In Senegambien finden wir ſogar einen erblichen Sängerſtand, der einen bedeutenden Einfluß durch ſeine Lob- und Schmähgedichte übt, aber verachtet iſt, weil man die Verſe bezahlt. In Dahomey ſind die Sänger die Bewahrer der geſchichtlichen Ueberlieferung. Sie ſind Improviſatoren, Satiriker und Luſtigmacher zugleich. Dabei iſt die Muſik der Neger am entwickeltſten unter den Naturvölkern; ſie haben Elfenbeinhörner, Trommeln, Flöten, Zithern, Hackbret, Kupferkeſſel. — Klapper- und Schlaginſtrumente ſind überhaupt die erſten muſikaliſchen Tonwerkzeuge, Hörner und Pfeifen folgen, und nach den Blasinſtrumenten kommt erſt das Saitenſpiel; es ſetzt nicht blos die Betrachtung voraus daß die Länge und die Spannung der Saiten den Ton beſtimmt, ſondern das Geſtell muß durch ſeine Conſtruction den Schall verſtärken, und darum bezeichnen Harfen und Lauten mit ihren Reſonanzböden bereits das geſchichtliche Culturleben; bei den heutigen Negern ſind ſie eine Ueberlieferung aus dem alten Aegypten.

Kommen die Neger auch noch nicht zu vollendeten Melodien, ſo lieben ſie doch die Folge harmoniſcher Töne. Ein prächtiges Kriegslied hebt an:

Erhebe dich aus der Ruhe, tapfrer Yarredi, Löwe des Kriegs;
Gürte dein Schwert um die Hüfte, werde wieder du ſelbſt.

Es ſchildert die Gefahr und Noth des Landes, die Thaten von Yarredi's Vater, und läßt den Aufruf immer wieder wie einen Refrain dazwiſchentönen; dann erzählt es wie Yarredi ſich erhob und den Kriegsſchmuck ſchüttelte wie der Adler die Flügel ſchwingt, wie er ſein Schwert ungürtete und wieder er ſelbſt war. Ihm folgte der Sieg, denn

Es erhob ſich aus der Ruhe der tapfre Yarredi, der Löwe des Kriegs,
Gürtete ſein Schwert um die Hüfte und war wieder er ſelbſt.

Die Darstellung ist schwungvoll und lyrisch erregt. Vergleiche sind häufig. Die Männer steigen von den Bergen wie die Wellen eines großen Flusses und kommen so im Thal zusammen. Ein Liebeslied sagt von der Geliebten ihre Stirn sei wie der Mond, ihr Auge glänzender als der Mond, der durch die Wolken bricht, die Nase gleich dem Regenbogen, süßer als Honig ihre Lippen, kühler als reines Wasser. Wenn sie sich bewegt, gleicht sie dem Zweige den ein sanfter Wind hin und her wiegt. Die Verwandtschaft mit der orientalischen Poesie ist unverkennbar. Sie zeigt sich auch in den märchenhaften Erzählungen, in den Fabeln, die mehr eine Lehre ausdrücken als das Thierleben treu schildern, in den Sprichwörtern die durch einen einzelnen Fall oder ein Bild die allgemeine Wahrheit andeuten. So sagen sie: Hoffnung ist die Säule der Welt. Auf dem Grunde der Geduld ist der Himmel. Wenn du zu zupfen verstehst, so rupfe die eigenen grauen Haare aus. Asche fliegt auf den zurück der sie wirft. Gewöhnliche Menschen sind gemein wie Gras, gute sind theuerer als ein Auge.

Die Neger senden sich Mittheilungen durch Gegenstände, die dann als Symbole gelten. Einen Stein, eine Kohle, eine Pfefferbüchse, ein gedörrtes Getreidekorn, ein Lumpenbündel deutet sich der Empfänger daß der ferne Freund fest sei wie Stein, aber seine Aussicht in die Zukunft dunkel wie die Kohle, daß er voll Angst sei und seine Haut wie Pfeffer brenne oder Korn auf ihr gedörrt werden könne, Lumpen seien seine Kleider. Ein anderer sendet einen pflaumenartigen Fruchtkern und will damit sagen: was für mich gut ist das ist es auch für dich.

Sinnig sagen die Neger daß im Anfang schwarze und weiße Menschen geschaffen wurden und jene den Vorzug hatten; sie sollten wählen zwischen zweierlei Arten von Geschenken: Kenntniß von Künsten und Wissenschaften oder Gold. Die Schwarzen wählten Gold, und wurden für ihre Habsucht Knechte der Weißen.

Gegenüber den Kindern des Südens und der Sonnenglut, die sorglos in den Tag hineinleben, werden die Menschen der Polarzone durch Arbeit gestählt; sie müssen lernen an die Zukunft zu denken, für den Winter die schirmende Wohnstätte, für die lange Nacht den Schein der Lampe zu bereiten, und dieser versammelt dann wieder die Genossen zu einem freundlichen Gedankenaustausch. Der Polarmensch, sagt Klemm, harmonirt in seiner ganzen äußern Erscheinung vollkommen mit der ihn umgebenden

Natur; wie die Robben und Cetaceen, seine Landsleute, so ist er auch rund, gedrängt gebaut, die Glieder scheinen unvollständig entwickelt, Nase, Hände, Füße treten zurück; er ist reich an Fleisch, Blut, Fett wie jene nordischen Thiere; aber er ist fleißiger, regsamer, munterer als der Waldindianer, und zeigt Lust an Nachahmung und Possenreißerei. Auch bei den Polarmenschen findet sich Bemalung und Tätowirung des Körpers, Durchbohrung von Theilen des Gesichts um Elfenbeinstäbchen, Glasperlen und dergleichen hineinzuhängen. Sie kleiden sich in Vogelpelze und Felle, deren nackte Haut sie nach außen kehren, aber bemalen und mit farbigen Streifen besetzen.

Die Phantasie der Itälmen auf Kamtschatka ergeht sich besonders in Schimpfreden, deren Schmuz an die körperliche Unreinlichkeit erinnert, in der sie einen Schutz gegen den Frost suchen. Dagegen fertigt der Grönländer, der sich beleidigt glaubt, einen satirischen Gesang, den er seinen Hausgenossen vorträgt bis sie ihn auswendig können, und macht dann bekannt daß er den Gegner herausfordert um vor ihm und den Zuhörern, die sich einfinden, das Spottgedicht bei Tanz und Trommelschall abzusingen. Der Beklagte, auch unterstützt von den Seinen, weiß sich zu verantworten, und wer am Ende Sieger bleibt, erntet viel Lob und Ehre. Kamtschadalische Tänzer ahmen die Bewegungen von Bären und Seehunden nach. Die Grönländer singen bei Tanz und Trommelschall zur Zeit der Wintersonnenwende von der Wiederkehr des ersehnten Gestirns, indem einem bald heftigern, bald sanftern Affect des Vortragenden die Bewegung seiner Glieder sich anpaßt.

Die Winterhütten der Grönländer sind Mauern von Stein und Rasen, bedeckt mit Balken, Moos und Schnee; im Sommer wohnen sie unter Zelten. Die Eskimos bauen sich ihre Winterhütten, die durch große durchsichtige Eisplatten erhellt werden, aus dem festen Schnee, den sie rechts und links in mehreren Halbkreisen um einen Gang, oder rosettenartig um einen Kreis in der Mitte aufschichten. Der durch die Wärme von innen schmelzende und durch die Kälte von außen wieder gefrierende Schnee wird mehr und mehr zu krystallklarem Eis, dessen Kuppel auch die Räume überwölbt, sodaß sich auf diese Art ein ungeahnter ästhetischer Reiz dem Besucher bietet.

Grönländer wie Kamtschadalen hoffen auf ein ewiges Leben, das besser als das irdische Trost und Vergeltung für manches

Elend bieten soll. Da wollen sie bei Gott im ewigen Sonnenschein wohnen, Rentiere und Seehunde, Fische und Vögel in Fülle haben. Aber die Seele muß auf beschwerlicher Fahrt, fünf Tage lang über rauhe Felsen rutschend, dorthin gelangen. Andere suchen den Ort der Seligen in der Höhe, der Regenbogen ist ihre Brücke zum Himmel und das Nordlicht erglänzt wann sie tanzen und Ball spielen. Die Bösen dagegen sollen in einer finstern kalten Schreckensbehausung wohnen.

Die Kamtschadalen beten in ihrem Stammherrn Kutka nicht sowol Gott an, als sie aus ihm das Urbild ihres Thuns und Treibens in caricaturartiger Steigerung gemacht haben, so arg daß sie ihn seinen gefrorenen Koth für eine Schöne ansehen lassen, die sich auch mit ihm unterredet, als seine Braut von ihm geherzt wird, bis sie unter den üppigen Liebkosungen aufthaut, und er in stinkendem Schmuz liegt.

Auch in den Polarländern verknüpft sich mit der Gottesidee der Glaube an Geister und die Vorstellung daß der Mensch durch Hingebung an sie mit ihnen in Verkehr treten, durch sie das Ferne, das Künftige erfahren, durch sie Wirkungen auf die Natur üben könne. Der Grönländer, der ein Angekok werden will, begibt sich in die Einöde, und ruft zu seinem Gott daß er ihm einen Schutzgeist sende, während er sich stillen Betrachtungen überläßt. Ohne Verkehr mit Menschen, fastend, ermattet, den Gedanken auf das gewünschte Ziel richtend kommt er dann dazu daß er zu sehen, zu hören meint was er hofft und begehrt, daß Gestalten der Einbildungskraft, die ihn im Halbschlummer umgaukeln, von ihm für wirkliche Geister genommen werden. Spätere Wiederholungen machen dem Zauberer leicht was zum ersten mal schwer gelang. Manche mögen Betrug üben; zur Sache selbst kam man durch Selbsttäuschung der Phantasie, und zum Christenthum bekehrte Angekoks versichern daß sie oftmals außer sich gerathen seien, daß sie die Bilder, die ihnen dann erschienen, für Offenbarungen gehalten, daß ihnen das Ganze nachher wie ein Traum vorgekommen.

Die ausgebildetste Weise dieses Geisterverkehrs haben wir im turanischen Schamanenthum. Die Religion hält hier den Glauben an den einen Himmelsgott fest, zugleich aber sieht sie in allen Wirkungen und Kräften der besondern Naturdinge das Walten von geistigen Mächten, von Naturseelen oder Dämonen, und gesellt ihnen die schattenhaften Geister der verstorbenen Men-

ſchen. Was in der Erſcheinungswelt geſchieht iſt ihr Werk; ſo bringen ſie bald Segen, bald Schaden, und es kommt nun darauf an mit ihnen in Gemeinſchaft zu treten, das Bevorſtehende von ihnen zu erfahren, ſie zu hülfreichen und heilſamen Thaten zu beſchwören, drohende Uebel abzuwenden. Der Menſch erhebt ſich hier keineswegs über Gott und Natur in eigener Geiſtesmacht, vielmehr erkennt er die höhern Gewalten an, unterwirft ſich ihnen und ſucht ſie zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen, durch ſie das Böſe abzuwehren, das Gute zu gewinnen. „Viele altaiſche Völker", ſagt uns ein Turanier ſelbſt, Alexander Caſtrén, „haben den Glauben daß es Geiſter gibt welche ausſchließlich auf lebende Menſchen und namentlich auf die Schamanen einwirken, bei denen ſie eine höhere Kraft erwecken, ihnen alle Arten von Kenntniſſen verleihen, ihnen das Verborgene offenbaren und deren innern Blick das durchſchauen laſſen was für den äußern undurchdringlich iſt. Auch dieſe Geiſter ſind ihrem eigentlichen Weſen nach nichts anderes als die in der Tiefe der eigenen lebendigen Natur des Menſchen herrſchenden Kräfte. Dieſe Kräfte liegen aber oft im Schlummer und es iſt keine leichte Sache ſie zu Leben und Thätigkeit zu wecken, und deshalb verfällt der rohe Naturmenſch leicht auf den Gedanken daß auch ſie nicht ihm ſelbſt angehören, ſondern höhere Weſen ſind, die ſich ihm offenbaren und ihm bei Gelegenheit ein höheres Vermögen verleihen. Die Schamanen Aſiens haben die Sitte dieſe Geiſter mit tönendem Trommelſchlag herbeizurufen, und zieht man die außerordentliche Exaltation und die unglaubliche Kraft, zu der ſie ſich durch dieſe Muſik emporzuſchwingen wiſſen, in Betracht, ſo darf man ſich durchaus nicht darüber wundern daß ſie ihren Zuſtand nicht als eine Folge ihrer eigenen ihnen einwohnenden Natur, ſondern als die Wirkung anderer mächtiger Weſen anſehen, die ſie ſogar unter einer oder der andern Geſtalt zu erblicken ſich einbilden, obwol dieſelben für alle andern Menſchen unſichtbar ſind."

Es ſind zunächſt die Bilder des Traums von denen der Menſch empfindet daß er ſie nicht mit ſeinem Wiſſen und Willen hervorbringt, die er darum in der Paſſivität des Schlafs von anderswoher zu empfangen, in denen er eine Offenbarung der Gottheit oder Geiſterwelt zu erhalten meint. Dann aber ſind es ekſtatiſche Zuſtände, in denen er nicht bei ſich, ſondern außer ſich iſt, in denen er bei außerordentlicher Abſpannung oder krampfhafter Aufregung des Nervenſyſtems die Erſcheinungen des Seelen-

lebens, welche unwillkürlich in ihm entstehen, für die Einwirkung anderer Geister nimmt, von denen er sich besessen glaubt, die er wie im Traum die Vorstellungen des eigenen Gemüths für außer ihm befindliche Realitäten hält. Wir kennen auch in unserer Cultur die Begeisterung, von der ein Mensch ergriffen über sein gewöhnliches Wollen und Verstehen emporgeführt wird, und in seliger Selbstvergessenheit dem Gott folgt der ihn bewältigt; wir wissen alle daß wir die besten Ideen und Anschauungen nicht durch unsere Reflexion und Berechnung machen, daß sie vielmehr aus der Tiefe des Geistes wie ein Gnadengeschenk auftauchen als Gabe und Aufgabe für unser bewußtes Bilden und Denken. Ich habe das Unbewußte und Bewußte in der Phantasiethätigkeit und das Zusammenwirken des Göttlichen und Menschlichen in meiner Aesthetik ausführlich erörtert, und auch dort darauf aufmerksam gemacht daß Männer wie Lessing, Kant, Wilhelm von Humboldt die Berührung oder den Einfluß abgeschiedener Seelen auf überlebende für eine offene Frage erklären. So ist gewiß auch der Grund des Schamanenthums keine trügerische Gaukelei, so vielfach diese wie bei dem Somnambulismus mit unterlaufen mag; sondern Frauen und Männer von reizbaren Nerven und gesteigerter Einbildungskraft gerathen in ekstatische Zustände, in welchen sie mit Geistern zu verkehren glauben; sie suchen sich dann auch in solche Zustände zu versetzen, die ihnen nicht für krankhaft, sondern für höherer Art, für das Band mit der Geisterwelt gelten. Der convulsivische Rausch, der bei den Negern wie bei den Bewohnern der Südseeinseln und der Polargegenden vorkommt, ist eben bei den nordasiatischen Nomaden vorzugsweise mit religiöser Weihe bekleidet worden. Dieselben nehmen dabei gute und böse Geister an; aber die letztern sind es nicht schlechthin, sondern haben den Auftrag das Böse zu bestrafen, worin sie leicht zu weit gehen, weil sie daran Lust empfinden; deswegen gilt es sie zu besänftigen oder gute Geister zur Hülfe zu rufen.

Die Schamanenkleidung ist schon phantastisch, ein lederner Rock mit Blechgötzen, Schellen, Vogelklauen, Schlangenhäuten behangen; der Schamane legt ihn unter Schaudern an, wenn er des Nachts die Beschwörung beginnen will. Er sitzt zuerst beim Feuer und hebt leise zu singen an, indem er den Namen des Gottes oder Geistes anruft und seine Bitte vorträgt. Dann schließt er die Augen und rührt die Trommel, dann springt er auf und tobt einher, umrasselt von seinem Gewand, umbraust

vom Trommelwirbel. Endlich steckt er den Kopf horchend in die Zaubertrommel um die Geisterstimme zu vernehmen. Häufig stürzt er ohnmächtig nieder, und dann gerade glaubt man daß seine Seele mit den Geistern verkehre, mit ihnen einherfahre, und sie selbst wollen die Geister bald als Schatten, bald in Thiergestalt, als Drachen, Bären, Schlangen, Eulen, Adler gesehen haben.

Im Bunde mit den in den Dingen waltenden Geistern glaubt der Mensch eine Einwirkung seines Willens auf die Natur durchzusetzen; darauf beruht die Einbildung der Zauberei. In ihr zeigt sich recht die Macht der Phantasie über das ungebildete Gemüth. Sie ist die Zauberin, die dem Menschen seine Ahnung von dem Wechselleben aller Dinge, von dem geistigen Band das sie alle umschlingt, von dem Streben eines jeglichen sein Wesen und Wirken auf andere zu übertragen, andere sich zu verähnlichen, sofort nach vereinzelten Wahrnehmungen verallgemeinert und veranschaulicht; sie ist es welche die Naturdinge beseelt und deren Kräfte der Menschenseele gleichsetzt; sie ist es welche das zufällige Eintreffen des Erstrebten oder Nichterstrebten zum Beleg oder Beweis ihrer Einbildungen macht und daraus ein Gewebe bereitet, dessen Abgeschmacktheit durch poetische Reize verdeckt wird. Der vernünftige wissenschaftliche Mensch herrscht über die Natur dadurch daß er ihre Gesetze kennen lernt und denselben gemäß ihre Kräfte für seine Zwecke wirken läßt; im Naturzustand sucht der Geist sich dadurch über die Natur zu erheben daß er wiederum Geister als das Waltende und Thätige in ihr annimmt, mit diesen in Verbindung zu treten sucht, seine Kraft mit der ihrigen vereint und steigert, und auf diese Art mittels ihrer über die Erscheinungen und Vorgänge der Außenwelt gebieten will. So sollen Wind und Wetter den Zwecken der Menschen entsprechen, und der Schamane wendet sich an die in ihnen mächtigen Geister. Beschwörungsformeln, Gebete, Geberden werden festgehalten, wiederholt und für wirksam erachtet, wenn gerade der Naturverlauf den Wunsch der Menschen erfüllt hat, und durch die Kraft solcher Worte und Bräuche meint man nun die Dinge zu lenken, sowie ferner die Wirkung von Fluch und Segen Erfolg und Stärke schöpft aus dem Glauben an die sittliche Weltordnung und das Wirken der aufgerufenen göttlichen Gerechtigkeit. Wie die Phantasie die Gegenwart Gottes an das Bild oder den Fetisch knüpft, so werden einzelne Gegenstände zu Trägern der zauberischen

Geisteskraft, zu Amuleten die dem Besitzer Schutz gewähren, zu magischen Mitteln um geheimnißvolle Einflüsse auf Menschen und Dinge auszuüben. Wie der Magnet das Eisen magnetisch macht, so läßt der Buräte das Idol des Gottes oder Geistes sich in einem messingenen Spiegel abbilden, gießt dann Wasser über den Spiegel und meint daß dies nun das Götterbild und mit ihm seine magische Kraft aufgenommen habe und zaubermächtig sei. Der Südseeinsulaner sucht sich etwas vom Körper des Feindes zu verschaffen, wäre es auch nur vom Speichel oder von den Excrementen, mischt es mit einem Pulver und gräbt es in einem Beutel ein; wie das verwese, soll es den Menschen nach sich ziehen daß er erkranke und sterbe. Derartige Dinge begegnen uns bis in die Neuzeit auch im europäischen Aberglauben! Die Zaubertrommel des Geisterbeschwörers ist geschmückt mit den Bildern von Göttern und Geistern, von Sonne und Sternen, von Menschen und Thieren, Häusern und Wäldern, also mit allem das eine Wirkung erfahren oder ausüben soll. Die Lappländer wissen in solchen Zeichnungen die Umrisse nach dem Wesentlichen deutlich auszuprägen. Sie legen auch Ringe auf die Trommel und sehen wohin sie sich wenden, wenn die Trommel geschlagen wird; gehen sie beim Gesang nach rechts mit dem Sonnenlauf, so scheint dem Unternehmen das man vorhat eine günstige Sonne. Den Wind glauben sie für die Schiffe durch Knoten in einem Strick zu binden; wie man einen oder mehrere löst, erhebt sich linder Hauch oder Sturm.

Wir sind durch diese Betrachtungen bereits übergegangen zu den Hirtenvölkern. Sie jagen die Thiere nicht zur Beute, sondern sie lernen sie schonen und pflegen um einen dauernden Genuß von ihnen zu haben; ihr Leben gewinnt damit einen Zusammenhang, sie sind nicht mehr dem Augenblick verfallen, wenn sie auch die Weideplätze wechseln. Gehorsam, Milde, Lenksamkeit gibt sich kund, auch die Menschen gleichen der Heerde die ein Völkerhirt, der Patriarch oder Stammesfürst, leitet, und so führen sie ein ruhig behagliches Dasein durch Jahrtausende. Den Polarnomaden ist das Renthier der größte Schatz; seine Milch, sein Fleisch nährt sie, sein Fell kleidet sie, aus Knochen und Sehnen bereiten sie Werkzeuge. Die Mongolen der gemäßigten Zone weiden Rinder und Schafe und tummeln ihre Rosse. Sie tätowiren sich nicht mehr, den Mann ziert der Gürtel, das Weib ein Stirnband. Die Zeltwohnung ist ein kunstreiches Hürden-

werk; ein Netz von Weidenstäben, durch Riemen verknüpft, von Stangen getragen, wird mit Filz bekleidet.

Lappen, Ostiaken, Tunguſen haben ſinnige Volkslieder, und die Gabe der Improviſation iſt verbreitet, ſodaß die Motive in den eigenthümlichen Situationen von den Sängern auf beſondere Weiſe verwerthet werden. So heißt der lappländiſche Bräutigam die Sonne mit ihrem hellſten Licht den See Otra beſtrahlen, daß er auf eine Fichte ſteigend gewahren möge unter welchen Blumen die Geliebte weilt; er fragt dann: „Was kann ſtärker und feſter ſein als zuſammengewundene Sehnen und eiſerne Ketten? Alſo bindet die Liebe mein Herz und feſſelt meine Gedanken.“ — Oſtiaken und Jakuten begleiten ihre monotonen Melodien, die ſich gewöhnlich nur zwiſchen Grundton und Terz bewegen, mit Saitenſpiel; das Ganze klingt ſehr traurig, wie rührend langgezogene Klagetöne; die Natur, die der Volksglaube beſeelt, hält ihre Zwieſprach mit dem Menſchen, Bäume und Steine geben ihre Gefühle kund. — In den langen Nächten ſind die Erzähler beliebt, und die Phantaſie ergeht ſich in kühnen und traumhaften Märchengebilden.

Auch die Mongolen begleiten mit feierlichen Tanzgeberden die langſam verhallenden Töne ihrer Lieder, welche von der Sehnſucht nach der Geliebten ſingen, die ſchlank gewachſen wie der Kieferbaum, reizend gleich der Blume des Geliebten wartet, deſſen Anblick ihr ſelig aufgeht wie dem Morgenroth die Sonne. Hier ſehen wir ſchon wie das Naturbild anhebt und als ein Symbol des menſchlichen Geſchicks oder Gefühls dargeſtellt wird, das an demſelben zum Bewußtſein kommt oder doch ein Ausdrucksmittel findet. „Das Waſſer des großen Weltmeers, wenn's noch ſo getobt hat, ſtillt ſich wieder“, ſo tröſtet ſich in Hoffnung die von der Uebermacht des Feindes bedrängte Horde; „oft wenn Himmel und Sterne in Klarheit prangen, ziehen verfinſternde Wolken herauf“, ſo beginnt eine bange Ahnung daß der Schar die Flucht übers Gebirge bevorſtehe, wo die Roſſe abmagern und die bittere Noth herankommt.

Mongoliſche Sagen weiſen darauf hin daß Dſchingis-Khan, der ſie in die Weltgeſchichte einführte und zu einem ſtreitbaren Erobervolk machte, den lichten hellblonden Indogermanen verwandt oder entſtammt war. Er waltete mit ſeiner Thatkraft ſchaffend und ordnend über den Mongolen, die der unbeſchränkten Herrſchergewalt als paſſive Maſſe gegenüberſtanden, aber

von den Khanen, „den Söhnen Gottes", in Bewegung gesetzt wurden. „Ein Gott im Himmel und der Khan auf Erden", scholl das Herrscherwort; wie früher der Hunnenfürst Attila betrachtete auch Dschingis-Khan sich als eine Gottesgeisel zur Züchtigung der Welt. Aber die Kämpfe galten nicht einer Idee, sie förderten die Menschheit nicht, sie loderten auf gleich furchtbaren Steppenbränden um ebenso wieder zu verlöschen. Darum hat Wuttke sie passend als einen Titanenkampf bezeichnet, als das Anstürmen der rohen Naturgewalten gegen die olympischen Götter der wirklichen Geschichte. Doch gewannen in dieser Berührung mit den Culturvölkern die Mongolen jene Anfänge des Heldengesangs, aus denen bei den Ariern das Epos sich entwickelt hat. In Bezug auf die Form erkennen wir den Parallelismus der Glieder, und die zwei Verse, die ihn bilden, sind häufig durch die gleichen Buchstaben am Anfang und durch den Reim am Ende auch dem Ohr bezeichnet.

Die begonnene That vollenden ist der Kern der That,
Des wahrhaft'gen Mannes Gemüth steht fest im Rath —,

sagt der große Führer selber in einem Liede, in welchem er vor dem Tode Weib und Kind dem Volk empfiehlt. In einem andern Liede preist Dschingis-Khan einen Jugendfreund, den er scheinbar vernachlässigt hatte, vor dem Volk:

Wenn der erschlaffte Bogen der Hand entfallen will,
Wie sprichst du freundliche Worte, mein Bogordschi!
Als ich in Todesgefahr wandelte, treuer Gefährte,
Achtetest du nicht Tod oder Leben, mein Bogordschi.

Ein Trauerlied auf seinen Tod hebt an:

Als ein Falke schwebtest du daher, mein Herrscher,
Auf knarrenden Wagen rolltest du dahin, mein Herrscher!

Es fragt ob er Gemahlin, Kinder, Volk wirklich verlassen habe, statt ihnen ferner Freude zu gewähren, und schließt wieder mit paralleler Vergleichung:

Wie ein siegreicher Habicht flogst du daher, mein Herrscher,
Wie ein unerfahrenes Füllen stürztest du dahin, mein Herrscher!

Die Einwirkung der weißen activen Rasse steht nicht vereinzelt da, sondern findet sich öfters bei den Naturvölkern. Unter den Turaniern sind die Finnen und Magyaren in die europäische

Cultur hineingezogen, und wir werden an geeigneter Stelle ihrer gedenken. Hier aber erwähnen wir noch die Pfahlbaubewohner, die Südseeinsulaner und die Amerikaner in Peru und Mexico, da die Blüte dieser letztern bei der Berührung mit den Entdeckern nicht gerettet ward, sondern unterging ohne ein Element des neuen Lebens zu werden.

Herodot erzählt uns von den kaukasischen Scythen: „Mitten im See Prestas stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen, und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Und die Pfähle, auf denen die Gerüste ruhen, richteten die Bürger in alten Zeiten insgemein auf; nachher machten sie ein Gesetz, und nun machen sie es also: für jede Frau die einer heirathet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirge, das Orbetos heißt, und stellt sie unter; es nimmt sich aber ein jeglicher viele Weiber. Sie wohnen aber daselbst auf folgende Art. Es hat ein jeder auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und eine Fallthür in dem Gerüst, die hinuntergeht in den See. Die kleinen Kinder binden sie mit einem Fuß an einem Seil an aus Furcht daß sie hinunterfallen. Ihren Pferden und ihrem Lastvieh geben sie Fische zum Futter."

Bei dem niedrigen Wasserstand der Schweizerseen in den Jahren 1853 und 1854 wurden auch hier, zuerst im Zürichersee, dann in vielen andern nördlich und südlich der Alpen, endlich auch in Irland die Reste ganz ähnlicher Pfahlbauten entdeckt, und zum Gegenstand vielseitiger und eifriger Nachforschungen, deren Fäden zumeist in der Hand A. F. Keller's zusammenlaufen und durch die Mittheilungen und Berichte der antiquarischen Gesellschaft in Zürich veröffentlicht werden. Eine vor Wind und Wellen etwas geschützte Bucht an sonniger Uferstelle ward am liebsten ausersehen zu solchen Niederlassungen. Sechs bis zehn Schritte vom Lande, mit ihm durch leicht abbrechbaren Steg verbunden, wenn nicht blos die zu Kähnen ausgehöhlten Baumstämme den Verkehr vermittelten, wurden Pfähle, ganze oder gespaltene Baumstämme, 4—8 Zoll dick, eingerammt. Unten sind sie zugespitzt und zwar durch Brennen und Behauen, und die Untersuchung hat gelehrt daß dies bei den ältesten Werken allein mit dem Steinbeil geschah, während jüngere Bauten auch mit scharfgeschliffenen Bronzewerkzeugen bearbeitet wurden. Die Pfähle laufen in parallelen Reihen dem Ufer entlang oder seeeinwärts; zwischen ihnen finden sich auch wagerecht liegende Balken eingeklemmt. Die senk-

rechten aber ragten mit ihren Köpfen aus dem Waſſer hervor und trugen einen aus Baumſtämmen und Bohlen gezimmerten Boden, den die Wohnungen und Vorrathskammern der Menſchen ſowie auch Stallungen für Thiere beſetzten. Die äußerſte Pfahlreihe umgab ein Geflecht von Zweigen zum Schutz gegen den Andrang der Wogen. An manchen Orten finden ſich 30—40000 Pfähle, und die Werke erſcheinen über 100 Schritt breit und ſechs- bis achtmal ſo lang. Sie wurden gewiß allmählich erweitert wie die Anſiedler ſich vermehrten. Auf dem von den Pfählen über dem Waſſer emporgehaltenen Boden nun ſtanden Stangen, die mit Ruthen und Gezweig zur Hürde durchflochten waren, und damit verband ſich ein 2—3 Zoll dicker Lehmmantel zur Wand. Das Dach, mit Baumrinde, Binſen und Stroh gedeckt, lief ſpitz zu, kegelförmig bei runder Anlage der Bauten, bei eckiger pyramidenartig. Eine große Steinplatte diente zum Herd.

Um die Pfähle zeigt der Seeboden gegenwärtig drei Schichten; zwiſchen dem ſandigen Becken nämlich, in dem ſie ſtehen, und der ähnlichen Ablagerung aus dem Waſſer ſeit der Zeit daß die Bauten verlaſſen ſind, befindet ſich ſchwarze Erde, wie ſie bei der Verweſung organiſcher Stoffe entſteht, in ihr liegen die Ueberreſte der frühern Zeit, ſie iſt der Fundort der Alterthümer und heißt die Culturſchicht. Seit Traian und den Karolingern iſt das Eichenholz unter dem Waſſer an ihren Brücken feſtgeblieben, ein Jahrtauſend iſt ſpurlos daran vorübergegangen, aber die Eichenpfähle der Bregenzer See-Behauſung werden vom Spaten wie Latten durchſtochen, — ein Zeichen daß ſie der grauen Vorzeit angehören. Nach geologiſchen Anhaltspunkten glaubt man die alten Bauten bis 2000 Jahre v. Chr. hinaufrücken zu müſſen. In der Oſtſchweiz findet ſich an manchen Orten nur Steingeräth, in der Weſtſchweiz Bronze, ja auch Eiſen; hier und da entdeckt man Stein, Erz und Eiſen zuſammen, und ſchließt daraus daß die Anſiedelung während dieſer drei Perioden gedauert. Erz und Eiſen deuten auf Kelten und Germanen; eine Steinzeit dürfen wir denſelben aber nur in dem Sinne zuſchreiben daß ſie neben dem Metall auch Steinhämmer, Flintſteinmeſſer fortführten, ſowie Homer's Helden das Eiſen kennen, aber doch noch Lanzenſpitzen und Panzer aus Kupfer hatten, das man zu härten verſtand. Die Sprache bezeugt daß Gold, Silber und Kupfer oder Erz in der gemeinſamen Urzeit der Arier bekannt

waren, die Wetterwolke als eine himmlische Schmiede betrachtet wurde. Das Eisen aber wird nicht in gediegenem Zustande gefunden, wie jene Metalle, und es ist ein nicht leichter Proceß durch welchen es aus seiner Vererzung, aus dem Eisenstein rein hergestellt wird; sein Gebrauch fällt in die Zeit wo die indogermanischen Völker sich getrennt hatten; darum gibt jedes ihm einen eigenen Namen, und die Germanen brechen sich mit eiserner Waffe Bahn zum Eintritt in die Weltgeschichte. Die Bildung der Arier war schon vor ihrer Scheidung über die Stufe des Fischer- und Jägerlebens hinausgeschritten. Auch hat man an der Küste der Nord- und Ostsee, auf Jütland und den dänischen Inseln Anhäufungen von Muschelschalen, zerklopften Thierknochen, Herdsteinen, rohen Töpferwaaren und Steingeräthe gefunden, und diese Trümmerhaufen Küchenmoder genannt. Nach den sorgsamsten Untersuchungen stammen sie von Menschen her die nach ihrer Schädelbildung der turanischen Rasse angehörten; es sind Kurzköpfe wie die Lappen und Finnen. Sie waren Fischer und Jäger, aber noch unbekannt mit Viehzucht und Ackerbau. Sie bestatteten ihre Todten in steinerbauten Gräbern, aus Feuerstein arbeiteten sie mit großer Geduld und Geschicklichkeit ihre Waffen und ihre Geräthe.

Dieser Urzeit vor der arischen Einwanderung nun werden auch die ursprünglichen Pfahlbauten angehören. Zum Schutz gegen feindliche Ueberfälle und mehr noch gegen die wilden Thiere, Bären, Wölfe, Wisente, Ure, legten sie ihre Wohnungen im Wasser an. Sie jagten dies Wild, indem sie es in Gruben fingen oder mit Steinwürfen, Steinpfeilen erlegten; Bärenzähne an einer Schnur waren ein Schmuck der Männer. Dazu fingen sie Fische, deren Gräten ihnen zu Nadeln und Pfeilspitzen dienten, ähnlich wie die Splitter der Knochen, die sie schon um des Marks willen zerklopften, allerlei spitzes und schneidiges Geräth abgaben. Beile, Meißel, Hämmer, Sägen aber wurden mühsam und handfest aus Feuerstein bereitet. Die Griffe dieser und anderer Werkzeuge waren von Holz oder Hirschhorn. Die Töpferei ward noch ohne die Drehscheibe roh mit bloßer Hand getrieben, doch zeigt sich schon die Lust an der Verzierung durch Zickzacklinien und Blätterwerk. Die Menschen kleideten sich in Felle, und verstanden die Lederbereitung, ja sie wußten auch Pflanzenfasern zu spinnen, worauf die thönernen Spinnwirtel hindeuten. Den Feuerstein werden sie aus Frankreich bezogen haben, aber der sorgsam ver-

arbeitete und hochgeschätzte Nephrit oder Beilstein, von dem sie jedes Splitterchen benutzten, kommt, wenige erratische Blöcke in Sachsen abgerechnet, nur im Orient vor, war also auf der Wanderung mitgebracht oder ging in der grauen Vorzeit als Handelsgegenstand von Hand zu Hand.

Auf die Steinzeit folgte die Erzzeit, ihre Träger sind die Kelten, arischen Geschlechts; sie sind reich an uralischem Gold, sie verzieren Waffen und Geräthe, die sie aus einer Mischung von neun Theilen Kupfer und einem Theil Zinn bereiten. Sie verbrennen ihre Todten. Ihnen folgen die Germanen in einer Zeit die das Eisen zu gewinnen und zu bearbeiten versteht, mit dem sie sich zum Herrn der Erde machen. Die Steinzeit finden wir noch in Australien, die Erzzeit bestand in Mexico zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer.

Die einwandernden Kelten werden den Turaniern, die sie vorfanden, Viehzucht und die Anfänge des Ackerbaues gebracht haben. Denn wir finden nun auch bei diesen neben den Baumfrüchten und den Knochen der Hausthiere Steine zum Zerquetschen des gerösteten Getreides und Reste von verkohlter Halmfrucht, sowie steinerne Töpfe mit durchbohrtem Boden zur Käsebereitung. Oder sind die Turanier selbst auf der Zwischenstufe des Jäger- und Hirtenlebens nach Europa gewandert? Rindvieh, Pferd, Schaf, Ziege, Hund sind jedenfalls erst mit den Menschen nach Europa gekommen; ihre Wartung setzt schon ein geregeltes Leben und Sorge für die Zukunft voraus.

Erfindungsgeist und Wohlhabenheit zeichnet die keltische Erzzeit aus; ihre Geräthe gleichen dem was man längst in Gräbern entdeckt hat. Die ältesten Pfahlbauten sind schon zerstört gewesen als Herodot von den Scythen schrieb; wir wissen noch nicht ob die Kelten sich anderer bemächtigten, ob sie selber neue errichteten. Es ist aber wahrscheinlich und die jüngsten scheinen die von Biel und Neuenburg zu sein und die Tage der beginnenden Römerherrschaft gesehen zu haben. Die verkohlten Früchte und Pfähle zeigen die Zerstörung durch Feuer an, mag dies nun wider Willen der Bewohner ausgebrochen oder von Feindeshand angelegt worden sein. Mit großer Wahrscheinlichkeit nimmt Keller an, daß diese einsame verkümmerte Art zu wohnen, die besonders im Winter ebenso ungesund als unbehaglich sein mußte, bei vorgerückter Civilisation, beim Eintreten friedlicher Zustände in staatlicher Ordnung nach und nach aufgegeben wurde, wie man am Schluß

des Mittelalters die Burgen verließ, weil die Umgestaltung der Verhältnisse den Besitzern einen viel wohnlichern und nicht minder sichern Aufenthalt auf der Ebene, in Städten gestattete.

Auf den Südseeinseln finden wir die ungelenken rohen Papuaneger, aber zwischen oder vielmehr über ihnen einen großen lichten Menschenschlag von schönen Körperformen, von behendem Geist und kindlich heiterm Gemüth. Er bildet die herrschende Klasse, die Farbigen sind Unterthanen und Knechte, während die Freien unter der Führung der Könige ihre Volksversammlungen halten, und die Frauen bei ihnen nicht dienstbar, sondern befreundete Lebensgenossinnen sind. Man schreibt dort nur den Weißen eine unsterbliche Seele zu, und auf den Tongainseln geht die Sage daß sie den Vorzug gewonnen, als von zwei Brüdern der eine fleißig und fromm, der andere faul und böse war, und dieser jenen ermordete; da habe Gott gesagt ihre Farben sollten sein wie ihr Herz, weiß und schwarz, und die Weißen sollten herrschen. Diese zeigen sich dann in ihrem Kriegsmuth, ihren waghalsigen Seefahrten und Kampfspielen wie durch Acker- und Obstbau als Glieder der activen Rasse. Einer höchsten Gottheit, die unter vielen Namen auf den verschiedenen Inseln ohne Tempel und Priester verehrt wird, gesellen sie andere unter ihr waltende Mächte, auch ideale, wie einen Geist des Zorns und Todes, einen Geist der Thränen und Sorgen, der selbst sein Weib verloren und lange gesucht bis er es auf Neuseeland gefunden. Wind und Wetter so gut wie Handwerk und Kunst haben ihre göttlichen Hüter und Erwecker. Vielverbreitet ist der schöne Gedanke daß die Sterne Augen von Göttern oder von vergötterten, in den Himmel versetzten Menschen seien. Gott ist der Allsehende, darum kann kein Böser ungestraft bleiben; denn Gott erhebt sich mit seinem Licht sichtbar wachend über ihn wie der Vollmond, und schießt auf ihn mit der Schnelligkeit eines fallenden Sterns. Mord, Ehebruch, Lüge, Diebstahl geschah durch die Reizungen und Lockungen eines bösen Geistes, der schadenfroh lacht, wenn die Menschen weinen. Gottes und der Geister Zorn denken die Südseeinsulaner durch Opfer zu sühnen. Sie schneiden ein Stück vom kleinen Finger ab, wenn ein Verwandter erkrankt ist, um das dem Tode statt seiner zu weihen; oder sie erdrosseln ein kleines Kind, aber in Schmerz und Mitleid mit seiner Unschuld, um den Unwillen des Himmels wegen verübter Frevel zu begütigen.

Als Grundlage der Cultur finden wir bei den lichten Menschen der Südsee die Reinlichkeit. Sie baden und waschen sich, sie suchen den sonnverbrannten Leib durch Einreibungen wieder weiß zu beizen. Sie behängen sich mit mancherlei Schmuck, sie freuen sich der Fülle des Haars, sie lassen es in Gestalt eines blonden Helmkammes den Kopf krönen und schmücken es mit Federn und Blättern. Die Sitte des Tätowirens ist hier am ausgebildetsten. Einpunktirte Linien folgen an Armen und Beinen dem Zug der Muskeln in symmetrischen Curven, ein Kreuz pflegt den Rücken, eine schildförmige Figur die Brust zu zieren; außerdem zeichnen sie Blumen und Thierbilder in die Haut. Die erste Tätowirung macht den Krieger wehrhaft; je thatenreicher sein Leben, desto öfter wird sie wiederholt; bestimmte eingegrabene Zeichen sind Orden und Wappen des Helden, und der eigene Körper wird ihm zum Denkmal der erinnerungswerthen Handlungen.

Gesang und Tanz wirken auch hier noch in ungeschiedener Einheit zur Darstellung der Empfindungen zusammen. Mit vielfachem Mienenspiel und ausdrucksvollen Bewegungen des ganzen Körpers begleiten sie bei Trommelschall oder Flötenklang das Lied, das sie gewöhnlich im Wechsel des Chors und der Einzelstimmen singen, die häufig wieder einander antworten und dramatisch das Ganze durchführen. Die Melodien werden am liebsten langsam und klagend vorgetragen, eine sanfte Schwermuth, das Rührende herrscht auch hier wie in europäischen Volksliedern. Der Inhalt ist einfach, irgendeine Begebenheit des äußern oder innern Lebens; die Sache wird kurz angegeben, aber mehrmals wiederholt, und mit dem Ausdruck wechselnder Empfindung umwoben; Rhythmus und Reim kommen vor.

Auch die bildende Kunst thut auf den Südseeinseln den ersten Schritt zur Freiheit und zur selbständigen Würde. Sie gestaltet einen Raum für die Gottesverehrung, sie schafft im Denkmal dem Gedanken ein Mal, einen sichtbaren Ausdruck, der das Außergewöhnliche als solches veranschaulichen und verewigen soll. Große Steinhaufen werden zur Opferstätte pyramidalisch aufgeschichtet. Mit regelmäßig behauenen Korallenblöcken begrenzt man in festen Linien einen heiligen Ort, Morai genannt; da werden die Opfer gebracht, da die Könige bestattet. Innerhalb desselben aber kommen eigenthümliche Bauten vor, und zwar von besonderer Größe auf Otahaiti. Auf einer Fläche von 270 Fuß Länge und 94 Fuß Breite erhebt sich in 10 Absätzen, die jedesmal einen Umgang

freilaſſen, das Werk zu einer Höhe von 56 Fuß; die Platform oben iſt noch 6 Fuß breit, 180 Fuß lang. Das Ganze erſcheint wie ein koloſſaler Altar. Anderwärts iſt die Form ähnlich, aber die Größe geringer.

Steinpfeiler innerhalb der Mauern des Morai ſind Denkſteine der Könige und Bildſäulen der Götter. Man beginnt den Pfeiler mit einem mächtigen Helm zu bekrönen, oder wie bei den Hermen den Kopf näher anzudeuten, freilich ihn auch über das Maß der natürlichen Verhältniſſe hervorzuheben, ſodaß er etwa den dritten Theil der ganzen Geſtalt ausmacht; und wie der neuſeeländiſche Held ſein Angeſicht verzerrt, wie er mit den weit aufgeriſſenen Augen, der vorgeſtreckten Zunge, den gefletſchten Zähnen nicht blos das lebende Bild des Kampfzorns, ſondern auch des Ruhms darzuſtellen beabſichtigt, ſo gehen gleichfalls die Formen der beginnenden Sculptur ins Ungeheuerliche und Gräßliche, das dem rohen Anfang der Kunſt noch das Große und Ehrfuchtgebietende erſetzen muß. Kleinere Götteridole werden aus Holz geſchnitzt oder geflochten; man ſetzt ihnen Augen von Perlmutter ein, ſowie Schweinshauer als Zähne, und bekleidet ſie mit rothen Vogelfedern. Wo an Keulen oder Schiffsſchnäbeln Menſchenköpfe vorkommen, ſind ſie auf ähnliche Art unförmlich, aber die Stiele der Keulen und Aexte ſind ſorgfältig geglättet, regelmäßig verjüngt, aus dem Runden ins Eckige geſchickt übergeführt und mit wellenförmigen oder gezackten Linien geſchmackvoll verziert.

In Mittelamerika hatten ſich gerade zur Zeit der Entdeckung unter Einwirkung der weißen Raſſe Culturanſätze gebildet, die aber auf die eindringenden Europäer keinen Einfluß übten und von ihnen zerſtört wurden.

Zu den wilden menſchenfreſſeriſchen fetiſchanbetenden Peruanern kamen im 12. Jahrhundert lichte Sonnenſöhne, die Inkas, wahrſcheinlich Einwanderer aus dem öſtlichen Aſien. Sie lehrten Ackerbau und Gewerbe, ſie gründeten Städte, ſie bemächtigten ſich der Herrſchaft und bildeten eine Ariſtokratie, aus welcher 13 Könige hervorgingen, die als Fürſten, Oberprieſter und Stellvertreter der Gottheit das Volk wie eine zu formende Maſſe behandelten, es zur Arbeit antrieben, ſich als den Staat und den Staat als den Eigenthümer des Bodens und aller Erzeugniſſe menſchlicher Thätigkeit anſahen und von dieſen dem Volk wieder alles Erforderliche zutheilten, mit väterlicher Sorgfalt über dem Ganzen

walteten. Die Ehe ward heilig gehalten, die Erziehung von Staats wegen durch die Prieſter beſorgt.

In dem leuchtenden Sonnenball ſahen die Peruaner die ſtrahlende Geſtalt Gottes, der allſehend und allgütig über der Erde waltet, der einzige Herr und Bildner der Welt, dem der Mond ſchweſterlich, die Geſtirne als Gefolge zur Seite ſtehen. Die Inkas gehen durch den Tod zu ihrem Vater, zur Sonne; für das Volk hofft man eine Wiederbelebung auf Erden in ſchönern Verhältniſſen. Der reinen Sonne dienten reine prieſterliche Jungfrauen. Betend verehrte man ihren Aufgang, ſpendete ihr an ihren Feſten aus goldenen Bechern, und opferte Blumen, Früchte, Thiere; aus den Eingeweiden dieſer letztern, aus dem ſtillen und verborgenen Mittelpunkt ihres Lebens ſuchte man weiſſagend den Zuſammenhang der Dinge, das Schickſal zu erkennen.

Erhalten ſind kunſtvolle Straßen, welche Felſen durchbrechen und auf Dämmen über Abgründe hinziehen, Stadtmauern aus vieleckigen Hauſteinen, deren Fugen ſcharf aneinander paſſen wie im vorgeſchrittenen Cyklopenbau des Pelasgerthums, Palaſttrümmer auf hohem terraſſenförmigen Unterbau, mit Portalen, die ſich nach oben hin zuſammenneigen, und viereckige behauene Pfeiler, die in doppelter Reihe eine Gaſſe bilden. Ein Portal, das aus einem koloſſalen Felsblock beſteht, zeigt einfache Geſimsbänder und eingegrabene Streifen. An Wanddecorationen ſehen wir in regelmäßig rechtwinkeligem Zickzack auf- und abſteigende Bänder, die wieder im Innern kreuzförmig verziert ſind. Einfache Klarheit und architektoniſche Strenge in der Anordnung macht einen guten Eindruck. Die Bauten gingen mehr in die Breite als in die Höhe. Der Sonnentempel war im Innern mit Gold bedeckt; ſie nannten das Gold die Thränen der Sonne. Das Licht der aufgehenden Sonne ſelbſt fiel auf ihr Bild im Tempel, ein edelſteingeſchmücktes Menſchenantlitz in flammendem Strahlenkranz. Ihm zur Seite ſaßen die Königsmumien auf goldenen Thronen.

Symmetriſch verzierende Reliefs und die Trümmer koloſſaler Statuen zeigen eine ganz ornamentale Behandlung organiſcher Geſtalten: die Kreiſe der Augen, die Ellipſe des Mundes, die Wellenlinie der Naſe deuten nur entfernt das Geſicht an und verweben ſich mit andern arabeskenartigen Formenſpielen; das architektoniſch Strenge in der Grundlage und das architektoniſch

Decorative in der Ausführung lassen den plastischen Geist noch nicht aufkommen, sind aber für sich beachtenswerth.

Musik und Gesang waren bei den Inkas beliebt, durch lebendigen Vortrag und gegenseitige Beziehung der Darstellenden wurden sie zu einer Art Schauspiel, das vor den Königen zur Aufführung kam. Das uns erhaltene Drama zeigt merkwürdig genug den Kampf des Herzens gegen die Standesunterschiede, das Recht der Persönlichkeit gegenüber dem Kastenvorurtheile. Der jugendliche Heerführer Ollantay, so schön wie tapfer, aber nicht dem Inkaadel angehörig, sondern ein Sohn des Volks, liebt die Inkatochter Kusi Koyllur und hat ihre Neigung gewonnen. Er bekennt seine Leidenschaft vor seinem Diener und vor dem Sonnenpriester; sie äußern ihre Bedenken, aber der Held bittet den Herrscher um die Hand der Tochter. Wir hören den Schmerzensausbruch des Zurückgewiesenen und die rührende Klage seiner Geliebten, welcher die Mutter tröstend zur Seite bleibt, als sie in das Kloster der Sonnenjungfrauen gebracht wird. Ollantay faßt den kühnen Entschluß sich selbst zu helfen, er ruft das Heer, das er befehligt, zur Empörung auf, es legt ihm die Herrscherbinde ums Haupt und rückt mit ihm vor gegen die Hauptstadt. Dort hat seine Geliebte im Kerker ein holdlächelndes Mädchen geboren; es wird ihr entrissen und in einem Kloster erzogen, während Ollantay sich im Thal von Vilkamayn verschanzt, und Indianer anwirbt die er zu Kriegern ausbildet. Das währt eine Reihe von Jahren, der alte Inka ist gestorben, sein Sohn hat den Thron bestiegen, und einer seiner Generale verstümmelt sich selbst, kommt so zu Ollantay, wird aufgenommen und verräth dann denselben, gefangen wird er vor den neuen Herrscher geführt. Da kommt sein und seiner Geliebten Töchterchen in den Saal, es hat seine Mutter gefunden und fleht um ihre Befreiung. Sie tritt ein; kaum daß Ollantay in der gramgebeugten Gestalt den freudevollen Stern seiner Jugend erkannt hat, als beide einander in die Arme sinken, und nach ihren rührenden Herzensergüssen segnet ihr Bruder den Bund. So wird ein wechselreiches Lebensgeschick vor uns entfaltet, wie im indischen oder dem romantischen Drama der neuern Zeit, kühner Muth und treue Liebe beseelen das Werk, und wie der Held sich zur Selbsthülfe entschließt, wie die Liebenden einander wiederfinden, das sind Scenen von ergreifender echt dramatischer Wirkung neben andern mehr erzählender oder lyrischer Art.

In Mexico hatten zuerst die ackerbauenden Tolteken ein Reich gegründet, das bis ins 11. Jahrhundert bestand; Hungersnoth und Pest zerstreuten sie nach Süden und Osten. Im 14. Jahrhundert bauten die Azteken die Stadt Tenochtitlan oder Mexico, indem sie mit dem Tempel des furchtbaren Kriegsgottes begannen. Der Sonnendienst scheint mir auch bei den Azteken die Grundlage der Religion, aber die beiden Seiten, die verzehrende Glut und die wohlthätige Wärme des Lichts treten in zwei Göttergestalten nebeneinander, und von der Ahnung des Geistes in den Naturerscheinungen ging man zu anthropomorphistischer Götterbildung fort; die Kunst suchte den göttlichen Wesenheiten Gestalt zu geben. Huitzlipochotli ist gleich dem Moloch die Sonne als zerstörende Macht, kriegerisch und schreckhaft; Tetzkatlipoka steht ihm mild und freundlich zur Seite; als Schlangentödter wie Apoll und Siegfried der Vertilger feindlicher Gewalten sieht er zugleich in seinem Spiegel alle Vorgänge der Welt; selbst jugendlich nimmt er das Opfer schöner Jünglinge am liebsten in Empfang. Das Menschenopfer fand überhaupt in Mexico in ähnlicher Ausdehnung statt wie bei den heidnischen Semiten; der Mensch als das Werthvollste und Höchste ward dem Gott zur Sühne dargebracht; ein jeder ward ihm geweiht schon bei der Geburt durch Einschnitte auf Brust und Leib; Blutabzapfungen fanden später zu seiner Ehre statt, ein Symbol daß eigentlich der ganze Mensch sich hingeben sollte; wer in Drangsal und Noth den freiwilligen Opfertod wählte, ward hochgeehrt; Gefangene wurden stellvertretend fürs Volk dem Gott an seinen Festen getödtet. Sie sollten aber nicht gezwungen, sondern heiter in den Tod gehen, darum genossen sie vor ihrem Ende die Fülle sinnlicher Freuden, und blumenbekränzt stiegen sie den hohen Altar empor, wo der Priester sie ergriff um der Sonne das noch schlagende Herz entgegenzuhalten. Mit ihrem Blut mischte man Mehl und knetete Bilder des Huitzlipochotli daraus, die dann das Volk verzehrte, als ob sich ihm sein Gott wieder zur Speise gebe. Ich weiß nicht ob man hier wie bei dem Reinigungsbade der Neugeborenen an eine rohe verzerrende Nachahmung der christlichen Sakramente, oder an eine pantheistische Vorahnung derselben zu denken hat, — der Zusammenhang der activen Elemente dieser Völker mit der Alten Welt ist noch nicht aufgeklärt.

Das Jenseits dachten sich die Azteken dreifach: als finstere Hölle der Unseligen, als kühlen heitern Ruheort der Mittelmäßigen,

als das Sonnenhaus der Edeln und Helden voll Luſt, Geſang und Spiel.

Mittelpunkt des Cultus und der Architektur der Mexicaner iſt der Stuhl Gottes, Teokalli, der Opferaltar, den ſie als kunſtreich bereiteten Hügel aufrichten; in mehreren Abſätzen erhebt ſich ein pyramidaler Bau um auf ſeiner Platform den Altar um die thurmartigen Gemächer der Götterbilder zu tragen. Durch ſolch terraſſenförmigen Unterbau, aber von geringerer Höhe und größerer Fläche, wurden auch die Königspaläſte über die Umgebung emporgehoben. Steile Treppen führen an einer, manchmal an allen Seiten der Teokalli nach oben hinan; die verſchiedenen Geſchoſſe ſind durch kräftige Geſimſe und durch fenſterartig vertiefte Kaſetten gegliedert; und die vorragenden Mauerſtücke zwiſchen ihnen ſcheinen wie Pfeiler das ſchräg ausladende Geſimſe zu tragen. Dieſe ſtattliche einfache Kern- oder Grundform wird dann mit Detailverzierungen geſchmückt, welche ſich zwar hier und da in regelmäßig klaren Muſtern und in verſtändiger Verbindung gerader oder krummer Linien geſchmackvoll ausnehmen, meiſt aber das Gepräge barocker Wildheit und roher Phantaſtik tragen und mit buntem Schnörkelwerk die feſte Grundlage umſpinnen. Innere Palaſträume ſind ſchmal, und die Bedeckung geſchieht gewöhnlich ſo daß die anfangs ſenkrechten Mauern in einer gewiſſen Höhe ſich zueinander neigen, indem ihre Steine übereinander vorkragen, aber zu gemeinſamer ſchräger Fläche abgeglättet werden, bis dann eine horizontale Platte beide Seiten verbindet. Dies ſo zugeſpitzte Dach tritt gewöhnlich nicht nach außen hervor, ſondern da erſcheint der Bau in zwei durch Geſimſe getrennten verticalen Geſchoſſen, indeß überwiegt die Länge bei weitem die Höhe.

Als die Spanier Mexico eroberten, ragten in der Stadt viele Teokalli über die Häuſer hervor, und braunten auf ihrem Gipfel nachts die Feuer dem feurigen Sonnengott. Der größte ſtieg auf quadratiſcher Grundfläche von 298 Fuß Breite und Länge zur Höhe von 114 Fuß empor; ein ummauerter Hof, zu dem vier thurmartig gekrönte Thore den Eingang bildeten, umſchloß ihn ſammt den Prieſterwohnungen. Einige Bauten ſind dadurch beſſer erhalten daß ſie in der Wildniß liegen, wie die Ruinen von Uxmal. Die abgeſtumpfte Stufenpyramide der Teokalli iſt bald breiter, bald ſteiler ausgeführt; in Papantla iſt die Höhe (85 Fuß) zwei Drittel, in Totihuakan (170 Fuß) ein Viertel der Breite. Die Trümmer der Paläſte zeigen mehrere Höfe, um

welche sich Hallen und Gemächer gruppiren. Mehrfach hat man Säulen gefunden, einfache Rundstämme mit einer Deckplatte, die den Ursprung der Säulen aus dem stützenden Baumstamm erkennen lassen, sowie noch manche Nachbildungen des Holzbaues in den steinernen Façaden bemerkbar sind.

Wie die mexicanische Baukunst auf einfach klarer Grundform eine ausschweifend seltsame Decoration zeigt, so finden wir auch bei ihrer Plastik ein naives Naturgefühl, eine verständige Auffassung des Lebens und seiner Bewegung überwuchert von bizarr phantastischer Verschnörkelung, welche die menschliche Gestalt, namentlich den Kopf mit groteskem Putz ausstaffirt und fast in Arabesken auflöst. Pfeiler von Quirigua, 20—30 Fuß hoch, und kleinere von Kopan lassen einzelne Theile der menschlichen Gestalt dick und schwer, umgeben von fabelhaft bunter Decoration hervortreten; sie wollen, wie Kugler bemerkt, ein phantastisch grauenhaftes Staunen hervorbringen; eine Basaltstatue der Todesgöttin ist ein Schreckbild ganz aus Schädeln, Schlangen, Krallen, Federn aufgebaut; die Blumengöttin, der Sonnengott ist ein dicker Kopf auf einem nur ebenso großen zwerghaft gedrückten Rumpf, aber Gesicht und Schmuck sind einfach und nicht häßlich. Das Relief eines Opfersteins zeigt mexicanische Krieger, Gefangene, welche ihnen Blumen darreichen, an den Haaren fassend; auch hier sind die Köpfe übermäßig derb. Reliefs von Palenque haben dagegen schlanke Figuren mit zurückweichenden Stirnen, gebogenen Nasen, herabhängenden Unterlippen, in Stellungen, die uns possenhaft vorkommen. An andern Orten sind drachenhafte Ungeheuer schon der Gegenstand der ungeheuerlichen Darstellung. Auf dem Teokalli von Xochikalko sehen wir das Relief aus der Zeichnung hervorgegangen; die Umrißlinien sind erhöht stehen geblieben wie schmale Bandstreifen; gerade umgekehrt wurden sie in Aegypten tief eingegraben.

Die mexicanische Malerei gibt in grellen Farben nach decorativer Rücksicht symmetrische Contraste und bunte Ornamente; sie gesellt sich den architektonischen Zierathen und Reliefs, oder ergeht sich frei für sich. Historische Bilder im Gebäude zu Chichen zeigen einen Fortschritt zu richtigern Verhältnissen, zu energischen und nicht übertriebenen Bewegungen, wiewol auch dort der Mensch des Kopfputzes wegen da zu sein scheint. Aus bunten Federn verstanden die Mexicaner auf Teppichen und Gewändern mosaikartige Bilder zusammenzusetzen. — Die Schrift war Bilderschrift,

nicht für Laute, sondern nur für Vorstellungen, also der erste Anfang, wo man die Gegenstände selbst aufzeichnet.

Musik und Gesang waren bei allen religiösen und weltlichen Festlichkeiten, pantomimische Tänze haben sie mitunter begleitet. Die Könige ließen sich beim Mahl von den Thaten der Ahnen singen. Es lag wie ein Schatten die Ahnung des Untergangs auf Mexico, als Cortez kam. Montezuma unterwarf sich in der Erinnerung an die Sage daß von Osten her der göttliche Gründer des Staats wiederkommen und Sieger sein werde. König Nezahualkoiotl in Tezkuko hatte, wie sein Nachkomme Ixtlilxochitl berichtet, dem unbekannten und unsichtbaren Gott einen pyramidenartigen Thurm erbaut und statt der Menschen nur Blumen und Weihrauch geopfert; er nannte die Sonne seinen Vater, die Erde seine Mutter, und rief Gott den Höchsten an, durch den wir leben und der alles in sich hat. Dem sang er seine Hymnen. Ein Ton der Wehmuth zieht sich durch sie hin; der König ahnt daß einst das Scepter seiner Hand entfallen könne, er redet von der Zeit wo auch die Edeln der Armuth Bitterkeit schmecken und ihre Leiden mit der vergangenen Größe vergleichend Meere mit ihren Thränen bilden werden. Darum will der König heute noch die ruhmreiche Stirn mit Blumen kränzen, und des gegenwärtigen Glückes froh den allmächtigen Gott feiern.

China.

Die Welt, das Reich, die Blume der Mitte nennt sich selbst die Gemeinschaft von einem Drittheil der Menschheit, die in Ostasien wohnt; sie bezeichnet sich auch nach den Geschlechtern ihrer Herrscher, und von der Dynastie Thsin stammt der Name Sina und Chinesen, den sie bei den Europäern führen. Wir beginnen mit China die Culturgeschichte, weil sich hier die erste Stufe des menschheitlichen Lebens für sich aus dem weitern Entwickelungsproceß abgesondert und erhalten, aber innerhalb ihrer Natur und Wesenheit höchst merkwürdig ausgebildet hat. Die Chinesen sind nicht stabil in dem Sinne wie man gewöhnlich meint daß alle Verhältnisse bei ihnen unveränderlich ihre Gestalt bewahren; vielmehr haben sie ihre Cultur in allmählicher Arbeit gewonnen und das Reich hat manche Erschütterungen durchgemacht, ja ihre Geschichte ist weniger die Darstellung kriegerischer Kämpfe, als des Fortgangs der Bildung, der Entdeckungen, der Kenntnisse; aber sie sind conservativ, indem sie das einmal Gewonnene treu festhalten und die ursprüngliche Form ihres Lebensprincips behaupten, sodaß sich alle Entwickelungen nur innerhalb derselben vollziehen, aber nicht über dieselbe hinausschreiten; es wird nichts wesentlich Neues hervorgebracht, sei es durch Aneignung von außen, sei es durch Entfaltung von innen; aber es ist erstaunlich wie mannichfach, wie verständig das Alturspründliche verwerthet und ausgeprägt wird. Die Chinesen waren Kinder wie die ganze Menschheit, aber sie sind in der Kindheit stehen geblieben und alt geworden, und der nach der Sage mit dem weißen Haar des Greises geborene Lao-tse erscheint symbolisch für sein Volk.

Alles wahre Leben ist Entwickelung, ein Hervorwachsen der Unterschiede aus der noch ungeschiedenen Einheit; aus dem Kampf

der selbständig gewordenen Gegensätze erfolgt durch ihre Versöhnung die volle und freie Harmonie. Die Persönlichkeit soll den Bann der Autorität brechen, nicht um sich von der allgemeinen Vernunft loszusagen, sondern um die Wahrheit durch eigenes Denken selbst zu erringen; die einzelnen Sphären des Geistes müssen für sich ausgebildet werden, wenn etwas Vollendetes erscheinen soll. Die europäische Menschheit, Arier und Semiten gehen diesen Weg, durch Streit und Leid wandeln sie dem Ziel selbstkräftig entgegen; in Asien aber hat sich ein Drittheil der Menschheit auf einem Raum so groß und in der Lage wie Europa in der Art einheitlich erhalten daß hier einzelne Gaben und Geistesrichtungen nicht von besondern Völkern ergriffen und gestaltet, ebenso wenig Geist und Materie, natürliche und sittliche Ordnung, Religion, Wissenschaft, Moral und Recht klar unterschieden und für sich aufgefaßt und ausgebildet wurden. Dadurch haben sie das Leben auf eine nüchtern verständige Weise früher geordnet und eine friedliche Civilisation eher begründet als die begabtern, muthigern Völkern Europas; vieles nach dem wir streben, was bei uns das Gut einzelner ist, haben sie längst erreicht und gemeinsam gemacht, aber auf unvollkommene Weise; statt der freien geisteswürdigen Harmonie haben sie eine gebundene. Die Macht der Einheit bleibt durchaus über die Vielheit herrschend; ihre Autorität erspart den Chinesen viele Irrthümer, aber es fehlt auch der Schwung und die Freude des sich selbst bestimmenden Geistes; das Höchste und Tiefste wird nicht erreicht, wenn von vornherein und überall Maß und rechte Mitte gepredigt wird, denn das führt zu einer rechten Mittelmäßigkeit; die Scheu vor dem Ueberfliegenden und Gewaltigen, vor dem Neuschaffenden und Genialen läßt kein Heldenthum des Denkens und Wollens aufkommen, sondern breitet eine philiströse Nüchternheit über das Ganze. Die Chinesen haben viele Kenntnisse eher als die Europäer erworben und manche Erfindung früher gemacht, aber sie fragen weniger nach dem Warum als nach dem Wozu, der Nutzen ist die Rücksicht die ihr Forschen leitet, und darum kommen sie nicht zur Erkenntniß, die nur derjenige findet welcher sie einzig um des Wissens und der Wahrheit willen sucht; das Nützliche fällt ihm dann von selber zu.

Die erste Gemeinschaft der Menschen ist die Familie; hier ist die Pflicht des Geistes mit dem Naturgefühl untrennbar verbunden, hier prägt das Sittliche in der Sitte sich aus; hier

herrſcht im Hauſe ein gemeinſamer Sinn und waltet das Anſehen und die Gewalt des Vaters als das Active über Weib und Kind als dem Beſtimmbaren und Gehorchenden. In der Familie haben und bewahren die Chineſen das Heiligthum des Lebens; Pietät iſt das erſte und höchſte Gebot; eine Familie zu gründen iſt die Aufgabe des Mannes, die Ehe der Stand durch welchen er ſeine Beſtimmung auf Erden erfüllt. In jeder Weiſe hat er für Weib und Kinder zu ſorgen, ſie ſind ihm lebenslänglich in Ehrerbietung und Gehorſam unterthan. Die eheliche Treue wird hochgehalten. Der Vater hat den Sohn gut zu erziehen, und wird im Sohn geehrt wenn dieſer zu hohem Anſehen emporſteigt, denn der Vater hat ihn zur Trefflichkeit angeleitet, darum werden auch nicht die Nachkommen geadelt, die ſich erſt zu bewähren haben, ſondern die Ahnen, deren Verdienſt in der Gegenwart fortwirkt und erkannt wird. Ihnen iſt ein Cultus der Erinnerung geweiht, die verſtorbenen Aeltern ſollen drei Jahre lang in ſtrenger Abgeſchiedenheit von aller Luſt und allem Treiben der Welt betrauert werden. Die Kinder bleiben Kinder und auch als Erwachſene den Aeltern gegenüber unmündig, und die neue Ehe wird darum durch Wahl und Werbung der Aeltern geſchloſſen. Wer keinen eigenen Sohn hat ſucht einen anzunehmen und durch Liebe und Erziehung im fremden Kinde die natürliche Gemeinſchaft durch die geiſtige zu erſetzen. Noch ſind das Innere und das Aeußere ungetrennt, die Grade der Liebe ſind geſetzlich vorgeſchrieben und werden nach ſichtbaren Handlungen bemeſſen; der Sohn geht einen Schritt hinter dem Vater, ſowie der jüngere Bruder hinter dem ältern; die Kinder vernachläſſigen ihren Anzug, trinken ohne Appetit, und lächeln nur mit leichter Mundbewegung, wenn die Aeltern krank ſind, ſo lautet die Vorſchrift von Staats wegen.

Der organiſche Staat bewahrt das Heiligthum des Hauſes, aber er hat noch andere und neue Formen der Gemeinſchaft unter Berufsgenoſſen, in der Gemeinde; einzelne Kreiſe verwalten ihre Angelegenheiten ſelbſt und fügen ſich dem Ganzen ein; das Volk nimmt durch ſeine Vertreter Antheil an der Regierung und gibt ſich ſelbſt das Geſetz; die Gemeinſamkeit hat den Zweck jeder Perſönlichkeit die Möglichkeit zu gewähren daß ſie ihre Eigenthümlichkeit frei und voll entfalte. Anders in China. Die Familie iſt und bleibt das Erſte und Letzte. Mehrere Familien haben das gemeinſame patriarchaliſche Haupt behalten, und ſo iſt der

Kaiser der 300 Millionen ein Vater der dem Volk als den Kindern gegenübersteht, als der Active den Passiven, als der Leitende den Gehorchenden; sie haben ihn wie ihren Vater zu lieben, er hat für sie wie für seine Kinder zu sorgen; die ganze Welt ist eine Familie und alle Menschen sind Brüder. Keine Standesunterschiede sondern das Volk, alle sind einander gleich, gleich unmündig. Natürlich bedarf der Landesvater stellvertretende und ausführende Organe, und diese müssen ihren Beruf verstehen, wenn sie ihn gut verrichten sollen. Ohne das Familienprincip zu verlassen hat sich der ganze chinesische Reichsmechanismus daraus entwickelt. Nur größere Kenntniß befähigt für größern Wirkungskreis; nur die Gelehrten werden vom Kaiser ernannt zu verwalten und zu richten im Volk; durch immer strengere und strengere Prüfungen steigen sie zu den höhern Aemtern empor; die Akademie der Bewährtesten ist die oberste Behörde unter dem Vorsitz des Kaisers. Dieser ist auch der oberste Doctor des Reichs. Er soll die Völker unterrichten indem er sie regiert, er soll sie durch Belehrung erziehen, denn die Menschen werden gut wenn man sie aufklärt über das was recht ist, Unordnung und Verbrechen kommen aus der Unwissenheit. Daher tragen die kaiserlichen Erlasse die Form der Unterweisung und sind eine Erziehung des Volks. Und wie die Zucht in der Familie gegenüber den Kindern zum Stock greift, so herrscht in China das Bambusrohr von oben nach unten ohne daß ein unmündiger Sinn gegen solche Strafe das Gefühl der Ehre und persönlichen Würde setzt. Inneres und Aeußeres sind ungeschieden, und so werden die sittlichen Normen innerer Gesinnung wie die äußerlichen Bräuche und Ceremonien in gleicher Weise als Forderungen des erzwingbaren Rechts festgesetzt. Dabei halten die Chinesen mit kindlicher Ehrfurcht an der Ueberlieferung der Väter; ihr Sinn hängt an der alten Weisheit, die sie von den Ahnen ererbt; es ist die Ueberlieferung der Vorzeit die auch das bindende Gesetz für den Kaiser ausmacht, die der Gelehrte sich durch sein Studium aneignet. Von den ersten Kaisern, sagen sie, sei die erste Bildung ausgegangen. Sie lehrten Feuer anzünden und Häuser bauen, sie erfanden und handhabten die Waffen und die musikalischen Instrumente, sie führten zur Ehe und zum Ackerbau, sie erfanden und lenkten den Pflug, sie legten die großen Kanalbauten an. Alle Gewalt geht vom Kaiser aus, aber er bewahrt die Ueberlieferung der Ahnen und bestimmt was ihr gemäß ist. „Alles

für das Volk, nichts durch das Volk" nennt Wuttke mit Recht die chinesische Maxime. Aber der Kaiser ist auch dafür verantwortlich daß alles wohl stehe, es ist seine Schuld wenn das Volk ein Unglück trifft und wenn es in Noth oder Verfall kommt, und er muß dafür büßen. Wenn er seine Willkür an die Stelle der ererbten Gesetze treten läßt, hat das Volk das Recht ihm gegenüber das Herkommen zu erhalten und einem neuen und wahren Fürsten an seiner Stelle zu huldigen. Die Revolutionen wollen in China nichts Neues bringen, sondern das Alte herstellen. Daher hat der Kaiser die Stimme des Volks zu hören, und er setzt selbst Wächter der Gesetze ein, die das öffentliche Gewissen vertreten und ihn selbst zu mahnen haben an das was recht ist.

Ein oberflächlicher Betrachter könnte meinen daß China, wo die Gelehrten regieren, das Ideal Platon's vom Staat als Kunstwerk und Bild der Gerechtigkeit verwirkliche, in welchem die Philosophen herrschen oder die Herrscher philosophiren. Aber die platonische Weisheit ist nicht die Aufnahme und Auslegung des Ueberlieferten, sondern die freie Forschung, die gegenüber den hergebrachten Ansichten und Vorurtheilen sich vielmehr zum sokratischen Nichtswissen bekennt, um die Wahrheit als die That des eigenen freien Denkens und seiner begründeten Entwickelung stets zu finden und neu zu erzeugen. Platon erhebt sich über die gegebene Welt zur Idee, zum Urbild der Dinge im göttlichen Geist; es soll aus der Trübung und Verhüllung der Welt befreit, nach ihm soll die Wirklichkeit gestaltet werden. Immanuel Kant erklärte es sei nicht zu wünschen, daß Könige philosophirten oder Philosophen Könige würden, weil der Besitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunft unvermeidlich verderbe. Daß aber Könige oder königliche Völker die Philosophen nicht verschwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, das sei beiden zur Beleuchtung ihres Geschäfts unentbehrlich. Darin besteht eben der große Unterschied vom Reich des Geistes und von China, daß dort die fortschreitende Einsicht das Licht des Lebens wird, daß die erkannte und klar entwickelte Idee das Vorbild und Ziel der Wirklichkeit ist, die freie Forschung nach der Wahrheit aber sich nicht an die Ueberlieferung bindet, sondern dem Zweifel an derselben Raum gibt; der denkende Mensch will sich selbst eine Ueberzeugung über die höchsten Angelegenheiten, über Grund und Zweck des Lebens bilden, will in seiner Weise Neues finden und die Errungenschaft der Vorzeit fortgestalten. Das wird ihm in China nicht

erlaubt; andere Gedanken als die von den Ahnen ererbten und vom Staat vorgeschriebenen Lehren sind eine gesetzwidrige Auflehnung gegen die väterliche Gewalt; vom Kaiser, von Staats wegen wird vorgeschrieben was gelehrt und gelernt werden soll, die Wissenschaft ist niemals selbständig und frei geworden, sondern bleibt von der Frage nach dem Nutzen und den Bedürfnissen des äußern Lebens gebunden und unter der Macht des Staatsganzen gehalten. Wir wollen daß die Praxis sich aneigne was die Theorie erobert und findet; in China bestimmt die Praxis was die Theorie für wahr halten und lehren soll. Der Kaiser und seine Beamten lassen diejenigen Bücher schreiben die sie für nöthig halten. Man will keine neue Erfindung; Wissenschaften und Geschäfte sind in Regeln gebracht, die man auswendig lernt; die Weisheit besteht darin daß das Gedächtniß das Altüberlieferte bewahrt und das Handeln sich danach richtet, nicht darin daß der selbständige Gedanke zur Gesinnung wird und zu neuen Thaten und neuen Lebensformen führt. Darum sind die Chinesen allerdings ein civilisirtes Volk gegenüber den Wilden, aber ein zahmes gegenüber den wahrhaft Gebildeten und Freien.

Die Familie, zu deren Betrachtung wir zurückkehren, hat ihren Halt im Hause, im festen Wohnsitz, im Ackerbau; die Chinesen sind dem entsprechend ein ackerbautreibendes Volk, der Kaiser selbst legt die Hand an den Pflug, und durch langjährige Einzelerfahrungen sind sie auch ohne chemische Wissenschaft durch die Praxis dahin gekommen daß sie keinen Raubbau üben, sondern dem Boden in den Excrementen die mineralischen oder Aschenbestandtheile der von ihm geernteten Nahrung wiedergeben: der Mensch düngt die Erde die ihn nährt und erhält sie fruchtbar, aber sorgsam werden auch alle Abfälle gesammelt bis auf die Haarstümmelchen in den Barbierstuben. Das arbeitende Volk in kindlich familienhafter Gesinnung ist dabei friedsam, es liebt für sich die Ruhe und hat sich durch eine große Mauer gegen die barbarischen Störenfriede gesichert und abgegrenzt.

Die Kinder wie die Menschheit beginnen durch leicht aussprechbare einsilbige Laute eine Empfindung auszudrücken, einen Gegenstand und die Beziehung des Menschen zu ihm zu bezeichnen; die gemeinsame Erfahrung der Familie gestattet auch uns noch eine eigenthümliche Kürze der Rede: es genügt ein Wort in bestimmtem Ton ausgesprochen, von einer Geberde begleitet, um eine ganze Gedankenreihe anzuschlagen. Die Chinesen

haben auch hier die Kinderſtufe feſtgehalten, ihre Sprache beſteht nicht ſowol aus Wörtern als aus Wurzeln, aus dieſen ſetzen ſie die Rede zuſammen ohne daß ſie in den Proceß der Wortbildung und Wortformung eingegangen wären. Die Chineſen unterſcheiden weder das Nennwort noch das Zeitwort, ein und dieſelbe Wurzelform gilt je nach ihrer Stellung für den Begriff von beiden, gerade wie ſie auch die einzelnen Sphären des geiſtigen Lebens oder die einzelnen Perſönlichkeiten nicht für ſich ſelbſtändig werden laſſen. Das Wort ſelbſt hat keine Entwickelung, es wird nicht flectirt, kein Umlaut, keine beſondere Endung läßt an ihm ſeine Beziehung im Satz erkennen, ſie declíniren und conjugiren nicht. Sie haben etwa 400 einſilbige Grundlaute, mit denen ſie den ganzen Bedarf der Sprache beſtreiten; je nachdem dieſelben gedehnt oder geſchärft, mit ſteigendem oder ſinkendem Ton ausgeſprochen werden, ergibt ſich eine vierfache Anzahl; auch ſo hat derſelbe Laut noch mannichfache Bedeutungen, wie es auch bei uns vom Zuſammenhang abhängt ob Reif das runde Band um ein Faß, den gefrorenen Thau oder den Zuſtand der Zeitigung ausdrückt; aber mit den einfachſten Mitteln und ohne die höhere Stufe der unterſcheidenden Wortbildung und der Flexion, die Stufe der eigentlich organiſchen Sprache zu erſteigen, haben die Chineſen doch Erſtaunliches geleiſtet. Es iſt die feſte Stellung und Ordnung der Worte welche die Beziehung der Vorſtellungen ausprägt. Das Subject ſteht vor dem Prädicat, das Attribut vor dem zu Beſtimmenden, die Vorſtellung eines thätigen Weſens geht dem Gegenſtand voran auf welchen die Thätigkeit ſich richtet. Mann groß, die Vorſtellung des Mannes und der Größe ſo hingeſtellt, ſagt daß der Mann groß ſei; Mann groß Staat, dieſer Satz gibt dem Begriff der Größe die Beziehung auf ein Object, ſagt daß der Mann den Staat groß mache. So läßt die Wortſtellung logiſche Formen denken welche die Sprache für ſich nicht ausdrückt; der Chineſe denkt mehr als er ſagt; die gehörten Worte nöthigen wieder zum Nachdenken und Stanislaus Julien nennt darum das Chineſiſche nicht eine Sprache der Grammatik und des Gedächtniſſes, ſondern der Logik und des Raiſonnements. Das Wort wirkt nicht auf die Einbildungskraft, der Satz iſt ein Werk des Verſtandes. Das Wort dsun bezeichnet Treue, treu, treu handeln je nach ſeiner Stellung im Satz; es iſt nur die Conſtruction welche die Beziehung der Vorſtellungen und Dinge hervorhebt; es iſt auch hier die Macht des Ganzen, die das Ein-

zelne nicht frei werden läßt, ſondern ſeine Bedeutung und ſein Weſen beſtimmt. Die Aneinanderfügung der Worte aber macht aus der Rede weniger einen lebendigen Organismus, als eine Kryſtalliſation des Gedankens, in welchem die Wortatome auf beſtimmte Weiſe ſich aneinander lagern, aber ohne Wechſelwirkung bleiben. Die Sentenz iſt ein architektoniſches Nebeneinander von Werkſtücken des Gedankens; muſikaliſche Betonung, faſt mehr empfindungsvoller Geſang als ſcharfartikulirte Rede, ſucht ſie verſtändlich zu machen. Das Ganze trägt ein ſtarres unbewegliches Gepräge. Um das Allgemeine auszudrücken nennt der Chineſe eine Gruppe von beſondern Dingen: Treue, Liebe, Mäßigung, Gerechtigkeit ſagt er in dieſer Folge hintereinander, wenn er den Begriff der Tugend im Sinne hat; morgens drei, abends vier ſagt er um die Unbeſtändigkeit zu bezeichnen. Sin iſt das Herz in der Bedeutung von Gefühl, Geſinnung; das materielle Herz heißt sin-tha Herz rund. Für Schwert hatte er einen Laut, das Meſſer heißt danach Schwertkind. Auf ſolche Weiſe läßt ſich ein neuer Begriff an mannichfaltige alte Vorſtellungen anknüpfen, und die Chineſen haben auf dieſe Art für Forſchen, Unterſuchen zwar kein einzelnes Wort, aber 27 Umſchreibungen durch die Zuſammenſtellung mehrerer Wörter.

Dies tritt dann ganz beſonders in der Schrift hervor, und in der That müſſen die Chineſen ſchreiben, wenn ſie ſich ſchwerere und wiſſenſchaftliche Dinge mittheilen wollen. Die chineſiſche Schrift iſt weit mehr Ideen- als Lautbezeichnung. Sie ging davon aus zunächſt die Gegenſtände abzuzeichnen, und zwar ſtellte ſich bei dieſem conſervativen, auf treue Bewahrung der Gedanken gerichteten, damit früh zur Schrift geführten Geſchlecht das Bedürfniß derſelben in der Urzeit ein, und ſie behielten die erſten Zeichen bei, die uns noch jetzt die Züge und Spuren ihrer älteſten Gedanken erkennen laſſen. Steinwaffen finden ſich, aber noch kein Pflug; keine Bezeichnung für Tempel und Städte, keine für ſittliche Ideen, wenige für Pflanzen und Thiere. Neue Bedürfniſſe fordern neue Zeichen, aber man kann ſie doch nicht ins Endloſe vermehren, und wenn man die wenigen Laute bezeichnet, wie will man ihre nach der Betonungsweiſe und dem Zuſammenhang verſchiedene Bedeutung ausdrücken? Auch hier bleiben die Chineſen am liebſten beim Urſprünglichen, und ſuchen das Neue durch Combination des Alten darzuſtellen. Sie haben einige Lautbilder, aber zur nähern Bezeichnung fügen ſie das Zeichen derjenigen

Sache hinzu welche diesmal der Laut meint. Die Sonne ist eine Scheibe und der Mond eine Sichel, Scheibe und Sichel zusammen drücken Glanz aus; Wasser und Auge bedeutet Thräne, ein Mund und vor ihm eine Hand voll Reis Glückseligkeit. Sie behalten das Zeichen des Hundes auch für verwandte Thiere wie Fuchs und Wolf, fügen aber ein neues Zeichen nach der Beschaffenheit oder der Beziehung zum Menschen hinzu. Zwei Menschen die einander ansehen geben den Begriff des Grüßens, zwei die sich den Rücken weisen den des Trennens, zwei hintereinander den des Folgens, zwei Perlen nebeneinander den des Freundes, zwei Weiber den des Streites, drei Weiber den der Unordnung; das Weibliche ist ihnen ja das Unvollkommene. In vielen Beziehungen bekundet sich der Scharfsinn der Chinesen. Die Bilderschrift der Aegypter spricht zum Auge und erregt die Phantasie, der sie entspringt, in der Schärfe und Klarheit der Formen; die Chinesen aber verlassen die Naturgestalt der Dinge und geben in wenigen Strichen ein abgekürztes Zeichen; statt des Sinnbildes, das unser Gemüth beschäftigt, stellen sie verschiedene Zeichen zusammen um dadurch dem Verstand einen Begriff zu bestimmen. Das Lesen der Schrift ist das Verstehen der Sprache. Man schätzt ihre Schriftzeichen auf 80000; das sind keine Buchstaben, sondern Vorstellungsbezeichnungen; die für gewöhnlich gebräuchlichen belaufen sich aber nur auf 4000, und zu diesen gibt es wieder ein paar hundert Schlüssel oder ursprüngliche Zeichen, deren Verbindung eben den Begriff umschreibt und darum sowol durch den Verstand reproducirt als im Gedächtniß behalten wird. Auch hier also ist der erste Anfang der Schrift bewahrt, und ohne sein Princip, die Bezeichnung des Gegenstandes, zu verlassen und zur Bezeichnung der einzelnen Sprachlaute überzugehen, ist diese Ideenschrift im Zusammenhang mit der Natur der Sprache äußerst fein ausgearbeitet. Die Sprache selbst zerfällt in viele Mundarten, aber über denselben schwebt die Schriftsprache, die an die Schrift gebundene Sprache der Gebildeten.

Auch in der Religion finden wir die Uranschauung der Menschheit wieder: das Göttliche als das Unendliche erscheint im Himmel, dem lichten, allumfassenden, der Himmel ist der Träger der Weltordnung, das bestimmende Princip, die Macht des Maßes; Geist und Materie sind noch ungeschieden, im Sinnlichen und Sichtbaren wird das Göttliche erfaßt, und wie auch wir sagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen, so ist der

Himmel, Tien, den Chineſen der einige Gott; der Himmel, den wir mit Augen ſehen, aber zugleich geiſtig gefaßt, nicht in Menſchengeſtalt perſonificirt, aber als die alldurchdringende, allbeſeelende Urkraft, als die Vernünftigkeit und das wirkende Geſetz alles Daſeins. Der ſichtbare Himmel iſt die Erſcheinung des göttlichen Weſens, er umfaßt und ſieht alle Dinge, iſt die allgegenwärtige allwiſſende Macht, die in der Ordnung der Natur wie im Schickſal der Menſchen waltet. Tien heißt auch Schang-ti, der höchſte Herr, der erhabene Herrſcher. Er iſt wahrhaftig und unwandelbar, liebevoll und mild, weiſe und gerecht; er beſtraft das Böſe und belohnt das Gute. In den Erſcheinungen der Natur gibt er ſeinen Willen kund, aber nicht durch Wunder, nicht außer der Ordnung, ſondern durch die Ordnung des Lebens ſelbſt und durch die Vernunft, die gemeinſame Wahrheit wie ſie im Gewiſſen aller und in der Stimme des Volks ſich ausſpricht. Denn die Gebote des Himmels ſind die Beſtimmungen der Vernunft, und dieſe durchdringt die Natur und den Geiſt des Menſchen. Himmliſches und Irdiſches hängen zuſammen, der Stand der Geſtirne iſt von Einfluß und Bedeutung für das Menſchenleben, aber er folgt dem Geſetz und iſt berechenbar; der Kalender gibt alljährlich danach die guten und böſen Tage an.

Wie im Familienleben das Weib zum Mann, ſo tritt im religiöſen Bewußtſein der Chineſen die Erde zum Himmel als zweites, aber untergeordnetes Princip, als das Endliche und Beſtimmbare zum Vollkommenen und Beſtimmenden, als die Mutter der beſondern Weſen, die aus der Wechſelbeziehung des Himmels und der Erde hervorgehen. Unter ihnen iſt der Menſch die Blüte der Natur, die Mitte des Lebens; Himmel und Erde erſcheinen wieder im männlichen und weiblichen Geſchlecht, und einigen ſich ſchöpferiſch in der Liebe. Das Geſetz des Himmels iſt dem Menſchen eingeboren, die Vernunft in ihm iſt dieſelbe wie die in der Welt, aber er kann mit ſeinem Willen heraustreten aus der Harmonie, und ſtört dann die allgemeine Ordnung um ſo mehr als er ja in die Mitte des Alls geſtellt iſt. Dem kindlichen Sinn der Chineſen iſt der Menſch wie das unſchuldige Kind von Natur gut, das Sittliche als das Seinſollende ſteht ihm nicht als Ideal gegenüber, das er in der Ueberwindung ſeiner ſelbſt, in der Wiedergeburt des Herzens erreichen müßte, das Gute iſt leicht. Wenn er aber dennoch das Böſe thut, ſo

iſt das unnatürlich und ſtört die Ordnung der Natur; die Folge davon zeigt ſich in Krankheit, Noth und erſchreckenden Naturerſcheinungen, durch welche eben die allgemeine Ordnung wieder gegen die Störung zurückwirkt und dieſelbe aufhebt. Nicht der Himmel heißt es ſtürzt den Menſchen ins Verderben, ſondern der Menſch ſich ſelbſt, indem er ſich von der himmliſchen Ordnung löſt; in Glück und Unglück widerfährt ihm was er ſich ſelbſt bereitet hat.

Daß die Sünde nicht blos das Individuum angeht, ſondern eine Verletzung des Allgemeinen und Ganzen iſt, eine Störung der Weltharmonie, hat der Chineſe in der Untrennbarkeit des Einzelnen und des Ganzen richtig erfaßt, auch das liegt in ſeiner naiven Anſchauung daß der innerſte Grund alles Lebens das Sittliche, das Geiſtige iſt, daß das Naturgeſetz mit der ſittlichen Weltordnung in Einklang ſteht, dieſe aber das Erſte und Beſtimmende wie der Zweck des Ganzen iſt. Das Göttliche als die ſittliche Weltordnung und das Geſetz der Natur zu erkennen, dieſe durch die neuere europäiſche Philoſophie klar ausgeſprochene Wahrheit, die jetzt allmählich zum Allgemeingut der Gebildeten wird, iſt als anfängliche religiöſe Idee von den Chineſen bewahrt worden. Sie ſind dabei ſtehen geblieben, ſie haben keine Mythologie, keine das Unendliche verendlichenden Phantaſiegebilde; die Vielgötterei haben ſie vermieden, indem ſich ihnen aus dem untheilbaren Einen nirgends beſondere Mächte oder Richtungen der Natur und des geiſtigen Lebens ſo ſelbſtändig darſtellten, daß in ihnen eigenthümliche Principien erſchienen wären, die dann die Phantaſie perſonificirt und vermenſchlicht hätte; aber freilich indem ihnen die Verirrungen erſpart blieben, verſagte ſich ihnen auch der Reichthum des Geiſtes, die Fülle des Lebens, der Zauber der Schönheit, wie das alles in den Mythen der Arier erſchloſſen iſt. Sie ſind niemals in das Jünglingsalter eingetreten, in welchem die Phantaſie eine Idealwelt in der eigenen Bruſt des Menſchen aufbaut, ſondern ſind gleich dem Kinde unter der Herrſchaft der Außenwelt und der Autorität geblieben, und haben ſich von Haus aus einem nüchternen Realismus hingegeben, ſtatt die überfliegende Subjectivität mit der Objectivität zu verſöhnen. Sie ſind davon bewahrt geblieben Symbole an die Stelle der Ideen ſetzend über dem Bilde den Sinn im Sinnbild zu vergeſſen, das Uebernatürliche im Widernatürlichen und Wunderbaren zu ſehen, und um ſpitzfindiger Glaubensformeln willen Scheiter-

haufen anzuzünden, Blut zu vergießen, Aberglauben der Wiſſenſchaft vorzuziehen, aber ſie ſind dafür auch bei dem Einfachen ſtehen geblieben, ſie haben die Tiefe und Fülle des ewigen Weſens nicht zu ergründen geſucht, nicht mit dem griechiſchen Weiſen gedacht daß alles Menſchliche göttlich und alles Göttliche menſchlich ſei, nicht mit chriſtlicher Innigkeit den Schmerz der Sünde und Gottes Zorn und die Freude der Erlöſung und der Liebe erlebt. Den Chineſen iſt die Welt bereits das Reich Gottes, ſie werden als ſeine Bürger geboren, ſie wiſſen nicht daß es der Wiedergeburt, der Ueberwindung des ſelbſtſüchtigen Willens bedarf, um in daſſelbe einzugehen. Ihre Gottesverehrung geſchieht unter freiem Himmel, auf Bergen; ſie bauen Gott keine Tempel, ſie ſind nicht in Bilderdienſt verfallen, ſie haben keine Menſchenopfer gebracht, noch geglaubt durch Selbſtpeinigung den Himmel zu verdienen. Aber es fehlt ihnen die Tiefe und Glut der Empfindung, aus welcher bei andern Völkern auch dieſe Verirrungen hervorgehen. Sie haben kein Gott und Welt vermittelndes Prieſterthum, aber ſie ſind Laien geblieben, während der Apoſtel uns beruft ein prieſterlich Volk zu ſein. Sie haben keinen Feiertag dem Herrn geweiht, und ſich nicht über die werktägliche Proſa erhoben. Der Staat iſt für ſie zugleich die Kirche, der Kaiſer der Sohn des Himmels und Vater des Volks, der für daſſelbe das Opfer vollzieht; dieſes iſt blos ein Zeichen des Danks und der Anerkennung für die von Gott empfangenen Gaben.

Als der Sohn und ſichtbare Stellvertreter bildet der Kaiſer recht eigentlich den Mittelpunkt der Welt. „Der rechte Herrſcher iſt dem Polarſtern gleich, er ſteht feſt und alle Geſtirne umkreiſen ihn“, ſo lautet ein Spruch des Confucius. Wie der Himmel der Erde, ſo ſteht der Kaiſer dem Volk gegenüber als der Maßgebende, Lenkende. Seine Gebote ſind Befehle des Himmels, der Himmel ſetzt ihn ein, ſei es durch die Geburt oder die Wahl des Volks, denn des Volks Stimme iſt Gottes Stimme. Aber der Kaiſer muß auch den Willen des Himmels thun, Vater und Vorbild des Volks ſein; denn der Himmel hat ihn erhoben auf daß er das Volk unterrichte und zur Tugend leite, und der Himmel zieht ſeine Hand von ihm ab, wenn er das nicht thut. Denn der Himmel liebt die Tugend und die Königsmacht iſt zum Wohl des Volks geordnet. Was der Himmel ſieht und hört, das ſieht und hört das Volk; es iſt eine

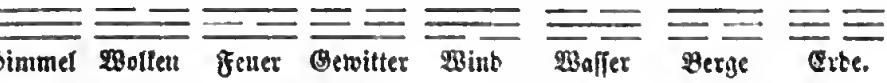
Verbindung zwischen der Höhe und Tiefe; darum soll der Fürst auf die Stimme des Volks merken. Nicht nach eigenem Kopf sondern nach dem Herzen des Volks soll er regieren. Das ist uralte Reichsmaxime daß das Volk des Kaisers bedarf damit es in Frieden lebe, daß aber auch der Kaiser ohne das Volk nichts ist. Nicht das Wasser, sondern das Volk dient ihm zum Spiegel. Tritt Noth im Volk ein, kommen Erdbeben, Dürren, Ueberschwemmung, Miswachs, so ist der Kaiser dafür verantwortlich, so hat er die Schuld auf sich zu nehmen, im Büßerhemd sie reuevoll zu bekennen; denn weil er das Centrum der Welt ist, so wird in seinem Denken und Wollen die Natur mitbewegt.

Die Hoffnung der Unsterblichkeit ist gleichfalls wie die Idee Gottes in der Ueberzeugung der ursprünglichen Menschheit begründet; die Chinesen knüpfen den Geisterglauben an den Himmel. Die Seelen der Verstorbenen gehen in ihn ein, leben in ihm, wirken von ihm aus fort auf die Erde, sind Genien der Natur und Schutzgeister ihrer Nachkommen. Der Cultus eines verehrenden Andenkens der Ahnen liegt schon im Familiensinn. Den Nachkommen wird die eigene Unsterblichkeit als der Lohn für die Verehrung der Vorältern dargestellt. Von Unseligen und Verdammten ist keine Rede, die Fortlebenden sind Glieder und Werkzeuge der himmlischen Weltordnung, Züchtiger des Frevels, Hüter des Rechts. Eine Halle der Ahnen mit den Tafeln ihrer Namen ist ein Heiligthum des Hauses. Mit wie gemüthlicher Wärme der Chinese gerade diesen Geisterglauben erfaßt, so entwirft doch seine Phantasie keine Bilder des jenseitigen Lebens, und die Wissenschaft schweigt davon. Confucius antwortete auf die Frage wegen des Zustandes nach dem Tode: „Ich kenne das Leben noch nicht, wie sollte ich vom Tode wissen?“

Die Chinesen sind ein denkendes Volk, sie erheben sich über das Besondere und Vorübergehende und fragen nach dem Allgemeinen und Dauernden, nach dem Grund und Zweck der Dinge, wenn sie diesen letztern auch in der Nützlichkeit suchen und in einer verständigen Nüchternheit befangen bleiben. Die Gründer ihrer Cultur sind nicht gottbegeisterte Seher, nicht ekstatische Propheten, sondern weise und bedächtige Männer, die das fürs Leben Zuträgliche anordnen und gedankenmäßig bestimmen. An Spruchsammlungen der Lebensklugheit und Sittenlehre ist kein Volk so reich wie China. Die Weise des Sprichworts das Allgemeine durch ein Besonderes auszudrücken, kommt dabei vor,

wenn es z. B. heißt: Grabe den Brunnen ehe du dürſteſt; oder man gibt ein Gleichniß: Der Edelſtein wird nicht ohne Reibung polirt, noch der Menſch ohne Prüfung vervollkommnet; oder man gibt das Allgemeine als ſolches: Beſſer ein Hund in Frieden als ein Menſch in Geſetzloſigkeit; der große Mann bleibt einfach wie ein Kind.

Was die religiöſe Sprache Himmel und Erde nennt, das heißt der philoſophiſchen das Vollkommene und Unvollkommene das Unendliche und das Endliche. Das ſind die beiden Principien, die zugleich als das Active und Paſſive, als das Männliche und Weibliche angeſehen werden; Fohi, der Gründer der chineſiſchen Cultur, ſoll ſie bereits angenommen und Yang und Yn genannt haben; er bezeichnet ſie mit dem ganzen und mit dem gebrochenen Strich: —— und — —. Die Vereinigung dieſer gegenſätzlichen Principien bildet die Welt, und die hauptſächlichen Weſen und Erſcheinungsformen derſelben werden durch Combinationen dieſer Linien bezeichnet; Himmel und Erde ſind die Pole, zwiſchen denen das andere liegt, das aus ihnen ſo gebildet wird daß bald das eine bald das andere vorwiegt:



Himmel Wolken Feuer Gewitter Wind Waſſer Berge Erde.

Spätere Denker finden in der Urkraft zugleich die Urmaterie, die Bewegung und Ruhe, und der Gegenſatz iſt dann das Auseinandergehen der Einheit, die in der Durchdringung der Gegenſätze ſich als Harmonie herſtellt. Das Princip iſt das Eine oder Eins, und der Hervorgang der vielen Zahlen aus der Einheit ein Bild des Urſprungs der Dinge aus dem ewigen Weſen. Die enge Verbindung dieſer Lehre mit der religiöſen Vorſtellung und die Unterordnung des perſönlichen Geiſtes und ſeiner Freiheit unter die Autorität macht es möglich daß in China die Schulphiloſophie, die nicht ſelber die Wahrheit finden, ſondern die Ueberlieferung nur auslegen will, auch als Reichsphiloſophie gelehrt und verbreitet wird.

Keine Geiſteskraft ſoll ſich bei den Chineſen über die rechte Mitte und das Gleichgewicht des Ganzen erheben; das Gewohnheitsmäßige und Gewöhnliche beherrſcht mit verſtändiger Trockenheit ihr Leben, der Ausbruch der Begeiſterung, der Drang nach Neuem, die eigenthümliche Friſche des Geſtaltens, die hinreißende

Macht und der freie Flug der Phantaſie bleibt ihrem Weſen fremd. Die Rückſicht auf die Ueberlieferung und das Gegebene hemmt die ſelbſtſchöpferiſche Einbildungskraft, das Gemüth erhebt ſich nicht über die erfahrungsmäßige Wirklichkeit zu einem Ideal, das erſt verwirklicht werden ſoll oder das vollkommene Urbild der unvollkommenen Welt iſt, ſondern der realiſtiſche Sinn ſieht es im Gleichmaß der Dinge ſelbſt und im Leben der Ahnen, er will keinen Zukunftstraum wahr machen, ſondern blickt zurück in die Vergangenheit und läßt das von ihr Vollbrachte ſich zum Muſter dienen. Alles Schöne iſt frei, die Erfüllung des Geſetzes auf originale und zwangloſe Weiſe; das chineſiſche Weſen aber iſt gebunden, und da die freie Kunſt eine Tochter des freien Lebens iſt, ſo bleibt ſein Kunſttrieb dem Nützlichen dienſtbar. Das Künſtliche erſetzt die Kunſt. Aber eine ſinnige Auffaſſung der Wirklichkeit und das treue Erhalten der erſten Formen geſellt ſich dem lebhaften Familiengefühl, der Verehrung für die Vorzeit. Ein Kind der Natur wird der Menſch mit ſeiner Empfindung in dieſe abgezirkelte und geregelte Welt hinein geboren; aber ſtatt ſie neu mit eigenem Willen zu geſtalten, ſtatt das Herz den Kampf mit ihr aufnehmen zu laſſen, verhält er ſich paſſiv, und kommt in eine ſentimentale Stimmung, die ſtatt der naiven Friſche und Unmittelbarkeit ſchon in den altchineſiſchen Liedern den Grundton abgibt.

Auch die äußere Erſcheinung der Chineſen meidet das eigenthümlich Charakteriſtiſche und frei Bewegliche; müſſen doch ſogar die Frauen das Organ der freien Bewegung, den Fuß, zum häßlichen und ſtarren Klumpen zuſammenpreſſen! Die Tracht iſt Uniform, der Menſch wird eingekleidet, das Gewand bezeichnet Rang und Gewerbe; er ſoll ſich nicht kleiden wie es ihm gefällt; nicht einmal das Haar ſoll naturgemäß wachſen und frei ums Haupt wogen, es wird abraſirt und nur auf dem Schopf bleibt ſo viel ſtehen daß ſich ein ſteifes Zöpflein daraus flechten läßt. Der ſchnelle Wechſel der Witterung treibt dazu jacken- und rockförmige Kleider wie Futterale übereinander anzuziehen.

Ein eigenthümlicher Bauſtil hat ſich im alten China nicht entwickelt; der Himmel ward nicht in Tempeln verehrt, man ſchaute im Freien zu ihm empor; der Tempelbau aber iſt es der die Architektur zur Kunſt macht, indem ſie hier nicht handwerklich den Bedürfniſſen des gewöhnlichen Lebens dient, ſondern in einem idealen Werk die Stimmung des Volksgemüths und ſeine An-

ſchauung vom Göttlichen ſymboliſch ausprägt. Die älteſten monumentalen Werke der Chineſen ſind die großen und zahlreichen Kanalbauten, welche zu Verkehrſtraßen dienen und dem Ackerbau die erforderliche Bewäſſerung möglich machen; ſie verlangen die geradlinige Regelmäßigkeit, die dem verſtändig trockenen Sinn des Volks entſpricht. Sodann die große Mauer, mit welcher Schio-hang-ti um 200 n. Chr. die Nordgrenze des Reichs zum Schutz gegen Barbareneinfälle umzog. Sie iſt eigentlich ein Erdwall, den auf beiden Seiten Ziegelſteinmauern umſchließen, die gegen 25 Fuß hoch ſind und mit einer Bruſtwehr über den Mittelkörper emporragen; ſie ruhen auf einer vorſpringenden Baſis von Hauſteinen. Das Ganze iſt ziemlich ſo dick als hoch, und wird von Zinnen bekrönt; Thürme von etwas größerer Tiefe und Höhe, etwa 100 Ruthen voneinander entfernt, vermehren die Stärke der Vertheidigung und unterbrechen die Einförmigkeit der Erſcheinung. Die Mauer überſteigt die Berge und überſchreitet die Flüſſe auf ihrem Weg von 400 Meilen.

Fenſterloſe Backſteinmauern bilden auch häufig die Straßen; die Eingänge in die ſich an ſie anlehnenden und in die Tiefe erſtreckenden Häuſer ſind in ſie hineingebrochen. Die Häuſer, auch die Paläſte ſind meiſt einſtöckig, die Zimmer liegen um Höfe die mit Galerien verſehen ſind, in der Mitte aber blumenumſtellte Waſſerbaſſins haben. Das Innere iſt mit Schnitz- und Zierwerk überladen, namentlich liebt man es die ſeltſamen Formen der Pflanzenwurzeln zu allerhand monſtröſen Gebilden auszuſchneiden und dann danach auch dem Geräth ſolche verſchnörkelte Formen zu geben: ſtatt des einfach Schönen und Kunſtreichen iſt auch hier der Spieltrieb allmählich auf das Gekünſtelte und Barocke gerathen. Aber der kindliche Sinn für die Natur iſt nicht erſtorben, die Freude an Blumen, an reizenden Gartenanlagen macht ſie zu einem Schmuck des Lebens, und namentlich weiß man in den Parks Baumgruppen nach Form und Farbe zu ordnen, verſchlungene Wege mit regelmäßigen Beeten wechſeln zu laſſen, wie in den engliſchen Gärten, und das Schönſte wozu es die chineſiſche Architektur gebracht, was daher auch in Europa Nachahmung gefunden, ſind die lichten luftigen Gartenpavillons, deren Dach auf leichten hölzernen Säulen ruht, deren Wände nur durch Lattenwerk und grünende Ranken gebildet werden, deren Dach aber heute noch gleich dem der Thürme die Erinnerung an das Zelt veranſchaulicht, indem die Linie gleich der eines von

der Höhe nach außen abwärts gespannten Seiles gegen die Mitte hin nach innen einbiegt, dagegen aber am Ende sich wieder emporschwingt; dies Geschweifte wird von der Nomadenzeit her beibehalten und ohne Zweck auf die Holzconstruction übertragen; diese wird dadurch von Haus aus decorativ und ladet somit zu buntem Aufputz, zu den Verschnörkelungen des Zierathes ein.

Als im ersten Jahrhundert n. Chr. das Buddhistenthum nach China kam und sich ausbreitete, hatte es für religiöse Bauten auch die in Indien gefundenen Formen im Gefolge; doch wurden sie umgestaltet. Hauptsächlich war es der stufenförmig aufsteigende Pagodenthurm oder die pyramidale Spitze, welche die halbkugeligen Dagops bekrönt, was den Chinesen zusagte und das Motiv für jene Thas gab, die leichten vielgeschossigen Thürme mit den bei steigender Höhe immer kleiner werdenden Dächern der einzelnen Stockwerke, deren buntgeschweifte Vorsprünge mit Glöcklein behangen werden; die Ziegel sind mit goldglänzendem Firniß lackirt, die Wände bunt angestrichen oder mit Porzellanplatten bekleidet. Der im 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaute Porzellanthurm von Nanking, über 200 Fuß hoch, ist das bekannteste Werk dieser Art.

Noch haben wir der Ehrenpforten zu gedenken, jener Pä-lu, die zur Erinnerung an rühmliche Thaten und Männer mitten in die Straßen gebaut und mit lobpreisenden Inschriften versehen werden; es sind Holzgerüste, zwei Pfeiler mit einem Querbalken und verschnörkelter Bedachung, oder ein breiteres derartiges Thor in der Mitte und zu jeder Seite ein schmälerer und niedrigerer Durchgang, wodurch dann eine wohlgefällige Symmetrie erzielt wird; aber von architektonischer Durchbildung keine Spur; einfache Balken und mit Zierwerk überladene Dachvorsprünge sind das Ganze. Statt der Erhabenheit und seiner Schönheit theilhaft zu werden bleibt der nüchterne Sinn der Chinesen der Rücksicht auf das Nützliche verhaftet; aber statt Wesen und Zweck der Sache in anmuthiger Form und im Anschluß an die Natur des Materials zu veranschaulichen, wissen sie das Aeußere nur zu verputzen.

Die Bildhauerei der Chinesen erhebt sich nicht über das Handwerkliche; ihre Schnitzereien, ihre Reliefs aus Metall und Thon zeigen keine selbständig künstlerische Auffassung und tragen das Gepräge des Zierathes und Spiels, wie die ihnen nachgeahmten Nips unserer eleganten Welt. Ihre Malerei ist durch

Sauberkeit der Ausführung und Glanz der Farbe ausgezeichnet, keineswegs aber durch Geist in der Composition und Empfindung in den Linien. Statt monumentaler Wandmalerei finden wir ihre Bilder als Verzierung von Porzellanvasen, Tassen und Präsentirtellern, oder auf Reispapier ausgeführt. Anziehend in der Schilderung des Familienlebens bleiben sie um ihrer Rücksicht auf das Ceremonielle und Herkömmliche willen auch innerhalb conventioneller Formen, und wo die Darstellung bewegter wird, streift der Ausdruck sogleich an das Grimassenhafte oder Scurrile. Die Perspective ist nicht verstanden; sie machen aber aus der Noth eine Tugend: weil sie wenig modelliren, sagen sie der Schatten sei zufällig und trübe den Glanz der Farben, und weil sie verkennen daß der Maler das Erscheinungsbild der Dinge in seinem Auge, von seinem Standpunkt aus gibt, erklären sie die perspectivische Verjüngung für einen Mangel unseres Sehens und meinen es sei richtiger die Gegenstände so wiederzugeben wie sie in der Wirklichkeit seien, also die fernern nicht kleiner denn die nahen. Aber vorzüglich ist ihre sorgsame und feine Nachahmung der Natur in der Behandlung der Gewandmuster oder Stickereien, in der Abbildung von Vögeln, Blumen, Schmetterlingen; das Buntfarbige ist ihnen wie den Kindern das Liebste.

Von eigenthümlicher Bedeutung ist die Musik. Die Chinesen legen großes Gewicht auf sie; Kaiser sind ihre Erfinder, ihre Verbesserer; mit ihren Melodien und Instrumenten sollen auch Staat und Sitte wechseln. Flöten und Pfeifen, Saiteninstrumente, Trommeln, Glocken werden schon im grauen Alterthum erwähnt. King, Klingstein, heißt eine Reihe verschiedenartig tönender Steinplatten, die aufgehängt schweben und mit Klöpfeln geschlagen werden. Nach dem Zeugniß der alten Volkslieder ward die Musik hauptsächlich von den Blinden ausgeübt, die dadurch im Reich der Töne einen Ersatz für die ihnen mangelnde sichtbare Welt fanden. Wie die Chinesen alles aus dem harmonischen Zusammenwirken des Himmels und der Erde herleiten, wie Maß zu halten die Aufgabe des Menschen ist, so betrachten sie das Leben der Dinge und den Wechsel der Zeit als eine große Weltmusik; die Monate in ihrer Folge repräsentiren ihnen die zwölf Töne innerhalb einer Octave. Die geordnete Reihe und der wohllautende Zusammenklang der Töne gibt ihnen vor allem andern die künstlerische Veranschaulichung der Welt und ihrer

Geſetze. Die Muſik, ſagt der Li-ki, iſt der Ausdruck der Verbindung von Himmel und Erde. Wie das rechte Maß die Angel und wie die Harmonie die allwaltende Ordnung der Welt heißt, ſo iſt auch das menſchliche Leben in ſeinem Thun und Laſſen ſtreng geregelt, alles gemeſſen und abgewogen, jedes Benehmen iſt in ſeinen Formen vorgeſchrieben, durch die Ceremonien iſt es an das herkömmliche rechte Maß gebunden, und ſelbſt von den Gaſtgelagen erzählt der Pater de Mailla: Es iſt ein Diener da, der wie bei unſerer Muſik den Takt ſchlägt, damit alle Gäſte zu gleicher Zeit aus der Schüſſel nehmen, zu gleicher Zeit den Biſſen in den Mund ſtecken, zu gleicher Zeit die kleinen Gabelſtäbchen in die Höhe heben und wieder an ihren Ort legen. Die Muſik ſteht nun im Bunde mit dieſen Ceremonien und gilt gleich ihnen als eine Bedingung der Sittlichkeit. Die Sprache der Muſik iſt die allgemein verſtändliche, der Unterſchied der Worte hebt ſich auf in der Gleichheit der Töne, darum auch heißt es: die Muſik bringt die Völker zur Eintracht. Der Li-ki ſagt: ihr Hauptzweck iſt die Leidenſchaften der Menſchen zu regeln; und wie ſie ein Gegenſtand des Nachdenkens der alten Weiſen war, ſo achtete ſie auch Confucius als ein Mittel zur Bildung der Sitten und zur Blüte des Staats. Denn ſie zieht eben den Hörer in ihren eigenen gemeſſenen Gang, in ihre eigene Harmonie hinein. So heißt es von Fohi: vermöge des Saiteninſtruments Kin brachte er zuerſt ſein eigenes Herz in Ordnung und ſeine Leidenſchaften in Schranken, und danach wirkte er damit auf die Bildung der übrigen Menſchen. Der Kaiſer Schün führte mit der Einheit von Maß und Gewicht auch die gleiche Muſik, die gleichen Tonwerkzeuge im ganzen Reich ein, und demgemäß heißt es im Li-ki: die Sitte regelt die Herzen des Volks und bewirkt, daß ſie das rechte Maß, die rechte Mitte halten; die Muſik bringt Eintracht unter die Menſchen, daß ſie nicht ſtreiten und ſich nicht widerſprechen. Ein chineſiſcher Staatsmann läßt Ordnung, Friede und Ruhe im Reich auf die Muſik gegründet ſein.

Die Aehnlichkeit dieſer Anſichten mit Pythagoras' Lehre hat Gladiſch betont; beide ſcheinen mir aber ſo ſelbſtändig zu ſein wie die Erfindung des Schießpulvers und Bücherdrucks in China und Europa. Es gibt Ideen genug die auf der Natur der Dinge und auf der Eigenthümlichkeit des Geiſtes beruhen und darum auf ähnliche Art bei den Völkern wiederkehren. Die

Brahmanen, Parmenides und mittelalterliche Myſtiker haben unabhängig voneinander von der Wahrheit des einen reinen und ewigen Seins gegenüber dem Schein der Vielheit und des Wechſels in der Welt geredet. Mir iſt gar manche ſinnige Wendung in chineſiſchen Büchern aufgefallen, für die die Parallelſtelle mit abendländiſchen Dichtern nahe liegt. Auch ein Chineſe nennt das Leben einen Traum wie Calderon, oder ſagt wie Shakeſpeare daß der ſchweigende Gram am erſten das Herz breche; daß Wände Ohren haben, daß jeder vor der eigenen Thür kehren ſolle, iſt chineſiſches und deutſches Sprüchwort; daß Maß das Beſte ſei, hat ſo gut in Griechenland wie im Reich der Mitte ein Weiſer von ſich aus gefunden, und Shakeſpeare's Cäſar hat gewiß nicht von Confucius das ſchöne Bild entlehnt, das den unverrückbaren Willen des Herrſchers mit dem Nordſtern vergleicht, der ſeinen Stand behauptet, während die Welt ſich um ihn bewegt. Oder ſollten nicht ähnliche Situationen die Tagelieder der Troubadours und Minneſänger und jenes chineſiſche Gedicht hervorgerufen haben, darin es heißt:

Sie ſprach: Es kräht der Hahn;
Er ſprach: Er darf noch nicht.
Sie ſprach: Der Tag bricht an.
Er ſprach: O nein, mein Licht.

Sie läßt ihn nach dem Himmel ſchauen, da ſieht er den Morgenſtern in der Dämmerung flimmern, und es iſt Zeit zu ſcheiden; doch ſoll ſein Pfeil den Hahn treffen. In einem ähnlichen Gedicht mahnt die Königin den König daß der Hahn gekräht, aber er ſagt es ſei der Nachtluft Klang; — daß es tage, aber er erklärt es für Mondſchein; — bis das Summen der Morgenfliege ihn aus dem Arm der Liebe zur Herrſcherpflicht ruft.

Die Chineſen verlangen mit Recht daß der Klang durchs Ohr ins Herz und in die Seele dringe; nicht um die Ohren zu kitzeln, ſagen ſie, ſei die Muſik eingeführt worden, ſondern um die Leidenſchaften zu beherrſchen und die Kräfte des Gemüths in Einklang zu bringen. Aber dieſe moraliſche Tendenz der Muſik und die Rückſicht auf ihre Verwerthung für die Erziehung hat es auch hier zu keiner ſelbſtändigen Ausbildung der Kunſt um der Schönheit willen kommen laſſen. Die Muſik iſt monoton und klingelnd geblieben; Schwerfälligkeit und barocke Schnörkelei ſind das Kennzeichen ihrer Melodien; unharmoniſches kindiſches

Lärmmachen und eine berechnete Theorie der Töne laufen unvermittelt nebeneinander. Die Chineſen ſehen in den Zuſtänden der Muſik einen Gradmeſſer für die Volkszuſtände, und das iſt richtig; aber es iſt nicht wahr daß wer die Kenntniß der Töne habe damit auch fähig zum Regieren ſei.

Die Entwickelung des Volks können wir indeß nur in der Poeſie begleiten. Die Anfänge der chineſiſchen Lyrik reichen bis in das höchſte Alterthum; es ſind in den Reichsannalen überlieferte metriſche Sittenſprüche, durch den Gleichklang des Reims gebunden, z. B.

Dem Himmel gehorſam
Nimm wahr die Gelegenheit,
Nimm wahr die Zeit.

Solchen einfachen Ausſprüchen, die ſie Fu nennen, ſtehen andere entgegen, welche ſtatt der Sache ein Bild oder Gleichniß geben; ſie heißen Pe; eine dritte Art und die beliebteſte, Hing, beginnt mit einer äußern Erſcheinung als dem Symbol und reiht daran den Gedanken.

Dies wird in den Volksliedern der Chineſen gewöhnlich; es kommt aber bei allen Nationen vor. Wie der Menſch überhaupt durch äußere Eindrücke zur Empfindung und zum Denken erregt wird, ſo dienen ſie ihm zum Bild ſeiner Gefühle und Vorſtellungen. Das Gemüth, das ſeiner Freude oder ſeines Schmerzes noch nicht in der Art Herr iſt daß es das Innere deutlich ausſprechen kann, erblickt einen Gegenſtand verwandter Art, macht ſich an ihm der eigenen Stimmung klar und knüpft ſie nun an denſelben an um ſie andern mitzutheilen. (S. Aeſthetik II, 468 fg.) Die andern Völker gehen bald dazu fort daß der Dichter auch vom Geiſtigen anhebt und es dann in freier Art durch Gleichniſſe verauſchaulicht, daß er unmittelbar ſeine innern Regungen in Bilder einkleidet; die Chineſen haben aber auch hier die anfängliche Form zur Regel gemacht, Bild und Gedanke nebeneinander geſtellt. Dabei wird jeder Vers durch gleich viele der einſilbigen Wörter gebildet, mehrere Verſe durch den Gleichklang des Reims gebunden, und Bild und Gedanke ſpiegeln einander in einem Parallelismus, der uns an ähnliche Formen der Aegypter und Hebräer erinnert, nur daß dieſe Gleichniß und Sache nicht auf ſolche Weiſe auseinander halten. Die Beziehung iſt oft geſucht und räthſelhaft, meiſt aber ſinnig und verſtändlich, z. B.:

Eh' die Maulbeerblätter fallen
Sind sie lieblich bunt zu schaun;
Wenn sie streben zu gefallen
Sind dem Falle nah die Fraun.

Dasselbe Bild wird ohne Aenderung oder mit kleinen Variationen am Beginn jeder Strophe wiederholt, jede Strophe hat aber auch manchmal Gleichniß und Gedanke für sich.

Vor 5000 Jahren etwa breiteten von den quellenreichen Höhen des Nordwestens dem Lauf der Ströme folgend die Ahnen der Chinesen sich ostwärts im Tiefland aus. Die Abgeschlossenheit des Landes, das im Westen, Süden und Norden von Gebirgszügen umwallt, im Osten vom Meer begrenzt wird, stimmt zur Abgeschlossenheit des Nationalcharakters; die Natur verleiht was der Mensch zum Leben bedarf, Reis und Getreide, Thee, Baumwolle, Seide findet der Chinese bei sich zu Hause. Der Reichthum des Wassers in Strömen und Flüssen wird sowol wegen der Bewässerung der Felder als um Verkehrstraßen herzustellen so ausgedehnt daß die Reisen meist auf Booten geschehen und viele Chinesen auf dem Wasser geboren werden und sterben. Die Regelmäßigkeit der Linien in der Führung der Kanäle stimmt zum abgezirkelten Wesen; die Anlagen selbst setzen Zusammenhalt des Volks und Gehorsam unter eine einsichtsvolle Macht voraus; es scheint daß 2200 v. Chr. der Begründer der Hiadynastie, Yu, auch für die Staatsordnung dadurch Epoche macht daß er zur Sicherung gegen Ueberschwemmungen wie zur Hebung der Cultur den großen Kaiserkanal baut und dazu die Kräfte des Volks in Dienst nimmt. Bis in dies Alterthum reicht kein überliefertes Gedicht hinauf. Wol aber sind einige Lob- und Opfergesänge aus der Dynastie Schang erhalten (1766—1123), und vornehmlich aus der Zeit der Dynastie Tscheu, die von 1123—221 regierte, und zwar aus der ersten Hälfte derselben hat Confucius die Volkslieder im Schiking gesammelt, und wir gewinnen aus ihnen ein reiches Bild des Lebens. Die Chinesen selbst sagen: „Was in der Seele lebt ist Gesinnung, und diese in Wort gekleidet heißt Gesang oder Gedicht"; und ein Sänger des Alterthums sagt dem Kaiser Schun wie ein anderer Orpheus: „Wenn ich den Stein meines Instruments King berühre, herrscht Harmonie unter den Geistern und unter den Thieren."

Noch finden wir Nachklänge altpatriarchalischer Verhältnisse,

wenn des Heerdenreichthums gedacht wird, der später in China verschwindet; zugleich sehen wir wie kunstvolle Wasserbäche die Besitzthümer umgrenzen, wie die Erde zu Wänden der Häuser festgestampft wird, wie die Männer auf die Jagd und den Fischfang ziehen, während die Frauen der Seidenraupe warten. Dann aber werden die Verhältnisse unter der Tschendynastie feudalistisch. In der Mitte des Reichs liegt die kaiserliche Domäne, daran reihen sich die Güter der Unterkönige, der ihm zu Dienst verpflichteten Vasallenfürsten. Das Reich drohte um 700 in kleine Staaten zu zerbröckeln, indem namentlich die Grenzländer sich in Krieg und Frieden erweiterten und mächtiger wurden.

Lyrisch als unmittelbarer Erguß einer Empfindung gewinnt die chinesische Volkspoesie durch die verständige Sinnesweise einen Anflug von Lehrhaftigkeit und durch den Ausgang von Naturbildern einen Zug zum Beschreibenden und Beschaulichen. Das Grundgefühl, das sie beseelt, ist die Pietät; das sanft sich Hingebende, das Rührende überwiegt bei weitem das Energische, Thatlustige, ein heiteres Behagen wechselt mit klagender Empfindsamkeit.

In Bezug auf das Familienleben finden wir zunächst reizende Liebeslieder. Da heißt es:

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge steht,
Um den sich eine Blütenranke windet.
Wie lieblich sich füget, wie schön es ergeht,
Wenn Schönes mit Edlem sich findet und bindet!

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge ragt,
Um den sich eine junge Ranke schlinget.
Wie hold es ergötzet, wie schön es behagt,
Wo Hoheit zu fesseln der Anmuth gelinget.

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge sprießt,
Um den sich eine zarte Winde schmieget.
O Seligkeit die ihr Verbundenen genießt
Von schmeichelnden Lüften des Glückes gewieget.

Der Pfirsichbaum in seiner Blüte ist das Bild der Braut, mit seiner Frucht das Bild der Gattin. Freiwerber und Freiwerberin wandeln hin und her, aber auch heimliche Botschaft wird gesandt, mädchenhafte Blödigkeit und Sprödigkeit finden ihren Gegensatz in der Dringlichkeit der Liebeverlangenden:

Alle Pflaumen ſind vom Baum gefallen
Und daran ſind nur noch ſieben;
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,
Mög' er's nicht verſchieben.

Alle Pflaumen ſind vom Baum gefallen,
Nur noch drei ſind dran geblieben;
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,
Sei er angetrieben.

Alle Pflaumen ſind vom Baum gefallen,
Wer wird in den Korb ſie ſchieben?
Wer mich frei'n will von den Freiern allen
Laß es ſich belieben!

Inniger und ſinniger ſeufzt die Sehnſucht in einem andern Liede:

Die Waſſerlilie wächſt im See,
Sie ſteht in Blüte;
Um einen ſchönen Mann iſt weh
Mir im Gemüthe.

Oder wenn die Gattin des Brautgrußes gedenkt, wie da mit weicher Stimme der Bräutigam ſie unter ſeinem Thor willkommen hieß und mit mildem Blick ihr den Hochzeitsbecher reichte; aber ſie iſt ihm nicht gleich geworden und ihre Ehrerbietung findet jetzt eine kalte Höflichkeit.

Tiefer fühlt's mein Herz als deines;
Von dem Becher Hochzeitsweines
Trankeſt du den obern Schaum nur
Und dein Lieben iſt verſchäumt.
Doch ich trank das auf dem Grunde,
Bittern Wehſchmack mir im Munde,
Und ich klage leis im Traum dir
Daß ich's anders mir geträumt.

Die Herrſcherſtellung des Mannes geſtattet ihm mehrere Frauen, geſtattet ihm eine leichte Scheidung; der Schmerz der Zurückgeſetzten oder Verſtoßenen ſpricht ſich um ſo rührender aus, wenn er nicht haßt und grollt, ſondern die Liebe bewahrt. So heißt es:

Für den Winter Süßigkeiten,
Früchte hatt' ich eingemacht;
Andres wollt' ich mehr bereiten,
Aber du mit Unbedacht

Haſt mich aus dem Haus geſtoßen
Eh mein Süßes du genoſſen.

Eine andre freiſt du heute,
Deren Blüte dich entzückt;
Flüchtig iſt der Lenz der Bräute;
Wenn nun her der Winter rückt,
Wirſt du nicht — wer kann es wiſſen? —
Meine ſüßen Früchte miſſen?

Oder ſchwermüthiger:

Warum ſagſt du bitter ſei die Pflanze Tu,
Weil die Pflanze Tſi dir ſüßer ſcheinet?
Eine andre nun ſtatt meiner freieſt du;
Alſo lachet heut die morgen weinet.

Wo ſich Kiang der Fluß vermählt dem Fluſſe Wei
Werden ihrer beiden Waſſer trübe;
Aber eure Eintracht ungetrübet ſei,
Ob mein Jammer auch das Grab mir grübe.

Wol vermiſſen wird mich meine Nachbarſchaft,
Wenn du auch nicht miſſeſt mich im Hauſe;
Und ich fehle dir vielleicht in Noth und Haft,
Wenn ich dir nicht fehle bei dem Schmauſe.

In andern Liedern wird die Majeſtät des Kaiſers gefeiert. Er iſt der Mittelpunkt der Welt, darum trägt er als Opferprieſter ein himmelblaues ſternbeſetztes Gewand, daran auf der linken Seite der Mond, auf der rechten die Sonne von Gold geſtickt iſt, und eingewirkt auf der Mütze des Hauptes iſt die Erde mit Gras und Baum.

Wie ſollten nicht wachſen Baum und Gras
Und welternährende Aehren
Vom Jahresopfer des Kaiſers, das
Umwallen die himmliſchen Sphären!

Die Diener des Kaiſers tragen ein Lamm- und ein Pardelfell, weil ſie im Krieg und Frieden wirken ſollen; doch ihn ſelber —

Reines Lammfell hüllt ihn ein,
Ganz ein tiefer heil'ger Frieden.

Er dringt zum Höchſten und Tiefſten, wie der Adler ſich zum Himmel ſchwingt und der Walfiſch auf den Grund des Meers taucht. Er iſt der Pelikan des Reichs (deſſen neun

Provinzen von vier Abtheilungen des Meers umſpült werden); er ruft und es herrſcht rege Luſt, er ruft wieder und alles ſchweigt in Ehrfurcht.

Mitten auf neun Inſeln in vier Meeren
Ruft der Kaiſer Pelikan;
Alle die in Land und See verkehren
Fangen ſich zu freuen an.
Fiſche die in Fluten hüpfen,
Vögel die durch Zweige ſchlüpfen,
Und der Baum im Sonnenſchein:
Ihm zu Füßen liegen Blätter,
Neue blühn im Frühlingswetter,
Und im Schachte wachſen Gold und Stein.

Mitten auf neun Inſeln in vier Meeren
Ruft der Kaiſer Pelikan;
Seine Stimme füllt des Himmels Leeren,
Füllet ſie mit Freuden an.
Fiſche tief im Grunde ſchweigen,
Vögel ruhen auf den Zweigen,
Auf dem Baum der Sonne Schein;
In den Wipfeln neue Schoſſen
An den Wurzeln neue Sproſſen,
Und im Schachte reift der Edelſtein.

Die Jagdlieder ſind eigentlich trocken und die Kriegslieder haben kein Feuer. Nach alter Sitte ward dem Neugeborenen Pfeil und Bogen geſchenkt, denn ob er ſpäter den Pflug oder die Feder führte, er wäre kein rechter Mann fürs Vaterland ohne die Waffen. Aber wenn die Männer dem Feind auch tapfer ſtehen, ſie ſind doch lieber zu Hauſe. Der Grenzwächter auf dem Felſen ſchlägt muthig das eherne Becken, aber ſein Auge ſchweift von der Bergeshöhe in die Ferne wo die Gattin einſam weilt, und der Sohn gedenkt der alten Aeltern, die vielleicht kein Brot haben, da er nicht für ſie arbeiten kann. „Wir ſind nicht Tiger noch Rhinoceroſſe, warum müſſen wir in der Wüſte einherziehen?“ murren die Soldaten, die lieber ihr Feld im Frieden bauen.

Die Trinklieder zeigen auch faſt mehr die Herrſchaft des Ceremoniells und der ſteifen Etikette als die Freudigkeit des erregten Sinns. Der Wein mit ſeiner die Phantaſie beflügelnden Macht ward auf beſondere Feſte beſchränkt, ja wiederholt verboten und die Rebe ausgerottet; aus gegorenem Reiswaſſer wird ein Getränk bereitet, das zwiſchen Wein und Bier in der Mitte

ſteht. Ein friſcher Hauch weht in einem Geſang, der mit folgenden Strophen endet:

Das Waſſer das friſche
Das trinken die Fiſche,
Die Barben, die Schmerle;
Ihr rührigen Kerle
Bei Tiſche
Nun ſchlürfet vom Weine die Perle.

Das Waſſer das friſche
Das trinken die Fiſche,
Die Schleien, Forellen;
Wir freien Geſellen
Bei Tiſche
Verſchlingen vom Weine die Wellen.

Allein viel gewöhnlicher iſt der Refrain:

Trinkt, jedoch mit Wohlbedacht,
Und in Acht ſei Maß und Ziel genommen.

Und ſieht man nicht die Zöpflein taktmäßig wackeln, wenn es heißt:

An den Blumen glänzt der Thau,
Laßt uns ſchwärmen beim vertrauten Schmauſe;
Aber nehmt in Acht genau
Sitt' und Anſtand auch im Freundeshauſe.

In des Thaues ſtiller Zier
Schimmert jedes Blatt des Weidenhages;
Alle weiſen Männer hier
Kennen die Geſetze des Gelages.

An dem Baume Tong die Frucht
Y) genannt wächſt zierlich reihenweiſe;
Feine Männer reich an Zucht
Halten ihre Luſt im rechten Gleiſe.

Ein Vergnügen beim Mahl iſt daß man ſich im Pfeilſchießen verſucht ob man das Ziel noch treffen kann; wer ins Leere ſchießt, muß ein Glas leeren. Moraliſirend ſchließt ein anderes Lied:

Ein jeder Tag kann ſein der Tag
Der Trennung und des Unterganges;
Drum freuet euch ſo lang es mag
Gefreuet ſein, des Weins und Saitenklanges.

An Freundesanblick euch erfreut,
Und ohne heut auf morgen euch zu grämen,
Doch so daß morgen an das heut
Ihr denken könnet ohn' euch deß zu schämen.

Auch für die Religion der Chinesen sind die Volkslieder der alten Zeit das schönste Zeugniß. Wir finden zwar keinen begeisterten Hymnenschwung, aber Klarheit und Innigkeit der Betrachtung und des Gefühls, und eine feierliche Größe gerade da wo der Dichter im Geschicke des Reichs das Walten einer sittlichen Weltordnung darlegt. Ein Opferlied feiert den höchsten Herrn, den Himmel, als den Lebensspender:

Der Geist des Himmels, der in diesen Lüften
Den Lebensodem angeschüret hat,
Der Geist des Himmels, den in Erdengrüften
Das todte Samenkorn gespüret hat
Und lebend sich gerühret hat,
Der Himmelsgeist mit Segen
Ist wehend hier zugegen;
Bestreuet ihm die Glut mit Düften.

Der Gedanke an den Allsehenden, Allbewachenden mahnt den Menschen so zu handeln daß er ihn nicht zu scheuen braucht. So heißt es einmal:

Der Himmel schaut in deinem Sinn,
Sein Weg ist über deinen Wegen;
Wohin du gehst da geht er hin
Und tritt dir überall entgegen.
Drum laß nicht deines Herzens Lust
Dich lenken ab von seinem Lichte,
Und wiss' in allem was du thust
Du thust's vor seinem Angesichte.

Und ein ander mal:

Gib Acht, gib Acht, der Himmel wacht,
Er wacht mit Macht und nimmt in Acht.
O sag nicht er sei fern und hoch,
Er ist so nah, so nah uns doch,
Er hält von allen Seiten uns umfangen
Und nirgends ist ihm unser Thun entgangen.

Leicht lenkt der Himmel die Welt. Wenn der Herrscher tüchtig ist und das Volk gut regiert, segnet der Himmel das Reich. Aber wenn der Kaiser des Volks Stimme und Wohl

nicht achtet, ſo kommen die Strafgerichte des Himmels. Die eingeriſſene Verderbniß wird zerſtört, er zieht die Hand ab von dem Ungerechten und erhöht einen andern, einen Würdigen. Das Gericht Gottes laſtet auf allen, denn keiner iſt in den ſchlechten Zeiten was er ſoll, darum darf keiner mit ſeinem Unglück rechten. Der edle Weng-Wang hält umſonſt dem Hauſe Schang einen Spiegel vor; er ſeufzt:

Ja dem Staate
Kommt vom Himmel die geſetzte Zeit,
Denn der König zieht nicht mehr zu Rathe
Die Geſchichte der Vergangenheit.
Nicht mehr will er im Geleit
Heiliger, von allen
Anerkannter Satzung wallen;
Ja der Himmel will ihn laſſen fallen.

Das Haus Weng-Wang's kam auf den Thron (1050 v. Chr.), aber bald mahnt der Sänger daſſelbe an das Los der Vorgänger:

O wie furchtbar, wie erhaben ſchreitet
Das Gericht des höchſten Himmelsherrn
Ueber'n Kreis der Welten, und verbreitet
Wo es auftritt Schrecken nah und fern.
Herrlich hebt als wie ein Stern
Hier ſich auf ſein Winken
Ein Geſchlecht um hoch zu blinken
Und dann plötzlich wie ein Stern zu ſinken.

Weng-Wang's unmündiger Sohn Tſching-Wang hatte in ſeinem edeln Oheim einen trefflichen Vormund, von dem er die Mahnung erhielt:

So lang das Haus von Schang mit Kraft und Milde
Die Völker unter ſeiner Hand beglückt,
So lang hat ihm gedient die Huld zum Schilde
Des Höchſten, der es mit der Macht geſchmückt.
Das Haus von Schang dient dem von Tſchin zum Bilde,
Das nun die Frucht aus ſeinem Falle pflückt;
So lang wird es die Frucht in Händen halten
Als mit ihm wird des Himmels Einklang walten.

Drum zittre vor dem leicht erregten Grimme
Des Himmels, der ſich leicht verſöhnet nicht;
Thu' alles Gute, meide jedes Schlimme,
Und wirke das wovon man Gutes ſpricht.

Der Himmel hat zu reden keine Stimme
Und zeigt ſich dir mit keinem Angeſicht,
Allein du ſiehſt und hörſt wie er gerichtet
Und weißt wodurch Weng-Wang die Welt verpflichtet.

Weil er dem Himmel an Klarheit und Milde gleich war, hat die Erde ihm gehuldigt; nach dem Tode iſt er zum Himmel eingegangen und der Genius des Reichs geworden. Der Unſterblichkeitsglaube, die Ahnenverehrung knüpft ſich hier an.

Im Himmel wohnt Weng-Wang von Glanz umgeben,
Deß Tugend einſt den Weg zum Throne fand.
Mag er hinauf-, mag er herunterſchweben,
Er ſteht zur rechten und zur linken Hand
Des höchſten Herrn der Welten, der im Leben
Das Haupt ihm mit dem höchſten Schmuck umwand,
Und nun ihn hat zum Schutzgeiſt auserſehen
Dem Reich, das er gegründet, vorzuſtehen.

Und in ſolchem Sinne betet der jugendliche Tſching-Wang:

Des Himmels Leitung iſt verborgen,
Sein Rath iſt hoch und wunderbar;
Weng-Wang entrückt den ird'ſchen Sorgen
Vom Himmel nieder blickt er klar;
Er blick' an jedem Morgen
Ins Herz mir immerdar.

O daß des Ahnherrn Gunſt mir bliebe,
Daß mir ſein Beiſpiel leuchte vor,
Daß ſeine Weisheit, ſeine Liebe
Nicht unter mir ſein Reich verlor;
O daß durch mich es triebe
Zu hohem Flor empor!

Ein Lied deutet den Ahnencultus: Man opfert ihnen, nicht als ob ſie Speiſe genöſſen, ſondern um ſie gleich den Lebenden zu ehren; ein unſchuldiger Knabe vertritt die Stelle des Ahnherrn, weil im Himmel die Schuld hinweggenommen iſt und ſtatt des Alters ewige Jugend die Geſtalt umkleidet.

Auch in jenen alten Zeiten liegt das Ideal in der Vergangenheit und hören wir mehr von Volksklage als von Volksjubel. Die Sänger denken nach über das Sinken des Reichs.

Größer wird der Kopf am Schafe
Durch des Leibes Magerkeit;
Mich erſchreckt das Bild im Schlafe
Von der arg entſtellten Zeit.

Ein Sänger fühlt (vor 2500 Jahren), wie doch das Chineſenthum bereits innerlich erſtorben ſei, und mit wunderbar ernſtem Ton klingt ſeine mahnende Stimme:

Herrlich iſt es wol zu ſchauen
Wie wir unſern Ahnen bauen
Schöne Grabdenkmale;
Sorglich auch bewahren wir
Kunſt und Wiſſenſchaftenzier
Gleich des Himmels Strahle.

Alles haben wir erſpäht,
Auch zur tiefſten Tiefe geht
Unſers Geiſtes Forſchen;
Dennoch iſt uns angeſagt
Daß dem Reich ein Morgen tagt
Wo es wird vermorſchen.

Denn an innerem Gehalt,
An des Geiſtes Urgewalt
Fehlt es unſerm Können;
Wie der Haſ' auch zierlich ſpringt,
Endlich es dem Hund gelingt
Nieder ihn zu rennen.

Und ein anderer ſagt:

Ich lieg' in ſchwerem Traume
Von nichts als Fahr und Noth.
Ich ſchweb' auf einem Baume
Der ſtets zu brechen droht;
Und unten ringsum wachen
Mit aufgeſperrtem Rachen
Die Tiger und die Drachen,
Und wenn ich falle fall' ich in den Tod.

O könnt' ich doch erwachen
Als wie aus einem Traum aus dieſer Zeiten Noth!

Ein anderer fragt:

Iſt nicht der Himmel hoch? warum
Kann man gedrückten Haupts nur drunter ſtehen?
Die Erde feſt nicht um und um?
Doch kann man nur mit Zittern drüber gehen.

Der Grund iſt weil eine Schlangenbrut im Palaſt wohnt, der harmloſe Fiſch im Teich aber ſich ducken muß wie ein Uebelthäter; der Grund iſt weil Weiber und Verſchnittene herrſchen.

Einmal rafft der Manneszorn ſich kräftig auf, und der Mißhandelte, Verſtümmelte flucht:

Der ſein Zungenſchwert gewetzet
Und zu Tod mich hat gehetzet,
Gebet ihn den ſcharfen Tatzen
Aller Leu'n und Tigerkatzen!

Wenn die Tiger und die Leuen
Sich ihn anzugreifen ſcheuen,
Bringet ihn hinauf nach Norden,
Gebt ihn den Barbarenhorden!

Wenn die nordiſchen Barbaren
Selber ihm das Leben ſparen,
Gebet ihn dem Himmel hin
Ihm zu thun nach meinem Sinn!

Ich, Meng-Tſee, der dieſes Lied geſungen,
Bin, ein Opfer von Verleumderzungen,
Im Palaſt des Kaiſers ein Eunuch.
Gebet ihm, dem es gelungen
Mich dazu zu machen, euern Fluch!

In milderer Sehnſucht nach der guten alten Zeit beginnt und ſchließt ein beſonders ſchönes Lied:

Glockenſpiele ſind im Gang,
Hoai der Fluß ergießt die Wellen;
In der Feſtluſt Ueberſchwang
Muß mein Herz ein Kummer ſchwellen;
Weiſer Alten muß ich denken,
Daß ſie ſtarben muß mich kränken.

Munter tönt das Glockenſpiel
Und in ſeinen Klang ſich miſchen
Neuer Inſtrumente viel
Neue Sinne zu erfriſchen;
Aber alte Königslieder
Tönen mir im Herzen wieder.

Die Abweſenheit der Volks- und Heldenſage würde uns auffallen, wenn wir nicht wüßten daß der Chineſe ſich an das Gegebene hält, nicht aber nach Ideen und Erfahrungen ſeine Phantaſie ein Neues, ein Idealbild ſchaffen läßt. Es fehlt die Mythologie, die Perſonificirung beſonderer Mächte der Natur und des Geiſtes und die Schilderung ihres Waltens in einer Geſchichte; es war kein Göttermythus vorhanden, der Naturereigniſſe in die Form menſchlich-perſönlicher That erhoben hatte,

ſo konnte er auch nicht auf Menſchen, deren Leben an ihn anklang, niederſchlagen und ſie zu ſeinen Trägern im Epos nehmen.

Eine Ausnahme macht ſcheinbar ein Preisgeſang auf Hiu, der 2250 v. Chr. den Ackerbau ſtiftete. Seine kinderloſe Mutter, heißt es, habe die Stirn an dem Stein gerieben, auf dem der Herr der Welt gegangen und ſein Fußmal zurückgelaſſen, und zu ihm um Nachkommenſchaft gefleht. Da habe ſie durch ſeine unmittelbare Macht ſich Mutter gefühlt, bald ſchmerzlos einen Sohn geboren, auf den Befehl des Herrn ihn aber auf dem Weg der Rinder ausgeſetzt. Doch die Rinder ſchonten ihn, deſſen Pflug ſie einſt ziehen ſollten, Tauben bauten ihm eine Laube gegen die Sonne, er pflanzte Kräuter, das Volk ſtrömte zu ihm, er lehrte es den Ackerbau. China weiß nichts von einem Wandeln des Himmels in Menſchengeſtalt auf Erden. Die chineſiſchen Commentatoren ſelbſt erklären das Gedicht für untergeſchoben. Wir wiſſen, daß der Buddhismus mit der ſagenreichen Geſchichte ſeines Stifters ſich im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung vorbereitete; danach iſt das Bild ebenſo gemacht wie die Legende von Lao-tſe, die ſeine Anhänger nach dem indiſchen Vorbild zuſammenſetzten.

Echt chineſiſch dagegen iſt ein Kranz lyriſch gehaltener Balladen. Wir hören den Klagegeſang Swen-Kiang's, als der alte König Swen-Kong ſie zum Weibe nahm, ſtatt ſie ſeinem Sohn Ki zu geben, für den er um ſie geworben hatte. Die Gärten prangen, das Feſt iſt herrlich, aber der Mann, der Mann iſt alt, das Bett, das Bett iſt kalt! In das Netz das ſie geſtellt, iſt ſtatt des jungen Fiſches ein grauer Gänſerich gegangen. Dann redet der Sänger den alten König an, wie übel es ihm ergangen; er müſſe ſich ſagen, daß ſein Weib ſeinen Sohn liebe, er habe dieſen verbannen müſſen, von der jungen Königin ſei ihm ein zweiter Sohn geboren, das werde zu Zwietracht führen. In dunkler Ahnung bangt die Königin dann um beide, als auch ihr Kind herangewachſen iſt. Ki iſt wieder zu Hauſe, aber der eiferſüchtige Vater ſendet ihn auf eine Fahrt aus, und dingt Meuchelmörder gegen ihn; die Königin ſagt das dem eigenen Kinde, Schiu, und der im Kleide des Bruders eilt vor ihm auf die Heide, ſtellt ſich dem Mörder und fällt. Aber Ki mag den Bruder nicht überleben und ſo liegen ſie zuſammen beide.

Schon um das Jahr 1000 v. Chr. begann man in China die beſten Gedichte zu ſammeln; es war Confucius der aus 3000

die 331 ausgezeichnetſten auswählte und im Schi-king vereinigte, der, nachdem eine lateiniſche Ueberſetzung Lacharme's durch J. Mohl herausgegeben war, von Rückert und Cramer dem Deutſchen angeeignet ward.

Confucius, Kong-fu-tſü, d. h. der Doctor Kong, bildet den Mittelpunkt von Chinas Geiſtesleben. Dieſer edle und weiſe Mann war 551 v. Chr. im Vaſallenfürſtenthum Lu als der Sohn eines Mandarinen geboren. Durch Talent und Fleiß erwarb er ſich ein ausgezeichnetes Wiſſen und Anſehen, mehrmals ſtieg er im Vaterland und in benachbarten Provinzen zu hohen Würden empor, um ſich wieder mit ſeinem reinen Wollen und idealen Streben vor neidiſchen und gemeinen Gegnern zurückzuziehen und in der Stille, als armer Greis einherwandernd, das Volk zu lehren, und ſeinen Schülern die Sendung zu überlaſſen daß ſeine Worte von ihnen verbreitet, ein Gemeingut des Reichs, das Licht und Geſetz der Folgezeit wurden. Ein echter Chineſe knüpfte er an die Vergangenheit, und nannte die alten Weiſen ſeine Lehrer. Er ſammelte die ſchönſten Lieder, und gab als Grundlage der Philoſophie das Y-king, das Buch der Wandelungen heraus, in welchem die ſchon oben erwähnten ſymboliſchen Zeichen, die man Fohi zuſchrieb, vom großen Kaiſer Weng-Wang erläutert waren, aber in räthſelhaften ſinnſchweren Sprüchen, die Kong wieder zu deuten ſuchte. Endlich ſtellte er aus den Reichsannalen den Schuking zuſammen, eine Geſchichte als Fürſtenſpiegel, indem er Tugenden und Fehler der Herrſcher mit ihren Folgen erzählt und die ſittlichen und politiſchen Lehren daraus zieht. Eine andere der alten Reichsſchriften heißt Li-king, das Buch der Gebräuche; es gibt Regeln der guten Sitte, des Anſtandes, der Ceremonien; es hat zur Bildung des Nationalcharakters ſehr viel beigetragen, und die Lebensformen feſtgeſtellt, in die er hineingebannt iſt, die ſein Thun und Laſſen regeln.

Schon Weng-Wang hatte von einem Urhimmel geſprochen, der aller Weſen Quell und Band ſei; ein anderer alter Weiſe nannte die Einheit das Princip der Zahlen und das Ziel aller Weſen; die Schöpfung aller Weſen und ihre Verbindung in Raum und Zeit geſchieht nach dem Geſetz der Zahlen. Kong-futſü nahm dieſe Gedanken auf, ohne viel über die letzten Gründe zu forſchen; ſein Geiſt war auf das menſchliche Leben gerichtet, wie Sokrates rief er die Philoſophie vom Himmel auf die Erde: von dem niedrigen bis zum höchſten Menſchen gibt es eine gleiche

Pflicht für alle, die Selbstvervollkommnung, und ein gleiches Gebot, daß jeder so gegen die andern handele wie er will daß sie gegen ihn selbst handeln. Himmel und Erde sind Gegensätze, aber sie vereinen sich in ihrem Wirken, und alle Wesen werden aus dem Nichts ins Leben gerufen. Alle Menschen, Kinder der Erde, haben ein himmlisches Princip in Vernunft und Gewissen. Der Mensch steht in der Mitte und soll die rechte Mitte einhalten, in sich harmonisch sein, und er wird Harmonie verbreiten. Die natürliche Vernunft gebietet ihm den geraden Weg der Pflicht; das Gesetz der Pflicht gilt um sein selbst willen unbedingt und überall. Das sittliche Gesetz des höchsten Weisen ist zugleich in den Herzen aller Menschen zu finden, obwol die Sittlichkeit größer ist als die ganze Welt zu fassen vermag. Der Himmel ist die Vollkommenheit, ihr nachzustreben oder die Vervollkommnung ist das Gesetz des Menschen. Das Gewissen das den Unterschied von gut und böse offenbart, die Menschlichkeit (das Wohlwollen) und die Seelenstärke sind die drei Grundkräfte des Menschen, Entfaltungen seiner himmlischen Urkraft. Ein Reich der Menschlichkeit, hergestellt durch die Leitung eines möglichst vollkommenen Kaisers mit Hülfe der weisesten und tugendhaftesten Männer, das ist der Begriff, den Kong vom Staate faßt. Der rechte Weg, sagt er, hält sich von den Extremen fern; wenn die Mitte und die Harmonie vollkommen sind, dann sind Himmel und Erde in ungetrübter Seligkeit, und alle Wesen genießen ihrer vollen Entwickelung. Die Weisheit bringt Freude klar wie ein reiner Quell, die Tugend bringt Seligkeit fest wie ein Gebirge.

Kong war also mehr der Sammler und Vollender der alten als der Begründer einer neuen Cultur; die Vervollkommnung war weniger der Fortschritt zu neuen höhern Zielen als die treue Bewahrung des Ueberlieferten, dem der Mensch seine Individualität gemäß machen sollte. Der gesunde Menschenverstand und eine naturgemäße sittliche Lebensansicht sind von ihm classisch ausgeprägt; das Leben des Menschen soll harmonisch in sich und in Uebereinstimmung mit der Natur geordnet sein. Ein Nachfolger Kong's, Men-tsö, sagt: „Wer seine eigene Natur und die der Dinge erkennt der erkennt was der Himmel ist; denn der Himmel ist eben das innere Wesen und die Lebenskraft aller Dinge."

Confucius kam einmal, nachdem er einen Sturz im Staatsleben erfahren hatte, zu dem einsiedlerischen Weisen Lao-tse, sich

mit ihm über die alten Gebräuche zu beſprechen; der ermahnte ihn die Todten ruhen zu laſſen, bei denen das Vollkommene noch nicht ſei, und verwies ihm ſein ehrgeiziges Streben, das ihn nicht zum Frieden kommen laſſe. Confucius erkannte die Ueberlegenheit dieſes Geiſtes an, wenn er ſeinen Schülern ſagte: „das Wild verfolge ich mit meinen Pfeilen, den Fiſch mit dem Hamen, aber dieſen Drachen kann ich nicht erreichen, wenn er ſich in die Lüfte erhebt.“ Die Weisheit des Confucius hielt ſich an die gegenwärtige Welt und das ihr Nützliche; ſie bezog alles auf den Staat; ſein tiefſinniger Zeitgenoſſe hatte durch die Abkehr von der Welt und ihrem Schein im Unendlichen und Ewigen Ruhe gefunden und ſich zur Anſchauung des überſinnlichen Grundes der Dinge erhoben. Durch Stanislaus Julien und neuerdings durch Reinhold von Plänkner iſt uns die wunderbare Schrift des Lao-tſe, Tao-te-king, das Buch des Wegs und der Wahrheit, zugänglich geworden. Pauthier und Wuttke wollen es auf indiſche Quellen zurückführen, aber es trägt ein original-chineſiſches Gepräge, und die Aehnlichkeit mit den Upaniſchaden und Buddha's Lehre iſt nicht größer als mit chriſtlich-mittelalterlichen oder muhammedaniſchen Myſtikern. Das Chineſenthum würde eines menſchheitlichen Grundzugs entbehren, würde nicht das eigenthümliche Gegenbild unſerer abendländiſchen Entwickelung ſein, wenn ihm dieſe Vertiefung fehlte.

Das Tao iſt das Namenloſe, Leere, Unbeſtimmte, aber als die Mutter und der Urquell alles Seins und Lebens. Ihr betrachtet es und ſeht es nicht, man nennt es farblos; ihr vernehmt es und hört es nicht, man nennt es lautlos; ihr wollt es faſſen und berührt es nicht, man nennt es körperlos. Es iſt die dunkle Tiefe, aber die Bilder der Dinge wogen in ihm; es iſt geiſtige Weſenheit, aber in ihm liegt das untrügliche Zeugniß für alles. Wer den Urſprung erkennt der hält den Faden des Tao. Es iſt die ſchaffende Kraft in der Natur, die reine allgemeine Weſenheit aller Dinge, die Vernunft im Menſchen, das Ewige; Tao ſchauen iſt das ewige Leben. Es gibt dem Himmel ſeine Klarheit, der Erde ihre Fruchtbarkeit, dem Geiſte ſeine Weisheit. Wer mit ihm eins geworden dem löſt ſich Zweifel und Verwirrung. Es war vor Himmel und Erde, es iſt unwandelbar; alles geht aus ihm hervor und kehrt zu ihm zurück wie die Flüſſe zum Meer; es iſt der Geiſteshauch der Harmonie, der alles

durchdringt. (Es ist das Reich der Mütter, könnte man mit Goethe's Faust sagen.)

Tao heißt Weg, damit die Weise der Bewegung, die Weltordnung; es heißt ebenso Thor, Tao-Lehre also, mit Schelling zu reden, die Lehre von der großen Pforte in das Sein, von dem Nichtseienden, Seinkönnenden, durch das alles endliche Sein in die Wirklichkeit eingeht. Die große Kunst oder Weisheit des Lebens ist eben dieses lautere Können, das ein Nichts und doch zugleich alles ist, zu bewahren. Das Tao, heißt es, bringt die Wesen hervor, nährt sie, läßt sie wachsen, reift und erhält sie. Es bringt sie hervor und macht sie sich nicht zu eigen; es macht sie zu dem was sie sind und rühmt sich dessen nicht; es waltet über ihnen und läßt sie frei sein: das ist der Tugend Tiefe! Es ist das Kleine, denn es ruht in sich ohne Verlangen; es ist das Große, denn es befaßt alles in sich. Es geht nicht handelnd aus sich heraus und ist doch der Urgrund aller Dinge und macht doch alles. Es ist das Eine, das über allem Gegensatz steht; erst im Unterschied tritt das bestimmte Sein hervor, erst durch das Gute erkennen wir das Böse, und es gibt kein Oben ohne ein Unten. Aber wie das Tao das Eine ist, so ist der Himmel rein, die Erde fest, der Geist vernünftig, weil sie der Einheit theilhaftig sind.

Zu dieser Einheit und ihrer Ruhe soll der Weise sich erheben, damit wendet er sich dem Ursprung seines Wesens zu und gewinnt den Frieden; denn zu seinem Ursprung zurückkommen das heißt eigentlich leben und beständig sein. Der Weise will nicht handelnd aus sich herausgehen, in schweigender Gelassenheit läßt er den Dingen ihren Lauf ohne sie sich anzueignen, er überwindet die Begierden, die das Gemüth beunruhigen und aufs Endliche richten; Klarheit des Kopfes und Reinheit des Herzens führen zum Tao. Mäßigung ist das erste um dem Himmel zu dienen. Hier erkennen wir die chinesische Scheu vor allem Gewaltigen, aus Furcht vor dem Extrem meidet man lieber das Große und bewahrt die Mitte. Wer sich auf den Fußspitzen in die Höhe reckt wird nicht aufrecht stehen können; wer sich stolz über andere erhebt wird nicht gerade und vortrefflich handeln. Der Weise fürchtet Ruhm und Schande, er will nicht hoch angesehen sein um dem Neid und Streit zu entrinnen, Kostbarkeiten nicht besitzen damit er die Diebe nicht anlocke. Der Weg des Himmels erniedrigt das Hohe und erhöht das Niedrige, er nimmt

das Ueberflüſſige und gibt es dem Dürftigen. Alte Taogelehrte ſahen im Fortſchritt der Erkenntniß kein Heil für das Volk und möchten ihm lieber das Glück der Unwiſſenheit bewahren; denn Lernen bringt Sorgen und je mehr Geſetze deſto mehr Uebertreter. Sie wollten wie Rouſſeau die Rückkehr zum Naturzuſtand, ja ſie möchten die Schrift wieder abſchaffen. Lao-tſe will das Volk durch Aufklärung und gutes Beiſpiel leiten. Der Weiſe ſagt nach ihm: ich enthalte mich der Beſitzergreifung und das Volk bereichert ſich von ſelbſt; ich entledige mich der Begierden und das Volk kommt von ſelbſt zur Einfachheit zurück. Wenn ihr die Weltklugheit aufgebt, wird das Volk glücklich werden. Wenn Kaiſer und Beamte das Tao bewahren, dann werden die Völker freiwillig ihnen dienen, Himmel und Erde werden ſüßen Thau ſpenden, und die Völker werden ohne Zwang in Frieden leben. Wenn man das Nichtmaterielle, den Geiſt ausbildet, ſo wird das Volk von ſelbſt gut und brav. Wer die Herzen der Menſchen durch ſeine Tugend zur Tugend lenkt der beſchwichtigt am beſten ihre Klagen und Bekümmerniſſe. Der Weiſe kämpft nicht an gegen die Schickungen des Himmels, ſondern im Kampf gegen ſich ſelbſt ſucht er den Sieg; er will ſeine Lehren andern nicht aufdringen, ſondern ſie überzeugen. Lao-tſe will den Frieden; wo Heere weilen da wachſen Dornen und Diſteln; durch ſeine leidenſchaftsloſe Ruhe, ſein Nichthandeln ſoll der Weiſe das Vorbild der Gelaſſenheit ſein, dem das Volk nachfolgt. Der Weiſe iſt wohlthätig wie das Waſſer und ſtreitet nicht. Da finden wir denn die Ruheliebe des Orients, und Lao-tſe geht in ſeiner Gleichgültigkeit gegen das Beſondere ſo weit daß er ſagt: Himmel und Erde haben keine beſondere Zuneigung; wie dieſe ſo betrachtet der heilige Menſch jeden Menſchen als den ſtrohernen Opferhund (die Strohfigur die man ſtatt des Hundes opfert). Aber dann fordert er wieder die allgemeine Menſchenliebe; denn wer für ſich allein gut und edel iſt der ſorgt für das Heil eines Einzelnen, wer aber den Sinn für das Gute, Wahre, Schöne im ganzen Reiche verbreitet der gießt nach allen Seiten hin unendliches Heil aus und ſeine Tugend heißt vollkommen. Und ſo erwärmt uns ein Vorklang des Evangeliums in den ſchönen Sprüchen: „Was ihr der Welt thut das thut ſie euch wieder; der Weiſe rächt die Beleidigung durch Wohlthaten. — Warum iſt das Meer der König der Waſſer, alle an ſich ziehend? Weil es ſich ſelber niedriger hält als ſie. — Thut Gutes und rechnet nicht auf Lohn.“ —

Wie Lao-tse seinen Heiligen schildert das gemahnt an den stoischen Weisen: er redet die Wahrheit und bewegt sich beständig in Uebereinstimmung mit der Weltordnung. Wer beständig ist hat ein weites Herz, wer ein weites Herz hat ist gerecht, der Gerechte ist ein König, der König vereint sich dem Himmel, und wer sich dem Himmel vereint, der folgt dem Tao nach, der gewinnt es. Da wird das Stückwerk ganz und das Verbrauchte neu, der Mensch bewahrt die Einheit und ist das Vorbild der Welt. Der große Weg ist einer, aber die Menge liebt die vielen Pfade. Der Weise trägt die allgemeine Vernunft in sich: ohne aus seinem Hause zu gehen kennt er die Welt, ohne aus dem Fenster zu sehen entdeckt er die Wege des Himmels.

Wie Kong-fu-tsü und Lao-tse nicht sowol einen Anfang als einen Abschluß und eine Sammlung des chinesischen Denkens bilden, so wurden ihre Bücher wieder gleich heiligen Schriften die Autorität für ihre Schüler. Man legte ihre Sätze aus, suchte sie anzuwenden, aber nicht über sie hinaus neue Wahrheiten zu finden; die Philosophie ist Scholastik, Schulgelehrsamkeit und Schulgezänk. Im ersten Jahrhundert kam noch das Buddhistenthum hinzu, das mit der Taolehre viel Verwandtes hat. Der gewaltige Schio-hang-ti (213 v. Chr.), der die Einheit des Reichs herstellte und alle Gewalt in sich concentrirte, wollte nicht durch alte Ueberlieferungen gehemmt sein und verfolgte die Bücher; aber seine Nachfolger, die Dynastien Han (202 vor bis 220 n. Chr.) und Thang (618 bis 905) begünstigten wieder die Wissenschaften, und die Gelehrsamkeit der Mandarinen ward die Bedingung des Eintritts in höhere Aemter. Die drei Schulen befehdeten einander nicht blos indem jede das Ihrige vertheidigte, sondern überlegene Geister suchten auch eine Harmonie herzustellen. „Die drei Religionen sind eine" war das Wort eines Kaisers, und der größte Denker der spätern Zeit, Tschuhi († 1200) sagte: die wahre Erkenntniß besteht immer in der Welt. Er suchte die höchste Einheit, die Spitze, festzuhalten, die über dem Gegensatz steht und selbst unwandelbar die bewegenden Formen und Kräfte erzeugt. Das Eins ist die Urkraft, die mit dem Urstoff identisch ist, und sich zur Zweiheit, zu Himmel und Erde spaltet. Tschuhi's Scholastik, eine Versöhnung der ältern Lehren auf der Grundlage von Kong-fu-tsü, ist die Reichsphilosophie geworden. Der Mensch gilt ihr als gut von Natur; der Unterricht soll ihn über sich selbst aufklären; durch sein Handeln bedingt er sein Schicksal,

Glück und Segen folgen der Tugend. Die Weisheit aber ist keine eigene freie Geistesthat, sondern ein Lernen des vormals Gedachten, die Nachahmung des ehemals Geschehenen. In dem Schulbuch, das der ganzen Jugend das Wissenswürdigste beibringt, werden besonders auch die Beispiele von Wissensdurstigen aufgestellt, die sich einen Nagel ins Fleisch steckten um wach zu bleiben oder beim Licht eines Glühwurms studierten. Der Hund, heißt es, wacht bei Nacht, der Hahn hat sein Amt des Morgens; wie kann man ein Mensch heißen, wenn man nicht studiert? Der Seidenwurm spinnt Seide, die Biene erzeugt Honig; der Mensch ist weniger als diese Thiere, wenn er nicht studiert.

Das Ideal der chinesischen Erzählungen ist daher auch der Gelehrte, der über die Mitbewerber im dritten Staatsexamen den Sieg davonträgt; als armer junger Mann mit bestäubten Füßen kommt er in die Residenz, aber dann fährt er dahin in vergoldetem Wagen nach der Provinz die er regieren soll, umgeben von Dienern und Herolden, die sein Kommen verkündigen. Er führt seine Geliebte heim und zeigt seinen Scharfsinn in der glücklichen Entscheidung schwieriger Fälle, indem er mit aller Macht in alle Verhältnisse eingreift. Die Damen selbst ziehen den Mann vor aus dessen Pinsel die schönsten Drachen und Perlen hervorgehen; Drachen sind die Buchstaben und Perlen die poetischen Wendungen und Bilder. Die vierzig Akademiker selbst heißen die vierzig Pinsel, weil mit Pinseln die Buchstaben gemalt werden. Die freie Kunst der Poesie wird eine gebundene Rede, gebunden an die alten Ueberlieferungen und an die neuen Regeln einer akademischen Correctheit, wie sie besonders im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch die Dichter Tufu und Lethaipe festgestellt wurden. Da muß jetzt der Sinn stets mit dem Verse schließen und darf sich nicht der Gedanke aus einer Zeile in die andere hinüberschlingen; da soll nicht blos das Ende zweier Verse das Echo des Reimes haben, auch an bestimmten Stellen im Innern will man bestimmte Töne hören; dann sollen diese in umgekehrter Ordnung wiederkommen; die Bilder des einen Verses sollen denen des andern symmetrisch entsprechen. Statt der directen Ausdrücke herrschen die zierlichen Umschreibungen oder Metaphern, die aber stehend sind: Herbstwolken bedeuten Träume von Glück; der Widerschein des Mondes im Wasser ein unerreichbar Gut; Frühling Freude und Herbst Sorge; die Zeit der Pfirsichblüte die der Heirath; der Saal nach Morgen ist das Gemach der un-

verheiratheten Töchter, ein Morgengaſt danach der Schwiegerſohn; der Studirende ſitzt am Fenſter, ein Menſch unter dem Fenſter iſt alſo ein Student, und der Fenſtergenoſſe ein Mitſchüler. Die heiligen Berge als Sinnbilder des Erhabenen und Majeſtätiſchen, der Polarſtern als das Symbol der ruhigen Einheit, um die alles Verſchiedene ſich dreht, ſind ſtehende Gleichniſſe, die das alte und neue Dichten in China verknüpfen. Dieſe Kunſtpoeſie iſt ein gelehrtes Verſemachen; wie im Leben herrſcht hier die Convenienz, der Formelzwang, die ſteife Etikette.

Erfreulicher iſt die erzählende Literatur, die Proſadichtung der Novelle und des Romans. Ihr Ausgangspunkt ſcheint in den Erzählungen zu liegen die der Buddhismus aus Indien mitbrachte; es waren Fabeln und Parabeln zur Veranſchaulichung eines Gedankens, und die Moral, die Klugheitsregel und damit die lehrhafte und ſittliche Tendenz iſt das Herrſchende. Die Chineſen ſelbſt nahmen dazu die anekdotenhaften Begebenheiten aus dem Leben, in welchen der Gedanke, das Geſetz durch Thatſache und Erfolg ausgeprägt und bewieſen wird. So gibt es ein vielbeliebtes Buch der Belohnungen und Beſtrafungen, in welchem an Beiſpielen gezeigt wird wie die verdiente Vergeltung nicht ausbleibt. Da wird dem reichen Witwer der einzige Sohn geraubt; er kauft ſich ein ſchönes Weib, hört indeß bald von ihr daß ſie um ihren Gatten von Elend zu retten ihm in ſein Haus gefolgt ſei, aber nach dem Verlaſſenen in Trauer ſich ſehne. Er ſendet ſie edelmüthig mit einem Geldgeſchenk zurück. Wie ſie wieder daheim war ward ein Knabe dem zum Kauf angeboten der einen Sohn zu adoptiren wünſchte. Sie wollte dem Wohlthäter dadurch ihren Dank abſtatten, kaufte den Knaben und ſandte ihn — natürlich dem Vater, der ſofort den eigenen Sohn in ihm erkannte.

„Wenn Tugend und Laſter ihre Höhe erreicht haben, ſo müſſen ſie ihren Lohn erhalten, es fragt ſich nur ob früher oder ſpäter", dies Wort der alten Zeit erläutert eine neue Novelle (die geweihten Zimmer) dahin daß eine Handlung dem Ausleihen des Geldes gleiche, man bekomme es mit Zinſen wieder, und die ſeien um ſo größer je längere Zeit verfloſſen. Eine Erzählung aus dem Kreiſe der Anhänger von Lao-tſe hat die Sache vertieft und verinnerlicht; ihr Gegenſtand iſt allerdings eine Perſönlichkeit unter der Dynaſtie Ming im 16. Jahrhundert, indiſche religiöſe Vorſtellungen ſpielen hinein und ein Ausſpruch des Feuer-

geiſtes erinnert deutlich an ein Wort Chriſti, ſodaß das Ganze auch zum Beleg dienen kann wie allmählich die Chineſen doch Fremdes ſich aneignen. Jukong hatte früh als Gelehrter ſich ausgezeichnet, dann aber ſiebenmal vergeblich einen höhern Grad zu erlangen geſucht. Von fünf ſeiner Söhne verlor ſich der eine und die andern ſtarben, von vier Töchtern blieb nur eine am Leben; die Mutter weinte ſich blind. Mit angeſtrengter Arbeit verdiente Jukong das tägliche Brot; er lebte geſetzlich und verbrannte jedes Jahr dem Feuergeiſt des Herdes ein Gebet, das dieſer zum Himmel tragen ſollte. Eines Tages, als er mit den Seinen ſein bitteres Los beklagte, kam ein Fremder ihn zu tröſten. Während meines ganzen Lebens, ſagte Jukong, habe ich die Wiſſenſchaft gepflegt, die Tugend geübt, und keine Beförderung, ſondern nur Unglück davongetragen. Der Fremde aber erinnerte ihn daran wie ihn die Selbſtſucht und der Ehrgeiz bei ſeinen Studien beherrſcht habe, wie er im ſiegreichen Wettſtreit mit andern ſeine Eitelkeit befriedige und die Gegner durch bittere Worte kränke, wie er das Gute aus Gewohnheit, oder wo es geſehen werde, alſo um des Scheines willen thue, wie er zwar keine ſchlechte That begehe, aber wenn er eine ſchöne Frau erblicke, ſie mit den Augen verſchlinge, ſie begehre, und damit in ſeinem Herzen einen Ehebruch begehe. Um ſeiner ſündigen Gedanken willen treffe ihn die Strafe des Himmels. Wenn ihm auch die Liebe zum Guten Freude bereite, es fehle ihm an Geduld, an Beharrlichkeit. Er ſolle nach einer Ernte reiner und guter Gedanken ſtreben, und dann ſeine Pflicht thun in großen und kleinen Dingen, ob er einen Erfolg habe oder nicht. Dem ſuchte nun Jukong nachzukommen, er rang mit ſich ſelbſt und läuterte ſich innerlich und handelte freudig wie die Pflicht gebot. Er ward danach zum Erzieher für den Sohn des Miniſters berufen, erhielt bald die höchſte Gelehrtenwürde, und fand den verlorenen Sohn wieder, deſſen Kuß das Auge der Mutter heilte.

Erfindung und Compoſition ſind nicht das Bedeutendſte in den chineſiſchen Novellen. Selten wird eine Begebenheit ſo ſinnig und kunſtvoll durchgeführt wie in den Brüdern verſchiedenen Geſchlechts; einzelne glückliche Motive werden für ſich wol reizend dargeſtellt, wie wenn die Kinder zweier feindlichen Geſchwiſter ihr Bild nur im Spiegel des Waſſers erblicken, denn eine hohe Mauer trennt Gärten und Häuſer und iſt ſelbſt auf einer Brücke über den Teich geführt, aber in ſeiner ſtillen klaren Flut ſieht

man den Widerſchein der Pavillons, die auf beiden Seiten der Mauer an ſeinem Ufer ſtehen. Die Situation der auf ſolche Art erwachenden Liebe iſt ganz vortrefflich gezeichnet, aber im Fortgang kommen fremdartige Verwickelungen und ſeltſame Löſungen, und wenn der junge Mann am Ende neben der Geliebten auch noch ein anderes Mädchen heirathet, ſo iſt das freilich bei den Chineſen ein gewöhnliches Mittel zum Schluß zu gelangen, das aber unſer ſittliches Gefühl ebenſo unbefriedigt läßt, als es in äſthetiſcher Hinſicht kunſtlos iſt auf ſolche Art die Conflicte abzuſchwächen und ſich die Sache leicht zu machen. Den Mangel an Phantaſie erſetzen die chineſiſchen Erzähler indeß reichlich durch die Lebendigkeit, Treue, Feinheit und Fülle der Sittenſchilderung. Novellen und Romane ſind ein Daguerreotyp ihrer Lebenszuſtände, und zwar nicht in einer äußerlichen Beſchreibung, ſondern echt dichteriſch ſo daß ſie durch die Handlung ſelbſt vorgeführt werden, im Thun und Laſſen der Perſönlichkeiten zur Erſcheinung kommen. Wenn die Dinge auf uns mitunter einen komiſchen Eindruck machen, ſo vermiſſen wir freilich bei dem Erzähler den Humor, der lächelnd über ihnen ſchwebt; der Darſtellung iſt es trockener Ernſt mit allem ſteifen und kleinlichen Ceremoniell.

Unter den längern Erzählungen oder Romanen ſind durch A. Remuſat's Ueberſetzung die beiden Muhmen in Europa am bekannteſten geworden. Auch hier iſt die Erfindung dürftig. Der junge Herr verſchmäht die ihm beſtimmte Schöne, weil er eine andere für ſie hält. Sie wird darum aufs Land gethan, er macht nach beſtandenem Examen eine Reiſe und wird mit einigen Literaten bekannt, die in eine Dichterin verliebt ſind; auch ſein Herz erglüht für die Verfaſſerin der zierlichen Verſe, er wird von den Genoſſen bei ihr eingeführt, ſie iſt natürlich die ihm beſtimmte Braut. Ein ſinniger Volksglaube der Chineſen läßt den Mann im Mond bei der Geburt die füreinander beſtimmten Seelen mit einem unſichtbaren Silberfaden aneinander binden, und darum finden ſie einander trotz aller Hinderniſſe. Etwas Wunderbares wird eingeflochten, aber es iſt ziemlich gekünſtelt und abgeſchmackt. Als der Held nämlich auf der Reiſe zu Pferde iſt, bittet ihn ein ganz außer ſich gerathener Menſch um ſeine Reitpeitſche, weil ein Sternſeher ihm geſagt daß er durch dieſelbe ſein geſtohlenes Weib wiederfinden werde; der Held verlangt daß er ihm erſt eine Gerte ſchneide, der Mann ſteigt dazu auf einen Baum und ſieht von da ſeine Frau in einer verfallenen

Kapelle in den Händen der Räuber. Der Held beschließt einen Abstecher zu diesem Steuerseher zu machen und lernt unterwegs die Literaten und seine Braut kennen. Indeß ganz vortrefflich sind die Genrebilder der Examennoth, der Punschgelage, der Theevisiten, der sinnreichen Gespräche. — Viel reichere Verwickelungen, eine bunte Reihe von Abenteuern bietet ein anderer Roman, die glückliche Verbindung, den Davis ins Englische übersetzt hat. Der Vater des Helden ist hier ein freimüthiger Censor oder Wächter des Gesetzes, der um seiner Offenheit und Wahrheitsliebe willen im Gefängniß sitzt; sein edler Sohn rettet ihn indem er sich eines Bedrängten annimmt. Die dem Helden bestimmte Schöne wird von einem Wüstling umworben und diesem von dem Oheim versprochen; mit Geist, Witz, Standhaftigkeit widersteht sie den Anträgen; als sie entführt werden soll, trifft sie der Held, befreit sie; sie rettet ihn wieder von einer drohenden Vergiftung. Neue Intriguen und Gefahren weiß er zu bestehen, auch der verbannte Vater der Geliebten wird zurückberufen, und das Ganze zeigt wie Rechtschaffenheit, Klugheit, Muth im Verein endlich doch zum Siege kommen.

Auch an einigen historischen Romanen fehlt es nicht. In den Rebellen von Chinaingan spielen die Seeräuber eine Rolle. Besonders beliebt ist Sankuetschi, die Geschichte der drei Reiche von Scho, Wei und Wu 168—265 n. Chr. Das Historische wird hier durch romantische Züge, durch Liebesgeschichten und abenteuerliche Begebenheiten gerade so ausgeschmückt wie in europäischen Werken ähnlicher Art. Die Episode vom Tode des Generals Tschongtscho, die Stanislaus Julien übersetzt hat, ist spannend, und zeigt mit welcher Schlauheit und Verwegenheit auch ein Chinese schlechte Mittel für gute Staatszwecke verwendet.

Roman und Novelle schildern Privatverhältnisse, das Familienleben und seine Begründung ist hauptsächlich ihr Stoff, und so konnten sie leicht in China zu einer beachtenswerthen Ausbildung kommen. Die Blüte des Dramas dagegen verlangt Oeffentlichkeit des Lebens und die Freiheit der Persönlichkeiten im Kampf des Geistes; es knüpft seinen Ursprung, wo es sich großartig und kunstreich entfaltet hat, an die Religion, und von der religiösen Geschichte, vom Mythus empfängt es mit dem allgemein anziehenden Stoff zugleich die Tiefe des idealen Gehalts. All dies fehlt in China. Es fehlt die Energie selbstherrlicher Charaktere, welche den Kampf mit der gegebenen Welt aufnehmen und aus ihrer

Eigenart heraus ſich ihr Schickſal bereiten. Das Drama dient nicht zur Seelenerſchütterung und Gemüthserhebung, ſondern zum Zeitvertreib. Die Schauſpieler ziehen hier gleich Seiltänzern und Gauklern einher, und ſpielen bei Feſtlichkeiten, bei Gaſtgelagen reicher Leute zur Unterhaltung und Beluſtigung. Die Bühneneinrichtung iſt ganz primitiv geblieben; ein Bretergerüſt wird aufgeſchlagen, Decorationen fehlen, die Einbildungskraft des Zuſchauers muß ſie erſetzen, und wenn der General in eine fremde Provinz reiſt, ſo macht er eine Bewegung als ob er zu Pferde ſteige, ſchnalzt mit der Zunge, klatſcht mit der Reitpeitſche und iſt ſofort angekommen. Die Perſonen ſagen immer bei ihrem Auftreten: Ich bin der und der, und beſchreiben ſich dabei nach Stand und Charakter wie in einem Steckbrief, ſtatt daß ſie ſich vor uns entwickelten. Statt daß der Held ſich ein Ziel ſetzt und im Kampf um eine Idee Tod oder Sieg findet, ſtatt der ſo in ſich geſchloſſenen Handlung, ſtatt der Poeſie der That finden wir nur dialogiſirte Begebenheiten, zumeiſt Liebes- und Criminalgeſchichten. Mit der Motivirung wird es gar nicht genau genommen. Es geſchieht Mord und Kinderraub, aber nach vielen Jahren ſind die ins Waſſer Geworfenen oder Erſchlagenen doch gerettet und der Zufall führt die Perſonen der erſten Acte wieder zuſammen. Das Schickſal wird gewöhnlich durch einen höhern Beamten vollſtreckt, der neu in die Provinz kommt, und ohne es zu wiſſen häufig mit der Geſchichte ſelbſt in Zuſammenhang ſteht. Das Stück hat vier Acte, mitunter auch einen exponirenden Prolog. Wie im Vaudeville wechſelt die Proſa der Rede mit eingelegten Verſen; bei bewegtern Scenen, bei anziehenden Schilderungen fängt die Hauptperſon des Stücks oder der Scene zu ſingen an. Der Inhalt iſt meiſtens dürftig, der Dialog breit, und was ſich vor unſern Augen und Ohren begeben hat, das müſſen wir noch öfters in Monologen oder Zwiegeſprächen uns wiederholen laſſen. Alles wird gleichmäßig ausgemalt ohne die geiſtige Perſpective, die das Große hervorhebt und das Unwichtige nur leiſe andeutet. Wenn z. B. ein Gerichtsdiener die Freiwerberin holen ſoll, ſo dürfte ſie doch wol bald mit ihm kommen ohne daß weiter davon die Rede iſt; in China aber muß ſie auftreten, ſich als die Freiwerberin bezeichnen, wir müſſen die Ladung an ſie hören und der Gerichtsdiener muß ſie nun wieder einführen. Hier und da wird die Sprache den Charakteren angepaßt, der gelehrte Greis redet in ſinnſchweren alterthümlichen Sprüchen, der jugendliche

Liebhaber ergießt ſich in lyriſchen Verſen. Die moraliſirende und belehrende Abſicht beherrſcht auch das Drama, und die Moral des Stücks wird gleich der einer Fabel auch direct ausgeſprochen. Das Strafgeſetzbuch verbietet obſcöne Darſtellungen und ſagt: die Bühne ſolle das wirkliche oder erſonnene Gemälde guter und gerechter Männer, keuſcher Frauen, liebevoller und gehorſamer Kinder geben und dadurch die Zuſchauer zur Tugendübung anleiten. Verbrechen kommen vor, aber ſie werden immer entdeckt und beſtraft und haben gewöhnlich ihre Abſicht doch nicht erreicht. Indeß erhebt ſich das Ganze wenig übers Marionettenhafte.

Das chineſiſche Alterthum kannte pantomimiſche Tänze, Darſtellungen der ländlichen Arbeit und des Ernteſeſtes, der Mühſale des Kriegs und der Wonne des Friedens; anfangs feierlich, ſpäter üppig wurden ſie durch das Geſetz beſchränkt. Die Chineſen nennen den Kaiſer Hiu-entſong als den erſten Urheber ihres erſten regelrechten Dramas (702—756 n. Chr., alſo zu einer Zeit wo über Indien eine Ueberlieferung des europäiſchen Dramas geſchehen ſein konnte). Der Kaiſer, ein Muſikkenner, leitete ſelbſt eine muſikaliſche Akademie in ſeinem Birnengarten, der ihr den Namen lieh. Ausländiſche Muſiker führten vor ihm ihre Stücke auf. Er ſelbſt ſchuf aus Wechſelrede und Wechſelgeſang in originalchineſiſcher Weiſe das erſte Drama. Die Chineſen zeichnen neben jenen älteſten Werken der Dynaſtie Thang (bis 994) noch diejenigen aus die unter der Dynaſtie Song (960—1119) und unter den Dynaſtien Kin und Yuen (1123—1341) geſchrieben wurden, und geben dieſen drei Klaſſen beſondere Namen. Wir erkennen in ihnen eine beſſere Stellung der Frauen als ſeit der Tatarenherrſchaft, aber auch die „freie Frau", die gebildete Courtiſane macht ſich geltend.

Ein von Davis überſetztes Stück, der Alte der ſeinen Sohn erhält, zeigt uns den Familienſinn, der ſein zeitliches und ewiges Heil an die Nachkommenſchaft knüpft; es dreht ſich um die Beachtung der Grabgebräuche. Der verſtoßene Neffe, bettelarm wie er iſt, zündet doch ſein Gold- und Silberpapier früher am Tag der Grabesſpende für die Ahnen an, als der reiche begünſtigte Schwiegerſohn ſeines Oheims. Dieſer hatte noch ein Söhnchen in alten Tagen bekommen, aber der habgierige Eidam hatte es zu beſeitigen gewußt; indeß ſeine Gattin hat es gerettet und führt es nun dem greiſen Vater wieder zu. Der von St. Julien überſetzte Kreidecirkel gibt ein ſalomoniſches Urtheil, indem der Richter

zweien Frauen, die um den Beſitz eines Kindes ſtreiten, gebietet daſſelbe in einen mit Kreide auf den Fußboden gemalten Kreis zu legen, und erklärte nur die rechte Mutter werde es daraus heben können. Die falſche reißt es ſofort mit Gewalt an ſich, während es die rechte ruhig aufhebt und daran erkannt wird. Wie lieblich iſt die Rede der Mutter:

Ich ſollt' es ziehen an den Armen,
Die wie Hanfſtängel weich und zart?
Die andre mag ſich nicht erbarmen,
Die Frau von Stahl und Stein ſo hart.
Zu brechen fürcht' ich ſeine Glieder,
Und jene denkt nur an Gewinn;
Mir ſinken dieſe Hände nieder,
Ihr ſteht auf Selbſtſucht nur der Sinn.
Ja riſſen wir nun beide gleich geſchwind,
Verloren, ach verloren wär' das Kind!

Die Waiſe aus dem Hauſe der Tſchao, ein Drama von Hi-Kiun-Tſiang, hat ſchon Voltaire für das franzöſiſche Theater bearbeitet. Ein böſer Miniſter vertilgt die ganze Familie ſeines Gegners bis auf ein zartes Kind. Die Waiſe konnte nur dadurch gerettet werden daß ein Freund des Vaters das eigene Kind ſtatt ihrer opferte. Der Wütherich durchbohrt das Knäblein, und legt ſich ſelbſt die Schlinge an den Hals, indem er die Waiſe von Tſchao als vermeintlichen Sohn des ſcheinbaren Verräthers in ſein Haus aufnimmt. So ſind hier Motive des Seelenkampfs und ein tragiſcher Conflict ſcharf zugeſpitzt, aber wie gewöhnlich in China nicht auch in ergreifenden Worten ausgeführt. Als nun der Knabe herangewachſen iſt, da übergibt ihm ſein Retter eine Papierrolle, auf welcher das Geſchick ſeines Hauſes abgebildet iſt, deutet ihm die Gemälde, und nennt ihm ſeinen Namen. Dem Jüngling ſchwinden in erſchütternder Gemüthsbewegung die Sinne, dann ſchwört er Rache und dankt dem Edlen für das Opfer des eigenen Sohnes. Doch wird das Gericht nicht eigenmächtig vollſtreckt, vielmehr ſoll die kaiſerliche Vollmacht zur Rache an dem Schuldigen eingeholt werden; aber ſie wird dem Jüngling ſchon entgegengebracht. Der Kaiſer hat den Miſſethäter, allerdings ſpät genug, bereits durchſchaut.

Bazin überſetzte das zuſammengebrachte Hemd, das eine Courtiſane zur Verfaſſerin hat; an dem halben Hemde, das die Aeltern behalten und die Tochter mit in die Fremde genommen, erkennen

die Großältern den Enkel, der als Richter die Verbrechen bestraft, welche Trennung und Noth über die Familie gebracht. Sodann die Rache Teungo's, der unschuldig Hingerichteten, deren Schatten dem Vater die Wahrheit offenbart.

Der Geizige, ein chinesisches Drama, erinnert an jene Figur des Harpagon, die aus dem griechisch-römischen Alterthum stammt und von Molière ausgeführt wurde. Der alte Filz will noch das Geld für seinen Sarg sparen, ein Stalltrog könne dazu dienen; der Sohn erklärt daß derselbe zu kurz sei, der Alte sagt: Nun so haue ein Stück von meinen Beinen ab, aber nimm nicht das eigene Beil, denn meine Knochen sind hart, sondern leihe dir die Axt des Nachbars. Das Drama ist reich an solchen scharfen Strichen. — Ein historisches Drama zeigt den Kampf eines chinesischen Kaisers mit den Tataren. Der Kaiser hat einen Minister ausgesandt ihm die Bildnisse der schönsten Mädchen zu bringen damit er danach seine Gattin wähle; der Minister misbraucht dies um Geld von denen zu gewinnen die nach der Verbindung mit dem Kaiser streben, und übergibt von einem armen, durch Schönheit berühmten Landmädchen ein falsches Gemälde. Aber der Kaiser hat die Holde schon kennen gelernt, und will den Ungetreuen enthaupten lassen. Der entkommt indeß zu den Tataren, zeigt dem Fürsten derselben das echte Bild des Mädchens und entflammt ihn zur Liebe, sodaß dem Kaiser mit Krieg gedroht wird, wenn er die Geliebte nicht ausliefere. Nach langem Kampf willigt der Kaiser ein; sie scheiden schmerzbewegt; wie aber der Tatarenkhan sie über den Grenzfluß führt, stürzt sie sich hinein und ruft dem Kaiser zu: „Dies Leben ist zu Ende, ich erwarte dich im nächsten."

Das vollkommene Kammermädchen, Tschao-Meihiang von Tsching-te-hoei, nennt der Uebersetzer Bazin die vollkommenste Komödie der Chinesen, und soweit ich die Literatur derselben kenne mit allem Recht. Die Zofe Fau-su ist zugleich Gespielin und Studiengenossin ihrer Herrin, die der Vater auf dem Todbette dem Sohn eines Freundes zur Ehe bestimmt. Der junge Mann kommt in das Haus der Verlobten, aber er soll sie nicht sprechen bis die Trauerzeit um ist; die beiden Herzen haben sich indeß beim ersten Blick gefunden, und Fau-su spricht und singt im Garten bei Mondschein zur Herrin die zierlichsten Neckereien, die der Geliebte hört und mit Liebesversen und Lautenspiel erwidert. Der Jüngling wird krank vor Sehnsucht, die künftige Schwieger-

mutter ſchickt Fau-ſu ſich nach ihm zu erkundigen, und dieſe empfängt ein Liebesbrieflein und beſtellt es. Vortrefflich iſt wieder der Kampf ſpröder Sittſamkeit und brennender Neigung im Herzen der Braut geſchildert, und gar neckiſch überbringt Fau-ſu dem ſchmachtend Harrenden die Antwort:

Wartet bis in die Waſſeruhr von Jaspis
Der Tropfen fällt der ſie erklingen macht;
Und wartet bis der milde Frühlingsnachthauch
Den Federbuſch des Phönix läßt erzittern,
Der im Bananenwipfel ſchlummert, wartet
Bis die im Mondpalaſt blühende Blume
Den Schatten auf der Bäume Wipfel ſenkt;
Wartet bis heimlich erſt entſchlüpft die Schöne
Ihrem Gemach, dem ſüßer Duft entſtrömt,
Bis wallenden Gewandes ſie den geſtickten
Thürvorhang hebt, die Galerie durchwandelt,
Gelind den perlbeſäten Schleier aufſchlägt,
Und leis das Fenſter klirren läßt: das iſt
Die Stunde wo ſie kommt!

Das wonnige Stelldichein im Garten wird durch die Mutter unterbrochen, die ſehr erzürnt iſt, aber von der Zofe hören muß daß ſie ſelbſt die Schuld trage, weil ſie den jungen Mann ins Haus aufgenommen. Der ſoll nun abreiſen und das große Examen machen. Bald darauf kommt Befehl vom Kaiſer, die Mutter ſoll ohne die ganze Trauerzeit abzuwarten die Hochzeit der Tochter mit einem trefflichen Gelehrten rüſten, den der Herrſcher ihr zum Gemahl beſtimme. Der Schrecken iſt nur klein, denn der neue Bräutigam iſt natürlich der wohlbekannte Geliebte. Dank dieſer Soubrette, die er mit Mozarts Suſanne in Figaro's Hochzeit vergleicht, erkennt J. L. Klein den Chineſen ein Talent für die feine Intriguenkomödie zu, das die Verwandtſchaft ihres Geiſtes mit dem der Franzoſen außer alle heraldiſche Anfechtung ſetzt; er macht dabei im Allgemeinen eine Bemerkung die wir uns gern aneignen: „Es dürfte die Gegenüberſtellung von indiſcher und chineſiſcher Weltanſchauung, indiſchem und chineſiſchem Kunſtgeiſt als die primäre Bezeichnung eines Urgegenſatzes gelten können, der in den helleniſchen und römiſchen, germaniſchen und romaniſchen Geſtaltungsformen ſich wiederholt; der uns hier in der Idealgeſtaltung einer ſchöpferiſchen Kunſtphantaſie bei Indern, Hellenen und Germanen die geheimſten Tiefen des Natur- und Seelenlebens erſchließt, oder bei Chineſen, Römern und Romanen

durch eine realiſtiſch verſtändige Auffaſſung und eine mit dem ſinnlichen Reiz und Farbenſchmelz einer glänzenden mehr naturnachahmenden als freiſchöpferiſchen Einbildungskraft wirkende Darſtellung des Lebens anregt und ergötzt."

Seit 1644 haben ſich die Mantſchu der Gewalt in China bemächtigt; aber wiewol dieſe Dynaſtie ſich möglichſt dem Chineſenthum anſchließt, wird ſie doch als Fremdherrſchaft empfunden, und der Zauber ihrer Macht iſt durch die ſiegreichen Angriffe der Europäer gebrochen. Im Innern waltet neuerdings eine Zerſetzung und Gärung, in welcher die Elemente ſocialer und religiöſer Neubildung mit der verſteinerten Ueberlieferung und dem Verfall ſich ſtreiten. Auch China wird in den Strom des allgemein menſchheitlichen Lebens hineingezogen werden.

Von China aus hat Japan ſeine Civiliſation empfangen, die es aber mit allerhand ſeltſamen Träumen nach Art des ſpäten Inderthums und unter deſſen Einfluß durch den Buddhismus umſpinnt, ohne bisjetzt zu einer originalen und organiſchen Ideenentwickelung oder künſtleriſchen Darſtellung zu kommen; die Induſtrie iſt vielleicht noch ausgezeichneter als die chineſiſche; die Behaglichkeit des irdiſchen Lebens erſcheint als der höchſte Zweck.

Die Chineſen vergleichen die Entwickelung ihrer Poeſie dem Wachsthum eines Baumes: das Liederbuch, der Schiking, ſind die Wurzeln; mit Suweitao und Likiao erſchienen die Knospen, zur Zeit Kiengans (um 200 n. Chr.) ſproßte er auf, dann trieb er Zweige, und zur Zeit der Thang (im 8. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung) ruhten viele unter dem Schatten des Baumes, der Blüten und Früchte trug. Der Prolog des Dramas Pipaki ſagt: „das Genie hat ſeine Quelle in der Natur, es entfaltet ſich durch die Leidenſchaften, es lehnt ſich an die Gebräuche, an die Gerechtigkeit, und damit es ſich nicht verirre, nimmt es nie ſeinen Weg ohne Führer oder aufs Gerathewohl; es weiß von der Freude an wunderbaren und fabelhaften Dingen abzuſtehen." Das iſt das Selbſtbekenntniß des Chineſenthums.

Aegypten.

Indem wir vor die ägyptiſchen Pyramiden treten, begrüßen wir in ihnen die Markſteine für die Geſchichte der Cultur und Kunſt. Von da an werden Sprache und Mythus die Grundlage für die geſtaltende Phantaſiethätigkeit und beginnen die Denkmale, durch welche das Volk oder der einzelne von ſeinem Daſein und Wirken das ſichere und klare Zeugniß der Nachwelt überliefern will, ſodaß wir die Cultur nicht mehr blos im Spiegel der Einbildungskraft erblicken oder aus Sprache und Sage uns enträthſeln, ſondern die unveränderbar feſte reale Darſtellung des Geſchehenen als ſolche haben. Das Land liegt vor uns wie ein Buch, deſſen ſteinerne Rieſenlettern, deſſen ſinnige Bildwerke uns das Leben ferner Jahrtauſende verkündigen.

Es iſt nicht zufällig daß dieſe älteſten Denkmale Architekturwerke ſind. Wie das Selbſtbewußtſein durch die Bilder der Außenwelt erweckt wird, von denen es ſich unterſcheiden und auf ſich ſelbſt beziehen lernt, ſo ſind es auch die Formen der räumlichen Erſcheinung in welchen der Geiſt zuerſt ſein Inneres ausprägt und kund gibt, für andere ſelbſt wieder zu einem Gegenſtand macht. Wie ſich ſein Bewußtſein am Licht der Natur entzündet, ſo äußert ſich ſeine Freiheit zunächſt darin daß er dieſelbe bearbeitet. Räumliche Anſchauungen bewegen ſich lange vor der Kinderſeele, aber erſt wenn ſie ſich ſelbſt erfaßt hat und ihr eigenes Beharren in dem Wechſel der Zuſtände wahrnimmt, kommt ſie zur Vorſtellung der Zeit und des werdenden Lebens. Dies werdende Leben im Fluß der Zeit und im Wechſel der eigenen Zuſtände, oder die allem Sein und Werden in gleicher Weiſe zu Grunde liegende Idee künſtleriſch darzuſtellen iſt darum auch das ſpätere. Die Anfänge der Muſik und Poeſie finden ſich allerdings auch in der Urzeit, aber die Vollendung fällt in

eine spätere Epoche, während die plastischen Schöpfungen Griechenlands unübertroffen dastehen und die Architektur im Orient die tonangebende Kunst ist.

Die anorganische Natur bildet die Grundlage für die individuellen Organismen; so bereitet die Architektur der Darstellung des individuellen Lebens die Stätte, indem sie die Materie nach deren allgemeinstem Gesetz, nach Schwere und Ausdehnung, ergreift, und zum Hause des Geistes gestaltet, das Weltganze als ein in sich beruhendes, im Gleichgewicht widerstrebender Kräfte getragenes, in sich geschlossenes darstellt. Zugleich sind es die Grundstimmungen der eigenen Innerlichkeit die das Volk bauend sich selber zur Anschauung bringt, und so wird das Werk zum Symbol der Natur und des Geistes; denn der Geist ist durch seine Naturauffassung selber bestimmt und wird an ihr seiner selbst inne; er lebt zunächst in dieser Untrennbarkeit von der äußern Umgebung, und die Erscheinungen derselben, welche einen Gedanken veranlaßt haben, bleiben sofort auch dessen Träger und sichtbare Darstellung.

Im Architektonischen und Symbolischen haben wir das lösende Wort für das Räthsel des Aegypterthums; darin ist seine Stufe in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit bestimmt. Die Vergleichung der Sprache und der Religion hat dahin geführt daß ehe die Semiten und Arier ihre Scheidung vollzogen und in neue große Bewegungen eintraten, ein conservativer Stamm sich abermals abtrennte, wie es schon früher durch die Chinesen geschehen war, und dem Semitischen näher stehend als dem höher entwickelten Arischen, die alterthümliche Weise mit sich nahm und einen Ort suchte wo er dieselbe treu bewahren und nach ihrer eigenen Beschaffenheit ausbilden konnte ohne neue und andere Bahnen einzuschlagen. So ward Aegypten am Nil gegründet.

Die Bewegung des mythenschaffenden Geistes findet einen bleibenden Ausdruck im Symbol, in dem Bilde das ihr Resultat verkörpert; und soll der Niederschlag jener Thätigkeit festgehalten und als solcher bewahrt werden, so darf er nicht blos im wandelbaren Gemüth, im flüchtigen Wort behalten werden, sondern er verlangt seine Ausprägung in der räumlichen Form, in beharrendem Stoff. Mythus und Symbol verhalten sich schon von Haus aus wie Dichtung und Bildwerk. Der ägyptische Geist bewegt sich nicht mythenerzeugend in fortwährender Regsamkeit, sondern

jede Geſtaltung wird ihm ſofort zum bleibenden Symbol; der Geiſt bannt die ſchwankende Erſcheinung in feſte Form, aber damit verpuppt er ſich ſelbſt und die Idee erſtarrt in Stein. Das iſt das eine. Das andere iſt das Architektoniſche. Es geht aus der Geſammtthätigkeit des Volks unter der ſtricten Herrſchaft eines einzelnen hervor, es bewältigt die Natur durch die Macht des Maßes, es iſt ein Ausdruck ſtrenger Geſetzlichkeit, es zieht alles Beſondere und Individuelle in ſeine Norm und Gemeſſenheit hinein und unterwirft es dem einmal angenommenen Kanon, es richtet ſich auf das Erhabene und Koloſſale, es zeigt die Macht des Einen über das Viele durch Wiederholung und Symmetrie, die Ruhe der Dauer iſt ſein Ziel, ſein Werk iſt ein Denkmal, ein Symbol deſſen an das es erinnern, das es feſthalten ſoll. Die Aegypter ſind das Volk der Erinnerung, der Denkmäler; ihr Sinnen und Trachten iſt das Gegenwärtige zu verewigen, das reale geſchichtliche Leben ſcharf zu erfaſſen und zu geſtalten, darum müſſen ſie es in den feſten Formen der räumlichen Erſcheinung ausprägen. Und hier kommt das Land ihnen entgegen. Nicht blos daß die landſchaftliche Natur im Gemüth ſich abſpiegelt und das Bewußtſein ſich in ſie verſenkt, ſie bietet ihm im Kalk- und Granitgeſtein das Material für ebenſo umfaſſende als dauernde Werke, und die klare trockene regenloſe Luft läßt dieſelben nach Jahrtauſenden beſtehen ſo friſch wie am erſten Tage. Auch Bunſen ſagt: „Im Norden zerfrißt Regen und Froſt, im Süden zerſprengt oder überwächſt wucherndes Pflanzenleben die Denkſteine der Zeiten; China hat keine Baukunſt die den Jahrtauſenden trotzt; Babylon nur Ziegeln; in Indien entziehen ſich kaum Felſen der üppigen Naturkraft: Aegypten iſt das Denkmalland der Erde, wie die Aegypter das Denkmalvolk der Geſchichte ſind.“

Schon Herodot hat Aegypten ein Geſchenk des Nil genannt. Von einem Hochland in der Nähe des Aequators kommen die Waſſer in einem Bergſee zuſammen, und nachdem daraus der vereinte Strom ſich über verſchiedene Bergzüge durch Katarakte den Weg gebrochen, fließt er anderthalb hundert Meilen weit ruhig dem Meer zu, Gebirge und Wüſten zu ſeinen Seiten, zwiſchen beiden aber ein Raum von mehreren Meilen, deſſen Grund das höchſt fruchtbare Erdreich bildet welches der Nil von ſeinen Quellen her in feingetheilter Maſſe herabführt und als Niederſchlag ſeiner Ueberſchwemmungen zurückläßt. Ihre Veranlaſſung ſind der tropiſche Regen und das Schmelzen des Schnees im

Hochgebirge; sie war den Alten unbekannt, aber die feste jährliche Wiederkehr bot sich den Anwohnern sogleich mit der Sicherheit der Naturordnung dar. Noch heute feiert man im Juni die Nacht des wundervollen Tropfens, welcher der Sage nach den Strom schwellt; er beginnt allmählich zu steigen je heißer es wird, und die Wasserfülle deckt den Staub und kühlt die Luft, wenn der Fluß aus seinen Ufern tritt und das ganze Thal als sein Bett erfüllt; in der zweiten Septemberhälfte fängt er wieder an zu sinken, und wenn er im Spätherbst das Land wieder verlassen hat, dann braucht man die feuchte Erde kaum mit dem Pflug zu lockern, dann genügt es den Samen zu streuen und die Heerde darüber zu treiben daß sie ihn eintrete; die Saat geht freudig auf und reift der Ernte zu.

So bot sich das Land dem Ackerbau dar und mußte zugleich den erhaltenden und beharrenden Sinn, der diesem eignet, ganz besonders nähren. An der Stelle mannichfaltiger Witterungswechsel und einer bunten Fülle des Naturlebens standen die einfachen und regelmäßigen Gegensätze einer Zeit der Ueberflutung, die zur Ruhe, zum Verkehr auf dem Wasser, zur festlichen Heiterkeit einladet durch den Segen den sie verheißt, und einer Zeit der Arbeit und Anstrengung wenn das Land trocken liegt, die einfachen Gegensätze des unfruchtbaren Gebirges und der Wüste mit dem reichen Thal. Alles Leben, sagt Schnaase treffend, erschien in der Gestalt des Gegensatzes, der das Gemüth auf den größten aller Gegensätze, auf den von Leben und Tod zurückführen mußte; aber das Herbe desselben wurde wieder dadurch gemildert daß die heilsame rettende Gotteskraft des Nil in ununterbrochener Regel zurückkehrte, daß für das Volk seiner Ufer keine Ungewißheit, keine Bangigkeit da war.

Aber um solche Naturverhältnisse zu verwerthen bedurfte es der Cultur, das Land bot dem einwandernden Stamm nur die Bedingungen dar, die Geisteskraft mußte sich derselben bemächtigen; die Vorsehung mußte das dem Boden wahlverwandte Geschlecht zu ihm hinleiten, dies durfte auf dem Wanderzug aus Hochasien nicht eher halt machen als bis es die schicksalsvolle Stelle gefunden hatte, wo sich im Zusammenhang von Land und Leuten der älteste staatliche Organismus gestalten, die Ordnung der Gesellschaft sich an der Ordnung der Natur entwickeln konnte. Das Princip des Aegypterthums ist wie in allem Menschlichen der Geist; die Natur gewährte aber seiner Eigenthümlichkeit den

entſprechenden Boden und Stoff für die organiſche Lebensgeſtaltung. Der innere Sinn, auf das Feſte und Dauernde gerichtet, ward hier nicht aus ſich herausgeführt, ſondern durch die unverrückbare Grundlage, mit welcher der Fluß ſich als Ausgangspunkt der Cultur bot, nur genährt und entfaltet. Aber wer dieſe Natur ausnutzen wollte der mußte lernen die Wohnungen gegen die Ueberſchwemmungen zu ſichern und dieſe ſelbſt zu regeln, indem man das Waſſer zum Stehen brachte, nach allen Orten hinleitete oder aus ſumpfigen Niederungen zum Abfluß führte. Dies verlangte die Beobachtung des Standes der Geſtirne, bei welchem die Flut eintrat oder ſank, und daraus ergab ſich wieder die Verknüpfung der himmliſchen und irdiſchen Erſcheinungen zum Zuſammenhang eines großen Ganzen, die Anerkennung der göttlichen Ordnung, die dem Menſchen alles Heil gewährt, und der Gedanke daß das menſchliche Leben der Natur entſprechen müſſe. Es entwickelte ſich die Kunde von Maß und Zahl, und man bedurfte ihrer um durch Dämme und Kanäle die Ueberſchwemmung auf das zweckmäßigſte zu verwenden ohne von ihr Schaden zu leiden. Eine meſſende und bauende Thätigkeit des Volks ward Bedürfniß, und die hier die Wiſſenden waren und ihre Einſicht als Familienüberlieferung wahrten, gewannen dadurch Einfluß und Anſehen. Endlich aber war ein einiger Wille nöthig, der überall Zeit und Ort beſtimmte, wo jetzt gebaut, wo dann die Schleuſen geöffnet, die Dämme durchſtochen werden ſollten, und das Volk fand ſein Wohl im Gehorſam, wenn dieſer Wille ein weiſer war.

Das ägyptiſche Reich erwuchs aus der Verbindung der Gaugemeinden; aber erſt als im 4. Jahrtauſend vor unſerer Zeitrechnung der König Menes die beiden Staaten von Ober- und Unterägypten zu einem Ganzen verband, trat er an die Spitze der weltgeſchichtlichen Cultur ſeines Volks als deren Begründer und Eröffner. Sprache, Schrift, Religion, Sitte waren ſchon vorher ausgebildet, die älteſten Werke der Baukunſt, der Kanal den Menes anlegte um den Nil ſo zu leiten daß man den geſicherten Boden für die Stadt Memphis gewann, die Pyramiden, die bald als die Grabdenkmale der Könige errichtet wurden, zeigen daß Kunſt und Wiſſenſchaft bereits vor Menes geübt und gepflegt worden. Familienliebe, kindlicher Gehorſam, ſittliche Strenge, Achtung vor dem Wort des Weiſen, das Vertrauen daß es dem gut gehe der gut handelt, wird in Schriften aus dem alten

Reich vielfältig dargelegt. Die Frau ist des Hauses Vorsteherin; Gattinnen, Schwestern gesellen sich den Männern bei allen feierlichen Handlungen; der Name der Mutter wird gern dem der Person hinzugefügt. Das familienhafte Element der ursprünglichen Menschheit macht sich im alten Aegypten zunächst dadurch geltend daß die Einheit und Gemeinschaft der Familienglieder ihnen den Berufskreis bestimmt, daß der Hirte, der Ackerbauer, der Handwerker, der Priester seine Kenntniß und Fertigkeit den Seinen überliefert und diese in ihrem Stande beharren. Was Gewohnheit und Sitte mit sich brachte ward in Aegypten nicht vom Volksgeist oder dem Drang nach persönlicher Freiheit oder von Bewegungslust gebrochen, sondern durch das Gesetz befestigt, und so gingen in Aegypten die Kasten aus dem Trieb des Volks nach Erhaltung und Abschließung des Bestehenden hervor; aber die Heirathen aus einem Lebenskreise in den andern waren ein gemeinsames Band, und ein Gefühl des gleichen Menschenthums, der gleichen Gottesverehrung, der gleichen Stellung dem Ewigen gegenüber begründete ein einiges Nationalbewußtsein. Der König gehörte in der Regel den Kriegern an und ward, weil er auch die höchste Leitung der religiösen Angelegenheiten hatte, unter die Priester aufgenommen, aber er konnte auch aus dem Volk hervorgehen und war auch so der sichtbare Stellvertreter und Sohn des höchsten Gottes. Im alten Reich erbaute Sesorthosis den prachtvollen Reichspalast, der für die Vertreter der Gaue seine besondern Höfe und Gemächer hat und je die Besten um den König vereint, und der König selbst unterliegt dem Todtengericht das über ihn gehalten wird. Erst nach der Fremdherrschaft der Hykſos führen die Pharaonen die Peitsche als das sprechende Symbol ihrer Gewalt, und prunken in üppigem Glanz, während sie das Mark des Volks verzehren, das dann sammt ihnen den Persern, Hellenen und Römern erliegt. Aber unter dem Druck der Könige wie unter der Oberherrschaft der Semiten und Arier erhält sich die Volkssitte sammt Religion und Kunst.

Das älteste Denkmal des ägyptischen Geistes, das erste und ursprünglichste Werk der Phantasie des Volks ist die Sprache; auch sie trägt ein architektonisches Gepräge; das Selbstbewußtsein zeigt sich mit seiner schöpferischen Freiheit, das Unorganische wird bewältigt und die organischen Triebe beginnen sich zu entfalten. Das Architektonische erweist sich darin daß die Stellung der Worte noch ihre Beziehung und Bedeutung für den Sinn und Zusammen-

hang des Satzes bedingt, daß die Formendungen noch ihren Gehalt als Wurzeln bewahren und ſich an das Stammwort anſetzen ohne es viel zu betheiligen. Die Stämme aber ſind bereits wie die Werkſtücke vom Werkmeiſter für den Satzbau hergerichtet, ſie gelten nicht mehr gleich für Nennwort, Eigenſchaftswort, Zeitwort, ſondern ſind Wurzeln geworden, aus denen die unterſchiedenen Nenn-, Eigenſchafts- und Zeitwörter gebildet werden. Die Beziehung zwiſchen Ding und Eigenſchaft, die der Semite durch „er", der Arier durch „iſt" ausdrückt, kann das Aegyptiſche auf beide Weiſe bezeichnen (der Baum er groß, der Baum iſt groß), aber auch weglaſſen und durch die Wortfügung andeuten (Baum groß). „Der Aegypter" ſagt Bunſen, „denkt ſich alles wie es einſt der Angelſachſe in einzelnen Fällen that. Wenn dieſer die begrenzende Beſtimmung der Zeitdauer wie a matutino ad vesperam ausdrücken will, ſo gebraucht er zwei ſeiner Form- und Verhältnißwörter indem er ſagt from morning till evening. Als dieſe Worte ihm einſt verſtändlich waren, hatte er vier Vollwörter vor ſich, welche ihm bedeuteten: Anfang Morgen Ziel Abend." Wenn ein und daſſelbe einſilbige Wort ſehr verſchiedene Dinge und Handlungen ausdrückt, ſo iſt es bald die Bezeichnung des Eindrucks, den ſie gleichermaßen auf die Seele gemacht, bald aber auch eine Eigenſchaft die ſie gemein haben, wie wenn ha beginnen, Tag, anführen, Haupt, Gemahl bedeutet, alſo ein Herrſchendes und Erſtes. Zum Verſtändniß wird aber dabei und bei weiter auseinander liegenden Begriffen auf die Wortſtellung, auf den Ton und auf die Geberde noch mitgerechnet wie im Chineſiſchen. Solche artikulirte Laute vergleiche ich darum behauenen Steinen, die ihre Function durch ihre Stellung im Ganzen erhalten.

„Die großen Grundpfeiler des ſprachlichen Weltbewußtſeins der alten Völker, ja unſerer noch lebenden Sprachen, die einſilbigen Grund- und Hauptwörter jeder Sprache finden ſich faſt ſämmtlich als gemeinſames Gut, als Erbtheil der Urwelt (wo Arier und Semiten noch ungeſchieden waren). Nicht wie großentheils bei uns als verachtete Vor- und Formwörter oder als überſehene Formſilben, noch auch wie beſonders bei den Semiten in einer ſpätern kunſtvollen ſyſtematiſchen Umkleidung, ſondern in ihrer vollen Herrlichkeit und in ihrer urſprünglichen oder dem Urſprünglichen ſehr nahen Einfachheit und kindlichen Nacktheit. Im Aegyptiſchen beginnt der organiſch bildende Geiſt gleichſam

zum erſten mal und ſchüchtern die Flügel zu ſchwingen: die Stammhaftigkeit der einzelnen Wörter widerſtrebt noch ganz der Formbildung und macht ſich geltend durch ſtarre Unveränderlichkeit." So Bunſen. Aehnlich ſagt Steinthal daß wie die Aegypter die gerade Linie, die reine mathematiſche Figur, damit im Geiſt und von der Wirklichkeit abgeſehen ideal eine Form geſchaffen haben, ſo ſich auch bei ihnen zuerſt die Reinheit einer aus dem Geiſt herausgebildeten grammatiſchen Form zeigt, wenn auch ohne Fülle, ohne Wohlklang, in nackter ſteifer Einfachheit. Und weil ſich die Formſilben dem Stamm nur anlehnen und nicht durch organiſche Verſchmelzung mit ihm ihre eigene Bedeutung verlieren, ſo werden ſie auch nicht abgeſchliffen, ſondern treu erhalten, und der conſervative Sinn Aegyptens zeigt ſich auch darin daß die Sprache der verſchiedenen Jahrtauſende wenig verändert wird.

Eine beſonders ausgezeichnete That der ſymbolbildenden Phantaſie der Aegypter iſt ſodann ihre Schrift, die Hieroglyphe. Der auf das Dauernde gerichtete Geiſt will auch den Gedanken und das Wort im Bilde feſthalten, auch ſie zum Denkmal machen, oder durch ſie das Denkmal erläutern. Die Hieroglyphenzeichen ſind dreifacher Art: Dingbilder, welche den gemeinten Gegenſtand einfach abzeichnen, Sinnbilder, welche theils auf abgekürzte Weiſe das Ganze durch einzelne Theile andeuten, oder ſymboliſch einen Begriff veranſchaulichen, und endlich Lautbilder, welche einen Buchſtaben durch das Bild des Wortes ausdrücken das mit ihm beginnt: alſo Adler (achem) für A, Löwe (labu) für L. Dies letztere ward bei Eigennamen nöthig, von da aus ſchrieb man auch andere Worte mit Lautzeichen, oder ſtellte ſolche neben das Ding- und Sinnbild. Es verſteht ſich von ſelbſt daß hier eine beſtimmte Regel eingehalten werden mußte, daß man gewiſſe Zeichen nur ſachlich, ſymboliſch oder lautlich brauchte, und ſo hat Bunſen 460 Dingbilder, 120 Deutbilder und gegen 200 Lautbilder zuſammengeſtellt. Die einfachſten Zeichen oder wiederum Abkürzungen derſelben nahm man für eine prieſterliche Schrift und für den Volksgebrauch, in welchem ſie aber als Buchſtaben galten; für die Denkmale blieben die Hieroglyphen während der ganzen Dauer des ägyptiſchen Reichs im Gebrauch. So verknüpft ſich die Schrift mit der Architektur, ſie iſt eine Zierde der Bauwerke, und trägt zugleich das ſymboliſche und architektoniſche Gepräge.

Die alte Sprache, die mit einer und derſelben Stammſilbe verſchiedene Bedeutungen ausdrückt, führt zunächſt nicht auf die Buchſtabenſchrift, ſondern auf das abbildende, darſtellende Zeichen. Man zeichnet alſo Mann, Frau, Haus, Mondſichel, Sonnenſcheibe, Pferd, Wagen, Schiff, Pfeil, Hand einfach hin. Aber bald wird die Sache verwickelter, wenn Haus und Tempel, Wein und Milch, das Kind und der Erwachſene unterſchieden werden ſollen. Hier tritt ſogleich der Scharfſinn und die Einbildungskraft thätig auf, und es wiederholt ſich das urſprüngliche Werk der Sprachgeſtaltung, das den Laut zum Träger des Gedankens macht und das Geiſtige durch das Sinnliche offenbart. Das Kind wird durch den an den Mund gelegten Finger als das ſaugende oder noch ſchweigende ausgedrückt, die beſondere Form des Wein- und Milchgefäßes verkündet den Inhalt, eine Linie über einer Schale den Honig. Zwei erhobene Hände drücken das Gebet aus, ein ausgeſtreckter Arm mit einem Brot das Darreichen und Geben. Der Prieſter blickt im geiſtlichen Gewand betend zu einem überſtrömenden Spendkrug auf und wird dann auch durch dieſen allein dargeſtellt. Die Biene ſymboliſirt das arbeitſame dem König gehorſame Volk. Ein Viereck deſſen untere Seite offen iſt, bezeichnet das Haus, das Gotteshaus durch das hinzugefügte Bild des Gottes. Der allumſpannende Himmel iſt eine herabſchauende weibliche Figur, deren Körper wagrecht liegt, während Arm und Beine niederhangen; dies kürzt ſich ab durch eine wagerechte Linie mit abwärts geneigten Enden. Den Begriff des Guten und Schönen drückt eine Laute aus, das Harmoniſche, Wohlgeſtimmte. Das Wort iri heißt Auge, Sohn und machen; das Bild des Auges drückt die drei Begriffe aus; eine nach außen gehende Thätigkeit ſtellt man durch ein Auge neben zwei vorſchreitenden Beinen dar. Der Sinn der Aegypter für das Thierleben waltet auch hier; ſie beobachten daſſelbe und machen es ſo vorwiegend zum Symbol, daß die Griechen die Hieroglyphen auch Thierbilder nennen konnten. Die Straußfeder, die ſich immer gleich bleibt, wird zum Zeichen der Wahrheit, der Palmzweig, deſſen Zacken die Theile des Jahres andeuten, zum Bild des Jahres; vom Geier ſagt man daß er nur weibliche Jungen habe, er drückt die Mütterlichkeit aus; das Vordertheil des Löwen bezeichnet Muth und Stärke.

Die bildliche Darſtellung iſt concreter als das Wort, in welchem die Allgemeinheit des Gedankens liegt; jene drückt

Anſchauungen, dieſes Vorſtellungen aus; nicht das Thier, der Vogel, die Pflanze, ſondern beſtimmte Weſen, der Stier, der Falke, der Lotos werden dargeſtellt. So lebt der ägyptiſche Geiſt im Beſondern, in der Naturanſchauung, aber er ſucht ſich an ihr zum Gedanken zu erheben, und dadurch wird ihm das Beſondere und Sinnenfällige zum Symbol der Idee; die ganze Natur iſt ihm ein Symbol, eine ſichtbare Erſcheinung des Ewigen und Unſichtbaren, und ſo ſucht er die Erſcheinungswelt zu deuten und die gefundene Bedeutung, den Sinn der Dinge, wieder durch ſie auszudrücken, indem er ſie zum Sinnbild, zur Darſtellung des Gedankens macht. Und auf dieſe Art ſagt dem Beſchauer die Hieroglyphe oft mehr als das Wort, und regt ihn zum Nachſinnen an. So konnte die Welt durch das vereinte Bild des Käfers und Geiers dargeſtellt werden und das erweckte ſofort die Vorſtellung ihres Beſtehens durch das Zuſammenwirken der zeugenden und empfangenden, väterlichen und mütterlichen Kraft und Weſenheit; ſie konnte aber auch als eine in ihren Schwanz beißende Schlange gemalt werden, und man ſah in ihr den in ſich geſchloſſenen Kreis des Lebens, und erinnerte ſich bei der Schlange ſelbſt an das Abwerfen der Häute, an die Verjüngung die im Wechſel der Formen das Ganze des Seins erfährt. Selbſt wenn das Bild nur Buchſtabenzeichen war, wählte man die Dinge dem darzuſtellenden Begriff gemäß oder ſuchte die Gegenſtände ſinnvoll zuſammenzuſtellen.

Die ſichere Erkennbarkeit der Hieroglyphen verlangte die ſcharfbeſtimmte Zeichnung, zugleich aber den gleichbleibenden Typus in der Darſtellung der Gegenſtände, und wenn dort die feſte Hand und der Schönheitsſinn unſere Bewunderung erwecken, ſo mögen wir in der conventionellen Stiliſirung wieder ein architektoniſches Element erkennen, wonach das Weſentliche hervorgehoben und ſchematiſch veranſchaulicht wird. Wir können abſchließend mit Bunſen ſagen: „Der reine und ſeltene Kunſtſinn des Aegypters zeigt ſich in dieſem ſeinem eigentlichſten Urdenkmale ebenſo glänzend wie ſpäter in den Denkmälern der Zeit der Pyramiden, des Labyrinths und der thebaiſchen Tempelpaläſte. Jede Auffaſſung für die Schriftbildung iſt klar, alſo rein menſchlich; ſcharf- und tiefſinnig, alſo philoſophiſch; poetiſch, alſo ſchön; für die Zuſammenfügung zu einem Ganzen geeignet, alſo architektoniſch.“

Wenden wir uns von der Sprache und Schrift zur Religion,

ſo ſtehen auch hier die Ideen zunächſt in den ſymboliſchen Göttergeſtalten da, und wir haben einen ſehr ſeltſamen und räthſelhaften Polytheismus, wenn uns die Alten von drei Kreiſen berichten, in welchen zuerſt 8, dann 12 Götter, endlich 30 Halbgötter verbunden ſind, und wenn dieſe Kreiſe zugleich als Dynaſtien erwähnt werden, deren Angehörige nacheinander in der Herrſchaft ſich gefolgt ſeien. Doch lichtet ſich das Dunkel durch die Denkmalforſchung, und wir lernen unterſcheiden zwiſchen dem was die Prieſterdogmen zuſammenklügelten und dem was urſprünglicher und bleibender Volksglaube war. Wie der ägyptiſche Staat aus den Gaugemeinden, ſo erwuchs die Vielgötterei aus der Zuſammenfügung der verſchiedenen Lokalculte. Die eine und gemeinſame Gottesidee ward an verſchiedenen Orten nach verſchiedenen Seiten aufgefaßt und in einem eigenthümlichen Symbol veranſchaulicht; deshalb konnte man die mannichfaltigen Geſtalten leicht zuſammenſtellen und ſie konnten auch anderwärts verehrt werden, wenn auch Horos der Gott von Edfu, Khem der Gott von Koptos, Kneph der Herr von Esneh blieb und ſie dort ihren Cultus hatten. Und ſo konnte eine Geſtalt in die andere übergehen und eine Verſchmelzung mehrerer, eine Häufung der Attribute eintreten, da jeder beſondere Gott urſprünglich das eine göttliche Weſen ausdrückte und in den vielen Göttern nur die mannichfaltigen Namen und Seiten des Einen erſchienen. Und ſo reden denn die Denkmäler ausdrücklich von dem einen Gott, von dem in Wahrheit allein Lebenden, von dem Herrn der Anfänge, der ſich ſelbſt erzeugt hat. Keine aſiatiſche oder europäiſche Mythe ſtammt aus Aegypten, wol aber weiſen manche Namen und Geſtalten der Götter auf Aſien hin und haben dort mit verwandten griechiſchen Formen des Glaubens ihre gemeinſame Wurzel. Wir finden in Aegypten den ſymboliſchen Niederſchlag einer urſprünglichen Mythenbildung, und eine reichere Götterſage entwickelt ſich in Bezug auf Oſiris erſt im neuen Reich nicht ohne kleinaſiatiſchen oder helleniſchen Einfluß. Die Ideen aber ſind die erſten und allgemein menſchlichen von Gott als dem Herrn des Seins, wie er im Licht, im Himmel ſich offenbart, von ſeiner weltſchöpferiſchen Macht und von der Unſterblichkeit der Seele; die Eigenthümlichkeit des Aegypterthums beſteht hauptſächlich darin daß die Thierſymbolik und die Seelenwanderung ausgebildet wird, und daß im Oſiriscultus die Richtung auf das ewige Leben mit vorwiegend ſittlicher Tendenz entwickelt iſt.

Das Licht des Himmels und seine belebende Kraft hat einen Kern und Quell in der Sonne, und so wird ihr Dienst in Aegypten herrschend; ursprünglich symbolisirt sie die göttliche Macht, Wahrheit und Güte, und die Bildwerke zeigen den Sonnengott kämpfend gegen die Schlange der Finsterniß; aber die Gefahr des Symbolismus, daß die äußere Hülle und Erscheinungsform für das Wesen genommen wird, trat darin hervor daß Amenophis IV. für eine Zeit lang durch den Dienst der Sonnenscheibe alle andere Gottesverehrung ersetzen wollte. Ruhm dir, heißt es in den Inschriften, Ruhm dir, Schöpfer der Monate, Urheber der Tage, Zähler der Stunden! Und unter harfenspielenden Sängern stehen die Worte: Du bist der höchste Gott, der bei Tagesanbruch die Welt erfreut. Die Thiere des Feldes verlassen ihr Lager, die Vögel erheben sich aus den Nestern, zu begrüßen den Glanz der lebendigen Sonnenscheibe. — Noch mehr zeigt sich diese Gefahr im Thierdienst. Nicht daß die Aegypter ursprünglich Ochsen, Katzen und Schlangen für Götter gehalten und angebetet hätten; aber die Phantasie gestaltete die in den Naturerscheinungen waltenden Mächte als Thiere, und die Aegypter hielten dies fest; sie sahen in den Thieren Symbole der schöpferischen Lebenskraft, der Fruchtbarkeit, der Lebensverjüngung, sie fanden dadurch Anklänge an das was sie als das Göttliche ahnten und erkannten, das Thier ward ihnen dann das sichtbare Zeichen der Idee, es diente ihnen im Allerheiligsten des Tempels statt einer Bildsäule des Gottes oder diese Bildsäule ward durch den Kopf des ihm geheiligten Thiers charakterisirt. Wie den Aegyptern überhaupt ein stabiles Thun und typisches Wirken für das Höchste galt, so imponirte ihnen das sich gleichbleibende instinctive Wesen der Thiere; diese waren ihnen zugleich lebendig und geheimnißvoll wie die Götter und gaben ein Bild des beseelten Naturganzen, des in die Natur versenkten Geistes. So stellt der Sphinx, der Kopf des Menschen auf dem Löwenleibe, Götter und Könige dar, und zeigt unwillkürlich die Gebundenheit des ägyptischen Geistes an die Natur, und bei den Ammonsphinxen tritt wieder sein Widderkopf an die Stelle des Menschenantlitzes. Die Priestersage von diesem Widderkopf bestätigt unsere Auffassung. Konsus, der den Griechen den Herakles vertritt, berichtet Herodot, habe durchaus den Ammon sehen wollen, und seinem Drängen habe dieser endlich nachgegeben und sich in das Fell eines Widders gehüllt und dessen abgeschnittenen Kopf vorgehalten. In dieser

Erzählung ſieht auch Döllinger den Urſprung des Thiercultus angedeutet, deſſen Gründe in dem Bedürfniß die verborgene Gottheit zu ſchauen und ſich nahe zu wiſſen, und in der Scheu vor dem geheimnißvollen Weſen und Treiben der Thiere zu ſuchen ſeien. So galt denn der Apis, ein Stier mit beſondern Zeichen (die Geierfigur auf dem Rücken bezeichnete die Mütterlichkeit, ein käferähnlicher Fleiſchknoten an der Zunge den Scarabäus, die männliche Kraft der Gottheit) für ein Symbol, dann für die Incarnation des ſchöpferiſchen Lichtgottes Ptah, und es hieß daß ihn die Kuh durch einen Blitz vom Himmel empfangen. Und ſo ſah das Volk allmählich ſeine Götter ohne weiteres in den heiligen Thieren; man hegte ſie als Herren des Hauſes und der Stadt, man betete ſie an, und Weiber entblößten ſich vor dem heiligen Ochſen zu Memphis oder gaben ſich dem Bock zu Mendes preis.

Die Idee Gottes im Gemüth des Menſchen iſt das erſte, ihre Verknüpfung mit dem Naturleben das zweite; was in Aſien begonnen war bildete Aegypten fort, aber nicht in der flüſſigen Dichtung der Göttergeſchichte, ſondern im Symbol des ſtarren Bildwerks. Anknüpfend an die Sprache ſagt Bunſen: „Die Kräfte in den Dingen werden dargeſtellt als wirkliche Gottheiten; die Eigenſchaften werden Beinamen von Göttern oder Göttinnen; dann wieder eigene ſelbſtändige Gottheiten, gerade wie ein Beiwort ein Nennwort wird und wie alle Nennwörter urſprünglich Eigenſchaftswörter waren mit Hinzudenken oder Hinzuſprechen der Dinge ſelbſt. Die mythologiſche ſinnbildliche Form iſt das Eigenthümliche des Aegypterthums auf dem Gebiete des Gottesbewußtſeins: die Umwandelung des Sinnbildes in eine Selbſtändigkeit, alſo die Abgötterei, iſt eine Entartung, deren Grund einestheils in der Schwäche des menſchlichen Geiſtes bei einem maſſenhaften Auftreten liegt, anderntheils in der Stärke des Gottesbewußtſeins und des innern Triebes zu deſſen künſtleriſcher Ausbildung und Darſtellung.“

Betrachten wir die hauptſächlichſten Göttergeſtalten um in ihnen die Beſonderheit ägyptiſcher Phantaſie kennen und die Bildwerke dadurch verſtehen zu lernen, ſo wiſſen wir zunächſt daß Menes, der Gründer des Reichs, das Heiligthum des Ptah erbaute. Manetho ſtellt dieſen an die Spitze der Götter. Inſchriften bezeichnen ihn als Vater der Sonne, die er dann vor ſich her bewegt; ſo ward ihm der Scarabäus geheiligt, ein Käfer der

eine Kugel von Oſten nach Weſten wälzt; da ihn die Griechen Hephäſtos nennen, erkennen wir in ihm den urſprünglichen Gott der im Licht des Himmels ſich offenbart, und danach heißt er dann der Herr des gnädigen Angeſichts, der Herr der Wahrheit, die als ſeine Tochter Ma perſonificirt wird und wieder die geordnete Welt als die wahrhaftige Offenbarung Gottes bezeichnen kann. In Philä war er dargeſtellt wie er das Weltei auf einer Töpferſcheibe bildet, und danach hat man den Namen nach dem ſemitiſchen pata Eröffner des Welteis gedeutet und ihn mit der in den Patäken der Phönizier entfalteten Schöpferkraft zuſammengeſtellt. Nach ihrem Symbolismus bildeten ihn die Aegypter bald als Kind, um das immer neugeborene Licht, den ewigjungen Gott zu veranſchaulichen, bald als Mann in mumienhafter Umhüllung mit dem Scepter in der Hand und mit dem ſogenannten Nilmeſſer, einem Stabe mit vier Querſtäben, in denen Paſſalaqua ſowol die vier Weltzonen und Elemente als die vier Stufen des geiſtigen Lebens und der Seelenwanderung ſieht. In Theben ward Ammon verehrt; die Alten deuteten den Namen als den Verborgenen, Neuere als den Bildner. Er iſt die im Verborgenen waltende geheimnißvolle geiſtige reine Weſenheit, die in der Natur ihre Entfaltung und Offenbarung, ihre ſichtbare Geſtalt, ihren Leib hat. Auch er heißt der Herr des Himmels, König der Götter, und wird thronend in menſchlicher Geſtalt dargeſtellt, verſchmilzt aber ſehr bald mit Kneph und Ra. Auch Kneph iſt der Weltbildner mit Topf und Scheibe; der Widder ſymboliſirt ſeine Zeugungskraft und leiht ihm ſein Haupt, und da man in Ammon daſſelbe Weſen ſah, gab man auch ihm den Widderkopf, ſowie auch dem Khem in Chemnis, in dem die Griechen ihren Pan ſahen. Ammon in ſeiner Kraft heißt Ra, oder artikulirt Phra, woher wol der Name der Pharaonen, Phraſöhne; er iſt der Sonnengott: „Der Herr in beiden Welten, der in der Sonnenſcheibe thront, der ſein Ei bewegt, der geoffenbart iſt im Abgrund des Himmels.“ Auch er erſcheint auf Denkmalen als der höchſte und ſchaffende Gott, und heißt der einzige Erzeuger im Himmel und auf Erden, ſelber unerzeugt. Es iſt die Idee Gottes an die Sonne geknüpft. Er war anfänglich der alleinige; als man die Lokalculte zuſammenſtellte, galt er in Memphis für den Sohn des Ptah, in Theben aber ſah man Ammon den Verborgenen in ihm offenbar geworden, und ſo verehrte man vorzugsweiſe den Ammon-Ra. An andern Orten ward

in Mentu die aufgehende, in Atmu die untergehende Sonne perſonificirt, und wenn Ra mit Arueris, Mandulis, Socharis und andern Göttern verſchmilzt, ſo mögen wir mit Parthey vermuthen daß in dieſen die verſchiedenen Eigenſchaften der Sonne, ihre belebende Kraft, ihre Wärme, ihr Licht, ihre Himmelsſtellung beſonders hervorgehoben waren. Ra hat den Kopf des Sperbers mit der Sonnenſcheibe. Auch Oſiris verſchmilzt mit ihm, und deſſen Sohn Horus, deſſen Haupt am Himmel erſcheint und die Welt erleuchtet, iſt gleichfalls die Soune; alles Göttliche wird an ſie geknüpft, und wo ſie niedergeht im Weſten da iſt auch die Ruheſtätte der Todten.

Die alte Zeit alſo hat urſprünglich den einen lichten Himmelsgott, den Schöpfer und Herrn, aber an verſchiedenen Orten unter verſchiedeneu Namen und Symboleu. Auch in Aegypten geſchah dann der erſte Schritt zum Polytheismus dadurch daß dem männlich gedachten Gott eine Weiblichkeit zur Seite trat; ſie war dann das Empfangende, Mütterliche, oder ſtellte die bildſame Materie dar die der Geiſt formt und beſeelt. Aber nicht blos Iſis iſt dann die Schweſter, Gattin, Mutter und Tochter des Oſiris, die Götter heißeu überhaupt Gemahl der Mutter, und die Auffaſſung iſt nun die daß ſie aus dem dunkeln Naturgruude ſich erhoben und dann ſich mit ihm zur Weltgeſtaltung verbuuden haben. Das Naturprincip iſt dem Geiſte verſchwiſtert, wird durch ihn ebenſo beſtimmt und gebildet als er es zu ſeiner Grundlage hat. So heißt es von Ra: Wenu du in der Wohnung der Nacht leuchteſt, vereinigſt du dich mit deiner Mutter, dem Himmel. Oder Neith heißt die Kuh welche die Sonne gebiert; die Inſchrift ihres Tempels zu Sais lautet: „Ich bin alles was iſt, war und ſein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet; die Frucht die ich geboren iſt der Sounengott.“ Eine andere Göttin, die Mut, wird durch den Namen ſchon als die Mutter bezeichnet. In Memphis trat Paſcht, katzen- oder löwenköpfig, dem Ptah als die große Herrin des Feuers zur Seite, die lebende, flammenverzehreude Göttin der Inſel Philä, die dann auch die Namen der Mut, Saki, Anuke führt, weil alle dieſe daſſelbe Weſen in beſondern Erſcheinungsweiſen bezeichnen. Auch Hathor, kuhgeſtaltig oder mit Kuhhörnern und der Sonnenſcheibe dazwiſchen, iſt eine große Mutter, die Herrin des Himmels, die Gebieterin der Götter, die goldene, die Königin des goldenen Kranzes; in ihr iſt das Element der Liebe beſonders hervorgehoben, Freudenfeſte werden

ihr gefeiert, ſie iſt die Göttin des Spiels und Geſangs. Aber allmählich ward der Iſisdienſt allgemein in Aegypten, und die Attribute der andern Göttinnen wurden damit auf ſie übertragen, ſie ward die Göttin mit 10000 Namen, abgebildet mit Kuhhörnern und Sonnenſcheibe, aber auch mit der Geierhaube, ein Blumenſcepter und Lebenskreuz in den Händen. Die verſchiedenen Göttinnen ſind die eine Iſis, aber in verſchiedener Form, mit verſchiedenen Symbolen, je nachdem eine oder die andere Eigenſchaft hervorgehoben wird.

Herodot nennt Iſis und Oſiris die einzigen überall in Aegypten verehrten Götter; die reichſte Entfaltung der gemeinſamen Uridee konnte am leichteſten alle andern Geſtaltungen aufnehmen. Wie vielſeitig die Anſchauung des Göttlichen in Oſiris war, beweiſt daß die Griechen in ihm den Zeus und Dionyſos, den Hades, Pan und Nil finden konnten, und Bunſen ſagen darf daß Iſis, Oſiris und ihr Kind Horus das ganze Götterſyſtem in ſich faſſen, all den verſchiedenen Localgottheiten auf den Denkmälern eine beſondere ihnen entſprechende Erſcheinung von jenen zur Seite geht. Am meiſten wird Oſiris als Herrſcher über das Reich der Seelen dargeſtellt; ſchon auf den älteſten Grabdenkmalen iſt er Todtenrichter, im Todtenbuch wird er als der Herr des Lebens und König der Götter angerufen. Er iſt die alterthümliche Gottheit von This oder Abydos in Oberägypten. Auch ſein Symbol iſt die Sonne und damit wird der Sonnenlauf ſeine Geſchichte; zugleich verehrt man ſeine wohlthätige Macht in den Ueberſchwemmungen des Nil. Iſis tritt ihm dann zur Seite und iſt die ſonnenbeſchienene Erde oder das Land das nach der Umarmung, der Ueberflutung des Nil ſich ſehnt und von ihr befruchtet wird. Wir kennen aber die Uridee der Menſchheit daß die Schöpferthätigkeit Gottes ein Eingehen in die Endlichkeit, ein Opfer der Liebe iſt, daß Gott ſich hingibt an das All um in ihm lebendig zu werden. Sobald man Gott in der Natur ſah und das Symbol als ſeine Geſtalt im Gemüth feſtſtand, ward die Sonnenwende und der Sonnenuntergang ein Hinabſteigen des Gottes in die Unterwelt, und wenn die Segenskraft im Nil ſank und nachließ, ſo erſchien das als ein Verſchwinden des Gottes, aus dem aber die Fruchtbarkeit des Landes hervorging. Die Sonne ward aber an jedem Morgen, die Flut des Nil in jedem Sommer wiedergeboren, und der ſterbende Gott war der ewig lebendige und wiederkehrende. Iſis heißt im Aegyptiſchen Hes, Thron, die

Natur als Thron Gottes; des Osiris oder Hesiri Name würde ägyptisch Thronauge heißen, eine sinnlose Deutung, sodaß Bunsen ihn mit dem phönizischen Adar, Asar, starker Gott zusammenstellt. Adonis ist Adonai, der Herr, und wenn die Osirisfeier den Griechen an seine Dionysien erinnerte, so stellte sie sich ebenso als die ägyptische Ausbildung des Adoniscultus dar, in dem der sterbende Gott beklagt, der neubelebte wiedergefundene mit Jubel begrüßt wird; eine ursprünglich gemeinsame Wurzel hat die drei Sprossen hervorgetrieben, ein Einfluß von einem auf den andern wird nicht zu leugnen sein. Wird doch auch Baals als eines Gottes der Stärke zur Zeit des Wechselverkehrs mit den Semiten auf ägyptischen Denkmälern gedacht.

Das Eigenthümliche und Große in der ägyptischen Entwickelung aber war daß die Unsterblichkeit, das Geschick der Seele an Osiris angeknüpft, daß der hinabgegangene Gott als der Richter der Todten und Herrscher der Geisterwelt angeschaut ward, mit dem die Seligen vereint das ewige Leben haben. So ward das ethische Element zur Hauptsache, und das Tiefste im Gottesbewußtsein hier ausgesprochen. Osiris ist der menschlich gestaltete, in der Menschheit waltende, leidende und am Ende siegreiche Gott; das Sittengesetz ist sein Gebot und er richtet die Menschen, bestraft das Böse, belohnt das Gute; das höchste Heil ist die Vereinigung mit ihm.

Die Ueberzeugung daß die menschliche Persönlichkeit unzerstörbar sei, liegt dem Geisterglauben der Chinesen und Turanier, dem Todtendienst der Griechen und Römer als gemeinsame Wahrheit, als menschliche Uridee zu Grunde; die Aegypter haben die Unsterblichkeit keineswegs zuerst gelehrt, aber sie haben einmal ein entscheidendes Gewicht auf das Leben nach dem Tod und die Vergeltung in der Ewigkeit gelegt, dann die Seelenwanderung und die Verbindung mit dem Thierdienst hinzugefügt. Der Mensch ist verantwortlich. Sinnliche Vergehungen und Schwächen werden dem Bauch, den Eingeweiden zugeschrieben und diese damit bei der Einbalsamirung dem alldurchschauenden Sonnengott gewiesen und in den Strom geworfen; dann wird über den Todten ein Volksgericht gehalten, und nur wer da besteht zur feierlichen Bestattung zugelassen. Dies irdische Gericht ist das Vorspiel des himmlischen. Da thront Osiris mit 42 Richtern, vor ihnen steht die große Wage, in deren eine Schale die Sünden des Verstorbenen kommen, in der andern liegt das Symbol der Gerechtigkeit,

die Straußfeder. An jener Schale ſteht der ſchakalköpfige Anubis, der Grabeswächter, das Richtloth hält der ſperberköpfige Horos, die allſehende Sonne, und der ibisköpfige Thot, der Schreiber der Götter, der Herr der heiligen Zunge, der göttliche Erfinder der Schrift und Pfleger des Wiſſens, zeichnet das Ergebniß auf. Die Gebete im Todtenbuch, Schriften die man bei Mumien gefunden, rufen den Hort der Geiſter, den Herrn der Wahrheit, Oſiris an, daß er ihnen vergönnen möge ſein Antlitz zu ſchauen. Von den Verdammten heißt es daß ſie das Auge des großen Gottes nicht erleuchtet, ihr Ohr ſeine Stimme nicht hört; ſie werden dargeſtellt wie ſie ohne Kopf einhergehen, ihr Herz nachſchleifen, in Keſſeln geſotten werden, an den Beinen aufgehängt ſind, — die Bilder erinnern an die Phantaſie eines Höllen-Breughel. Die Frommen und Seligen aber baden ſich jubelnd in ewigen Quellen und pflücken die Frucht von den Bäumen des Himmels. Sie haben Brot den Hungrigen und einen Trunk den Dürſtenden und ein Gewand den Nackten gegeben, nun leben ſie in Wahrheit, der große Gott redet zu ihnen und ſie reden zu ihm, der Glanz ſeiner Sonne erleuchtet ſie, ſtehend in ihrer Bahn; ſie beſteigen die Barke des Sonnengottes und vollbringen den Weltlauf mit ihm, froh ſeines Lichts; ihr Herz iſt Gottes Herz, ſie ſind die Genoſſen ſeines Lebens.

Aber wer nicht gut und rein befunden wurde, der mußte eine Wanderung zur Strafe und Läuterung antreten, und wenn die Seele eines die in ein Schwein fährt, die Beiſchrift „Gefräßigkeit“ hat, ſo dürfen wir vermuthen daß ſie in den Leib des Thiers einkehrte dem ſie durch eine hervorſtechende Eigenſchaft ſich ähnlich gemacht hatte. Die Wanderung währte eine Hundſternperiode, 3000 Jahre, dann wurde die Seele wieder als Menſch geboren, von neuem gerichtet, und nun der Verdammniß in der Nacht, oder der Seligkeit im Licht zugewieſen. Das Gefühl der Gemeinſamkeit des Lebensprincips in allen lebendigen Weſen, das zum Thierdienſt führte, verknüpfte Menſch und Thier durch die ſühnende Seelenwanderung, und der Aegypter, der in den Thieren die Seelen ſeiner Vorfahren vermuthen mußte, war wieder getrieben ſie heilig zu halten.

Die Erſtarrung der Idee im Symbol, die Gebundenheit des Geiſtes an die Naturform zeigt ſich übrigens auch hier. Die Fortdauer der Seele knüpfte ſich dem Aegypter an die Erhaltung des Leibes. Darum ward dieſer einbalſamirt, darum im ſteinernen

Grabe verschlossen. Diodor sagt: „Sie achten die Zeit dieses Lebens für sehr gering, aber die nach dem Tode, wo sie ihre Tugend im Andenken erhalten soll, sehr hoch. Daher nennen sie die Wohnungen der Lebenden Herbergen, weil wir nur eine Zeit in denselben wohnen, die Gräber der Verstorbenen aber ewige Häuser. Daher wenden sie auch auf die Erbauung der Häuser nur wenige Mühe, die Gräber aber werden auf außerordentliche Weise ausgestattet."

Der bekannte Osirismythus ist erst zu Anfang des Jahrtausends vor Christus ausgebildet, und so wie Griechen ihn überliefern, mögen sie selber an seiner Fortgestaltung mitgeholfen haben. Seb und Nutpe, der Gott der Zeit und die Göttin des Himmelsraums, werden hier die Aeltern von Osiris und Isis genannt. Seb, bei den Griechen Typhon, der dem Osiris entgegentritt, ist aber noch im neuen Reich der verehrte Gott des Delta, der den König Thotmes III. im Bogenschießen unterrichtet. Der Name ist in Asien bekannt, auch in der Genesis wird er in einer der Schöpfungsgeschichten als Vater des Menschen (Enos) genannt. Er ist der strenge und eifrige, das Richtende und Verzehrende der Gottesgewalt ist in ihm wie im Moloch dargestellt. Darum konnten die Hykfos, die semitischen Eroberer, in ihm den eigenen Gott erkennen, und daher die Priestersage daß Aegyptens Götter sich in Thiermasken gehüllt um sich vor ihm zu verbergen. Und so brachte man ihn denn als Widersacher in Gegensatz mit dem milden Osiris, und machte ihn, den Verröder, zum Träger alles Feindseligen und Verderblichen. Ist Osiris der befruchtende Nil, so ist Seb der austrocknende Glutwind der Wüste. Der Mythus nun erzählt daß Osiris segensreich in Aegypten waltet, und siegreich die Welt durchzieht, Acker- und Weinbau, Gesetze und Gottesdienst begründend. Aber listig schließt Typhon-Seb ihn in einen Sarg, und wirft denselben in den Nil. Ihn suchend irrt Isis trauernd einher; als sie ihn gefunden, zerstückt Typhon den Leichnam; sie sammelt die Glieder wieder. Osiris ist Herrscher des Todtenreichs, aber im Horos, seinem und der Isis Sohn, erwächst ihm ein Rächer, der den Typhon überwindet; der neue Segen des Jahrs ist der Sohn von Osiris-Nil und Isis-Land. Er ist zugleich die lichte Sonne und gießt das Heil aus über die Könige. In seinem Namen Harpokrates hat Lepsius das ägyptische Her-pe-chrut, Herr oder Horus das Kind erkannt. Des Osiris Wirken und Verschwinden wiederholt im wiederkehrenden

Naturverlauf jedes Jahr; als Hort der Geister ist er zugleich der ewig Lebendige. Bedeutungsvoll heißt es daß Horos den Typhon überwältigt, aber nicht hinweggeräumt. Thot-Hermes schneidet ihm die Sehnen aus und spannt sie als Saiten auf die Leier; der alles in eins fügende Geist, sagt schon hierüber Plutarch, ruft auch aus dem Widerstrebenden Einklang hervor; die Energie des Negativen wird nicht vernichtet, aber sie muß der Harmonie des Ganzen dienstbar sein.

Auch in dem ägyptischen Cultus war die Osirisfeier die hauptsächlichste. Ein Stier war das Symbol des Gottes, seiner zeugenden Naturkraft, und wie diese um dem Besondern Leben zu verleihen sich selber zertheilt, so ward der Stier geopfert und zerstückt; die Volksklage verwandelte sich in Jubel, wenn einige Tage darauf die Auffindung und Wiederbelebung des Gottes gefeiert, aus der mit Nilwasser getränkten Erde sein Bild geformt wurde. Das Eine das in der Vielheit auseinander geht und aus der Vielheit wieder zu sich zurückkehrt, das Unendliche zerstückelt im Endlichen und aus ihm wiederhergestellt, diese Uridee des Aegypterthums ist auch hier nicht zu verkennen. Bei andern Gelegenheiten ward der Phallus einhergetragen und Frauen entblößten sich um die Götter der Geburt zu verehren.

Das Opfer war auch in Aegypten ursprünglich Menschenopfer; das stellvertretende Thier ward stets mit einem Siegel bezeichnet auf welchem ein Mann dargestellt war der an einen Pfahl gebunden kniete, während ihm das Messer die Kehle rührte. Der Symbolismus verlangte genaue Prüfung der Opferthiere, und schrieb außerdem den Priestern die physische Reinheit auf eine scrupulöse Weise als Erscheinungsform der geistigen vor, sodaß ihr Thun und Lassen durch sinnbildlich bedeutsame Speise- und Kleidergesetze sehr eingeengt war. Ihr ganzes Leben sollte ein dauernder Gottesdienst sein und ging zumeist in Ceremonien auf, deren Regeln unverrückbar feststanden wie die Ordnungen der Natur. Am Feste des Thot, des göttlichen Schutzherrn ihrer Weisheit, aßen sie Honig und Feigen und sprachen: „Die Wahrheit ist süß."

Die religiösen Denkmäler der Aegypter geben das große und gewichtige Zeugniß daß die Träger der priesterlichen Weisheit, daß die Gebildeten im Volk die Anschauung von der Ewigkeit Gottes hatten, daß sie in den mannichfachen Gestaltungen einer reich gegliederten Götterwelt nur Verhüllungen und Entstellungen

der urſprünglichen Wahrheit ſahen. Im Todtenbuch, jener Rolle die man als letztes Geleit den Verſtorbenen mit in das Grab legte, iſt dieſe Lehre ausgeſprochen. Für Gott den Einen und Seienden wird kein beſonderer Name dort genannt, er wird umſchrieben mit den tiefen Worten: Nuk pu nuk: Ich bin der ich bin. Wer erinnert ſich hierbei nicht des gleichen Ausdrucks, mit welchem Gott bei Moſes II, 3,14 ſich den Iſraeliten nennt: Javeh, nach falſcher Ausſprache Jehova, das heißt Ich bin der ich bin, — der Ewige, der Lebendige! Und wer erinnert ſich nicht an die Rede des himmliſchen Königs in einer der Parabeln von Jeſus, wenn im weſtlichen Felſenthal Thebens ein Verſtorbener vor Gott und den Menſchen bekennt: „Ich habe gelebt von der Wahrheit und mich genährt mit Gerechtigkeit. Was ich den Menſchen gethan war voll Verſöhnung, und wie ich Gott geliebt weiß Gott und mein Herz. Ich habe Brot dem Hungrigen, Waſſer dem Durſtigen, Kleider dem Nackten geſpendet, und dem Wanderer gewährte ich ein Obdach.“ Ueberhaupt ſpricht eine milde humane Geſinnung aus den Grabſchriften der Aegypter. Von einer Mutter heißt es ſie habe ihre Kinder bedeckt wie die Henne mit ihrem Flügelpaar die Küchlein. Frauen werden ſchöne Palmen genannt, deren Frucht die zarte Liebe ſei, und für das edelſte Göttergeſchenk gilt die Achtung bei den Männern und die Liebe bei den Frauen.

Zur prieſterlichen Wiſſenſchaft der Aegypter gehörte die Aſtrologie; der Stand der Geſtirne ward mit den irdiſchen Vorgängen in Verbindung gebracht, jenen ein Einfluß auf dieſe zugeſchrieben. Und wie ägyptiſche Zauberer mit den Wunderthaten des Moſes wetteifern, ſo gilt in ſpäterer Zeit Aegypten für den Herd der Zauberei. Gladiſch, der die ägyptiſchen Elemente bei dem helleniſchen Dichterphiloſophen Empedokles nachgewieſen, gibt auch die Erklärung der Zauberei aus den alexandriniſchen Philoſophen Jamblichos und Plotinos in völliger Uebereinſtimmung mit der Weltanſicht daß die urſprüngliche Einheit durch den Gegenſatz getrennt, durch die Liebe wiederhergeſtellt werde. Plotinos ſagt: „Die wirkliche Zauberei iſt die Liebe in dem All und der Streit. Weil nun die Menſchen den Zauber wahrgenommen, der in dem All ſelbſt wirkt, indem den Beſtandtheilen deſſelben eine Kraft der Liebe eingeboren iſt, vermöge der ſie von einander angezogen und bezaubert werden, ſo ſind ſie darauf geführt worden durch künſtliche Mittel die inwohnende Kraft der

Liebe zu erregen und die gegenseitige Anziehung zu erzeugen, sodaß das Geheimniß der Zauberei darin besteht zu wissen auf welche Weise die Anziehung erweckt wird." So liegt denn der Zauberei wie der Astrologie die gemeinsame Wahrheit zu Grunde von einem organischen Weltganzen, in welchem alle Dinge durch ein einiges Band wechselseitigen Einflusses verknüpft sind; mit diesem Gedanken hat dann die Einbildungskraft ihr Spiel getrieben und treibt es noch.

Daß Gesang und Musik den Aegyptern nicht fremd waren beweisen auch die Denkmale, auf denen namentlich im neuern Reich viele Bilder des frohen Lebensgenusses erscheinen; doch zeigt auch schon die älteste Zeit viele der heute noch üblichen Instrumente, namentlich solche die geschlagen werden. Man sieht Klapphölzer um den Takt anzugeben, Trommeln und die bronzene Sistrumklapper, man sieht Flöten und Trompeten und besonders schöne Harfen, deren Erfinder die Aegypter sind, auch die Guitarre und Lyra. Herodot versichert, und es stimmt zum Wesen der Aegypter, daß sie feststehende volksthümliche Weisen gehabt und fremde nicht angenommen. Auch Platon behauptet daß in Aegypten eine heilige Satzung bestimme was schöne Bildwerke und gute Gesänge seien, und daß die Jugend nur an edle Formen gewöhnt werden solle, welche die natürlichen Leidenschaften bändigen und reinigen. Indeß wie wir allerdings innerhalb des ägyptischen Typus doch Stilunterschiede in Bauten und Bildwerken gewahren, so lassen diese selbst uns eine Entwickelung der Musik erkennen die gleich der der andern Künste allerdings unter das Ursprüngliche viel gebundener blieb als in dem raschlebigen Hellas. Früh schon war den Aegyptern der musikalische Wohlklang das Symbol für das Schöne und Gute, und die Laute ward zur Hieroglyphe für diese Begriffe, zugleich ein Beweis für das hohe Alterthum ihrer Erfindung, die sie dem Gott Thot zuschrieben, ihre drei Saiten sollten den Winter, Frühling und Sommer bedeuten; auch die Ordnung der Töne und der Gestirne ward früh aufeinander bezogen.

Ein Grabgemälde der Pyramidenzeit zeigt wie der kniende Harfner dem Vorsänger gegenüber das Lied begleitet, das dieser mit sechs Sängerinnen anstimmt; die Sängerinnen klatschen in die Hände, und nach ihnen richten wieder drei Männer die gleichmäßigen Tanzbewegungen. Lied, Instrumentalmusik und Tanz sind also auch hier ein gemeinsames Ganzes. Ein Oberster

der königlichen Sänger in der Glanzzeit des neuen Reichs ist fürstlichen Geschlechts und zugleich als Priesterprophet der Hathor bezeichnet. Aber wie der religiösen Feier, so diente die Musik auch der Freude des geselligen Lebens und dem Kriege. Der einfache mit sechs Saiten bespannte Holzbogen als die älteste Harfenform veranlaßt Ambros zu der Vermuthung daß das Erklingen der Bogensehne die Erfindung angeregt habe. Aber bald wird der untere Theil stärker und zum Schallkasten ausgehöhlt, und dann gewinnen die Harfen eine große, zweckvolle und zierliche Gestalt. Die im südwestlichen Asien vielverbreitete Lyra dagegen scheint semitischen Ursprungs und erst in Aegypten nach der Hyksosperiode volksthümlich. Besonders reich und glänzend war das Musiktreiben in der Blütezeit des neuen Reichs; die Harfe erhält 13, ja 21 Saiten. Lyren, Flöten und Pauken werden mit ihr zusammen gespielt.

Leider ist uns von den Melodien der Aegypter bisjetzt nichts erhalten; daß sie die Harmonie so wenig wie irgendein Volk des Alterthums ausgebildet, beweist uns das Schweigen der Griechen; ein Herodot, ein Platon, die Alexandriner würden es als etwas Wunderbares gewiß bemerkt haben. Wenn Diodor von Sicilien sagt daß die Aegypter Musik und Gymnastik, diese beiden Erziehungsmittel der Griechen, im Jugendunterricht nicht anwenden, so entsprechen dem die Denkmäler, nach welchen Sänger, Sängerinnen und Musiker entweder priesterlicher Art sind oder einem besondern Stande angehören. Der freigeborene Hellene dagegen kräftigte seinen Körper durch die Gymnastik, daß er aber nicht roh und hart werde, nahm er die sänftigende Milde der Musik zu Hülfe und übte sich in ihr und harmonisirte durch sie sein Leben. Der Aegypter hörte die Musik ohne sie selbst zu pflegen. Auch Ambros hat dies für die Cultur beider Völker bezeichnend gefunden: Aegypten erscheint als das Land priesterlicher Satzung, kastenmäßig geordneter und getheilter Bildung, während die allseitige Bildung zu freier schöner Menschlichkeit Gemeingut der Hellenen wird.

Die Poesie der Aegypter lernen wir allmählich näher kennen und würdigen. Zwar hat sie in der Geschichte der Dichtkunst von Scherr noch keine Stelle gefunden, und Rosenkranz will die auffallende Thatsache ein großes und gebildetes Volk ohne Poesie zu finden damit erklären daß der Aegypter wie der Parse in einer übergroßen unmittelbaren Spannung gelebt habe, die ihm

eine Vertiefung in die Innerlichkeit versagte wie die Poesie als Bedingung sie erfordert. Licht und Finsterniß, Leben und Tod, Reinheit und Unreinheit waren die Angeln um welche sich das Dasein dreht. Danach sollte man doch vermuthen daß Rosenkranz weder eine altpersische noch eine ägyptische Poesie anerkenne. Aber im Gegentheil; er bespricht die iranische Heldensage und schließt von den Bildwerken der Aegypter auf eine lyrische Poesie theils liturgischer theils skolischer Art, religiöse Gesänge und Lieder des heitern Lebensgenusses beim Mahl. Die epische Dichtung dagegen spricht er ihnen ab und sagt daß was von Poesie in ihnen lebte, in den großen Stil ihrer monumentalen Plastik hineingearbeitet ward. Indeß ist allmählich von Inschriften und Papyrusrollen so viel entziffert daß die Thatsache einer reichen poetischen Literatur der Aegypter ebenso feststeht als wir die Form derselben näher bezeichnen können. Die Architektur war allerdings die tonangebende Kunst in Aegypten und in den Riesenlettern ihrer Bauten haben sie das Wort ihres Lebens am großartigsten niedergeschrieben. Architektonisch ist auch der Stil der Bildwerke, welche die Bauten verzieren. Architektonisch ist auch die Form ihrer Poesie in der Symmetrie von Satz und Gegensatz, im Parallelismus der Gedanken und der Rede, der dem ersten Glied ein entsprechendes zweites hinzufügt. Die hellenische Metrik ist plastisch und gestaltet die Leibhaftigkeit der Sprache zur freien Schönheit, der Rhythmus ist malerisch, der romantische Reim musikalisch; der Innerlichkeit der Hebräer genügte und entsprach das Geistige, der Gedankenrhythmus — wie ich das in meiner Aesthetik näher entwickelt habe. Jener biblische Parallelismus aber hat seine Analogie in dem architektonischen Gefüge der ägyptischen Inschriften. So heißt es von König Sethos:

Deine Streitaxt war über den Thronen aller fremden Länder;
Ihre Fürsten wurden durchbohrt von deinem Schwerte.

So las Röth Stellen eines Sonnenhymnus auf dem Leibe eines großen Scarabäus eingegraben:

Zu kämpfen geht der himmlische Genius;
Läuternd und weihend vollstreckt der Sonnengott seine Bahn.

Das Licht entstrahlend wandelt die Sonne dahin,
Das Licht entsendend vollbringt sie ihre Fahrt.

Die Inſchriften der Pyramidenzeit erſcheinen einfach und gedrungen gegen die ruhmredige Breite der ſpätern Perioden, wo ſchwülſtige Wiederholungen ermüden; doch fehlt es auch hier nicht an lebendiger Auffaſſung und charakteriſtiſchen Bildern. Auf dem Deckel von König Menkera's Sarg las man die Worte:

Seliger König Menkera,
Ewig lebender,
Himmelentſtammter,
Kind der Nutpe,
Sproß der Mut,
Möge deine Mutter Nutpe ſich über dir ausbreiten, die Himmelausſpannende,
Dich darſtellen dem Vernichter deiner unreinen Feinde,
König Menkera, Ewiglebender.

Seſorthoſis weiht einen Obelisken dem Gotte Ra:

Der Sohn der Sonne, welcher den Menſchen das Leben gibt,
Der König Sonne, welcher der Welt geſchenkt iſt,
Der Herr des obern und untern Aegyptens,
Der geliebt wird von den Geiſtern der reinen Gegend,
Der immer lebt und den Menſchen das Leben gibt,
Der das Leben der Menſchen iſt, —
Dem Gotte der ihn zum Lebengeber gemacht hat.

Von Ramſes III. heißt es in einer Inſchrift des Palaſtes von Medinet Habu:

Der König war wie ein Löwe,
Sein Brüllen in den Bergen ließ die Ebne zittern.

Wie die Ziegen vor dem Stiere zittern,
So flohen die Feinde vor dem Helden.

Seine Schützen durchbohrten die Feinde
Und ſeine Roſſe waren wie Sperber.

Er trägt das Land mit der Kraft ſeines Rückens und ſeiner Lenden,
Und der Geiſt der Sonne iſt geoffenbart in ſeinen Gliedern.

Das reine Volk gedeiht im Glanz ſeiner Strahlen
Und vermehrt ſich an Männern und Weibern.

Der Herr der Stärke ſpendet Leben wie die Sonne,
Seine Glieder leuchten über dem Lande wie die Sonne.

Dieſe Inſchriften, die den König feiern, tragen ſchon einen hymniſchen Charakter, können uns ſchon als Beleg ägyptiſcher Lyrik dienen; noch klarer tritt ſolche in den Anrufungen an die

Götter hervor. Wie der Sonnenlauf ein Symbol iſt für die Geſchichte der Seele, und die Sonne des Nachts den Seligen leuchtet, ſo wird in den Inſchriften der Gräber beſonders die in der Sonne waltende eine Gottesmacht unter vielen Namen angerufen. So fordert ein prieſterlicher Schreiber alle Schreiber und Prieſter auf, daß ſie die Götter beſingen gleichwie dieſe Rede:

Anbetung dir, o Sonne, göttlich Kind,
Das alle Tage ſelber ſich gebiert.

Anbetung dir, wann lebenſpendend
Du ſtrahlſt im Himmelsocean.

Du haſt erſchaffen alle Dinge,
Du ſtrahlſt den reinen Menſchen Leben aus.

Anbetung dir, dem Bildner aller Weſen;
Verborgen biſt du, deine Pfade unerkannt.

Anbetung dir, wenn du durchläufſt den Himmel;
Die Götter bei dir ſie frohlocken!

Oder der heilige Schreiber Tapherumnes ſingt:

Sei gnädig mir, du Gott der Morgenſonne,
Du Gott der Abendſonne, Horos beider Welten,
Du Gott der einzig und in Wahrheit lebt!
Erſchaffen haſt du alles was da iſt,
Der Weſen Allheit, Thier ſowol als Menſch;
Im Sonnenauge offenbarſt du dich.
Du Herr der Anmuth, Liebenswertheſter,
Der Leben ausſtrahlt allen Menſchenkindern!
Ich rühme dich, wenn abendlich es dämmert,
Wo friedvoll du zu neuem Leben ſtirbſt;
Du ſcheideſt unter Lobgeſang im Meer,
Und deine Barke nimmt dich jubelnd auf.

Klingt das nicht wie ein bibliſcher Pſalm? Ebenſo erinnert es an die indiſchen Grundbücher, die Veden.

Häufig werden in langer Anrufung die verſchiedenen Namen des Gottes genannt, ſeine Eigenſchaften aufgezählt, und wie der eben angebetete Gott als Ehegemahl, Herr und Häuptling der andern Götter geprieſen wird, als der Schöpfer ſeiner ſelbſt und aller Dinge, als der in Wahrheit einzig Lebende, ſo geht daraus hervor daß im Gemüth des denkenden Aegypters wie des Indiers die Idee des Einen Gottes, deſſen verſchiedene Offenbarungs-

weiſen mit verſchiedenen Namen genannt die andern Götter ſind, immer wieder hervorbricht, wie umgekehrt das jüdiſche Volk trotz der Mahnung ſeiner Propheten ſo oft wieder in die Vielgötterei und den Bilderdienſt zurückfällt. Und wenn es im ägyptiſchen Lobgeſang vom Sonnengott weiter heißt:

> Geſchlagen wird vom Glanz deines Auges dein Feind,
> Gewehret iſt dem Gang der Schlange Apophis,

ſo ſehen wir daß auch die Aegypter das Princip des Böſen als Schlange perſonificirt, daß auch ſie gleich Semiten und Ariern vom Kampf des Lichtgottes mit dem Drachen der Finſterniß geſungen haben; wir erkennen darin eine Uranſchauung der Menſchheit.

Der Menſch bringt ſich die Götter menſchlich nah, wenn er ſie nicht blos in der eigenen Geſtalt bildet, ſondern ihnen auch die eigenen Gemüthsbewegungen leiht, ſodaß ſeine Schmerzen und Freuden in ihnen widerklingen. Die Sonnenwende und der Sonnenuntergang läßt auch den Lichtgott in das Reich der Nacht und des Todes niederſteigen, und die Mutter Natur ſelbſt ſcheint zu trauern, wenn der Frühling mit ſeiner Wonne im Gewitterſturm erſchlagen, wenn die Blütenfülle der Erde von der Glut des Sommers verſengt, wenn das grüne Laub vom Winterwind dahingerafft wird; aber ebenſo frohlockt auch die Natur, wenn die Vögel wieder ſingen, die Blumen wieder aufſproſſen und neuverjüngtes Leben die Erde ſchmückt, friſche Kraft die Sonne am Morgen und im Jahresanfang wieder zu höhern Bahnen emporführt. Wie die religiöſe Idee überhaupt am mächtigſten und ergreifendſten im Gemüth der Semiten waltet, ſo hat ſich auch der Wechſel der Jahreszeiten als Luſt und Leid des darin waltenden Gottes und das Mitgefühl der Menſchen in Jubel und Klage bei ihnen am ſtärkſten ausgeprägt, hat von ihnen aus auf Aegypter und Hellenen hinübergewirkt. Es war am Libanon, wo der Gott Baal als der Herr (Adonai) verehrt wurde; eine weibliche Weſenheit, die Göttin der Natur, der Liebe ſtand ihm dem Himmelsherrn zur Seite; ſein Tod und ſeine Auferſtehung wurden vom Volk in Jammer und Jauchzen alljährlich gefeiert, das ſcholl hinüber zu den Hellenen und wurde als die Klage und Sage von Adonis dort weiter ausgebildet. Die Aegypter aber, die Auf- und Niedergang des Lebens und der lebenſchaffenden Macht in der Sonne und im Nil vor Augen hatten, die darin That und Leid des Oſiris ſahen und dieſem die Iſis als Gattin

geſellten, geſtalteten die Mythen und Myſterien beider unter dem Einfluß der verwandten ſemitiſchen Ideen. „Ai lenu“, „wehe uns“, klagten die Kleinaſiaten, danach ward Ailinos der Name des Klaggeſangs für die Griechen, und ſie machten wieder einen Sänger Linos daraus, der von Apollo getödtet worden ſei. Herodot nun erzählt uns daß die Aegypter ein Maneroslied hätten, das auch im Phönizierland geſungen werde und wie der Linosgeſang der Griechen laute. Herodot ſah in dem Maneros einen Königsſohn, aber Brugſch hat dargethan daß die Klage dem Oſiris galt, und daß das Lied ſeinen Namen hatte nach dem Refrain „Maa-ne-rha“, der zu deutſch heißt: „Komm' nach Haus, kehre wieder.“ Brugſch hat eine Todtenklage der Iſis um Oſiris überſetzt, die auf einem Todtenpapyrus erhalten iſt; die Rolle gehörte einer Thebanerin Namens Nai, und der Ueberſetzer bemerkt zur Erläuterung, daß jeder ſelig Verſtorbene den Namen eines Oſiris erhielt; „wie Oſiris und Adonis in dem Kreislauf des Jahres die eine Hälfte deſſelben auf der Oberwelt weilt, dann aber zur Herbſtzeit ſtirbt und einen gleichen Zeitraum in der Unterwelt zubringt um aufs neue wiedergeboren zu werden, um den ewigen Kreislauf der Geburt und des Todes zu vollenden, ſo muß auch der Menſch jene untere Region mit dem Gotte durchwandern, um aufs neue zu erſtehen und ein neues Leben zu beginnen, ſo iſt er eins mit Oſiris“. Das Klagelied der Iſis, die den Gott unter verſchiedenen Namen nennt und ſich ſelber je nach den Beziehungen des Princips der Natur zu dem des Geiſtes als ſeine Geliebte, Schweſter, Gattin, Mutter bezeichnet, lautet in ſeiner einfachen herzinnigen Weiſe:

Kehre wieder, kehre wieder,
Gott Panu, kehre wieder!
Die dir feindlich waren
Sind nicht mehr da.

Ach ſchöner Helfer, kehre wieder,
Damit du mich ſchaueſt, deine Schweſter,
Die dich liebet;
Und nicht naheſt du mir?

Ach ſchöner Jüngling, kehre wieder, kehre wieder!
Nicht ſehe ich dich,
Mein Herz iſt betrübt um dich
Und meine Augen ſuchen dich.

Ich irre umher nach dir um dich zu ſchauen in der Geſtalt der Nai,
Um dich zu ſchauen, um dich zu ſchauen, du ſchöner Geliebter,
Um dich zu ſchauen, die Strahlende,
Um dich zu ſchauen, Gott Pann, den Strahlenden.

Komm zu deiner Geliebten, ſeliger Onnofris,
Komm zu deiner Schweſter, komm zu deinem Weibe,
Gott Urtuhet, komme,
Komme zu deiner Hausfrau.

Ich bin ja deine Schweſter,
Ich bin deine Mutter,
Und nicht naheſt du mir?
Das Antlitz der Götter, dir zugewendet, beweint dich
Zur Zeit da ſie mich ſahen, wie ich klage um dich,
Wie ich weine und gen Himmel ſchreie,
Auf daß mein Flehen du höreſt.

Denn ich bin deine Schweſter, die dich liebte auf Erden,
Nie liebteſt du eine andre als mich, deine Schweſter.

Es iſt die Klage um den Tod und die Hoffnung der Unſterblichkeit, die in gleicher Weiſe im Wechſel des Naturlebens ihr Symbol gefunden hat.

Wenden wir uns zur epiſchen Poeſie, ſo finden auch hier die Ueberlieferungen der Alten ihre Beſtätigung durch die Denkmalforſchung der Gegenwart. Es werden zwei Bücher des Sängers erwähnt. Dieſelben enthielten Lieder zu Ehren der Götter und Könige, — und ſtellten im Preiſe der großen Männer einen Spiegel des Heldenthums auf, ſodaß die Aegypter ſagen mochten: Darius habe ſich durch Hochherzigkeit und Milde ſo berühmt gemacht, weil er dieſe Tugenden der alten Herrſcher aus ihren heiligen Büchern kennen gelernt. Die Königsliſten gaben den Halt, die Volksſage umwob ſie mit ihren blühenden Ranken. An eine der Pyramiden wird der Name jener Rhodopis geknüpft, deren Sandale, als ſie badete, der muthwillige Wind zu den Füßen des gerichthaltenden Königs trug. Der König ward durch die Zierlichkeit der Sandale zur Liebe für ihre Eigenthümerin entflammt, und ruhte nicht bis er dieſe gefunden und zur Königin gemacht. Wer dächte nicht an Aſchenbrödel's Pantoffel?

Herodot erzählt uns den köſtlichen Schwank vom Schatz des Ramſinit. Der Baumeiſter hatte an der Schatzkammer einen Stein ſo eingefügt daß er von außen herauszunehmen war, und ihn ſterbend ſeinen Söhnen bezeichnet. Als dieſe auf ſolche Art

mehrmals plündernd eingedrungen waren, und der König die Thür verschlossen und das Siegel unversehrt, aber einige der Goldgefäße leer gefunden, ließ er Schlingen um dieselben legen. Darin fing sich denn der eine der Diebe, und rieth dem Bruder er solle ihm den Kopf abschneiden und mit demselben sich entfernen, damit sie unentdeckt blieben. Der König fand den Leichnam ohne Kopf, ließ ihn an der Mauer aufhängen und stellte Wächter dazu. Der Bruder aber trieb ein paar Esel mit Weinschläuchen heran, ließ deren einen auslaufen, zankte zuerst mit den Wächtern, die herbeikamen um Wein aufzusaugen, zechte aber dann mit ihnen bis sie trunken waren, schor ihnen die Bärte auf der rechten Wange, und nahm den Leichnam mit sich. Da ließ der König verkünden seine Tochter solle dem Manne zu Willen sein der ihr den sündigsten und klügsten Streich erzähle. Und der junge Mann kam und erzählte wie er die Schätze des Königs raubend dem Bruder das Haupt abgeschnitten, dann wie er die Wächter betrogen habe. Sie wollte ihn nun festhalten, doch er hatte den Arm des Todten unter dem Mantel, ließ ihr den und entrann. Der König aber gewährte ihm Straflosigkeit und gab ihm die Tochter zum Weibe, weil er der kühnste und gescheideste der Menschen sei.

Von den Waffenthaten Ramses des Großen wird besonders eine auf den Tempelwänden zu Luxor, Abusimbel und im Rameseum gefeiert; die bildliche Darstellung und die Inschriften erzählen wie der König von Cheta die Aegypter durch einen Scheinrückzug täuschte, und während deren Heer größtentheils zu seiner Verfolgung südwärts zog, sich plötzlich auf Ramses stürzte, der sich mit seiner kleinen Schar umringt sah, aber seine Waffen ergriff, allein mit seinem Streitwagen in die feindlichen Reihen fuhr, eine große Verheerung anrichtete und den Sieg errang. Durch alle Uebertreibung leuchtet doch seine muthige Waffenthat im echten Glanze. Und ein Hofpoet, Pentaur, hat sie besungen und Rougé hat den größtentheils erhaltenen Papyrus übersetzt. Der Anfang der Geschichte ist verloren; das Erhaltene dieses historischen Gedichts aus Aegypten erzählt wie der Sonnengott hoch am Himmel stand und der König von Cheta dem Heer des Pharao in den Rücken fiel, Ramses aber seine Rosse anschirren ließ, seine Waffen ergriff und sich erhob wie ein Gott, wie Baal in der Stunde seiner Macht. Er war allein auf seinem Wagen und 2500 Wagen der Feinde umringten ihn. Da rief er: „Meine

Bogenschützen und meine Reisigen haben mich verlassen, und keiner kämpft mit mir! Was ist der Wille Ammon's meines Vaters! Ist er ein Vater, der den Sohn verleugnet? Bin ich nicht gewandelt nach deinem Wort? Hab' ich vertraut auf meine eigenen Gedanken? Hat nicht dein Mund mich geleitet? Hab' ich nicht deine Feste gefeiert und deine Tempel mit meiner Beute geschmückt? Hab' ich nicht dein Haus aus Steinblöcken erbaut und die Obelisken vor dasselbe herangeführt? Die großen Schiffe segeln für dich auf den Meereswogen und bringen dir den Zoll der Nationen. Schmach dem der dir entgegentritt, Heil dem der dich versteht, Ammon! Ich rufe dich an, mein Vater; ich bin allein vor dir in der Mitte der Feinde. Meine Bogenschützen kamen nicht als ich rief, meine Reisige vernahmen meine Stimme nicht. Aber Ammon ist mehr als tausend Bogenschützen, mehr als hunderttausend Reisige. Die List der Menschen ist nichts, Ammon trägt über sie den Sieg davon. O Sonne! Hat nicht dein Mund mich geleitet und dein Rath mich gelenkt? Ich habe deinen Ruhm verkündet bis ans Ende der Welt!" Die Worte hallten im Himmel wider, Phra kommt zu dem der ihn ruft. „Er fliegt zu dir, er reicht dir seine Hand, freue dich, Ammongeliebter! Ich bin bei dir, ich bin dein Vater, die Sonne, meine Hand ist mit dir, ich will dir wohl vor allen Menschen. Ich bin der Herr der Kraft, ich liebe den Muth; ich habe dein Herz fest gefunden, darob hat mein Herz sich gefreut. Mein Wille wird geschehen, ich werde über sie kommen wie Baal in seiner Wuth; 2500 Wagen, wenn ich in ihrer Mitte bin, sollen in Staub sinken vor deinen Rossen. Ihre Herzen sollen ermatten in ihrer Brust und ihre Glieder sollen erschlaffen. Sie sollen ins Wasser stürzen wie Krokodile, sie sollen übereinander hinfallen und sich selber vernichten."

Der schlechte Fürst von Cheta in der Mitte seines Heeres sah es, wie Se. Majestät ganz allein kämpfte; zweimal zog er erschreckt vor Sr. Majestät sich zurück. Er berieth sich mit seinen Fürsten, aber Ramses blieb siegreich und rief zu den Seinen: „Habt Muth, meine Bogenschützen, und fasset ein Herz, meine Reisigen! Ihr seht meine Thaten! Ich war allein, aber Gott hat mir seinen Arm geliehen!" Dem Wagenlenker zittert das Herz, allein der König spricht ihm Muth ein: wie der Geier auf die Tauben werde er auf sie stürzen, Ammon würde nicht Gott

ſein, wollte er nicht das Antlitz ſeines Sohnes verherrlichen vor den zahlloſen Scharen.

Nach dem Sieg hält der König den Großen ſeines Reichs eine Strafrede, weil ſie nicht beſſer gewacht, weil ſie ſich überliſten laſſen, weil ſie ihm im Kampf nicht zur Seite geweſen. Das Heer preiſt ihn dagegen als den Sohn des Sonnengottes, dem an Macht und Ruhm ſich nichts vergleiche, der allein den Fürſten von Cheta niedergeworfen und die Zügel von deſſen Reich in den Händen halte. Aber von neuem ſagt der König: „Es war nicht wohlgethan daß ihr mich allein gelaſſen.“ Am andern Tag aber ziehen ſie mit ihm in die neue Schlacht. Sie wird lebendig geſchildert. Der Fürſt von Cheta bekennt vor Sr. Majeſtät: „Du biſt die Sonne, du biſt der große Sieger, Baal iſt mächtig in deinen Gliedern.“ Ein Geſandter kommt vor Se. Majeſtät mit der Urkunde der Unterwerfung: „Möge dies Blatt deinem Herzen gefallen, Sonnengott, mächtiger Stier, Liebhaber der Gerechtigkeit, Oberkönig, der du ſelber das Heer führſt, furchtbares Schwert und Schild des Volks am Tage der Schlacht, Herr des obern und untern Reichs Aegypten, von großer Kraft, von großer Glut, Sonne, Herr des Rechts, Erwählter des Gottes Phra, Ramſes, Ammongeliebter!“ Nachdem der Geſandte ſo die officiellen Titel des Königs vorgetragen, übergibt er die Macht der Chetiter auf Gnade und Ungnade, bittet aber um Schonung. Er thut wohl, ſagen die Großen Aegyptens, er beugt ſein Herz vor dem Oberkönig, er betet dich an um deinen Zorn zu ſtillen, er macht keine Bedingungen, gönne ihm den Athem deines Lebens. Der König willigte ein, und friedlich kehrte er heim nach Aegypten mit ſeinen Fürſten und ſeinem Heer; erſchrocken waren die Völker ob ſeiner Thaten, die ganze Erde ordnete ſich ſeinem Namen unter und ihre Fürſten warfen ſich nieder um ſein Antlitz anzubeten. Und Se. Majeſtät ruhte im Palaſt hinter den Pylonen, den hohen Thorflügeln, in Heiterkeit wie die Sonne in der himmliſchen Wohnung. Und der Gott, ſein Vater, verherrlichte ſein Bildniß und ſprach: „Gruß dir, geliebter Sohn! Bleibe für immer auf dem Thron deines Vaters und die Feinde werden vertilgt unter deinen Sohlen!“ — Alſo ſang Pentaur, ein Schreiber des Königs.

Hier zeigt ſich auch im prunkvollen Kanzleiſtil ein lebendiges Gefühl, und in echt epiſcher Weiſe wird der hülfreiche Gott eingeführt und in der Wechſelrede des Königs mit ihm wird die

Größe der Gefahr und die Verherrlichung des Helden veranschaulicht; durch seine Prahlerei schimmert ein echter Kern von Muth und Kraft, von gottvertrauender Frömmigkeit. In den gehobenen Stellen herrscht der Parallelismus ganz deutlich.

Die Inschrift eines Denkpfeilers, den man in Nubien fand, schildert in der Entzifferung durch Birch ausführlich eine andere wunderbare That des Ramses. Da sitzt Se. Heiligkeit in Memphis auf dem Thron, die leuchtende Sonne, der starke Stier, der Herr der Kronen, der Richter der Völker, der goldene Sperber, der Lebenspender, der Aegypten mit seinen Flügeln bedeckt, der Wall des Siegs, der Sohn der Sonne, der Erleuchter der reinen Geister, und wie seine Titel weiter lauten; Freude war im Himmel am Tage seiner Geburt und die Götter und Göttinnen sprachen: Wir haben ihn gezeugt und geboren daß er das Reich der Sonne beherrsche, und Ammon sagte: Ich habe ihn geschaffen daß er Gerechtigkeit und Frieden stifte und den Himmel auf Erden gründe. Zu ihm kommen äthiopische Gesandten, die damit beginnen daß sie ihn anbeten und ihn preisen: „Die Wage der Gerechtigkeit ist auf deinen Lippen und deine Zunge ist das Heiligthum der Wahrheit. Wie du noch im Ei lagst, hast du schon Plane geschmiedet, und wie du noch ein Kind warst, schon die Grundsteine der Tempel gelegt. Du fassest einen Entschluß während der Nacht, es wird Tag und er ist ausgeführt.“ Dann berichten sie über die Goldgruben des Landes, die sehr reich seien, aber es fehle durchaus an Wasser in deren Gegend, und vergebens habe man versucht Brunnen zu graben. Wenn aber der König zu seinem Vater, dem Gott der Götter, zum Nil sage daß er Wasser erscheinen lasse in dem Brunnen des Berges, so werde es geschehen. Ramses erhörte ihre Bitte, und wie er den Gott anrief, quoll das Wasser aus der Tiefe des Brunnens hervor. Der Brunnen ward nach ihm genannt und demgemäß die Denksäule errichtet.

Ramses der Große, dieser Ludwig XIV. Aegyptens, machte seinen Hof auch zum Mittelpunkt einer glanzreichen literarischen Thätigkeit. Wie im 17. Jahrhundert n. Chr. in Paris, so bildete sich im 14. Jahrhundert v. Chr. in Theben ein Musterstil, den die andern ägyptischen Schriftsteller zu erreichen suchten. Im hellsten Schimmer unter andern Gelehrten leuchtete Kagabu, der Hüter der Bücherrollen; Heilanstalt für die Seele lautete die Inschrift der Bibliothek. In den Papyrusrollen sind Hymnen

an die Götter, mehrere Preisgedichte auf den König, hiſtoriſche Betrachtungen und Ermahnungen zum Guten ſowie poetiſche Reiſeſchilderungen erhalten. Eine Reihe von Briefen erörtert die Frage welcher Stand der beſte ſei, und alle kommen darin überein daß der Schriftgelehrte auf der Menſchheit Höhen wandele, weil ſeine Arbeit nicht Mühe, ſondern Genuß ſei. Für Menephtha, den Sohn von Ramſes II. ward auch da er Kronprinz war eine Erzählung verfaßt, die faſt ganz im ſogenannten Papyrus d'Orbiney erhalten und ziemlich gleichlautend von Emanuel de Rougé in Frankreich, Birch in England, Brugſch in Deutſchland entziffert und überſetzt ward. Am Schluß ſtehen die Worte: „Für ſo gut befunden um beigeſellt zu werden den Namen des pharaoniſchen Schriftgelehrten Kagabu, des Schriftgelehrten Hora und des Schriftgelehrten Meremapu. Verfaßt iſt es vom Schriftgelehrten Ennana (oder Annana). Möge der Gott Thoth alle dieſe Worte vor Untergang bewahren.“ Halb märchenhaft, halb novelliſtiſch zeigt die Erzählung dem welcher den geſchichtlichen Verlauf der Literaturentwickelung kennt weit mehr die Spätzeit als die Anfänge einer ſolchen: ſie erſcheint wichtig genug als ein Denkmal aus der Bildungszeit eines Moſes, als eine Erzählung in Proſa, die 500 Jahre vor Homer's Geſängen ſchon niedergeſchrieben ward; die dichteriſche Erfindung lehnt ſich an die Sitten und Ueberlieferungen des Volks, mythiſche, ſagenhafte Nachklänge der Urwelt ſcheinen in ſie hineinzuſpielen wie in unſere Märchen, und gleich dieſen durchdringt ſie die Idee daß das Böſe ſeine Strafe, das Gute ſeinen Lohn nach dem Leid findet, eine ſittliche Weltordnung alſo alles beherrſcht.

Die Erzählung hebt ganz idylliſch an. Es waren einmal zwei Brüder, der ältere hieß Anepu, der jüngere Satu; der ältere war der Herr des Hauſes, verheirathete ſich und betrachtete den jüngern wie ſeinen Sohn. Satu hütete die Heerde und bebaute das Feld, und alles gedieh unter ſeiner Hand; wenn er heimkehrte, brachte er die beſten Kräuter mit für ſeine Stiere und ſetzte ſich dann ſelbſt zu eſſen und zu trinken mit dem Bruder und der Schwägerin. Er rief die Thiere mit Tagesanbruch auf die Weide, und ſie nannten ihm die Pflanzen die ihnen die liebſten waren, denn er verſtand ihre Sprache, und wenn ſie wieder in den Stall kamen, ſo fanden ſie ihn aufgeputzt mit den Kräutern die ſie gern fraßen. So wurden ſie ſehr ſchön und mehrten ſich in großer Zahl.

Als nun die Ueberſchwemmung zurücktrat, da ſagte der ältere Bruder: nehmen wir die Zugthiere zur Arbeit, denn das Land iſt wieder ſichtbar und iſt beſſer geworden. Und ſie beſtellten den Acker und hatten Freude an ihrer Hände Werk.

Als ſie ſchon einige Zeit auf dem Felde geweſen, und die Erde hell geworden und ein neuer Tag erſtanden war, da ſchickte der ältere Bruder den jüngern nach Hauſe, um Getreide zu holen. Der Jüngling fand die Frau ſeines Bruders beſchäftigt ſich die Haare zu flechten. Er ſprach: Willſt du mir Getreide geben? Sie antwortete: Geh', öffne den Speicher und nimm dir ſelbſt was du bedarfſt. Der Jüngling nahm ein großes Gefäß, füllte es mit Körnern an und wollte von dannen gehen. Da ſagte die Frau: Du haſt ja fünf Maß Getreide auf der Schulter. Wie du ſtark biſt! Und ſie war ganz voll von ſeinem Anblick und ſagte: Komm, laß uns eine Stunde zuſammenliegen; du biſt mir der liebſte, meine ſchönen Kleider habe ich ſchon angezogen. Der Jüngling ward zornig wie ein Panther, als er dieſe ſchändlichen Worte hörte, und ſiehe ſie fürchtete ſich gar ſehr. Da nahm er das Wort: Ich habe dich immer wie meine Mutter angeſehen und deinen Mann wie meinen Vater. Ich kann nicht ſolch großes Unrecht thun. Befiehl mir lieber etwas das recht iſt. Indeß ſoll darüber kein Wort aus meinem Munde gehen und niemand es von mir erfahren.

So ging Satu mit ſeinem Getreide aufs Feld, wo er ſeinen Bruder wiederfand, und ſie vollendeten ihre Arbeit. Nachdem der Tag vergangen und der Abend angebrochen, da kehrte der ältere ins Haus zurück und der jüngere ging hinter den Stieren um ſie in den Stall zu bringen. Die Frau aber war ſehr unruhig über das was ſie geſagt hatte, ſie brachte ihre Kleider in Unordnung, wie eine die Gewalt erlitten, und als der Mann ins Gemach trat, lag ſie ausgeſtreckt wie wenn ſie todt wäre. Sie goß ihm kein Waſſer über ſeine Hände, wie es ſonſt ihr Brauch war, und es blieb finſter im Hauſe. Sie lag da mit abgeriſſenem Gewand. Der Mann rief ſie an: Ich bin's der mit dir redet. Sie verſetzte: Rede nicht zu mir. Dein jüngerer Bruder, wie er das Getreide holte, da fand er mich allein und ſagte: Legen wir uns eine Stunde zuſammen. Aber ich erhörte ihn nicht, ſondern erwiderte: Bin ich dir nicht wie eine Mutter und dein Bruder wie ein Vater? Da erſchrak er und that mir Gewalt an, damit ich nichts ſagen ſollte. Wenn du ihn leben läſſeſt, werde ich mich tödten.

Ich brauche kaum zu bemerken daß die Einladung der Frau und die sittliche Antwort des Jünglings fast dieselben Worte enthält wie das Gespräch zwischen Potiphars Weib und Joseph: ganz ähnlich ist hier die unwahrscheinliche Lüge daß der Jüngling ihr Gewalt angethan damit sie nichts sagen solle, wie dort daß Joseph ihr den Mantel zurückgelassen. Und wie verwandt ist der ganze Ton der Darstellung im ersten Buch Moses!

Der ältere Bruder ward zornig wie ein Panther, er schliff sein Schwert und stellte sich hinter die Thür des Stalles, um seinen Bruder zu tödten, wenn er mit dem Vieh heimkäme. Und der Jüngling kam nach seiner Gewöhnung um Sonnenuntergang reichbeladen mit den Kräutern des Feldes, so wie er pflegte. Die Kuh aber, die voran in den Stall ging, sagte zu ihrem Hüter: Ich fürchte dein ältester Bruder ist da mit seinem Schwert um dich zu ermorden. Das hörte er und sah unter der Stallthür die Füße seines Bruders. Er warf was er trug auf die Erde und lief so schnell die Füße konnten um sich zu retten, und sein Bruder verfolgte ihn mit dem Schwerte.

Der Jüngling aber rief zu Phra, dem Himmelsgott, und sprach: Mein guter Herr, du bist es der da zeiget wo die Gewalt ist und wo das Recht! Und Phra hörte die Klage und ließ sofort zwischen beiden Brüdern ein großes Wasser voll von Krokodilen fließen, also daß der eine auf diesem der andere auf jenem Ufer war. Der jüngere sagte zum ältern: Warte bis es Tag ist. Wenn die Sonne leuchtet, will ich mich mit dir vor ihrem Angesicht auseinandersetzen; denn ich habe nichts Unrechtes gegen dich gethan.

Als nun Phra mit seinem Licht wieder am Himmel erschien, sahen sie einander, und der jüngere sagte: Warum verfolgst du mich, da ich doch nicht einmal ein böses Wort gegen dich gesagt habe? Ich bin dein Bruder und betrachte dich wie meinen Vater und dein Weib wie meine Mutter. Ist es vielleicht um deswillen was geschehen ist als du mich ausandtest das Getreide zu holen? Sie wollte daß ich mich zu ihr legte, und wird das auf andere Art erzählt haben. Du wolltest mich mit Unrecht tödten. Er erzählte die Sache nach der Wahrheit, beschwor seine Rede bei Phra, nahm ein Messer, schnitt sich sein Glied ab und warf es ins Wasser, und die Fische fraßen es. Der Bruder ward von Schmerz und Mitleid ergriffen und weinte laut, aber der Jüngling sagte: Du kannst nun selber für die Kühe und für

die Ochsen sorgen, denn ich bleibe nicht in deinem Hause. Ich gehe in das Thal der Akazie.

Hatte Gott schon mit dem Wasser, das die Brüder trennte, ein Wunder gethan, so kommen wir jetzt völlig ins Mirakulöse, und es bleibt auch dann noch manches räthselhaft, wenn wir auch wissen daß nach ägyptischem Glauben die vor dem Todtenrichter gerechtfertigte Seele nach Belieben in mancherlei Gestalten auf Erden wieder eingehen konnte. Satu sagt dem Bruder, er werde sein Herz (oder seine Seele) auf den blühenden Wipfel der Akazie legen; wenn der Baum abgehauen werde und das Herz (die Seele) zu Boden falle, müsse er sterben. Sein Bruder aber solle das Herz suchen und es in ein Gefäß voll Opferflüssigkeit thun, dann werde er wieder lebendig werden. — Es ist eine vielverbreitete Sitte bei der Geburt von Kindern, bei der Gründung von Anlagen Bäume zu pflanzen und sie als Lebenssymbol der Menschen, der Dinge zu nehmen; diese bestehen solange die Bäume grünen. Das Herz ist der Sitz des Lebens; daß es im Wipfel der Akazie liegt, ist wol ursprünglich bildliche Redensart, wie wenn wir unser Herz an etwas hängen. Das Herz ist den Aegyptern die Behausung der Seele; darum liegt bei dem Todtengericht das Herz in der einen Wagschale, die Feder der Wahrheit und Gerechtigkeit in der andern.

Der ältere Bruder kehrte nun allein nach Hause, die Hände aufs Haupt gelegt und mit Staub bedeckt (als ein Leidtragender); seine Frau aber ergriff er, tödtete sie und warf sie den Schweinen vor. Satu lebte fortan einsam im Thale der Akazie und baute sich eine Hütte unter dem Baum, in dessen Blüten er sein Herz gelegt hatte. Eines Tages begegnete er der Gesellschaft der Götter, welche kamen um sich mit ihrem Land Aegypten zu beschäftigen. Und die Götter erbarmten sich des Einsamen und machten ihm ein junges Mädchen, schöner als alle Frauen in Aegyptenland. Satu entbrannte heftig in Liebe zu ihr, sagte ihr die Geschichte von seinem Herzen, und bat sie Acht zu haben daß der Fluß sich ihrer nicht bemächtige. Eines Tages nun sah sie wie der Fluß seine Wellen zu ihr heantrieb, und flüchtete in das Haus. Der Fluß aber erzählte dem Akazienbaum wie er ganz erglüht sei in Liebe für die junge Frau, die von den Göttern gebildete, und der Baum gab ihm zur Beruhigung eine Locke vom Haar der Schönen. Der Fluß strömte nach Aegypten hinab und ließ auf seinen Wellen die Locke dahinwogen, die einen wunder-

ſamen Duft verbreitete. Man bemächtigte ſich ihrer und brachte ſie zum König. Und es verſammelten ſich die Gelehrten Sr. Majeſtät, die alle Dinge wußten, und ſagten zum König: Dieſe Locke iſt vom Haar einer Tochter der Sonne und das Waſſer aller Götter iſt in ihr. Laß Boten in alle Lande ausgehen ſie zu ſuchen. Und die Männer, welche die Erde durchſucht hatten, kamen zum König zurück und erſtatteten Bericht; von denen aber die in das Thal der Akazie gegangen waren kam nur einer heim, die andern hatte Satu erſchlagen. Da ließ der König Kriegswagen und Bogenſchützen ausziehen um die Frau zu holen. Das geſchah, und ihre Schönheit verſetzte ganz Aegypten in Bewegung, der König entbrannte in Liebe zu ihr und erhob ſie zu einem hohen Rang. Sie aber gedachte das Band der frühern Ehe zu brechen, und ſagte dem König das Geheimniß ihres Gatten, und wie man nur die Akazie zu fällen brauche, in deren Wipfel ſein Herz liege. Eine Schar Bewaffneter zog aus und hieb den Baum um, und zu derſelben Stunde ſtarb Satu. Aber der Bruder Anepu gedachte jetzt ſeiner und machte ſich auf nach dem Thal der Akazie, wo er ihn ausgeſtreckt und todt auf der Matte liegen fand. Und er weinte und ſuchte nach dem Herzen des Bruders, aber er fand es nicht, bis im vierten Jahr die Seele wieder nach Aegypten zu kommen verlangte und ſagte: Ich gehe die himmliſche Sphäre zu verlaſſen. Wie Anepu des andern Tags wieder ſuchte und Schoten umwandte, ſo lag das Herz darunter. Und er nahm das Gefäß mit der Opferſpende und legte das Herz hinein. Wie die Nacht kam und das Herz ſich voll Flüſſigkeit geſogen, da erzitterte Satu (ſeine Mumie natürlich) voll Freude an allen Gliedern und ſah den Bruder an. Anepu aber brachte das Gefäß mit dem Herzen und ließ ihn trinken, das Herz kehrte wieder an ſeine Stelle zurück und Satu ward wieder der der er geweſen war. Da umarmten ſie einander. Satu aber erklärte dem Bruder daß er die menſchliche Geſtalt nicht behalten, vielmehr die eines Stiers mit den göttlichen Zeichen annehmen wolle. „Du ſteigſt auf meinen Rücken und ich gehe mit dir dorthin wo meine Frau iſt, damit ſie meiner Stimme antworte.“ So kamen ſie in die Hauptſtadt, und der König freute ſich hoch wie er den neuen heiligen Stier ſah; er ſtellte ein großes Feſt an in ganz Aegypten; er überhäufte den Anepu mit Gold und Silber und erhob ihn höher in ſeiner Gunſt als irgendeinen andern Mann.

Eines Tages aber waren der Stier und die Fürſtin zur

ſelbigen Zeit im Heiligthum und er ſagte: Siehe ich bin noch lebendig. Ich bin Satu. Ich wußte daß ich ſterben mußte, als du die Akazie abhauen ließeſt; aber ich lebe wieder. Die Fürſtin war ſehr beſtürzt darüber. Sie war eben in der Gunſt Sr. Majeſtät (nach Rougé, der das Buch Eſther zur Vergleichung heranzieht: ſie war an der Reihe unter den Frauen des Königs), und er bewies ſich ihr gar huldvoll. Da ſagte ſie: Schwöre mir bei Gott und ſprich: was du willſt das ſoll geſchehen. Der König that's. Sie ſagte: Ich will die Leber dieſes Stieres eſſen. Das Wort erregte großen Streit unter ihnen und der König war ſehr bekümmert. Am andern Tage brachte man indeß dem Stier ein großes Opfer, und einer der königlichen Beamten ließ ihn tödten. Wie das geſchah ſchüttelte der Stier mit dem Halſe und ſpritzte dadurch zwei Blutstropfen an die beiden Seiten der großen Pforte des königlichen Palaſtes. Alsbald ſproßten daſelbſt zwei Perſeabäume hervor. Davon ſprach alles Volk und weihte ihnen ſeine Verehrung. Eines Tages, da der König das große Halsband mit den Edelſteinen voll Knospen und Blüten auf ſeiner Bruſt trug, auf goldenem Wagen an den Perſeas vorbeifuhr, ſeine Gemahlin auf ihrem Wagen ihm folgte, da ſagte einer der Bäume zur Frau: Ah, Betrügerin! Du haſt mich tödten laſſen, aber um deinetwillen habe ich die Geſtalt gewechſelt. Ich bin Satu und lebe noch. Wie aber die Fürſtin wieder in der Gunſt des Königs war und der König ſich gar huldvoll bewies, da bat ſie ihn wieder daß er ſchwöre, er wolle erfüllen was ſie wünſche. Er erhörte ihr Wort. Sie ſprach: Laß die beiden Perſeabäume umhauen und ſchönes Holz daraus ſchneiden. Der König ſchickte Arbeiter ans Werk und ſtand dabei und ſah mit der Fürſtin zu. Da ſprang ein Splitter auf und flog in den Mund der Königin. Sie bemerkte darauf daß ſie ſchwanger wurde. Wie die Zeit da war, genas ſie eines Knaben. So ward Satu als Königskind geboren. Man lief zum Könige und rief: Es iſt dir ein Sohn geboren. Der König ließ ihn bringen, gab ihm eine erleſene Amme, und das Gerücht verbreitete ſich in ganz Aegyptenland. Man feierte ein Feſt in ſeinem Namen, der König liebte ihn ſehr und erhob ihn zum Range des Fürſten von Aethiopien (damals die höchſte Stelle im Staat). Nach einiger Zeit ernannte er ihn zum (Kron-) Prinzen von Aegypten. Bald darauf ereignete es ſich daß Se. Majeſtät von dannen gen Himmel flog. Da ſagte Satu: Man laſſe meine Großen kommen daß ich ihnen

alles eröffne was mit mir geſchehen iſt. Er ließ auch die Fürſtin kommen und enthüllte ihr Benehmen vor ihnen. Dann ließ er ſeinen ältern Bruder kommen und ernannte ihn zum Prinzen von Aegypten. Seine Herrſchaft dauerte 30 Jahre und ſein Bruder folgte ihm darin an dem Tage wo er zum Hafen einging.

Daß die Seelenwanderung, der Thierdienſt und der ſymboliſche Hang die Aegypter auch zur Thierſage und Thierfabel geführt hat, würden wir ſicher vermuthen, wenn ſich auch nicht immerhin herausſtellte daß die epiſche Darſtellung des Thierlebens ſchon in der gemeinſamen Urzeit der Culturvölker begonnen. Wir finden auf Bildwerken des alten Reichs in Aegypten ſatiriſche Zeichnungen feierlicher Thierproceſſionen und Thierkämpfe, und wie ähnliche Darſtellungen an mittelalterlichen Domen auf die Geſchichten von Reineke Fuchs hinweiſen, ſo werden auch den Aegyptern die Erzählungen nicht gefehlt haben welche die Thierwelt und ihre Ereigniſſe zum Spiegel und lehrhaftem Gegenbilde der Menſchen machten. Was von Aeſop berichtet wird und manches was er erzählte knüpft ſich durch bedeutſame Züge an Aegypten.

Endlich haben aber auch die alten Aegypter die Anfänge des Dramas gehabt, nicht in einer ausgebildeten Kunſtform wie die Athener, ſondern in einer Weiſe die an die Myſterien von Eleuſis, an die kirchlichen Volksſchauſpiele des Mittelalters erinnert. Und zwar iſt es eine göttliche Komödie mehrere Jahrtauſende vor Dante, das Geſchick der Seele, ihre Wanderungen im Jenſeits, das Gericht und die Verklärung, dargeſtellt in Wechſelrede und Wechſelgeſang. Das Ganze iſt uns im Todtenbuch erhalten, das gerade zur Blütezeit des neuen Reichs in größerer oder geringerer Vollſtändigkeit den Verſtorbenen mitgegeben wurde ins Grab; es enthält eine Schilderung von den Wanderungen der Seele, ſowie die Gebete die ſie an Götter und Genien richten ſoll. Das Werk beginnt mit der Leichenfeier, mit der Abfahrt des Todten in das Grab. Der Gott Thoth, der als Verfaſſer der Dichtung genannt wird, redet den Verſtorbenen an, und ſagt ihm daß er für ihn gekämpft habe um ihn zu rechtfertigen. Brugſch weiſt wol mit Recht die folgenden Worte einem Chor zu: „Gerechtfertigt iſt Oſiris (d. h. der mit Oſiris vereinte Selige) gegen ſeine Feinde, zurückgedrängt hat ſie Thoth.“ Und Thoth erzählt darauf wie er mit Gott Horos

einſt den Gott Oſiris gerächt habe, worauf der Chor wieder einfällt: „Es gehen einher die frommen Seelen im Hauſe des Oſiris, ach laßt auch dieſe eingehen, damit ſie ſehe wie ihr ſeht; gegeben wird Brot und Trank den frommen Seelen, o gebt auch dieſer Brot und Trank!“ Es geſchieht. Und wieder ſingt der Chor: „Nicht iſt er abgewieſen, nicht iſt er zurückgegangen: er ſchreitet einher geprieſen und er erſcheint geliebt.“ Und nun nimmt auch der Verſtorbene das Wort und ſagt daß er vor dem Herrn der Götter ſtehe, daß er das Land der Wahrheit betrete, daß er erſcheine wie der lebendige Gott und ſtrahle wie die Geiſter am Himmel, und wendet ſich mit einem Lob- und Dankgebet an Oſiris. Und dies ward, wie die Bildwerke bezeugen und Diodor berichtet, von den Prieſtern, von den Verwandten des Verſtorbenen und dem einſtimmenden Volk vor der Beſtattung vorgetragen und dargeſtellt.

Im Fortgang des Buchs nun richtet der Todte ſein Gebet an die Gottheit der Abendſonne und ſteigt in die Barke derſelben ein, um die Fahrt in der Nachthemiſphäre von Weſten nach Oſten zu machen. Wundererſcheinungen, Grauengeſtalten, böſe Thiere treten ihm in den Weg, er kämpft mit ihnen und beſteht ſie ſiegreich, denn die Götter beſchützen ihn, und jedes Glied ſeines Leibes ſteht unter der Obhut eines Gottes oder einer Göttin. Dann ſchifft er auf den himmliſchen Gewäſſern, pflügt, ſäet, erntet auf den himmliſchen Gefilden, den Inſeln der Seligen. Es folgt das Todtengericht, der Verſtorbene erſcheint vor Oſiris und den 42 beiſitzenden Richtern und erklärt ſich vor jedem frei von einer beſondern Schuld und Sünde: z. B. vor dem vierten ſagt er: ich habe nicht geſtohlen; vor dem fünften: ich habe nicht vorſätzlich getödtet; vor dem neunten: ich habe nicht gelogen; vor dem dreizehnten: ich habe nicht verleumdet; vor dem zweiundzwanzigſten: ich habe nicht die Ehe gebrochen; vor dem zweiundvierzigſten: ich habe Gott nicht verachtet in meinem Herzen. Die einfachen ſittlichen Grundſätze werden auf dieſe Weiſe in einer Kürze und Klarheit ausgeſprochen, die uns auch in ihrer Faſſung der Zehn Gebote des Moſes gedenken läßt.

Noch hat der Verſtorbene die Abenteuer der Höllenburgen zu beſtehen und verſchiedene Verwandlungen durchzumachen; dazwiſchen hin ziehen ſich Lobgeſänge auf Oſiris, bis er zuletzt als ein Sperber mit dem Menſchenhaupt, dem Symbol der reinen, geläuterten Seele, ſich emporſchwingt zum Urquell des geiſtigen

und materiellen Lichtes und Lebens. Die Wanderungen und die Verklärung der Seele sind also der Inhalt des Ganzen. So heißt es auch auf einem Sarge: du bist im Saale des Osiris bei den Glanzgeistern der Unterwelt; es lebt deine Seele im Himmel bei der Sonne und dein Körper befindet sich wohl in der Sternenwohnung (dem Grabe). Dein Haus ist bleibend in der irdischen Welt, für deine Kinder ewig, ewig, immerdar.

Dem Todtenbuch entsprechen die Bildwerke in den Königsgräbern der 19. und 20. Dynastie. Da ist an gegenüberstehenden Wänden der Sonnenlauf dargestellt in der obern und untern Hemisphäre. Denn wie die Sonne soll der Mensch heldenhaft seine Bahn gehen, Licht verbreiten, Wohlthaten spenden, und wenn sein Tag sich zu Ende neigt, soll er eingehen in das Reich der Seligen und eins werden mit Gott. Darum besteigt er die Barke des Sonnengottes und streitet mit ihm gegen die Schlange Apophis und besucht die Inseln der Seligen und wandert durch die Hölle der Verdammten, wird selbst gerechtfertigt vor den 42 Todtenrichtern und endlich verklärt im Licht und mit Osiris ewig vereint.

Die rechten Zeugen eben für den Geist und das Phantasieleben der Aegypter sind ihre Bauten, ihre Bildwerke. Das arbeitsame Volk war von einem gewaltigen instinctiven Drang getrieben das eigene Innere sich gegenständlich zu machen, die Ahnungen des Gemüths und die Auffassung der Welt in festen Symbolen auszuprägen, dem vergänglichen Leben ein unvergängliches Denkmal zu bereiten. Und seit dem 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung bis mehrere hundert Jahre nach Christus sind die Schöpfungen der bauenden und bildenden Thätigkeit vorhanden, sind die Zeitmesser und sichern Haltpunkte der alten Geschichte geworden; seit dem Beginn unsers Jahrhunderts, seit Napoleon's Expedition und dem sich daran reihenden Denon'schen Werk, seit Champollion's Methode der Hieroglyphenentzifferung, seit Rosellini, Bunsen und der preußischen Entdeckungsreise unter Lepsius sind die Denkmale anschaulich und verständlich für die ganze gebildete Welt. Der Ausspruch eines hermetischen Buchs ist bewahrheitet: „O Aegypten, Aegypten, nur Fabeln werden von dir übrig sein, ganz unglaublich den spätern Geschlechtern, und nichts wird Bestand haben als die in Stein gehauenen Worte."

Die Kunstthätigkeit beginnt mit der Architektur, auch Sculptur und Malerei bleiben an sie gebunden und tragen ihr Gepräge.

Es ist die Massenhaftigkeit und Erhabenheit mit welcher begonnen wird, denn die bildende Kunst geht von der Natur aus und sucht sie zu bewältigen, und setzt zunächst an ihr die Macht des Maßes. Bezeichnend aber gerade für Aegypten ist es daß die Sorge für die Erhaltung des Leibes um der Unsterblichkeit willen jene gewaltigen Werke aufgethürmt, die an die Grenze der Wüste und des fruchtbaren Landes gestellt noch jetzt in ihrer einfachen Größe den Wanderer mit dem Gedanken der Dauer, der Ewigkeit erfüllen, die Pyramiden. Es sind Königsgräber aus der Frühzeit des alten Reichs, aus dem 4. Jahrtausend v. Chr., in der Nähe von Memphis, dem heutigen Kairo. Es sind ihrer viele; als die drei größten nennt Herodot die des Cheops, Chefren und Mikerinos; die Denkmalforschung hat die Namen Kufu, Chafra, Menkera ergeben, Könige der 4. Dynastie. Sie stellen den urthümlichen aufgehäuften Erdhügel über dem Grabe dar, aber sie thun es auf künstlerische Weise. Die Grundfläche bildet ein Quadrat, die Seiten sind genau nach den Himmelsgegenden gerichtet, das Bauwerk steigt in gleichmäßiger Neigung der Seitenflächen zu deren Vereinigungspunkt in der Spitze empor: die Form ist durch wenige geometrische Linien scharf bestimmt, krystallinisch, einfach; die Wirkung durch die von der formenden Kraft bewältigte Masse erzielt, die Bearbeitung der verwandten Felsblöcke sorgsam und genau; die Verhältnisse der Höhe und Grundlinien spielen um die ästhetisch wohlgefälligen Proportionen 3:5 oder 5:8. Die ursprünglichen Maße der größten sind 764 Fuß der Grundlinie, 480 der Scheitelhöhe, 611 der Seitenhöhe; die Masse des Mauerwerks 89,028000 Kubikfuß. Es würde hinreichen ein Land von der Größe Frankreichs mit einer Mauer von 1 Fuß Dicke und 6 Fuß Höhe zu umziehen. Das Felsengemach für den Sarg lag bei ihr 102 Fuß unter dem Boden, ein in den Fels gehauener Schacht führte dazu. Die Grabkammern der andern Pyramiden sind im Innern, mit gegeneinander geneigten kolossalen Granitblöcken bedeckt, schmale Gänge führen zu ihnen hin; sie waren durch steinerne Fallthüren und mit Felsblöcken nach der Bestattung geschlossen. Der Bau geschah in stufenförmig übereinander zurücktretenden Absätzen; diese wurden dann ausgefüllt und der Kern von oben nach unten mit glattbehauenen Felsplatten bekleidet. An der Ostseite liegt eine kleine Vorhalle, dem Todtencultus bestimmt. Die großen Pyramiden sind dabei nicht im ganzen Umfang der mehr als 50000 Quadratfuß umfassenden Grundfläche

begonnen, ſondern wurden in mäßiger Größe errichtet; aber der Erbauer lebte und herrſchte noch fort, und legte nun abermals von unten in Abſätzen beginnend einen gewaltigen Steinmantel rings um das Werk, und mochte das mehrmals wiederholen, bis er endlich durch geglättete Platten nun das Ganze abſchloß. Die Ueberlieferung nennt Kufu und Chafra Tyrannen, die ohne Gottesfurcht und Menſchenliebe das Volk zum Frohndienſt gedrängt; erſt der milde Menkera war wieder religiös und menſchenfreundlich; nach Diodor ſollen jene gar nicht in ihren Pyramiden beigeſetzt worden ſein, weil man beim Todtengericht die Volkswuth gefürchtet; aber Menkera ward in ſeinem Sarkophag gefunden, und die Mumie ruht nun im Britiſchen Muſeum, „ſicherer als vor bald 5000 Jahren: in der weltbeherrſchenden Inſel, welche die Macht der Freiheit und Sitte noch mehr ſchützt als das umgürtende Meer: unter den Schätzen aller Reiche der Natur und den erhabenſten Reſten menſchlicher Kunſt. Möge ihre Ruhe im Fluge der Weltgeſchichte dort nie geſtört werden!“ (Bunſen.)

Die Geſtalt der Pyramiden zeigt uns von der Spitze aus die Entfaltung der Einheit nach den vier Hauptrichtungen, von der quadratiſchen Grundfläche aus zeigt ſie die Erhebung gen Himmel zugleich als das Zuſammengehen aller Linien zur gemeinſamen Einheit. Das iſt unmittelbare Veranſchaulichung eines Gedankens. Und wenn Gladiſch die Beobachtung daß häufig die Spitze ſchwarz gefärbt iſt mit einem ägyptiſchen Ausdruck über die Weltbildung zuſammenbringt: „Es geſchah ein Auseinandertreten der noch dunkeln (ſchwarzen) Vereinigung“, — ſo werden wir gern die Pyramiden als die koloſſalen Symbole der Idee nehmen wie die urſprüngliche und göttliche Einheit in den Gegenſatz der vier Himmelsgegenden, der vier Elemente auseinander geht, die Welt aber zugleich immer wieder aus dem Gegenſatze zur Einheit ſich erhebt; der ewige Aus- und Eingang des Lebens iſt ein Abſinken und Aufſteigen; wir haben ein Bild des All-Einen. In Bezug auf den Obelisken betont Gladiſch daß er die Hieroglyphe Ammon's ſei; aber auch der vierſeitige Obelisk iſt ja durch eine kleine Pyramide bekrönt, und dadurch die einheitliche Spitze gewonnen.

Die Maſſenhaftigkeit der Pyramiden iſt noch ohne Gliederung, ſondern einfach und ſtarr. Aber der Sarg des Menkera, der leider an der ſpaniſchen Küſte unterging, zeigte uns bereits architektoniſche Grundformen, die wir an den Tempeln der ſpätern

Zeit wiederfinden, und die für Aegypten charakteriſtiſch ſind. Die Seitenwände ſtiegen in einer leiſen pyramidalen Neigung empor, wie die Pylonen der ſpätern Tempel, und dieſe nach innen gewandte Richtung fand ihren Umſchwung und ihr Gegengewicht in dem bekrönenden Hohlleiſten, der nun die Deckplatte etwas nach außen vortreten ließ; die Seiten umgab derſelbe Rundſtab, der durch die Jahrtauſende hierfür in Uebung blieb. Der große Hohlleiſten war durch ſenkrecht eingegrabene Streifen gegliedert, die nach oben ſich runden, er gewann das Anſehen wie wenn Federn oder Palmblätter nebeneinander gereiht und durch einen Druck von oben vorgebeugt wären. Kugler denkt an den Kopfſchmuck ausgezeichneter Perſonen, den man auf dieſe Weiſe ſymboliſch dem Bauwerk geliehen; die einfach ſtraffe Form iſt auch an ſich ſprechend und charakteriſtiſch.

In der Nähe der Pyramiden finden wir in den Fels des Gebirgs eingehauene Grabkammern, oder kleinere aufgeſchichtete Steinhügel, deren Grundform ein längliches Rechteck iſt, deren Seitenwände ſich etwas gegeneinander neigen; wahrſcheinlich waren ſie gleich dem Sarg des Menkera mit dem ſchwungvoll vortretenden Hohlleiſten bekrönt; die Gliederung und Verzierung ſeiner Seitenwände durch die Nachbildung eines Lattenwerks von ſenkrechter Ordnung mit wagerechten Verbindungsgliedern finden wir auch bei ihnen wieder. An der Vorderſeite des Baues iſt eine kleine Kapelle in der Mauermaſſe ausgeſpart, den Vorhallen an einer Seite der Pyramiden entſprechend, das Innere iſt ein Grabgemach, dem Andenken des Todten und ſeiner Verehrung geweiht und mit Bildern geſchmückt, der Sarg mit der Mumie liegt darunter in der Tiefe des Felſens.

Auf die Pyramidenzeit folgten Jahrhunderte des Verfalls, dann aber eine Herſtellung und Blüte des Reichs unter der 12. Dynaſtie; mehrere Seſurteſen und Ameuemha werden genannt; an jene knüpft ſich die Seſoſtrisſage, ihre Eroberungszüge waren ſieggekrönt; das Land ward unter ihnen königliche Domäne. Ein Amenemha war der Erbauer des Labyrinths und vollführte die Anlage des Möriſſees. Die Periode ſetzt Bunſen zwiſchen 2800 und 2600 v. Ch.; andere, welche die Hykſoszeit kürzer als er annehmen, rücken ſie um 400 Jahre weiter herab, in die Spätzeit des 3. Jahrtauſends v. Chr.

Wie die Grabhügel in den Pyramiden, ſo wurden auch die Denkſteine der Vorwelt von den Aegyptern koloſſal und in mathe-

matiſch ſcharf beſtimmter Form errichtet in den Obelisken. Einer in Heliopolis ward von Seſurteſen aufgeſtellt und durch Hieroglypheninſchrift ſeiner Beſtimmung geweiht. Schlank, vierſeitig, langſam ſich verjüngend ſteigen ſie hoch empor, eine kleine Pyramide bekrönt die Spitze.

Seſurteſen gründete auch einen Tempel zu Theben, welcher den Keim und Anfang des großen Baues bildet, der im Lauf eines Jahrtauſends durch immer neue Zuſätze erweitert ward und noch in ſeinen Ruinen zu Karnak unſer Staunen erregt.

Zur Regulirung der Nilüberſchwemmungen machte wahrſcheinlich Amenemha III. die große Anlage eines Waſſerbehälters, den die Alten den See Möris nennen, umfaſſende Dämme, Kanäle und Schleuſenwerke ſtanden natürlich damit in Verbindung. Sie ſind zerfallen, aber noch heute genießt man in der Fruchtbarkeit der Gegend von Fayum die Nachwirkung jener echtköniglichen Thätigkeit. Ein See mit Brackwaſſer in verſumpfter Ebene ward zur Anlage benutzt. Die Koloſſalbilder des Gründers und ſeiner Gattin ſpiegelten ſich auf ſtufenförmigen Pyramiden in der Flut und ſchauten auf den Garten Aegyptens hin.

Das Labyrinth, unter Pſammetich erneut, war ein großer Reichspalaſt, in welchem die einzelnen Gaue Aegyptens zur Verſammlung für politiſche und religiöſe Angelegenheiten und Geſchäfte ihre beſondern Räume hatten. Nach Herodot's Beſchreibung waren es 12 Hofräume mit bedeckten Säulengängen an den Mauern; die dem Eingang gegenüberliegenden Wände ſtießen zuſammen, ſodaß an eine Mauer der Mitte auf jeder Seite ſich ſechs anlehnten, die Thore der einen nach Mitternacht, die der andern nach Mittag. Innerhalb der Umfaſſungsmauer des quadratiſchen Ganzen lag eine große Menge von Kammern; mäandriſch gewundene Gänge führten durch ſie hin, bald zur Mauer vordringend bald wieder nach den Thoren der Höfe zu ſich wendend, ſodaß es ſchwer war ohne Führer ſich zurecht zu finden. Herodot meint daß wenn man alle Werke und Mauern der Hellenen zu ſeiner Zeit zuſammennähme, die Summe von Arbeit und Koſten doch geringer wäre als bei dem Labyrinth.

Am wichtigſten für uns ſind die Felſengräber von Beni-haſſan, denn da iſt uns der Säulenbau des alten Reichs erhalten, deſſen letzter Zeit ſie angehören. Zwei Säulen treten zur Seite der Eingangsthür hervor und tragen einen Steinbalken, Säulen ſtützen im Innern der Decke die Halle, deren Wände reiches

Bildwerk ſchmückt. Die Säulenform iſt doppelter Art. Die erſte iſt aus dem viereckigen Pfeiler dadurch hervorgegangen daß man die Ecken abkantete und ſo einen achteckigen Träger gewann; weiter entwickelt ward dieſer aber dadurch daß man noch einmal die Ecken abſchnitt und dadurch einen Stamm erhielt der von ſechzehn gleich breiten ſenkrechten Streifen umgrenzt war. Der äſthetiſche Sinn blieb hierbei nicht ſtehen. Man gab der Säule eine runde hervorſpringende Platte zur Baſis, eine viereckige Platte zum abſchließenden Capitäl, man verjüngte den Schaft, ſodaß er von unten nach oben hin etwas dünner ward und leicht der ſchweren Laſt entgegenſtrebte, man vertiefte die Streifen etwas nach innen, ſodaß ſie wie Rinnen zwiſchen den hervorragenden Kanten erſcheinen. Ganz bezeichnend hat Lepſius dieſe Säulen protodoriſche genannt, wir ſtehen vor einer der durchaus ſachgemäß gefundenen architektoniſchen Formen, welche die Griechen aufbewahren, weil ſie vortrefflich ſind, um ſie weiter zu bilden und einem organiſchen Ganzen einzuverleiben.

Andere Säulen dagegen ahmen die Pflanzenform nach. Vier Pflanzenſtengel ſcheinen um eine gemeinſame Achſe zuſammengedrängt; ſie bauchen ſich oben in den geſchloſſenen Lotoskelch aus, der das Capitäl bildet; über ihm eine viereckige Platte, unter ihm umſchlingende zuſammenhaltende Bänder. Das Ganze iſt bunt bemalt, horizontal geſtreift. Kugler erinnert daran daß man ſchon mehrere Jahrhunderte früher die Fläche eines viereckigen Pfeilers durch einen in der Mitte vorſpringenden Lotosſtengel mit reicher Blumen- und Blätterkrone decorirte; hier iſt dies Ornament zur ſelbſtändigen Form geworden. Schnaaſe nennt ſolche Bildungen ſteinerne Metaphern; der Vergleich des Säulenſtammes und Capitäls mit Stengel und Blume der Pflanze hält nicht Stich, aber der flüchtige Einfall iſt ſofort im ſtarren Typus feſtgebannt. Es ſtimmt ſo ganz zu unſerer Grundanſchauung des ägyptiſchen Symbolismus was Kugler in der Geſchichte der Architektur weiter bemerkt, daß wir gern ſeine eigenen Worte folgen laſſen: „Die Form iſt allerdings in ſo fern nicht ungünſtig gewählt als ſie die todte Pfeilergeſtalt in eine lebendige, in ſich beſchloſſene, emporwachſende umwandelt. Dennoch bleibt ſie in rein äſthetiſcher Beziehung nur eine decoratioe: der Ausdruck einer entſchieden architektoniſchen Kraft (der des Stützens, des Tragens) iſt in ihr, auch in freibildneriſcher Weiſe, auch in nur ſpielender Andeutung nicht gegeben; die Form des Capitäls, die

hierbei vor allem in Frage käme, drückt eben nichts davon aus. Die Form kann somit ohne Zweifel vorzugsweise nur eine sinnbildliche Bedeutung haben, die in jenen älteren Gräbern dem Architekturtheile sich erst anschmiegt, hier ihn ganz erfüllt. Der Lotos ist den Aegyptern das Symbol der materiellen Welt: die aufstrebende Lotossäule wird somit als Sinnbild der emporringenden irdischen Kraft zu fassen sein. Doppelt sinnvoll wird eine solche Bedeutung, wenn die von ihr getragene Decke mit Sternen und andern himmlischen Zeichen geschmückt erscheint. Das Ganze wird in solcher Gegenüberstellung ein Sinnbild des Universums."

Noch im 3. Jahrtausend brachen semitische Volksstämme, Hykfos, Hirtenkönige genannt, in Aegypten ein, machten sich das Land zinsbar und hielten des Volkes Geist und Kraft gefesselt mehr als 500 Jahre lang. Aber die Treue desselben für die Ueberlieferung und Errungenschaft der Heimat, für Religion und Sitte bestand auch unter dem vielhundertjährigen Druck. Die beliebten Vermuthungen von einem uralten Priesterstaat Meroe als dem Quell der ägyptischen Cultur haben nicht Stich gehalten, wol aber ist in der Hykfoszeit ägyptische Bildung nach Aethiopien geflüchtet; doch ist der ägyptische Stil dort verweichlicht, die Formen sind runder aber auch kraftloser geworden.

Die Hykfos selbst zerstörten die ägyptischen Denkmale keineswegs, sondern eigneten sich die Cultur des eroberten Landes an. Aus den Tagen ihrer Herrschaft sind Sphinxe von großer Schönheit erhalten, deren Menschengesicht den semitischen Typus trägt; Löwenohren erheben sich an den Seiten, und Löwenmähnen umwallen das Antlitz wie ein Strahlenkranz. Man zahlte den Hirtenkönigen Tribut; diese aber huldigten den ägyptischen Göttern nicht, sondern blieben ihrem Baal getreu, der wie ein wildes vierfüßiges Thier mit spitzen Ohren gebildet ward. Von Theben aus begann die Befreiung Aegyptens, unter der 18. Dynastie, und als im 16. Jahrhundert die Fremden wieder vertrieben waren, da wandte sich die kriegerische Volkskraft erobernd nach außen, und drang bis zum Berg Barkal in Nubien und bis tief in Kleinasien vor; Felsen bei Bairut tragen ägyptische Bildwerke zum Denkmal. Sofort finden wir auch den Aufschwung einer nationalen Kunst wieder, die nun in Pracht und Fülle ihren Glanz entfaltet.

Die großen Bauten dieser Zeit sind zugleich Burgen, Paläste und Tempel, wie der König zugleich Krieger und Priester, Stell-

vertreter der Gottheit. Eine zinnengekrönte ſtarke Mauer, nach oben zu ſchräg anſteigend, umſchließt den ganzen Bezirk. In der Tiefe deſſelben liegt das Allerheiligſte, gewöhnlich aus einem Felſen gemeißelt, die Niſche für die Bildſäule oder die Wohnſtätte für das ſymboliſche Thier des Gottes; ringsum Gemächer. Dieſer ganze Theil iſt allſeitig abgeſchloſſen, niedrig und bedeckt. Vor ihm öffnen ſich weite Säulenhallen oder auch Höfe die in der Mitte freien Raum gewähren, an den Mauern aber mit Säulengängen umgeben ſind. Ein mächtiger Thorbau bildet die Eingangsſeite. Es ſind zwei abgeſchrägte viereckige Thürme, viel breiter als tief, die nach unten nur die Breite der Thür frei laſſen, nach oben aber weiter auseinander gehen; ein Rundſtab rahmt ſie ein, nach oben bekrönt ſie der ſtraffgezogene Hohlleiſten, er verleiht der Böſchung der Mauern einen elaſtiſchen Rückſchwung und ſtellt ſo ein beruhigendes Gleichgewicht her. Die Alten nannten dieſe Pylonen Flügel, ſie haben in der That das Thor in ihrer Mitte wie ausgebreitet erhobene Schwingen den Körper des Vogels. Die Thür iſt von ſtarken Steinbalken umgeben und der bekrönende Hohlleiſten hat ſtets als Ornament eine Sonnenſcheibe; zwei Uräen, die Königsmacht ſymboliſirende Schlangen, ſchwingen ſich unter ihr hervor, und weitentfaltete Flügel zu beiden Seiten ſymboliſiren ihr Schweben im Himmelsraum, wie ſie ſelber die allſehende, allerleuchtende Gotteskraft verſinnlicht. Vor dem Pylon ſtehen Obelisken mit weihenden Inſchriften, oder thronen Koloſſalbilder der Götter oder Könige. An die Pylonen lehnen ſich hochragende Maſte mit flatternden Wimpeln. Eine Allee von Sphinxen führt zu ihnen hin; dazwiſchen der gepflaſterte Weg bis zur Pforte der Umfaſſungsmauer. Von den Pylonen aus werden die Räume nach innen zu immer niedriger, es ſcheint ſich alles perſpectiviſch nach dem Allerheiligſten zuſammenzuziehen.

Dies das Weſentliche der Anlage, die aber mannichfacher Anfügung und Erweiterung fähig iſt und weit weniger als der griechiſche Tempel einen in ſich geſchloſſenen Organismus darſtellt. Treffend ſagt Schnaaſe der Bau ſei ſelbſt ganz Proceſſion, ganz Wallfahrt, auf Ernſt und Schweigen, auf Staunen und Ehrfurcht berechnet; ſeine Schilderung möge, vom Eingang beginnend, die unſere erläutern: „Alle Wege ſind gewieſen, keine Abweichung geſtattet, kein Irren möglich. Zwiſchen den Reihen heiliger Thiere, zwiſchen den Thoren wandern wir ehrfurchtsvoll durch. Weit,

hoch, mächtig zeigt ſich die Pforte, gewaltig wie die Wirkungen des Gottes auf die Welt, wie die Erſcheinungen welche zuerſt die rohen Völker bewegen ihre Kniee vor den noch unbekannten Mächten zu beugen. Wer durch dieſe erſte Pforte eingegangen athmet wieder freier; ein weiter Hof nimmt ihn auf, heitere Säulen in mannichfachen reichen Formen mit Pflanzenfülle umgeben ihn. Auch hier iſt der Weg bezeichnet, der weiter in das Innere führt, ſanft aufwärtsgehend; die Seitenwände nähern, die Höfe ſenken, der Boden hebt ſich, alles ſtrebt nach einem Ziel. Nun kommt aber eine zweite Schranke, ein vielſäuliger Raum, welcher ſchon mehr dem Innern angehört, iſt zwar in ſo weit geöffnet daß wir in ſeine dichte ſchattige Fülle und Pracht hineinblicken können, aber der Eintritt ſelbſt iſt nicht auf allen Stellen willkürlich verſtattet. Die Zwiſchenräume der Säulen ſind durch Schranken geſchloſſen, nur ein Weg in der Mitte iſt geblieben. So gehen wir weiter, nun ſchon der Zerſtreuung des freien Himmels entzogen, von dem Ernſt des Baues, von der Heiligkeit der Bildwerke eng umgeben. So umſchließen uns die geweihten Wände immer näher, bis endlich nur der prieſterliche Fuß das einſame tönende Gemach des Gottes ſelbſt betritt. Das Ganze hat den Ausdruck eines feierlichen Ernſtes, der ehrfurchtsvollen Annäherung, des prieſterlichen Geheimniſſes; erſt vorbereitend, Erwartung erregend, dann imponirend, dann in wohlberechneter Steigerung mehr und mehr in das myſtiſche Dunkel zur innerſten Stätte der Weihung und Anbetung einführend."

Die 18. Dynaſtie (von 1625—1411) vollbringt die Befreiung des Reichs und ordnet das Alte neu mit höherm Glanz: die Namen Amoſis, Tuthmoſis, Amenophis ſind die der ausgezeichnetſten Herrſcher. Ihnen folgt die 19. Dynaſtie, in der Sethos und Ramſes II. als große Eroberer hervorragen, dieſer aber die Kraft des Landes erſchöpft und den Druck gegen die Iſraeliten beginnt, der den Auszug unter ſeinem Nachfolger Menephtha zur Folge hat. Unter den ſtammverwandten Hykſos war Jakob mit den Seinen eingewandert und hatte im untern Lande eine Wohnſtätte gefunden. Nach der Vertreibung der Hykſos wurden die Juden von der nationalen Dynaſtie nicht mehr gern geſehen, es kam der Pharao der von Joſeph nichts mehr wußte, und die Denkmale beſtätigen den Bericht der Bibel daß Ramſes II., als er eine Kette von Bollwerken zum Schutz des Reichs gegen Einfälle vom Norden her gründete, die Hebräer

(Apuru) bei dem Bau von den Städten Ramſes und Pachtthum Frohndienſt thun ließ. Pharao iſt Königstitel, Peraa oder Pherao im ober- oder unterägyptiſchen Dialekte, und ſoll die hohe Pforte, das hohe Haus, wol nach ſeiner Wohnung hinter den Pylonen bedeuten. In Bezug auf den Auszug der Juden berichten die Aegypter daß ſie beſorgt hatten es möchten ſich dieſelben zu den Landesfeinden ſchlagen, und daß deshalb König Menephtha beſchloſſen das Land von allen Unreinen und Ausſätzigen zu befreien. Er ſandte ſie in die Steinbrüche zu harter Arbeit. Aber ein abtrünniger Prieſter Oſarſiph habe ſich zu ihrem Führer aufgeworfen, ihnen das Geſetz gegeben keine Götter anzubeten und die den Aegyptern heiligen Thiere zu ſchlachten und zu verzehren. Verbunden mit fremden Hirten hätten ſie im Lande gewüthet, bis ſie endlich vertrieben und bis an die Grenzen von Syrien verfolgt worden ſeien. In die Regierungsperiode Menephtha's fällt der Beginn einer neuen Siriusperiode, für die das Jahr 1322 v. Chr. aſtronomiſch feſt ſteht. Unter der 18. Dynaſtie hat die Kunſt, auf den alten Ueberlieferungen fußend, in einem lebhaften Ringen ihre großartige Blüte; die 19. führt zu koloſſalen Unternehmungen voll Reichthum und Pracht, aber auch zur Ueberladung und zu handwerksmäßig conventioneller, mitunter roher Arbeit. Große Tempelpaläſte in Theben, wo heute die Dörfer Karnak und Luxor ſtehen, geben in ihren Trümmern Kunde von der Bauthätigkeit, durch Bilder und Inſchriften Zeugniß von dem ſonſtigen Wirken der Könige. Der von Seſurteſen im alten Reich gegründete Tempel wird jetzt allmählich ſo erweitert daß nicht weniger als fünf Pylonen ebenſo viele Höfe oder Hallen vor dem Heiligthum bezeichnen, daß die Seitenmauer des Ganzen durchbrochen wird um einem Tempel, der nach außen vortritt, die offene Pforte zu gewähren, daß hinter dem Allerheiligſten Säulenſäle und viele Gemächer ſich ausbreiten. Lepſius bemerkt daß einzelne Könige in demſelben Maß in der Geſchichte vor- oder zurücktreten, in welchem ſie in und um den Tempel von Karnak repräſentirt ſind. Eine Backſteinterraſſe erhebt den Bau über den umgebenden Boden; die Geſammtlänge ſeiner Umfaſſungsmauer betrug drei Viertel einer geographiſchen Meile.

Die reiche Anwendung der Säule charakteriſirt die Werke dieſer Zeit. In denen der 18. Dynaſtie finden wir die Fortbildung der beiden Formen von Beni-haſſan. Die protodoriſche Säule erhält unter der viereckigen Deckplatte eine unten abgerundete

kreisförmige Platte als Capitäl, unter demſelben mehrere Bandſtreifen zur Bezeichnung des Halſes. Die Lotosſäule ſteht auf einer runden Platte, unten etwas eingezogen ſteigt ſie dann mit einiger Verjüngung empor; es ſind 12 Stengel, deren halbe Rundung um den Schaft hervortritt, die durch dreimal wiederholte fünffältige Bandſtreifen zuſammengehalten werden; das Capitäl iſt der ebenfalls zwölffach gegliederte geſchloſſene Lotoskelch, ſodaß es über den Hals der Säule ſtark hervortritt, nach oben unter der Deckplatte aber ſich zuſammenzieht, einer Knospe ähnlich. Einmal finden wir acht Stengel ohne die gürtende Unterbrechung, aber mit zierlich aufſtrebenden Ornamenten. Sodann Säulen mit einfachem runden Schaft und einem Capitäl von acht ſchlank aufſprießenden, oben ſich nach auswärts neigenden Palmenblättern; ſie ſind architektoniſch einfach und edel in der Ausführung, ein Vorſpiel der korinthiſchen in Hellas. Außerdem gibt es in dieſer Periode Mauerpfeiler mit dem ſtark vorſpringenden Relief tragender Rieſengeſtalten. Ein kleines Heiligthum zu Elephantine führte die Mauer nur als Brüſtung empor, und ließ dann das mit dem üblichen Hohlleiſten über einem Architrav ausladende Dach ſtatt der Mauer von ſtarken viereckigen Pfeilern getragen werden, zwiſchen denen immer ein gleichgroßer Raum offen bleibt, — ein noch derber und unentwickelter Anfang deſſen was die freie Säulenhalle rings um den griechiſchen Tempel zur Durchbildung bringen wird.

Die 19. Dynaſtie benutzte auch die Säulen um ſie mit Bildern und Hieroglyphen anzufüllen; ſie nahm für das Capitäl die Form des ſtark ausladenden, weitgeöffneten oder des geſchloſſenen ungegliederten hochaufſteigenden Blumenkelchs. So beſonders in dem ungeheuern Säulenſaal des Tempels zu Karnak. Er hat eine Tiefe von 164, eine Breite von 320 Fuß; 12 rieſige Säulen, ſechs auf jeder Seite bilden einen hohen Mittelgang, ähnlich dem überragenden Mittelſchiff der Baſilika; ſie ſind 66 Fuß hoch, haben einen Umfang von 36 Fuß, Würfel in der Mitte der Capitäle tragen die Steinbalken der Decke. Die übrigen Säulen, auf jeder Seite ſieben, aber neun Reihen hintereinander, im ganzen alſo 126, ſind 40 Fuß hoch bei einem Umfang von 27 Fuß. Sie tragen die Decke; ein Oberlicht fällt zwiſchen den Capitälen und Stämmen der überragenden Säulen des Mittelgangs wie durch Fenſteröffnungen herein. Alles iſt mit Sculptur und Malerei tätowirt. Im mannichfaltigen Wechſel herrſcht ſymme-

trische Wiederkehr, die schwere kolossale Massenhaftigkeit ist von buntem Farbenschmuck umspielt; statt organischer Gliederung überladener Schmuck. Drei Grottenbauten in Nubien weisen ebenfalls auf Ramses II. hin. Vor dem ersten Tempel, zu Ipsambul, ist der Fels in der Art zur Façade hergestellt daß er nach oben hin etwas zurückweicht und vier gleiche sitzende Kolosse, 60 Fuß hoch, alle den Ramses darstellend, aus dem Fels gehauen sind. Zwischen ihnen führt die Thür ins Innere in einen größern und kleinern Pfeilersaal und andere Gemächer. Die Façade eines kleinen Tempels zeigt sechs in Nischen stehende Kolosse von 30 Fuß Höhe, Ramses und die Seinen. Pfeiler im Innern haben ein ganz symbolisches Capitäl, die Maske der Göttin Hathor mit einem Tempelchen auf dem Kopf. Ein dritter Felsentempel bei Girscheh hat außen einen Vorbau mit Pylonen, innen an den Pfeilern stehende Osiriskolosse von großer Schwerfälligkeit, roh in der Ausführung.

Solche Menschengestalten statt der Säulen werden in starrer gebundener gleicher Haltung hingestellt, während bei den Säulen gern mit den Capitälen gewechselt wird, doch so daß das Gleiche symmetrisch wiederkehrt. Säulen, Gesimse, Mauern sind mit glänzenden Farben geschmückt, häufig auch mit symmetrischen Gestaltengruppen bemalt. Ramses III., der Begründer der 20. Dynastie (1288 v. Chr.) einte noch einmal den Glanz der Waffen mit dem der Bau- und Bildwerke, unter denen der Tempel zu Medinet-Abu mit den Thaten des Königs prangend hervorragt. Die folgenden Jahrhunderte schufen bei der Erstarrung des Reichs unter dem Despotismus der Herrscher und der Uebermacht anderer Länder nichts mehr von gleicher Größe und Pracht. Die Restauration des Reichs durch Psammetich (670 v. Chr.) führte auch zu einer der Kunst, die gerade die alterthümlichen und einfachern Formen der 12. und 18. Dynastie mit Glück und Geschmack aber in kleinerm Maßstabe wieder in Anwendung brachte. Auch unter der Herrschaft der Perser, Griechen und Römer erhielten sich die Grundzüge des ägyptischen Stils. Die Säulencapitäle haben jetzt meist die offene Kelchform, gegliedert durch mehrere Reihen frei hervortretender Blätter; sie haben darauf hier und da noch die Hathormaske mit dem Tempelchen, die auch für sich allein als Bekrönung der Säule vorkommt. Der glatte Schaft ist mit bunten Inschriften überdeckt. Es gibt Gebäude mit einer Säulenvorhalle nach griechischer Weise; aber die Zwischen-

räume der Säulen sind mit einer Mauerbrüstung ausgefüllt, die freie Oeffnung über derselben macht einen fensterhaften Eindruck. Dasselbe ist der Fall bei den kleinen Tempelchen, die man jetzt neben den großen errichtete; Mammisis heißen sie, Geburtshäuschen, zur Feier der Geburt des göttlichen Kindes, welches das Götterpaar des großen Tempels als das dritte erzeugte. Sie sind rings von Säulen umgeben, bis zu deren Mitte die Mauerschranke aufragt, kein Vorbild sondern eine mislungene Nachahmung der Griechen. Das Capitäl ist hier eine Maske, des Typhon, wie es gewöhnlich heißt; oder ein patäkenhaft verzerrtes Kindergesicht?

Auch Kleopatra baute; die Tempel von Dendera geben in ihrem wunderbar erhaltenen Glanz und phantastischen Schmuck von dem Rausch ihres Daseins Kunde. Auch aus der Römerzeit gibt es noch Anlagen umfassender Art, doch ist kein Fortschritt sichtbar. Dann verfiel Aegypten außer Alexandrien so sehr daß der heilige Antonius in die thebaische Wüste zog.

Felsenfeste Kraft und Dauerbarkeit, massenhafte Größe in einfach strengen Formen bezeichnet das Primitive der Baukunst im alten Aegypten; im Zusammenhang mit dem wolkenlos blauen Himmel, dem breiten Strom, dem Zug der Gebirge machen die Tempelanlagen einen ergreifenden Eindruck; neben einem constructiv nichtssagenden und ästhetisch unbefriedigenden Symbolismus gibt sich in den Formen der Anfang organischer Construction kund und wird zur Grundlage für die weitere Ausbildung im Fortgang der Weltgeschichte.

Architektonisch und monumental ist zunächst auch das Gepräge der bildenden Kunst bei den Aegyptern. Es liegt dies schon in der Gebundenheit der Bildwerke an die Bauten; Reliefs und Gemälde sind Schmuck der Wände, und wenn die Figuren des einen Pylonenflügels in strenger Symmetrie denen des andern entsprechen, sodaß einer wie das Spiegelbild des andern dasteht, so sieht man daraus wie die menschlichen Gestalten nicht um des individuellen Ausdrucks ihres persönlichen Lebens willen dargestellt, sondern als architektonische Decoration behandelt sind. Dabei ist der monumentale Sinn der Aegypter auch hier nicht auf das Bewegliche und Vorübergehende, sondern auf das Bleibende und Wesenhafte der menschlichen Gestalt, auf feste Formen und deren gleichmäßige Bewahrung gerichtet. Sie heben das Gesetzmäßige im Bau des Körpers hervor und stellen die Norm

eines feſten Kanons, mathematiſch beſtimmter Maßverhältniſſe dafür auf; nicht das Individuelle, ſondern der Typus der Gattung wird dadurch ausgedrückt. Sie kommen allerdings zuletzt auch zur Darſtellung des Perſönlichen, und die Züge der Thutmoſis, eines Sethos I. und Ramſes II. treten in energiſcher Porträtwahrheit auf; in der Regel aber legen ſie größeres Gewicht auf das Nationale oder allgemein Menſchliche als auf das Individuelle. Die Aegypter haben das große Verdienſt den idealen und monumentalen Stil der bildenden Kunſt durch dies Eingehen auf das Weſentliche und Ausſcheiden des Unbedeutenden und Zufälligen gegründet zu haben, allein ſie verharren ſtereotyp und eintönig innerhalb der architektoniſchen Strenge und Gebundenheit. Daher ſagt ihnen die Ruhe, die dem Geſetz der Schwere folgende geſchloſſene Haltung der Geſtalt mehr zu als die Bewegung, und ſie bleiben mangelhaft in Bezug auf den Ausdruck des Seelenlebens und ſeiner Freiheit im Antlitz wie in der Haltung der Geſtalt. Sie finden ein Geſetz der Verhältniſſe, aber ſie nehmen es nun nicht als eine Mittellinie, um welche der charakteriſtiſche Ausdruck des perſönlichen Lebens ſpielt, ſondern als die gleichmäßige Regel, der alle unterworfen werden, wie man die Steine für einen Bau nach dem Richtmaß behaut. So konnte es geſchehen daß eine Statue ſtückweis da und dort von Verſchiedenen gearbeitet und dann zuſammengeſetzt wurde. Und wenn auch der urſprüngliche Kanon im neuen Reich modificirt wurde, ein und daſſelbe Geſetz galt doch Jahrtauſende lang für alle Bildner. Eine ſtrenge Gemeſſenheit, ein übereinkömmlicher Typus, eine ruhige Starrheit war die Folge davon.

Dies architektoniſche Gepräge aber der Ruhe, des unveränderten Maßes, der Hervorhebung des weſenhaft Nothwendigen erleichterte und begünſtigte die Richtung auf das Koloſſale. Arme und Beine feſt geſchloſſen thronen oder ſtehen die Rieſengeſtalten ihrer Götter und Könige vor und in den Tempeln, wie ein Theil der Architektur in die Geſammtwirkung des Baues hineingezogen. Sie ſind ein Triumph ägyptiſcher Kunſt nach Auffaſſung und Technik; das Starre und Typiſche wirkt hier impoſant und wuchtvoll; das Koloſſale duldet in der Sculptur nicht das genremäßige Detail und das Momentane der Bewegung, es fordert das Monumentale der Ruhe, des in ſich geſchloſſenen weſenhaften Seins. „Die Götter haben ſeinen Leib gebildet“ ſagt ein griechiſches Epigramm von dem Rieſenſphinx vor den Pyramiden; ein hin-

gelagerter Löwenleib mit dem Haupt eines Mannes ward aus einem Naturfelsen herausgehauen, an dem man die Vordertatzen ergänzte. Das stolze Angesicht mißt 28, die Höhe des Ganzen 65, die Länge 142 Fuß. Wie die gewöhnliche Stelle der Sphinxe vor Heiligthümern ist, so erinnert das an die assyrischen Kolosse welche die Eingänge behüten und auf dem Thierleib das Menschenhaupt tragen. Aber die ägyptischen Gebilde sind einfacher, strenger, ruhiger. Brugsch glaubt in Sphinxköpfen die Züge der regierenden Könige zu erkennen und nimmt sie für Darstellungen der Könige als der Stellvertreter Gottes auf Erden. Gerade der Riesensphinx vor den Pyramiden, den bereits Chefren aushauen ließ, später Thotmosis IV. um 1550 v. Chr. restaurirte und vollendete, hat aber eine Denksäule vor der Brust, worauf die Inschrift besagt daß seine Heiligkeit, dieser schöne Gott, zum König spricht wie ein Vater zum Kinde, und ihm die Welt in ihrer Länge und Breite verheißt. So dürfen wir wol bei der Annahme bleiben daß die Sphinxe Symbole des Sonnengottes sind, und ebenso die Heiligthümer bewachen wie die geflügelte Sonnenscheibe über den Pforten schwebt.

Daß die Bildsäule Amenophis' III. beim Sonnenaufgang erklinge, war weniger ein Naturspiel, als ein Phantasiespiel der Griechen, die sie für ein Bild Memnon's nahmen, des Sohnes der Morgenröthe der seine Mutter begrüße; der Beiname des Königs, Maiamun, der von Ammon Geliebte, erinnerte sie an einen Helden ihrer Mythe, und so spannen sie diese weiter.

In den Göttergestalten verstanden die Aegypter noch nicht die Ideale des Geistes durch entsprechende Züge der Wirklichkeit und deren organische und harmonische Durchbildung echt künstlerisch auszuprägen und für die unmittelbare Anschauung darzustellen, sondern sie verfielen auch hier in den Symbolismus und blieben in seiner Aeußerlichkeit befangen. Statt eine Geistes- oder Gemüthsrichtung in den Zügen des Antlitzes auszudrücken und ihm auch den Leib gemäß zu bilden, weicher oder straffer, schlanker oder voller, jugendlicher oder männlicher nach Maßgabe der zu Grunde liegenden Idee, machten sie in dieser Hinsicht keinen Unterschied, und setzten lieber dem Gott den Kopf desjenigen Thiers auf an das seine Natur errinnerte, das sein Sinnbild war. So trägt Thot den dünnen Hals und Kopf des Ibis zwischen seinen breiten Schultern, Anubis hat einen Schakalskopf, Ammon und Isis den Kopf oder wenigstens die Hörner

des Widders und der Kuh. Das ist aber eine Erniedrigung des Menschenleibes, und in seiner Verletzung organischer Bildungsgesetze ästhetisch misfällig. Aber sie bildeten nicht um der Schönheit willen. Und wie sie die Namen mehrerer Götter zu einem zusammensetzten, ein Gott in den andern überging, so häuften sich auch die Symbole; es war ein äußerliches Anfügen, wie man die Tempel erweiterte, kein Wachsthum von innen heraus. Ein Käfer war schon auf seltsame Weise zum Symbol des Lichtgottes geworden, weil er eine Kugel wie dieser die Sonne vor sich her bewege; man gab dem Käfer den Menschenkopf und zugleich die Flügel des Sperbers, während anderwärts ein Sperberkopf den Sonnengott kennzeichnet, man gab dem erwähnten Gebilde noch Löwenfüße und menschliche Arme.

Höchst ausgezeichnet waren die Aegypter als Thierbildner. Ihr Zug zur Thierwelt, ihre Beobachtung führte sie auf das Erkennen der charakteristischen Formen, und da das Thier mehr Gattungscharakter als individuellen Ausdruck hat, so stört der Mangel des letztern nicht, wie bei Darstellungen des menschlichen Lebens, vielmehr befriedigt die energische Herausgestaltung des typischen Wesens. Schon aus dem alten Reich stammen diese straffen, kraftvollen Gliedermassen, stammt dieser großartige Zug in den Löwen- und Widderleibern, die sie gern mit dem menschlich gestalteten Haupt eines Gottes oder Königs schmückten und damit selber in unwillkürlicher Symbolik die Gebundenheit ihres eigenen Geistes an die Natur, den Mangel seiner vollen selbstbewußten Freiheit ausdrückten.

Die ägyptische Rasse wird von Negern oder Semiten bestimmt unterschieden. Sie ist kräftig, mit hohen Schultern, breiter Brust, schmächtigem Leib und schlanken Beinen ausgestattet; die Kniee sind scharf bestimmt, Schenkel und Waden aber zu geradlinig und trocken. Die niedrige Stirn weicht etwas zurück, die langen schmalen Augen senken sich etwas nach der Innenseite, die Nase ist breit, das Kinn dürftig, die Ohren sitzen zu hoch. Der Ausdruck ist der eines sinnlichen Behagens, eines seelenlosen Lächelns.

Viel reicher noch als die selbständige Plastik der ganzen Gestalt entfaltete sich Relief und Malerei an den Wänden. Beides ist noch ungeschieden, die Umrisse werden tief eingegraben, die Fläche dann angestrichen oder mit einiger Modellirung hervorgearbeitet, jedoch so daß die Gestalten meistens nicht über die

Ebene der Wand hervortreten, sondern wie in dieselbe eingesenkt erscheinen. Die Aegypter beginnen mit kindlicher Naivetät die menschliche Gestalt nach ihren auffälligsten Merkmalen und auf die leichteste Weise wiederzugeben. Sie nehmen also im ganzen die Profilstellung, zeichnen aber das Auge voll und ganz in das Gesicht und verschieben den übrigen Körper, jedoch ohne Rücksicht auf Perspective, sodaß sie die Breite der Brust oder des Rückens gewinnen, und beide Arme zeigen wie sie am Körper ansitzen. Beim Schreiten lassen sie beide Füße mit ganzer Sohle am Boden. Sie zeichnen die Kuh im Profil, setzen ihr aber die beiden Hörner so auf als ob man sie von vorn sehe. Auf Deutlichkeit mehr als auf Schönheit bedacht behalten die Aegypter solche Anfänge aus der Pyramidenzeit als Grundlage bei und machen daraus ein Schema der Gestaltung, das übereinkömmliche Bild wird zum Zeichen des Gegenstandes.

Die Bilder sind keine poetischen Schöpfungen, sondern nüchterne treue Darstellungen des Lebens und der Begebenheiten. Von eigentlicher Composition kann nicht die Rede sein, die Gestalten stehen nebeneinander, der einheitliche Standpunkt für die Anordnung des Ganzen, die Perspective fehlt, aber wichtige Dinge, wie der König in der Schlacht, werden größer als die andern gehalten. Schrift und Malerei sind noch nicht streng geschieden, beide Bilderschrift. Wie bunte Teppiche füllen sie die Wände. Um der Deutlichkeit willen wird der einmal angenommene Typus der Figuren treu bewahrt und präcis wiedergegeben. So sagt auch Julius Braun: „Der Künstler fühlt sich wesentlich als Schreiber, und wenn im Grottentempel zu Abu Simbel das vor dem König fliehende Wagenheer des Feindes, das von links nach rechts eilt, keinen Platz auf der Wand mehr findet seine Flucht fortzusetzen, dann leitet es der Künstler ruhig von oben nach unten an der Wand senkrecht herunter, verändert also dem Gemälde gegenüber seinen eigenen Standpunkt. Es ist als ob er eine wagrechte Zeile schriebe und wo der Raum ausgeht sie senkrecht auf dem Rand fortsetzen müßte. Wenn man einen Koloß darstellt wie er vom Platz geschleppt wird, dann sind die vorgespannten vier Menschenreihen nicht hinter, sondern über einander in regelrechter Parallele."

Die Sorgsamkeit der Aegypter ein möglichst treues Bild ihres Seins und ihrer Umgebung aufzubewahren, hat uns den Einblick in ihr häusliches und öffentliches Leben, hat uns ihre Tracht

und Sitte, ihre Geräthe im Bild erhalten. Weiß, der in seiner Costümkunde das Wesentliche zusammenstellt, bemerkt dabei daß die Aegypter in dem Bestreben so viel als der Umriß der Figur nur immer zuließ zu zeigen, die Kleidung ohne Rücksicht auf die Profilstellung gern in der Vorderansicht gaben und die Falten steif mit kleinlicher Sorgfalt darstellten. Die Rücksicht auf das äußerlich Verständige überwog den künstlerisch freien Schönheitssinn.

Die Farbe der Gewänder war am liebsten das schimmernde Weiß der Leinwand; daneben eine eintönige, grüne, rothe, blaue Färbung und zierliche Muster. Der alten Zeit genügte für Männer ein Schurz um die Hüften, für Frauen ein hemdartiges Gewand. Später trugen die Reichern Obergewänder von feinem durchsichtigem Stoff. Den Kopf der Männer bedeckte eine glatte Kappe oder ein zur Haube gefaltetes streifiges Tuch. Sie trugen in früherer Zeit die Haare strähnenartig geflochten, dann aus Rücksichten der Reinlichkeit schoren sie sich kahl, nahmen aber für die Vornehmen an den Tagen des Glanzes im neuen Reich die asiatische Perrücke mit dem röhrenförmig ansteigendem Lockengehäuse. Die Frauen trugen das lange Haar in zierlichen Netzen oder umhüllten es mit dem Schleier. Wie die Männer trugen sie Ringe an Arm- und Fußknöcheln, dabei mancherlei Gehänge von Gold und Glas; ein reichgeschmückter Schulterkragen ward beiden Geschlechtern gemeinsam. Die Könige hatten eine breite Schärpe um den Leib, ein Diadem, eine doppelte Krone für das obere und untere Reich, und allerhand Symbole auf dem Haupt, z. B. die Uräusschlange, welche die Gewalt des Herrschers über Leben und Tod bezeichnen sollte. Hohe Priester trugen ein Pardelfell, Richter die unveränderliche Straußfeder als das Zeichen der Gerechtigkeit. Holzschilde mit Leder und metallenen Buckeln, Bogen und Speere, ein kurzes Schwert waren die gewöhnlichen Waffen; der König zog in goldstrahlendem Helm auf dem Streitwagen in den Kampf; hieroglyphische Zeichen der einzelnen Orte dienten als Standarten, glänzende Geräthe, Vasen und Sessel kamen als Tribut aus dem Orient; die alte Zeit war schlicht und einfach, erst die Gräber von Beni-hassan zeigen einen größern kunstreichern Handwerksbetrieb.

Die typischen Formen der bildenden Kunst waren schon im alten Reich festgestellt, wurden aber im neuen in viel umfassendern Werken weiter ausgebildet. Grabgemälde der Pyramidenzeit zeigen Ackerbau und Viehzucht, Fischerei und Jagd, und ein harmlos

freudiges Leben. Die Auffaſſung der Wirklichkeit iſt nüchtern und ohne idealen Gehalt. Die Zeit von Seſurteſen I. hat die energiſchen und präciſen Linien der Sculptur, die wir von da an beſonders an Koloſſen und Thieren bewundern. Das granitene Bein des Königs, das im berliner Muſeum als ein Meiſterwerk ägyptiſcher Kunſt bewahrt wird, zeigt die alte Kunſt auf dem Wege zur Vollendung, den die Folgezeit aber nicht einhielt. Die Gräber von Beni-haſſan behalten die Verſchiebung der Körper bei, gehen zu größerer Bewegung und zu ſchlankern Formen voran, und ſtellen gleichfalls Scenen des Privatlebens dar. Die großen Tempelpaläſte des neuen Reichs prangen im Schmuck der königlichen Thaten und gottesdienſtlichen Handlungen, die ſie treu erzählen; die Gräber laſſen die Geſchichte der Seele erkennen. Die Darſtellung der Kämpfe zeugt von Feuer und Thatenluſt, das herkömmliche Lächeln wird zum Ausdruck der ſtolzen Siegesfreude. Die Gegenſtände des Tributs welche unterworfene oder beſiegte Völker darbringen, laſſen uns erkennen wie die Aegypter auf die handwerkliche und künſtleriſche Thätigkeit der Nachbarn einen günſtigen Einfluß übten, wie ſie ſelber aber Prachtgeräthe und damit deren decorative Formen von den Aſſyrern empfingen. Die Reſtauration des Aegypterthums durch Pſammetich zeigt auch in der Sculptur und Malerei den Anſchluß an das Urſprüngliche, an die alterthümliche Gediegenheit vor dem Einfall der Hykſos, vereint mit ſorgſamer Naturbeobachtung und einem Streben nach Anmuth. Zur Blütezeit Alexandriens ändert griechiſcher Einfluß den ägyptiſchen Kanon, und mit den feſten altüberlieferten Formen ſchwindet dann auch jene erſtaunliche handwerkliche Tüchtigkeit, die durch die Bewältigung der Maſſen, durch die ſcharfe Beſtimmtheit jeder Linie, durch die Ausdauer in der Bearbeitung auch des härteſten Granits ihresgleichen ſucht in der Weltgeſchichte.

Das Semitenthum.

Die Semiten im Vergleich mit den Ariern.

Weltgeschichtlich nennen wir vorzugsweise diejenigen Völker welche nicht blos für sich eine bestimmte Idee in ihrem Leben ausprägen, eine bestimmte Stufe einnehmen, sondern auch in die Entwickelung des Ganzen eingreifen, auf andere Völker einwirken, das Erbe nicht blos der eigenen Vorzeit, sondern des ganzen Geschlechts antreten, die eigene Errungenschaft nicht blos den Nachkommen des Stammes, sondern der Menschheit überliefern. Die Weltgeschichte vollzieht sich durch die selbständige Entfaltung und Wechselwirkung zweier Völkerfamilien, die ursprünglich als Brüder in einem Hause wohnten, dann aber auseinander gingen, damit jede ihre eigenthümlichen Gaben ausbilden und dann der andern zum Mitgenuß bieten könne. Es sind dies die Semiten und die Arier, welche die höchsten Aufgaben unsers Geschlechts, die Erkenntniß Gottes und die Einigung des Gemüths und der Gesinnung mit ihm in der Religion, die Gründung des gesetzlich geordneten, freien Staats, Kunst und Wissenschaft, und die damit zusammenhängende Vervollkommnung und Verschönerung des Lebens, sowol für sich zu lösen rastlos bestrebt sind, als die erworbenen Güter, die erlangte Cultur auch den übrigen Nationen als deren Vorkämpfer und Leiter mittheilen. Vielseitiger sind die Arier, aber eine intensive Kraft zeichnet die Semiten aus, wie sie auch leiblich eine gedrungene und zähe Stärke in den sehnigen Gestalten bewähren, während der Indogermane seine Schönheit in vollern und regelmäßigern Formen entfaltet. In der Religion ist das Höchste unter den Semiten erschienen, in Staat, Kunst, Wissenschaft gebührt den Ariern die Palme. Wenn

wir die Berge Sinai, Tabor, Golgatha, die Städte Jeruſalem und Mekka nennen, ſo wird alsbald es klar daß für die Menſchheit auch Athen und Rom, auch die Thaten des engliſchen und deutſchen Geiſtes nicht von größerer Bedeutung ſind, und ohne Semiten und Arier einander vor- oder nachzuſetzen können wir mit Guſtav Baur ſagen: jene bilden den Zettel, dieſe den Einſchlag des lebendigen Kleides der Gottheit, welches die Weltgeſchichte darſtellt.

Laſſen hat in der indiſchen Alterthumskunde den Unterſchied der Semiten und der Arier bereits auf die maßgebende Formel gebracht daß dort die ſubjective, hier die objective Geiſtesrichtung vorherrſcht. Die Macht des in ſich geſammelten Gefühls und Willens kennzeichnet den Semiten; er trennt die Dinge nicht vom eigenen Ich, ſie gelten ihm nur in ihrer unmittelbaren Beziehung auf den Menſchen; er erfaßt und behandelt die Welt je nachdem ſie ſeinen Zwecken und ſeinem Nutzen dient, und vertieft ſich in den ewigen Grund der Welt nicht mit der Ruhe der Betrachtung, ſondern mit dem Eifer für das eigene Seelenheil. Der ariſche Geiſt iſt dagegen ein reiner Spiegel der Natur, an der er ſeine Freude hat, deren Geſetz er zu erkennen ſucht ohne an ſeinen Vortheil zu denken, Schönheit und Wahrheit ſind ihm Selbſtzweck, und er ſucht ſie in Kunſt und Wiſſenſchaft frei zu geſtalten. Der ſelbſtiſche Sinn und der ſcharfe Verſtand haben die Semiten zu Handels- und Geldmenſchen der alten und neuen Welt gemacht; der religiöſe Enthuſiasmus ließ die Juden und Araber auch in dem einen geiſtigen Gott den ſtrengen, eifrigen, ausſchließlichen Gott erkennen, eine gewaltſame Bekehrung zu ſeinem Dienſt vornehmen; Duldung erwächſt aus der Freiheit des Gedankens, der verſchiedenen Standpunkten ihre Berechtigung wahrt indem er ſich in ſie verſetzt. Das Chriſtenthum trat ein, als die helleniſchen Arier ſchon eine jahrhundertlange Wirkſamkeit auf den ſemitiſchen Orient geübt hatten, Chriſtus erhob ſich über die Schranken des Semitenthums in das rein Menſchliche, Menſchheitliche, aber er war unter den Semiten geboren. Denn die religiöſe Idee hat nirgends größere Macht als bei ihnen, und durch nichts haben ſie größere Macht in der Geſchichte gewonnen als durch die religiöſe Idee.

Die weltoffene Empfänglichkeit und Vielſeitigkeit des ariſchen Geiſtes entfaltet ſich in größere Unterſchiede der Stämme wie der einzelnen Menſchen. Guſtav Baur entwirft ein treffendes

Bild, wenn er hauptſächlich die altarabiſche Volksdichtung beachtend ſagt: „In welch heiterer und reicher Mannichfaltigkeit der Individualität ſtehen die Helden der griechiſchen oder deutſchen Sage und Geſchichte der ernſten Gleichförmigkeit der arabiſchen oder auch der altteſtamentlichen Helden gegenüber! Und während dort zur Vollkommenheit des Helden gehört daß die rohe Kraft durch Schönheit gemildert werde und der Trotz des Eigenwillens gebrochen durch Beziehung auf das Wohl der Geſammtheit, und daß was dann gut gethan wird auch zugleich ſchön gethan werde, macht dagegen den arabiſchen Helden die nur dem unbeugſamen Eigenwillen gehorchende ungeſtüme Kraft und zähe Ausdauer. Ob er andern zum Heil wirkt oder zum Unheil, verſchlägt wenig, wenn nur ſein trotziger Muth vor keinem Hinderniſſe zurückſchreckt; und zu dieſem trotzigen Sinn paßt es daß er nach Schönheit nicht fragt, ſondern ſeiner Häßlichkeit, Kleinheit, Hagerkeit ſich rühmt, im Bewußtſein auch dieſer körperlichen Unſcheinbarkeit zum Trotz ſeine Heldenkraft beweiſen zu können. Auch der griechiſche Held bewährt ſich im Leiden, indem er die Laſt, die ein Gott ihm auferlegt, ſtandhaft erträgt; der arabiſche Held ſucht die Noth gefliſſentlich auf um mit ihr die unbezähmbare Kraft ſeines Willens zu meſſen, zugleich aber gilt ihm gemäß der unheimlichen Verſchloſſenheit ſeines Weſens die plötzlich auf den Feind hervorſpringende Liſt für eine nicht minder heldenwürdige Eigenſchaft als die im offenen Kampfe ſich bewährende Heldenkraft, und die ſchlaue und gewandte Flucht, womit er, nachdem er ſeinen Zweck erreicht, dem überraſchten Feind ſich entzieht, für nicht minder ehrenvoll als das Ungeſtüm des Angriffs. Der Knabe David, welcher mit ſeiner Hirtenſchleuder den Philiſterrieſen fällt, ſtellt das durch den Geiſt der geoffenbarten Religion verklärte Bild eines ſemitiſchen Helden dar.“

Auch im Orient hebt Geiſt und Muth eines großen Mannes das Volk zu ſich empor, führt es zum Sieg, und gründet ein Reich; aber daſſelbe hängt von den leitenden Perſönlichkeiten ab, es ſteigt und ſinkt mit ihnen; die Staaten zerfallen raſch wie ſie entſtanden ſind, und der Wechſel der Herrſcher und Herrſchergeſchlechter bezeichnet keinen Fortſchritt der politiſchen Ideen, keine Aufrichtung bürgerlicher Ordnungen. Der ariſche Staat erbaut ſich aus den freien Genoſſenſchaften, er durchdringt und ſchirmt mit ſeinem Recht ihre Rechte, der einzelne lebt an ſeiner Stelle in geſicherter Freiheit und fühlt ſich zugleich als ein Glied des

Ganzen, an deſſen Verwaltung er theilnimmt, das durch das Streben und Ringen aller vorangeführt wird, indem die öffentlichen Angelegenheiten die Sache eines jeden ſind. Der ariſche Staat wird zum Organismus, der durch die Geſammtthätigkeit ſeiner Glieder lebt, der in ſeiner Wohlordnung jeder Kraft ihr Maß und ihre Stelle verleiht. Im Semitenthum bleibt die bürgerliche Geſetzgebung innerhalb der religiöſen beſchloſſen und wird als eine göttliche Offenbarung durch die Propheten gegeben, bei den Ariern wird ſie für ſich ſelbſtändig und frei, das Weltliche erlangt ſein Recht und ſeine Ehre, die überlegende, prüfende, berathende Weisheit gibt das Geſetz als den Willensausdruck des Volks. Der Semite ſchließt ſich und ſein Haus lieber gegen außen ab, er lebt für ſich mit den Seinen, treu bewahrt er den Geiſt und die Ueberlieferung ſeines Geſchlechts, und ſein Familienſinn hat auf der Stufe des patriarchaliſchen Lebens die ewigen Muſterbilder hervorgebracht und unübertrefflich geſchildert.

Die Sprache der Arier zeigt ihr Beſtreben in der Gedankenwelt die Welt der Dinge nach ihrem Weſen und Leben abzubilden, die Vernunft der Wirklichkeit aufzufaſſen und darzuſtellen, die äußern Erſcheinungen nach ihren eigenthümlichen Formen wiederzugeben, in ihrem organiſchen Bau den Kosmos der Natur und die Wechſelwirkung ſeiner Kräfte abzuſpiegeln. Dem Semiten kommt es in der Rede vor allem auf den Ausdruck des eigenen Empfindens und Denkens an; er hält ſich an den Eindruck der Dinge auf ſein Gefühl, und die Aeußerung des Gefühls ſoll nicht für ſich gelten und gefallen, ſondern nur das Innere bedeuten. Die ariſche Sprache hat ihre für ſich ausſprechbaren einſilbigen Wurzeln in der Verbindung der Conſonanten mit dem Vocal, ja ſolcher kann für ſich allein ſtehen, wie denn die Wurzel i das Gehen bezeichnet; die Semiten lieben nicht blos die im Innern, im Hintergrunde des Mundes gebildeten Hauchlaute vor den auch ſichtbar nach außen hervortretenden Lippenbuchſtaben, ſondern ſie verwenden für die Bezeichnung der Grundanſchauung, die in der Wurzel liegt, ausſchließlich die Conſonanten, und zwar in der Regel drei; die Wurzel iſt aber damit für ſich nicht ausſprechbar, ſondern ſie wird es erſt durch die beſondere Färbung die ihr der Redende mittels der Vocale gibt, und dieſe dienen nun dazu die beſondern Modificationen, wodurch ſie zur Bezeichnung des Gegenſtandes, der Thätigkeit,

der Beſchaffenheit wird, ſowie die beſondern Beziehungen der Wörter untereinander hervorzuheben. Die Spache iſt weſentlich Conſonantenſprache, die Vocale werden deshalb auch nicht geſchrieben, und wie der Muſiker die Noten erſt tönend macht, ſo gibt der Leſer durch ſeine ſubjective Thätigkeit in der Vocaliſirung der Schrift erſt durch die Klangfarbe den beſtimmten Ausdruck und das rechte Leben. In der ariſchen Sprache und Schrift hat das Wort ſein volles fertiges objectives Daſein. Und wie der Ton durch das Erzittern der Dinge ihr inneres Weſen dem Gefühl kund gibt, ſo liebt der Semite wiederum die directe Schallnachahmung zur Bezeichnung der Dinge, während der Arier häufiger die Anſchauung der Geſtalt in ein Tonbild überſetzt. Durch Conſonantenverdoppelung im Innern des Worts verſtärkt der Semite den Begriff, oder verwandelt er die Bedeutung des ruhigen Seins in die der Thätigkeit; eine Dehnung des Vocals kann gleichſam auch die bezeichnete Sache in die Länge ziehen, ſtatt der Handlung nur das Streben und den Verſuch ausdrücken; durch Vocaländerung im Innern der Wörter werden die verſchiedenen Beziehungen derſelben angedeutet, ſodaß Ewald geradezu von einer activen und paſſiven Ausſprache redet, und Steinthal den Unterſchied ſo beſtimmt daß im Ariſchen die Form an der Oberfläche des Stammes plaſtiſch ausgeprägt, daß ein Vorſchlag, eine Endung angefügt wird um durch Beugung die Beziehung des Worts zu andern Gliedern des Satzes zur Erſcheinung zu bringen, während die Form im Semitiſchen innerlich bleibt als der Hauch oder Ton der das Wort durchweht; dort iſt ſie ſtatuariſch, greifbar, hier blos hörbar, dort iſt ſie Geſtalt, hier Ton und Farbe. Auch der Arier wendet die Umänderung und Verſtärkung des Wurzelvocals an um die Mehrheit zu bezeichnen (Vater, Väter), oder um der Bewegung des Verbums Halt und Stand zu geben, das Subſtantivum zu bilden (fließe, floß, Fluß, wo das a als guna, Vocalſteigerung eingetreten iſt, wie im Indiſchen Käm lieben, Kāma die Liebe), — aber dabei unterſcheidet der Arier zwiſchen ſolchen Wurzeln die ein Object und eine Eigenſchaft bezeichnen, und andern welche den Standpunkt des Redenden zur Sache bezeichnen, und damit ſubjectiver, demonſtrativer Art ſind, und dieſe letztern, die auch lautlich einfacher ſind, nimmt er mit glücklichem Griff um ſie für die grammatiſchen Formen zu verwenden. Zur Bezeichnung des Caſus dient dem Semiten neben den Präpoſitionen einfach die Wortſtellung, und für die

Tempus- und Modusverhältniſſe hat er nur die Unterſchiede des Vollendeten und Unvollendeten; „mit ſeiner Symbolik wird bei den erſtern die Perſonenbezeichnung hinten an die Vocalwurzel angehängt, um die Thätigkeit als eine fertige, der Einwirkung des Subjects entnommene zu bezeichnen, bei den letztern dagegen tritt ſie vor die Wurzel um deren Begriff als durch den Einfluß des Subjects noch bedingt darzuſtellen" (G. Baur). Die Lebhaftigkeit des Redenden aber verſetzt ſich und den Hörer bald in die Vergangenheit, von der aus die jetzt vollendete Handlung als werdende angeſchaut wird, bald in die Zukunft, wo das Werdende vollendet iſt, ſodaß auch hier die Subjectivität in der Sprache vorwaltet, und die Feſtſtellung ganz beſtimmter Formen für objective Verhältniſſe vermißt wird, die das Ariſche vielſeitig ausgebildet hat. Und daß ein Wort in der Zuſammenſetzung andere Wörter ſich zu näherer Beſtimmung aneignet und unterwirft, worin das Ariſche ſeine Kraft ſo herrlich entfaltet, überwuchernd im Indiſchen, maßvoll im Griechiſchen und Deutſchen, dies kommt im Semitiſchen kaum vor. Im Semitiſchen bleibt die ſinnliche Bedeutung der Wurzel dem Geiſt gegenwärtig, die im Ariſchen bald vor der geiſtigen zurücktritt, wodurch dort die Bildlichkeit der Rede ſich von ſelbſt der Dichtkunſt bietet, hier durch die Kunſt erweckt oder erſetzt werden muß. Dieſelbe Lebhaftigkeit einer dichteriſchen Auffaſſung zeigt ſich auch in der durchgehenden Perſonification der Dinge, die kein Neutrum kennt, ſondern alle als männlich oder weiblich nicht blos im Subſtantivum, ſondern auch durch Ausdruck des Geſchlechts im Zeitwort bezeichnet. Arier wie Semiten haben organiſche Sprachen und modificiren die Wörter durch Umbildung im Innern wie durch Anfügung; aber dort liegen die grammatiſchen Formen ebenſo vorwiegend in den Endungen, als hier im Schos der Wörter. Und ſo ſagen wir abſchließend mit Guſtav Baur: „Ganz entſchieden machen die Indogermanen von den äußern und materiellen, die Semiten von den innern und geiſtigen Mitteln der Sprachbildung einen vorherrſchenden Gebrauch, und darin offenbart ſich die Eigenthümlichkeit ihres Geiſtes. Jener verräth eine vorwiegend plaſtiſche Anlage, eine auf das Object gerichtete extenſive Richtung, worin er mit größter Freiheit die mannichfaltigſten Mittel heranzieht um den ſprachlichen Ausdruck zur möglichſt vollkommenen Darſtellung eines Objects zu machen; dieſer hat vor-

herrſchend muſikaliſchen Sinn, haftet feſter an der urſprünglichen ſubjectiven Anſchauung, und ſucht deren Modificationen nur durch verſchiedene Färbung des ihr entſprechenden Wortes und durch Benutzung der Elemente auszudrücken welche dieſes ſelbſt darbietet. Der indogermaniſche Volksgeiſt zeichnet ſich aus durch die Mannichfaltigkeit der von ihm angewandten Mittel und durch die organiſatoriſche Kraft, womit er ſie ſich dienſtbar macht, der ſemitiſche durch die Sinnigkeit, Feinheit und Conſequenz in der Zurathehaltung der weniger zahlreichen Mittel, deren Gebrauch ſeine Selbſtbeſchränkung ihm geſtattet, und die gerade die innerlichſten ſind. Der Indogermane iſt ganz dem Object zugewendet um ihm gerecht zu werden, der Semite haftet feſter an dem ſprachlichen Ausdruck ſelbſt, in welchem der Eindruck des Objects auf das Subject ſich ſpiegelt, und bildet ihn nach den in ihm liegenden Bedingungen weiter aus. Der feinſpaltende Scharfſinn aber womit dies geſchieht iſt dieſelbe die Form von dem Inhalt, das Charakteriſtiſche von dem Unweſentlichen unterſcheidende Kraft um deretwillen auf die Semiten gewartet werden mußte, damit ſie die verwirrende Mannichfaltigkeit der Bilderſchrift mit einem genialen Blick in eine einfache und bequeme Buchſtabenſchrift umwandelten, und mit welcher ſie den großen Geldverkehr durch das einfache Mittel des Wechſels begründet haben und bis heute beherrſchen."

Die ſemitiſche Satzbildung kennt die periodologiſche Fülle und Verflechtung nicht, durch welche ariſche Sprachen die Beziehung der Gedanken zueinander mit logiſcher Schärfe und Deutlichkeit, mit feinſinniger Nuancirung ihrer Verhältniſſe ausdrücken und zum gegliederten Ganzen ordnen; ſie reiht einfach die Sätze aneinander wie die Vorſtellungen vor der Seele eine nach der andern auftauchen, und auch hier iſt der Betheiligung des redenden Subjects anheimgegeben die nähern Bezüge im lebhaften Vortrag ahnen zu laſſen. Endlich wie die Arier gegenüber dem in ſich abgeſchloſſenen ſemitiſchen Charakter eine größere Verſchiedenheit des werdenden Lebens auf den Stufen ſeiner Entwickelung in ihrer geſchichtlichen Entfaltung zeigen, ſo beharrt auch die ſemitiſche Sprache in den unwandelbaren Elementen der Conſonanten, während alle ariſchen Mundarten die formenreiche Blütenfülle der Jugend, die verſtandesklare Reife der Männlichkeit in einem organiſchen Verlauf ſo wechſelvoll erkennen laſſen

daß die spätern Geschlechter erst durch Studium die Rede der Ahnen wieder verstehen lernen.

Das Semitenthum ist die Wiege der drei Religionen welche den einen geistigen Gott bekennen und sich selber als seine Offenbarung darstellen. Die religiöse Wahrheit hat hier den reinsten und umfassendsten Ausdruck gewonnen und ist von da aus auch zu den Ariern gedrungen, Moses, Muhammed, Christus sind auch im Occident Gesetzgeber, Prophet und Erlöser. Wie der Mensch das Göttliche lebhaft fühlt oder klar denkt, ergreift er es als selbstbewußte Einheit; denn die vielen Götter widersprechen der Idee des Unendlichen, und nur das Selbst ist für sich und durch sich, vom Selbstlosen, blos Objectiven kann man erst sagen daß es ist insofern es als Gegenstand für ein anderes, für das Subject erscheint. Das Gewissen kann sich nur einem sittlichen Gesetzgeber verpflichtet fühlen. Und wenn das Ich, die sich selbst erfassende Energie des Denkens und Wollens, die Subjectivität in ihrer Innerlichkeit den semitischen Menschen kennzeichnet, so liegt es nahe daß er in Gott das Ideal des eigenen Wesens anschaut, und daß die Erhebung über die Vielgötterei und den Dienst der Naturmächte eine That war zu der sich das Semitenthum vor allen Völkern berufen fand. Diese That war seit Abraham das Werk großer Persönlichkeiten, es vollendete sich im Kampf der Propheten gegen die Abgötterei in der Schule der Leiden, in der sittlichen Arbeit des Geistes läuterte sich der Gedanke der Wahrheit, und der ganze Stamm ward allmählich auf die höhere Stufe emporgeführt. Ja wir finden einen monotheistischen Zug auch bei den heidnischen Semiten; Renan hat ihn nur allzu stark betont und einen mehr scheinsamen als wahren Gegensatz aufgestellt: die Arier seien die polytheistische, die Semiten die monotheistische Rasse; in der semitischen Anschauung habe die Natur kein Leben; sie befreie die Gottheit von ihrem Schleier und gelange ohne Reflexion zur reinsten religiösen Form; die Wüste sei monotheistisch: erhaben in ihrer unermeßlichen Einförmigkeit offenbare sie dem Menschen die Idee des Unendlichen, aber nicht das Gefühl eines unaufhörlich schöpferischen Lebens, das eine fruchtbare Natur andern Völkern einflößt; darum sei Arabien stets das Bollwerk des Monotheismus gewesen. Aber hat nicht außerhalb Arabiens an die Fruchtbarkeit der feuchten warmen Auen sich ein ganz sinnlicher Mylittadienst geknüpft, und damit zugleich die weitere Behauptung Renan's widerlegt, daß

der Semite einen Geſchlechtsunterſchied in Gott nicht zu faſſen vermöge? Gerade das paarweiſe Zuſammenſtellen eines Gottes und einer Göttin iſt charakteriſtiſch für die Semiten; es iſt das ſchaffende und empfangende, das geiſtige und natürliche Princip in Gott, zu deſſen Erfaſſung der Gegenſatz und das Zuſammenwirken von Himmel und Erde hinführt; der Einheitstrieb des ſemitiſchen Sinnes aber zeigt ſich neben der Erkenntniß des geiſtig Einen darin daß man jene beiden als die beiden Seiten des Einen auffaßt, naturaliſtiſch das eine Göttliche als mannweiblich über die Zweiheit der Geſchlechter erhebt, die Göttin männlich bekleidet, dem Gott das Gewand des Weibes gibt. Und wenn das Wohlthätige wie das Richtende und Zerſtörende, das man in der Gottheit ahnte, das man im Element des Feuers, in der belebenden Frühlingswärme und der verzehrenden Sommerglut der Sonne anſchaute, auch mitunter in zwei beſondern Göttergeſtalten angebetet wurde, immer meldet ſich und bezeugt ſich wieder der Drang ſie einheitlich zuſammenzufaſſen und das ſchöpferiſche wie das vernichtende Werk als die doppelte That eines und deſſelben Weſens zu erkennen. Die Einheit als das Urſprüngliche finden wir auch bei den Ariern und finden ſie hergeſtellt in der Verehrung Aharumasda's durch Zarathuſtra; auch in den Veden wie bei griechiſchen Sängern waltet der Trieb in einem Gott die andern mit zu umfaſſen, und wie das Brahmanenthum und der Buddhismus das eine ewige und wahre Sein gegenüber der Vielheit der Welt und ihrem Schein hervorheben, ſo kommt auch das Denken der griechiſchen Philoſophen ſogleich zu dem einen Grundprincip an dem der Himmel hängt und die ganze Natur. Wenn Muys ſagt daß die geſammte altſemitiſche Gottesverehrung keine Naturvergötterung, ſondern rein geiſtiger Art geweſen ſei, ſo ſtützt ſich dieſe Anſicht darauf daß der höchſte Gott nicht nach einem Element oder Gegenſtand, ſondern Herr und König genannt wird; ſie ſpricht eine allgemeine Wahrheit aus, daß urſprünglich die Menſchheit nicht äußere Dinge vergöttert, ſondern die Idee des Göttlichen als eines ſelbſtſeienden Weſens in großen Naturerſcheinungen offenbar werden ſieht, und in dieſen nicht die Gegenſtändlichkeit, ſondern die innewaltende Macht verehrt. Aber das iſt auch im Semitenthum geſchehen daß die Idee Gottes ſich mit dem Licht des Himmels, mit der Sonne, den Geſtirnen, dem Feuer, dem Naturleben verknüpfte; darum warnt das hebräiſche Geſetz daß der Menſch die Sterne,

die Sonne anſchaue und ihnen diene, und Hiob fragt in ſeinem Schmerz, ob er zum Mond emporgeblickt wie er prächtig wandelte und ihm als Herrſcher gehuldigt habe.

Das Unterſcheidende der Semiten und Arier werden wir alſo in der Art ausſprechen können, daß einmal unter jenen die religiöſe Erhebung über das Heidenthum vollzogen ward, und auch innerhalb des Heidenthums der Trieb zur Einheit mit vorwiegender Stärke ſich bethätigte; und was dann die Mythologie angeht, ſo fand ſie in dem plaſtiſchen, auf die Außenwelt gerichteten Geiſt der Arier eine viel reichere freiere Darſtellung als bei den Semiten; wenn auch dieſe Gott in der Natur ſahen, ſo hoben ſie die Beziehung des Menſchen zu ihm hervor und ſprachen nur dasjenige ſymboliſch aus was für ſolche wichtig war; die Indier, die Hellenen, die Germanen aber nahmen die ganze Fülle der Erſcheinungen zum Stoff der religiöſen Dichtung, ſie gaben der geiſtigen Perſönlichkeit der Götter ebenſo eine freie Lebensentfaltung in einem ſelbſtändigen Wirken, als ſie die mannichfaltigen Ereigniſſe der Natur und Geſchichte auf ihre ideale Quelle zurückführten und dieſe, das Göttliche, dadurch ſo vielſeitig und anſchaulich beſtimmten. Die großen Gebiete und Kreiſe des geiſtigen und natürlichen Lebens werden, wie ſie einander paarweiſe entſprechen, zuſammengefaßt, aber in dieſer Beſonderung feſter gehalten, klarer unterſchieden und in ihnen das Walten beſonderer Götter erkannt, die allerdings der tiefere Sinn wieder für Offenbarungen und Ausſtrahlungen des Ewigeinen nimmt. Aber was die Erhebung des Gemüths in einzelnen Augenblicken oder was das philoſophiſche Denken neben der Volksreligion vollzieht, die Wiederherſtellung der Einheit, das erſcheint bei den Semiten auch im Heidenthum weit mehr in den Geſtalten des Cultus ſelbſt, wenn auch auf roh ſinnliche Weiſe. Bei den Semiten beherrſcht der religiöſe Sinn die Dichter und Denker, während ſeine Erzeugniſſe bei den Ariern der Stoff ſind welchen Dichter und Denker frei behandeln, den ſie fortgeſtalten und umbilden; die heitere Freiheit die ein Homer ſeinen Göttern gegenüber behauptet, kommt dort ebenſo wenig vor, als daß die Plaſtiker die Götter nach dem Ideal der Schönheit formten; die überlieferte Symbolik bleibt herrſchend. Es iſt die innere Kraft und Weſenheit des Göttlichen was die Semiten in der Natur erfaſſen und in der Mythe darſtellen, während die Arier der ausgebildeten äußern Erſcheinung ſich erfreuen, mit ihrem Reich-

thum die Mythen ausstatten und durch sie wieder das ideale Wesen zu entsprechender Sichtbarkeit bringen. Wie bei den Semiten mehr Wärme, bei den Ariern mehr Licht ist, so auch in ihren Sonnengöttern dort die belebende Wärme und verzehrende Glut, hier das Licht und sein Sieg über die Finsterniß. Und wenn die Gestaltenfülle und wenn die immer erweiterte Sagenbildung die arische Mythologie ebenso auszeichnet als sie wie ein Spiel der Phantasie erscheinen und den Tiefsinn des religiösen Ernstes hinter die Anmuth der Darstellung zurücktreten läßt, so zeigt gerade dagegen die subjective Erregung des Semiten im religiösen Cultus sich in der innigsten Beziehung zu Gott und den Göttern auf die allergewaltigste Weise, sodaß es manchmal schwer fällt uns in ihre Stimmung zu versetzen. Die Furcht vor dem Zorne Gottes geht zu dem Bestreben fort ihn durch das Opfer des Liebsten zu versöhnen, und so werden die eigenen Kinder dem verzehrenden Feuer überliefert; das Verlangen sich der mannweiblichen Gottheit ähnlich zu machen gibt nicht blos der Priesterin die Waffen des Mannes, sondern läßt auch den Priester in rasendem Festestaumel sich die eigene Mannheit entreißen; dasselbe Verlangen der fruchtbaren lebenschaffenden Göttin gleich zu werden bringt die Jungfrauen dazu sich in ihrem Tempel preiszugeben. Diese Greuel sind die fleischliche Verirrung desselben religiösen Triebes, der in seiner geistigen Wendung das Opfer des selbstsüchtigen Willens, die Forderung heilig zu werden wie Gott der Heilige, die Liebe zu ihm und die Hingabe des Lebens zum Wohl der Menschheit hervorgerufen. Der Feuereifer mit welchem Elias die Baalspriester schlachtet, mit welchem der Muhammedaner zur Ehre Gottes in den Kampf stürzt, die treue Zähigkeit mit welcher der Jude trotz der Verfolgungen in alter und neuer Zeit am Glauben der Väter hängt, der Opfertod Christi und die Begeisterung seiner Jünger mit ihrer weltüberwindenden Kraft, sie bekunden gleichmäßig das Vorwalten der religiösen Idee im Semitenthum; das helle klare Licht und die tiefen Schatten liegen nebeneinander; die Semiten aber sind die Anzünder und Träger des religiösen Lichts für die Menschheit geworden.

In Bezug auf die Wissenschaft läßt jedoch gerade wiederum dieser religiöse Sinn den Geist der Semiten die Mittelursachen überspringen und ohne weiteres sich zur ersten Ursache, zum Willen Gottes, wenden und Gottes Finger in allem erblicken.

Ihm bleibt der Forſchungsdrang des Ariers fremd, der nicht blos fragt was die Dinge für uns ſind, ſondern der ſie auch an ſich und um ihrer ſelbſt willen erkennen will; er beruhigt ſich mit dem Wort: Gott iſt groß, Gott weiß es! Er folgt der Autorität ſeiner Propheten, wo der Indier, Hellene, Germane philoſophirt und in ſelbſtändigem Denken eine eigene Weltanſicht begründet. Sein Scharfſinn ergeht ſich in begrifflichen Haarſpaltereien, ſeine ſubjective Phantaſie in theoſophiſchen Träumen, das ſittliche Verhältniß des Geiſtes zu Gott intereſſirt ihn mehr als die Natur, deren Erforſchung etwa in Bezug auf Arzneikunde Werth für ihn hat, und die Sterne beobachtet er um aus ihrem Stand die Geſchicke der Menſchen wahrſagend zu beſtimmen. Von der Ahnung eines organiſchen Weltganzen kommt er dabei nur zu Willkürlichkeiten des Meinens und Rathens, während der Arier nicht raſtet, bis ſich vor ſeiner Einſicht das Chaos zum Kosmos lichtet und ordnet, bis er das Einzelne in ſeiner Beſtimmtheit und das Mannichfaltige in ſeinem zuſammenwirkenden Einklang ſchaut. Seine Gedanken über Natur und Geſchichte ſind dem Arier zunächſt der Anlaß zu den Fragen die er im Experiment und in der Kritik an beide ſtellt, und durch die Antwort die ſie geben will er objective Wahrheit erfahren. Nur in der Berührung mit den Ariern, nur von ihnen befruchtet und in ihrer Atmoſphäre lebend haben die Araber im Mittelalter und in der Neuzeit ſo manche Juden ſeit Spinoza am Fortſchritt des wiſſenſchaftlichen Lebens theilgenommen.

Der an den Formen der Gegenſtände ſich erfreuende, in Anſchauungen lebende Geiſt der Arier hat im Alterthum wie in der Neuzeit im Reich der bildenden Kunſt das Höchſte geleiſtet, er hat dem Göttlichen und Idealen die entſprechende, nicht blos andeutende Geſtalt verliehen, er hat das Natürliche und Gegebene zur harmoniſchen Vollendung geführt und im Abbild der Welt das Urbild aufgeſtellt, Baukunſt, Plaſtik, Malerei haben ſich mit der fortſchreitenden Cultur organiſch entwickelt, und die Schönheit iſt ihr Ziel. Den vollen und ebenmäßigen Ausdruck des Innern durch die ganze äußere Erſcheinung haben die Semiten weder in der Baukunſt noch in der Plaſtik oder Malerei erreicht, ſie haben ihn nicht einmal angeſtrebt; das Symboliſche genügt ihnen, und das Koſtbare und Zweckmäßige erſetzt ihnen die Vermählung des geiſtigen Gehalts mit der ſinnlich wohlgefälligen Form. Der geiſtige Gott iſt bildlos, die Naturgötter

ſind roh ſymboliſche Idole. Mehr auf die Empfindung des natürlichen Lebens als auf die Anſchauung des Seins in ſeinen ewigen Formen gerichtet vermiſſen ſie jenes im Bildwerk. Beim Anblick eines gemalten Fiſches ſagte ein Orientale dem Künſtler: Was wirſt du antworten, wenn der am Tage des Gerichts gegen dich aufſteht, weil du ihm einen Leib, aber keine lebendige Seele gegeben haſt? Die ſemitiſche Phantaſie folgt mit kühnem Fluge dem Wechſel der Vorſtellungen in der Innerlichkeit des Gemüths, und gibt ſie durch wechſelnde Bilder kund; es fehlt ihr die Ruhe um das einzelne gleichmäßig durchzuführen; es fehlt ihr die Achtung vor dem Object, die uneigennützige Liebe zur Erſcheinungswelt, welche ſich hingebend in die Wirklichkeit vertieft; ſie miſcht dafür die verſchiedenartigen Formen der Dinge willkürlich zuſammen um die eigenen Gedanken anzudeuten, und ergeht ſich am liebſten in einem ſinnigen Spiel von Linien und Figuren, die ſich auseinander entwickeln und ineinander verſchlingen. Von den Arabern hat dieſe Weiſe den Namen der Arabeske erhalten, aber auch die Geräthe und Gewänder der alten Babylonier und Aſſyrer waren auf ſolche Art verziert, und haben den Hellenen Ornamentmotive gegeben. Unter ariſcher Einwirkung ſind ſowol die Reiche am Euphrat und Tigris gegründet, als die Bauten und Bildwerke dort aufgeführt. Andererſeits hat das Bilderverbot des Koran die Perſer und Türken nicht abgehalten der angeborenen Luſt an Bildern und Farbenſchmuck ſelbſt bis in die Handſchriften des heiligen Buches hinein zu folgen, während der ernſte Araber ſolchen profanen Zierath bis heute verſchmäht.

Die Stimmung und Bewegung des innern Lebens gibt ſich im Ton und in der Stimme kund, der Geiſt offenbart die Energie ſeines Denkens und Wollens in der Rede; Rhythmus und Zuſammenklang ordnen den Strom der Töne und Worte zu ausdrucksvoller Schönheit. Ihrer Natur nach eignet den Semiten die Luſt an Geſang und die Gabe der Rede. In der Lyrik, dieſer Kunſt des ſubjectiven Seelenlebens, haben ſie Herrliches und Muſterhaftes geleiſtet, mögen ſie nun Haß und Liebe, Muth und Klage, Schmerz und Freude unmittelbar erklingen laſſen, oder mögen ſie durch die ausgeſprochenen Vorſtellungen das mit ihnen ringende, durch ſie gequälte oder beſeligte Gemüth offenbaren. Hier iſt die Perſönlichkeit der Mittelpunkt der Dinge, der Quellpunkt der Empfindungen, und die Welt der Erſcheinungen und der Gedanken gilt nur nach ihrem Widerklang im Gemüth, nach

der Resonanz die sie im Herzen findet. Und wie mannichfaltig das Leben sein Echo im Liede der Semiten hat, ihre Lyrik ist gemäß dem religiösen Grundzug ihres Charakters auf dem religiösen Gebiet am vollendetsten und reichsten, und im Erguß der Gefühle wie der Betrachtung ist sie hier tonangebend geworden und hallt sie fort durch alle Zeiten und Culturvölker. Dagegen haben die Arier früh schon verstanden die Wirklichkeit im ruhig anschauenden Geiste treu und verklärt zugleich abzuspiegeln, und sind zur objectiven Dichtung fortgeschritten; der ihnen eingeborene plastische und architektonische Kunstsinn führte sie zum Aufbau des Volksepos aus der Fülle der Lieder, welche die Heldengestalten der Jugendzeit eine jede nach ihrer eigenthümlichen Kraft und Wesenheit schilderten. Dagegen blieben die Arier nicht bei dem Erguß der Innerlichkeit als solcher stehen, sondern zeigten wie sie durch That und Wort sich sowol äußert als bedingend in die Wirklichkeit eingreift, in dem Erfolg ihrer Handlungen sich ihr Schicksal bereitet; so kamen sie zur Entwickelung des Dramas, dem Bilde von der Wechselwirkung der Persönlichkeiten untereinander und mit den Zuständen der Welt. Bei den Semiten blieb das Epische und Dramatische im Schos der Lyrik beschlossen, oder es entwickelte sich daraus eine religiöse Geschichte, deren Zweck die Darstellung ist wie Gott sein ganzes Volk oder den einzelnen Menschen führt. Dem semitischen Dichter fehlte die Selbstentäußerung, kraft welcher der Epiker und Dramatiker dem Werk sich hingibt, sich in andere Lagen und andere Seelen versetzt und das Gedicht zu freier Selbständigkeit entläßt. Er bleibt weit mehr sein persönlicher Träger, ja es ist das Gewöhnliche daß der Held sein eigener Sänger wird und was er litt und stritt sofort auch selber verkündigt, und zwar im Affect des Schmerzes und der Freude, nicht mit dem Gleichmuth der das Vergangene und Fremde betrachtet und an der allseitig erschöpfenden ebenmäßigen Darstellung sich vergnügt, sondern mit der leidenschaftlichen Erregung, die hastig von einem zum andern springt und nur da verweilt wo die eigene Seelenstimmung sich ausströmen kann. Wo aber das Wohlgefallen an der Rede die Kunst des Erzählers hervorruft, da weilt dieser am liebsten in der phantastischen Traumwelt, die sich an Zeit und Raum und die Gesetze der Wirklichkeit nicht bindet, sondern die Einbildungskraft mit ihrem Zauber, mit ihren Wundern schalten und walten läßt, — das Märchen ist die Arabeske der Poesie, und

wird nirgends reicher und glänzender ausgesponnen als von den Arabern.

Alle ursprüngliche Lyrik ist Gesang; das erregte Gemüth begleitet den Wechsel der Gefühle mit dem der Töne, und gibt in der Melodie der Empfindung einen rhythmisch entfalteten, in sich vollendeten Ausdruck. Die Semiten erfreuen sich des Gesangs und des ihn begleitenden Klangs der Instrumente. Aber die Harmonie zu ergründen und in selbständigen musikalischen Kunstwerken ein Abbild der Natur und des Geistes in ihrem Werden, im Gegeneinanderstreben und Zusammenwirken ihrer mannichfaltigen Kräfte hervorzubringen war die That der Arier, allerdings aber im Anschluß an die durch die Semiten ihnen vermittelte Religion und erst in der menschheitlichen Reife der Neuzeit.

Das alte Babylon.

Der Euphrat hat seine Quellen im Norden, der Tigris im Süden der armenischen Berge; 100 Meilen oberhalb ihrer Mündung kommen beide näher zusammen und begrenzen eine Ebene, die sie durch ihre alljährlichen Ueberschwemmungen fruchtbar machen. Nicht blos daß diese gesegnete Fläche viel breiter als das Nilthal ist, sie hat auch nicht die scharfen Grenzen des Wüstensandes und der Felsenhöhen wie Aegypten, und steht somit dem Weltverkehr offener. Auch hier bietet sich ein üppiger Boden der Cultur dar und verlangen die Elemente nach der Beherrschung durch den Verstand und die Arbeit; die Wasser kommen wilder und unregelmäßiger, sie erfordern stärkere Dämme, größere Behälter, ausgedehntere Kanäle als in Aegypten. Land und Volk sind minder in sich abgeschlossen und der Geist ist beweglicher.

Das älteste der westasiatischen Reiche ward am Euphrat in Babylon gegründet. Eine hebräische Ueberlieferung nennt den Kuschiten Nimrod, den Enkel Hams, seinen Stifter. Dies weist auf einen Stamm des Südens hin und kann ein Verbindungsfaden nach Aegypten sein. Sicher ist die chaldäische Einwanderung von den nördlichen Höhen nach dem reichen Niederlande, und als Chaldäer werden die Herrscher und Priester Babylons bezeichnet. Die Cultur ist semitisch, wenn auch auf älterer Unter-

lage und ſpäter nicht ohne ariſche Einflüſſe. Sie reicht bis in das 3. Jahrtauſend v. Chr. hinauf.

Babel heißt die Stadt des Bel. In Bel, dem Herrn des Himmels finden wir die Uranſchauung der Menſchheit erhalten und ausgeprägt, das Göttliche wird im allumfaſſenden lichten Himmel erkannt, dieſer als die Erſcheinung und das Symbol der geiſtigen Macht angeſchaut. Er wird auf den Höhen verehrt wie er über den Wolken thront, er gibt der Natur wie den Menſchen das Geſetz von oben. Die klaren Nächte in der babyloniſchen Ebene führten zur Beobachtung der Geſtirne, zur Unterſcheidung der Stand- und Wandelſterne, zur Auffaſſung des Zuſammenhangs ihrer Stellung und des Sonnenlaufs mit dem Wechſel der Jahreszeiten, mit dem Austreten der Flüſſe, mit den irdiſchen Dingen überhaupt. So wurden Sonne, Mond und Sterne die Träger der Weltordnung, die Dolmetſcher des göttlichen Willens, und das Univerſum ward als ein Organismus angeſchaut in welchem alles in inniger Wechſelbeziehung ſteht. Dieſen erkennen zu lernen und aus den Erſcheinungen des Himmels die irdiſchen Geſchicke zu deuten, die Unternehmungen nach ihnen zu richten ward die Aufgabe der Prieſterſchaft. Die einzelnen Planeten namentlich wurden als Träger wohlthätiger und ſchädlicher Einflüſſe aufgefaßt; ebenſo die großen Sternbilder. Die Sonne ſollte auf ihrer Bahn die Einwirkung derer erfahren denen ſie nahe trat, und dadurch abwechſelnd ihnen ähnlich werden. Die Babylonier erforſchten den Himmel nicht um ſeiner ſelbſt, ſondern um der menſchlichen Zwecke willen, ſo kamen ſie nicht zur wiſſenſchaftlichen Aſtronomie, ſondern zur Aſtrologie, in welcher ihre Phantaſie die irdiſchen und himmliſchen Ereigniſſe verknüpfte, aus dem beſondern Zuſammentreffen, aus dem einzelnen Erfolge in der Verwechſelung des Gleichzeitigen mit dem Urſächlichen allgemeine Regeln ableitete, und aus der Stellung und dem Einherziehen der himmliſchen Heerſcharen die Geſchicke der Menſchen zu erkennen und vorherzubeſtimmen meinte. Bel ſelbſt ward dann in der Sonne erblickt, der Verkörperung und dem Träger des Lichts und ſeiner belebenden Kraft; Bel ſelbſt ward in dem äußerſten der Planeten, dem Saturn, verehrt, der alle übrigen Sterne umkreiſt und ſo den Allumfaſſenden zur Erſcheinung bringt. Von den Fixſternen werden einzelne als Rathgeber, andere als Richter, die Planeten werden vorzugsweiſe als die Verkündiger des Götterwillens bezeichnet. Sie ſind Götter

als die besondern Kräfte welche Bel in sich zur Einheit zusammenfaßt, wie auch der hebräische Name Elohim diese Einigung des Mannichfaltigen in der Gottheit ausspricht.

Die treue Beobachtung und der scharfe semitische Verstand bildete neben diesen phantasiereichen Anfängen die Sternkunde selbst so weit aus daß die Chaldäer während des ganzen Alterthums dadurch berühmt waren, daß die sieben Wochentage, die 24 Stunden und 60 Minuten der Zeiteintheilung wie die 360 Grade des Kreises, daß ebenso die Zeichen des Thierkreises von ihnen nach Europa gelangten, als ihr praktischer, auf das Zweckmäßige gerichteter Sinn Münze, Maß und Gewicht feststellte und den Persern, Phöniziern, Hellenen auf dem Handelswege überlieferte.

Die ursprüngliche Größe der dichterischen Anschauung eines organischen Weltganzen empfängt ihre religiöse Weihe, indem dasselbe als die Offenbarung Gottes und seines Willens aufgefaßt wird; er bleibt in seiner reinen Höhe als die unendliche, im Licht und Glanz der Sonne und der Gestirne waltende und erscheinende Macht. Diese Wahrheit liegt dem Sterndienst und der Astrologie zu Grunde. Und daß der Geist auch in Gott nicht ohne die Natur sein kann, daß das Princip des Schaffens, Formens, Erkennens ein Princip der Empfänglichkeit, der Stoffesfülle und Bestimmbarkeit voraussetzt und mit sich führt, das ahnten die Chaldäer und sprachen sie aus, wenn sie dem Himmelsgott die irdische Naturgöttin, dem Bel die Mylitta zur Seite stellten. Sie ist die Weiblichkeit, die empfangende und gebärende, in der Fruchtbarkeit der Erde und des Wassers ihr Wesen entfaltende Göttin. Sie ist die Natur, die in den Pflanzen aufsproßt, im Meer die Fische wimmeln läßt, auf der Flur und in der Luft die Thiere nährt, selbst fruchtbar gewährt sie Fruchtbarkeit. Am Himmel offenbarte sie sich im Mond, dem Licht der milden Nacht, der Zeit der Liebe. Im grünen Hain am kühlen Wasser ward sie verehrt. Sie ward die Göttin der Liebeslust, die keine unfruchtbare Jungfräulichkeit wollte. Und wie von dem geistigen Gott die Hebräer das erhabene Wort vernahmen: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig!“ — so trieb der ähnliche religiöse Geist die naturverehrenden Semiten sich ihrer Gottheit ähnlich zu machen, und sie verlangte von den Frauen das Opfer der Jungfräulichkeit. Und die Töchter Babylons saßen an den Festen der Mylitta in langen Reihen im Hain der Göttin, wie der Prophet Baruch und wie Herodot erzählen; sie trugen einen

Kranz von Stricken um das Haupt, denn sie waren der Göttin gebunden; und sie harrten daß ein Mann komme der Mylitta zu dienen, und ihnen ein Goldstück in den Schos werfe, das sie der Göttin darbrachten, wenn sie dem Manne sich preisgegeben. Unser sittliches Gefühl sträubt sich gegen diesen unsittlichen Gottesdienst, aber wir müssen in der Consequenz der Verirrung die Gewalt der religiösen Idee auch im semitischen Heidenthum anerkennen. Es hob die Vielgötterei damit an daß es zwei Principien göttlichen Lebens als Persönlichkeiten nebeneinander stellte und die Einheit nicht als das Ursprüngliche festhielt, sondern erst in der Einigung der beiden erfaßte; die Natur erhielt damit eine falsche und einseitige Selbständigkeit, und statt der Durchdringung des Sittlichen und Sinnlichen in der wahren Liebe war eine greuliche Vermischung des Heiligen und der Lust die Folge, die das Volk zu sittenloser Ueppigkeit verführte.

Die Stammesgemeinschaft der Chaldäer und Hebräer erscheint in der Darstellung der Weltschöpfung und der großen Flut. Bel durchschneidet das chaotische Dunkel, sondert Himmel und Erde, schafft Sonne, Mond und Sterne und weist ihnen ihre Bahnen an. Er bildet die Thiere und schlägt zuletzt sich das eigene Haupt ab, und die Götter mischen das triefende Blut mit Erde und formen den Menschen, den es belebt und der Vernunft theilhaftig macht. Bei den Hebräern haucht Gott dem Menschen seinen Odem ein, bei den Chaldäern beseelt er ihn durch das eigene Blut; die Fassung ist naturalistischer, und hat in dieser Wendung die Idee daß eine Wesensgemeinschaft zwischen Gott und Mensch besteht, daß die Schöpfung ein Selbstopfer des Unendlichen ist, das sich ins Endliche begibt und in seine Grenzen eingeht. Wenn dabei von Göttern neben Bel die Rede ist, so dürfen wir wol an die in den himmlischen Heerscharen bereits verselbständigten göttlichen Kräfte denken; Bel ist durch die Hingabe seines Blutes nicht vernichtet, er waltet fort als der Herrschende, seine Lebenskraft aber wirkt und lebt in den Menschen.

In Bezug auf die Flut heißt es daß Xisuthrus im Traum die göttliche Weisung erhielt ein Schiff zu bauen für sich und seine Kinder und Verwandten wie für Thiere und Vögel. Die Flut kam. Als sie nachließ sandte Xisuthrus Vögel aus. Da sie nirgends Speise noch einen Ruheort fanden, kehrten sie zurück. Nach einigen Tagen kamen andere mit Lehm an den Füßen wieder. Die zum dritten mal ausgeflogenen Vögel blieben draußen.

Da erkannte Xiſuthrus daß das Land wieder zum Vorſchein gekommen. Sein Schiff ſtand auf Bergeshöhen. Er ſtieg aus mit den Seinen, errichtete einen Altar und opferte. Er ward entrückt zu den Göttern und eine Stimme aus der Höhe ermahnte die Zurückgebliebenen zur Frömmigkeit.

Wenn in jenem Schöpfungsbericht des Beroſus die Rede davon iſt daß die chaotiſche Nacht, die Urmutter der Dinge, angefüllt geweſen ſei mit ungeheuern doppelgeſtaltigen Geſchöpfen, mit geflügelten, zweigeſchlechtigen Menſchen, mit Weſen die den Leib des Menſchen mit dem des Pferdes verbanden, daß es Stiere mit Menſchenantlitzen, Hunde und Menſchen mit Fiſchſchwänzen gegeben habe, und wenn er dann hinzugefügt daß ihre Abbildungen im Belustempel aufbewahrt werden, ſo beweiſt das vielmehr wie der ſpätere Schriftſteller umgekehrt mit Idolen, die ihm unverſtändlich geworden, die noch ungeordnete lebenſchwangere Stoffwelt bevölkert. Wie Aegypten, ſo verdankt Babylon ſeine Fruchtbarkeit, ſeinen Reichthum, die Anregung zu ſeiner Cultur den Ueberſchwemmungen, dem Waſſer; im feuchten Element erſchien daher dem Volk der Quell des Lebens, und die im Waſſer waltenden göttlichen Kräfte wurden als waſſerbewohnende Fiſche, aber um das Geiſtige zu ſymboliſiren mit dem Menſchenhaupt abgebildet; ebenſo deutet das Doppelgeſchlechtige auf die Ueberwindung der endlichen Einſeitigkeiten in der Gottheit, und die Vermiſchung der verſchiedenen Formen auf ſie als die gemeinſame Grundlage derſelben hin. Menſchenhäupter mit Fiſchleibern ſtellen auch phöniziſche Gottheiten dar, und die babyloniſche Ueberlieferung redet von Fiſchmenſchen der Urzeit, Oannes an ihrer Spitze, die den Menſchen Ackerbau und Geſittung gebracht, Geſetze, Künſte, Kenntniſſe, namentlich auch das Feldmeſſen gelehrt, — der mythiſche Ausdruck für ihre an das Waſſer geknüpfte Bildung.

In der Geneſis leſen wir wie die Nachkommen Noahs morgenwärts aufbrachen und eine Ebene in Sinear fanden und untereinander ſprachen: wohlauf laſſet uns Ziegel ſtreichen und im Feuer brennen. Und die Ziegel dienten als Steine und das Erdpech als Mörtel. Und ſie ſprachen: laſſet uns eine Stadt und einen Thurm bauen deſſen Spitze bis in den Himmel reiche, damit wir uns ein Denkmal machen. — In den Trümmern Babylons wird bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Birs Nimrod, Nimrodshügel, ein Schutthaufen gefunden; man hat die Weihinſchrift Nebukadnezar's daſelbſt entdeckt; dieſer war

wol nur der Wiederherſteller des alten Baues wie des alten Reichs. Der Rieſenbau, an den die Sage ſich anknüpft, war ein Beltempel; wie auf dem Gipfel der Berge in der alten Heimat, ſo ſollte der Himmelsgott auch hier auf der Höhe verehrt werden. Die Berichte der Griechen reden von einem ummauerten Tempelhof von 3000 Fuß Länge und 4000 Fuß Breite; eherne Thore führten ins Innere. Dort erhob ſich auf der Grundfläche eines Quadrats, deſſen Seiten 600 Fuß meſſen, der Bau in acht verjüngten Stockwerken zur Höhe von gleichfalls 600 Fuß, alſo daß immer ein kleineres Quadrat innerhalb des größern mit Backſteinen angefüllt und emporgeführt wurde; außen lief eine Rampe mit Abſätzen und Ruhebänken um den Bau und leitete zum Gipfel hinan; das Werk glich demnach mehr einer Stufenpyramide als einem Thurm. Nur im oberſten Stockwerk war ein Gemach mit einem goldenen Altar und einem geſchmückten Lager für den Gott. In einer Niſche des unterſten Stockwerks thronte ein goldenes Bild des Gottes, vor ihm ein Altar, zwei andere Altäre zum Thieropfer ſtanden davor im Freien. Noch ragt das unterſte Stockwerk in einer Höhe von 260 Fuß aus Schutt und Trümmern. Das Ganze war das höchſte und maſſenhafteſte Bauwerk der Erde. Die Gebäude des Königspalaſtes erfüllten einen Raum von 12000 Fuß im Umfang. Mauern, Wände, Thürme waren mit Bildwerken geſchmückt; eine Löwenjagd des Königs, eine Pantherjagd der Königin war da zu ſehen. Eine zweite Mauer mit einem Kranz buntbemalter Reliefs mit Thierdarſtellungen ragte hoch über eine dritte äußere empor. — Die Waſſerbauten, welche die befruchtenden Kanäle weit in das Land leiteten und die Flut auch durch Schöpfräder aus dem Fluß in ſie hineinhoben, werden ſchon dem Alterthum angehört haben. Wenn wir nach der Mitte des 2. Jahrtauſends v. Chr. auf ägyptiſchen Bildwerken unter den tributbringenden Völkern Semiten erkennen und dieſe die Prachtgeräthe und Prachtgewänder tragen, durch deren Bereitung Babylon berühmt war, ſo dürfen wir folgern daß die Siegeszüge der Rameſſiden zuerſt die babyloniſche Macht gebrochen haben. Dann erhob ſich Ninive zur Hauptſtadt und der Stamm der Aſſyrer zur Hauptmacht; die babyloniſche Cultur ward dorthin verpflanzt, ohne in der Heimat zu erlöſchen. Das Land bot nicht das feſte Geſtein und damit nicht die Grundlage zu ſo feſten ſtrengen Formen wie am Nil; dafür brannte der beginnende Gewerbfleiß ſeine Ziegel, und leitete der weichere Stoff zu

weichern ſchwungvollen Formen, zu den Linienſpielen, die uns an Geräthen und Gewandmuſtern in den Trümmern Babylons, in den Reliefs zu Ninive erhalten ſind. Die Babylonier pflegten das Haar lang und zierlich gelockt zu tragen, ſie liebten lange Gewänder und führten künſtlich geſchnitzte Stäbe, die oben mit einem Apfel, einem Adler, einer Roſe, oder Lilie verziert waren, was alles ſich ähnlich in Ninive wiederfindet; dort alſo werden die religiöſen Ideen wie die künſtleriſchen Formen der Babylonier fortgebildet. Aegyptiſche Denkmäler des alten Reichs ſchon zeigen die bunten Gewänder mit zierlichem Gewebe, während im neuen Reich Vaſen und Schalen abgebildet werden deren ſchwungvolles Profil Thier- und Menſchengeſtalten oder Theile derſelben arabeskenartig hervorwachſen läßt und im Linienſpiel wie in der Verwerthung pflanzlicher Ornamente bereits die Muſter bietet die ſich über Ninive und Phönizien auch zu den Griechen verbreiteten.

Ninive und Aſſyrien.

Seit dem 13. Jahrhundert v. Chr. hob ſich ein neues Herrſchergeſchlecht und eine neue Stadt in Meſopotamien über Babel empor. Aſſyrien war eine Provinz zwiſchen Babylon und Armenien, dem Tigris und dem Zagrosgebirge; die Lage Ninives im Schutz der Flüſſe und Kanäle machte ſie zum feſten Mittelpunkt kriegeriſcher Unternehmungen und weitverzweigter Handelswege. Die Aſſyrer erhoben ihre am Tigris erbaute Stadt nicht blos zur Hauptſtadt im Stromgebiet der beiden Flüſſe, ſondern ſie drangen auch erobernd vor über die Grenzen des eigenen Landes, und waren die erſten die ein ausgedehntes Reich auch längere Zeit zu behaupten verſtanden. Die Sage ſchreibt freilich den Gründern ſchon zu was die Denkmäler auf eine Reihe von Königen vertheilen. Die unterworfenen Völker blieben unter ihren Fürſten, und wurden tributpflichtig; Empörungen hielten die Oberkönige ſtets in Waffen. Die Sprache war ſemitiſch; aber am Grenzgebiet der Semiten und Arier konnte es an Einwirkungen dieſer letztern ebenſo wenig fehlen, als wir die ſemitiſchen Einflüſſe auf Medien verkennen dürfen. Bel, der Himmelsgott, wurde auch von den Aſſyrern als der große Gott und Götterkönig angebetet; der Name Aſſarak bezeichnet ihn als den Schutz-

herrn Aſſyriens; als ſolchen nennt ihn die Bibel Nisroch. Er iſt es den die Könige auf den Denkmälern verehren, der ſchützend und ſegnend über ihnen ſchwebt. Oben Menſch, unten Vogelgefieder, mit dem Bogen bewehrt, mit der Mitra auf dem bärtigen lockenreichen Haupt ragt er aus einer geflügelten Scheibe hervor. Dieſe erſcheint als das Symbol der am Himmel ſchwebenden Sonne. Ein Relief zeigt ihn einem Bericht Diodor's entſprechend, in ſchreitender Stellung mit vier Stierhörnern am Kopf, ein Beil in der Rechten, Blitze in der Linken. Die Stiergeſtalt Bal's kennen wir aus der Bibel, der Blitz bezeichnet den Himmelsgott, die Bewegung ihn ſelbſt als den Beweger der Welt.

Neben Bel erſcheint Beltis; als Kriegsgöttin wird Iſhtar (Aſtarte) genannt, die himmliſche Jungfrau; Aſchera wird durch die Scheibe auf der gehörnten Mütze als Mondgöttin bezeichnet. Dagon, der Fiſchmenſch, der Waſſergott erſcheint oben Menſch, unten Fiſch, oder als Mann mit einer Fiſchhaut bekleidet. Derketaden heißen die alten Könige, Derketo ward als Göttermutter geprieſen, ſie war wol identiſch mit Beltis und der babyloniſchen Mylitta. Nach abendländiſcher Ueberlieferung ward ein Gott Sardan oder Sandon verehrt, den die Griechen Herakles nennen; die Denkmäler zeigen ihn als Löwenbändiger. Der goldmähnige Löwe, das Thier der heißen Zone, iſt in ſeiner Wuth ein Bild der verheerenden Sonnenglut, die aber der den Menſchen wohlthätige Sonnengott überwältigt, wann wieder die mildere Jahreszeit kommt. Der Gott überwindet das Verderbliche ſeiner eigenen Macht in deren Symbol, oder er überwindet es an ſich ſelbſt, er verzehrt ſich ſelbſt in der Sonnenglut um neugeboren zu erſtehen. In Lydien, in Cilicien kommt ein Sonnengott Sandon vor, dem ein großes Trauerfeſt gefeiert, ein Scheiterhaufen errichtet wurde. Bei der Betrachtung der Kleinaſiaten wird uns manche dieſer Geſtalten klarer werden; bedeutſam ſtehen daneben die Nachrichten der Alten, welche eine Miſchung derſelben zur ſinnlichen und äußerlichen Veranſchaulichung der Einheit des in ihnen verſchiedentlich perſonificirten Göttlichen auch in Aſſyrien bezeugen. Ferner ſoll der Menſch, der Prieſter ſich ſeinem Gott ähnlich machen. Die Denkmäler zeigen uns die Prieſter des Aſſarak im Adlergewand, mit dem Kopf und den Schwingen dieſes Vogels; die Berichte ſagen: wer der Liebesgöttin diente, ſollte den Bart ſcheren, das Geſicht glätten, Weiberputz anlegen. Und wie der Gott Sandon das röthliche durch-

ſichtige weibliche Purpurgewand erhielt, trugen es auch ſeine Prieſter. Der Himmelskönigin Derketo waren die Tauben heilig; dürfen wir Taubenflügel in der Sonnenſchwinge Bel's erkennen?

Die Sage welche Kteſias von dem Anfang und Ende des aſſyriſchen Reichs berichtet, zeigt uns in der Verwebung des Göttlichen und Menſchlichen dieſelbe Aufhebung des Gegenſatzes der Geſchlechter; dort die männiſche Semiramis, hier den weiblichen Sardanapal. Wie Ninus kommt auch Semiramis als Göttername vor. In der Sage nun wird ſie zur Tochter der Derketo wie Ninus zum Sohne Bel's. Sie wird als Kind ausgeſetzt, aber die Tauben ihrer Mutter bedecken ſie mit ihren Flügeln und tragen in ihren Schnäbeln ihr Milch zu. Das Kind wird von Hirten gefunden, erzogen und ſpäter einem hochgeſtellten Manne vermählt. In Mannesgewändern folgt Semiramis dem Gatten in den Krieg, mit einer im Felsklettern geübten Schar erſteigt ſie die Burg von Baktra. Ihr Gemahl erhenkt ſich voll Verzweiflung, als König Ninus in Liebe zu ihr entbrennt und ſie zum Weib nimmt. Sie führt nach ſeinem Tode die Herrſchaft und ſetzt ſeine Eroberungen fort, bis ſie mit einem Taubenſchwarm davonfliegt, in eine Taube verwandelt zu den Göttern entrückt wird. Die Sage ſchrieb ihr viele der ſpätern Bauten im Orient zu. Sie nannte aber auch zahlreiche Erdaufwürfe in Aſien die Hügel der Semiramis, unter denen die Männer begraben ſeien die ihre Liebe genoſſen hatten. Wie ihre Heldenkraft überwältigend, ſo war ihr Reiz bezaubernd, die Kriegs- und Liebesgöttin ſind in ihr verſchmolzen; aber ihre Liebe iſt todbringend, die Mächte der Geburt und des Verderbens verbinden ſich in ihr, ſie iſt Weib mit den Werken des Mannes, es ſpiegelt ſich in ihr die Göttereinigung wieder, die wir in Kleinaſien finden, und die durch ihre Sage auch als aſſyriſch beſtätigt wird. Dagegen ſollen ihre Nachfolger, unter denen wir viele nun als ſtreitbare Eroberer kennen, weibiſch geweſen ſein, vor allen Sardanapal, der in Frauengewändern ein üppiges Leben geführt; der Name erinnert an den Gott Sardan. Und wenn Sardanapal beim Sturz ſeines Reichs ſich ſelber verbrennen ſoll, wie Kröſus ſich ſelber nach Duncker's überzeugender Darſtellung den Scheiterhaufen ſchichtet, ſo ahmt er auch hier den Gott nach, der ſich ſelbſt verbrennt um neugeboren aus der Flamme hervorzugehen.

Vielfach zeigen uns Bildwerke die Verehrung des Lebensbaumes, den die Hebräer in das Paradies geſetzt, an den der

Hom der Iranier, an den die goldenen Aepfel der Unsterblichkeit bei den Hesperiden ebenso wie die Esche Ygdrasil im Norden anklingen. Der Baum ist ornamentartig stilisirt wie wenn seine Zweige aus Bändern geschlungen wären.

Der Prophet Jonas bestimmt den Umfang Ninives auf drei Tagereisen, Diodor auf 12 Meilen. Wie die Schutthügel bekunden war dies ein großer ummauerter Bezirk, innerhalb dessen die Häuser bald enger bald weiter standen, und noch Raum für Gärten und Aecker war, sodaß bei einer längern Belagerung das Vieh genährt, ja selbst Getreide geerntet werden konnte. Im Frühling 1843 veranlaßte der Orientalist Julius Mohl den französischen Consul Botta zu Nachgrabungen, die bald an anderer Stelle der Engländer Layard gleichfalls aufnahm; sie legten große Paläste bloß, und die Bildwerke und Inschriften die sie fanden, die in die Museen von Paris und London übergingen und in ausgezeichneten Werken veröffentlicht wurden, ließen aus Schutt und Staub das Leben der Vorzeit nach Jahrtausenden wieder anschaulich hervortreten. Keilinschriften wurden lesbar und erläutern die Denkmale. Von Ninus und Semiramis sagen sie nichts, und das bekräftigt unsere Ansicht daß die Sage von denselben ein Niederschlag der Göttermythe sei. Tiglat-Pileser gegen Ende des 12. Jahrhunderts ist der erste durch Denkmale beglaubigte Herrscher. Er berichtet von seinen Siegen und seinen Jagden, besonders Löwenhetzen, und die Bildwerke bezeugen es wie die Herrscher gleich dem biblischen Nimrod gewaltige Jäger vor dem Herrn waren, wie Jesaias das Kriegsvolk treu schildert: Siehe, eilend und schnell kommen sie daher; keiner ist unter ihnen müde oder schwach, keiner schlummert noch schläft, keinem geht der Gürtel auf von seinen Lenden, keinem zerreißt ein Schuhriemen. Ihre Pfeile sind scharf und ihre Bogen alle gespannt. Ihrer Rosse Hufe sind wie Felsen geachtet, ihre Wagenräder wie ein Sturmwind. Sie werden brausen, den Raub erhaschen und davonbringen." Tiglat-Pileser ward von den Babyloniern geschlagen, und so war das Reich ohnmächtig als David und Salomon in Judäa emporkamen. Von 886 an war Sardanapal I. wieder ein kriegsgewaltiger Herrscher, und während im alten Assur von seinen Vorgängern nichts erhalten ist, wurden in Kalah die Trümmer seines Palastes mit Bildwerken ausgegraben. Ihm folgte Salmanassar, der seine Eroberungen fortsetzte. Aber im 8. Jahrhundert verblich der Glanz von Assur wieder, bis 745

Tiglat-Pileſar II. ihn von neuem hob. Der furchtbare Kriegsheld Sargon zerſtörte 721 das Königreich Iſrael und bezwang die Meder. Der Untergang von Sanheribs Heer durch die Peſt ſchreibt Aegypten dem Gott Phtha, Judäa dem Würgengel Jehova's zu. Er baute den großen Palaſt zu Ninive wo jetzt das Dorf Kujundſchik liegt, und ließ abbilden wie die Gefangenen die Terraſſe aufſchütten, die Koloſſe herbeiziehn; Aufſeher ſchwingen den Stock, und von ſeinem Wagen aus ſieht der König zu. Aſſarhaddon nennt 22 dienſtbare Könige welche die Materialien zu ſeinem Bau liefern mußten, Cedernbalken, Erz- und Steinbildwerke. „Die Decke", ſagt er, „bilden Balken von Cedernholz, Säulen von Cypreſſen tragen ſie und Ringe von Silber halten ſie zuſammen. Die Eingänge hüten Löwen und Stiere von Stein, die Thore ſind von Ebenholz, geziert mit Silber und Elfenbein." Sardanapal IV. in der Mitte des 7. Jahrhunderts erſcheint keineswegs als Weichling, ſondern als Löwenjäger und Eroberer, der nach Kleinaſien eindringt; Henker mit der Geiſel im Gurt begleiten ihn, und der Wandſchmuck ſeiner Prachtbauten iſt beſonders reich. So ſehen wir wie jeder Gewaltige ſeinen Palaſt zugleich als ſein Denkmal baut; die Tempel der Götter treten vor deſſen Glanz und Größe zurück. Die unterworfenen Völker, die man zum Theil aus ihrer Heimat in die Gefangenſchaft wegführt, müſſen Frondienſte leiſten. Die Länder werden ausgeſaugt um dem Gewaltherrn ein ſtreitbares Heer zu erhalten, auf deſſen Ausrüſtung großer Werth gelegt, die von den Bildnern ſtets treu dargeſtellt wird. Von Poeſie der Babylonier iſt bis jetzt noch nichts aufgefunden, aber daß der Parallelismus der Rede auch ihnen eigen war, bezeugt eine Inſchrift in welcher Sardanapal I. ſeiner Grauſamkeit ſich rühmt:

Ihre Männer machte ich zu Gefangenen, beide, alte und junge;
Den einen ſchnitt ich Hände und Füße ab, Ohren, Naſe und Lippen den andern.
Von den Ohren der Jünglinge machte ich einen Haufen,
Von den Köpfen der Männer baute ich einen Thurm.
Ich ſtellte das aus als Siegeszeichen vor der Stadt;
Die Kinder hab' ich verbrannt und die Stadt mit Feuer verheert.

Medien und Babylon erhoben ſich unter Sarak, der den Südoſtpalaſt in Nimrud baute, aber klein und ohne Bilderſchmuck. Er verbrannte ſich mit ſeiner Reſidenz gegen Ende des 7. Jahrhunderts. Die Verwüſtung Ninives war wohl ein Racheact von

Seiten der lang und oft grausam und hart behandelten Nachbarstämme, die nun zerstörten was ihre Ahnen erbauen mußten. Zephanja sprach: Das ist die fröhliche Stadt, die in ihrem Herzen sprach: „Ich bins und sonst keine mehr!" Wie ist sie so wüste geworden daß das Wild darin wohnet!

Die Paläste wurden durch terrassenförmige Unterbauten bis zur Höhe von 30 und 40 Fuß über den Boden erhoben. Das Material der Bauten sind Backsteine, die man aus dem Lehmboden der Gegend bereitete und an der Sonne trocknete; daher sind die Mauern trotz ihrer Dicke von 5—15 Fuß großentheils zerbröckelt; die ältern Gebäude sind schmal, ein Saal zeigt z. B. bei 30 Fuß Breite 150 Fuß Länge; die Decke war ohne Stützen durch Ceder-, Pappel- oder Palmenbalken von einer Seite zur andern getragen, Säulen werden nur bei den jüngsten Bauten erwähnt. Im Südwestpalast findet sich eine doppelte Breite, aber auch dicke Mauerpfeiler im Innern. Die großen Schuttmassen deuten auf herabgestürzte obere Stockwerke. Die Außenmauern waren schmucklos, durch hervortretende pilasterartige Streben gegliedert, mit einem Dachgesims und drei- oder viereckigen Zinnen bekrönt, die Thore waren häufig nach oben durch Rundbogen überwölbt. Nach innen aber waren die Wände oben mit bunten glasirten Ziegeln oder mit einem farbigen Gypsüberzug, unten mit Alabasterplatten bekleidet, die gegen 10 Fuß hoch reichen und den Bilderschmuck der gemalten Reliefs und die Inschriften tragen, Keile und Winkelhaken in verschiedenen Stellungen und Combinationen, hier Silben, bei den Persern Buchstaben bezeichnend. Ein Relief deutet darauf hin daß um Licht und Luft zu gewinnen am obern Ende der Wand Fensteröffnungen mit säulenartigen Stützen frei blieben. Auch gewölbte Gänge finden sich, wie im Unterbau der Stufenpyramide beim Nordwestpalast, wol das Grabmal seines Erbauers. An den Haupteingängen treten geflügelte Thiergestalten aus der Wand hervor. Die Dächer waren flach und gern mit Gewächsen besetzt. Den Mittelpunkt des Palastes bildet ein Hof, um welchen sich Säle und größere wie kleinere Gemächer ausbreiten.

Das weichere Material und ein beweglicherer Sinn führte die Assyrier zu schwellendern weichern Formen als wir in Aegypten finden, wo Geist und Stein in gleicher Strenge einander entsprechen. Statt der straff angezogenen Hohlkehle, die gleich einem etwas vorgeneigten Blatt die Bauten am Nil bekrönt, erscheint

am Tigris die Einziehung viel tiefer, dann aber in kleiner Rundung wieder hervorquellend, und die ſchwungvolle Linie ruht auf ſenkrechtem Unterſatz. Ein Relief zeigt Säulen einer kleinen Halle, deren Capitäl durch zwei an den Enden aufgerollte übereinander liegende Teppiche gebildet ſcheint, wie die Griechen das in der ioniſchen Säule ſinnig und anmuthig fortentwickelten. Außerdem finden wir Roſetten, fächerartig entfaltete Blumen oder Palmetten und die mäandriſch ineinandergeſchlungenen Linien, die gleichfalls den Griechen Muſter und Motiv waren. Die Volutenwindung ſchmückt auch die Riegelhölzer welche die Füße königlicher Throne zuſammenhalten: „Verbindung und Löſung iſt hierbei auf eine in der That ſehr glückliche und geſchmackvolle Weiſe ausgedrückt.“ (Kugler.) Die Füße ſelbſt erſcheinen wie gedrechſelt im Wechſelſpiel vor- und zurückweichender Linien, und enden gewöhnlich in eine Thiertatze. Als Träger des Sitzbretes ſind zwiſchen ihnen oft noch Männergeſtalten mit erhobenen Armen angebracht. Das Arabeskenſpiel ſinnvoll verſchlungener Linien im Wechſel mit phantaſtiſchen Thier- und Pflanzenformen erſcheint auf Gewändern und Geräthen auch hier ſchon als charakteriſtiſcher Ausdruck des ſemitiſchen Geiſtes.

Die Bildwerke laſſen die Paläſte nicht blos als Wohnungen der Könige, ſondern zugleich als Denkmale ihrer Thaten und ihrer Macht, als Bauten für ſtaatliche und religiöſe Zwecke erſcheinen. Die Reliefs der Alabaſterplatten im Innern der Säle ſind wie in Aegypten eine große Bilderſchrift von der Geſchichte und dem Leben der Herrſcher. In der Cultur und Sitte jener Zeiten findet die bibliſche Kunde von der Kriegsmacht, Pracht und Lebensfülle der Aſſyrier ihre Beſtätigung. Die Bildwerke bleiben noch im Zuſammenhang mit der Architektur, aber ſie entfalten ſich freier, ſind nicht mehr ſo ſtreng unter ihr Geſetz gebunden, ja der Bau ſelbſt erſcheint mehr nur als ihr Träger; an die Stelle des ſtreng Gemeſſenen tritt eine Freude an der Bewegung, der Kraftentfaltung, zur Umrißzeichnung geſellt ſich eine ſtarke Modellirung, welche die Fülle des Fleiſches im Spiel der Muskeln energiſch ausdrückt, die Geſtalten werden dadurch gedrungener, gerundeter. Die Federn der Flügel, die Säume der Gewänder, die Geſchirre der Pferde, ja ſelbſt das feine Häutchen welches den Nagel nach dem Finger hin einrahmt, werden mit ſorgſamer Feinheit treu nachgebildet. Kugler hat das rechte Wort bereits gefunden: in der ägyptiſchen Kunſt iſt mehr Stilgefühl, in der aſſyriſchen mehr

Lebensgefühl. Aber es bleibt doch bei dem äußern Leben, die ſteife Feierlichkeit ceremonieller Handlungen gelingt noch beſſer als die ſeelenvolle Bewegung der That; der Ausdruck des Geſichts iſt auch hier häufig ein kaltes ſtarres Lächeln. Die Züge zeigen den ſemitiſchen Typus, Habichtsnaſe und üppige Lippen und unterſcheiden ihn von fremden Nationen, oder von den bartloſen feiſten Eunuchen, die dem König den Sonnenſchirm tragen. Es kommt auf Deutlichkeit an, das Hauptſächliche ſoll geſehen werden, darum durchſchneidet wol ein glänzender Gewandſaum das Schwert das über ihm hängt, oder fehlt das Stück der aufgezogenen Bogenſehne, welche dem Schießenden die Linien des Geſichts unterbrechen würde. Bei geflügelten Menſchengeſtalten iſt die eine Schwinge geſenkt, die andere gehoben, ſodaß beide ſichtbar werden. Die Darſtellung größerer Scenen, Kämpfe, Belagerungen, Opfer, Gelage, Jagden entfalten ſich freier als in Aegypten, und wenn auch im ganzen noch ohne künſtleriſche Compoſition, ohne Perſpective und Einheit des Standpunkts, ſo gewähren ſie doch im einzelnen manche wohlgeordnete Gruppe mit klarer Wechſelbeziehung der einzelnen Geſtalten. Die Profilſtellung der Füße wird beibehalten auch wo der Körper die Vorderſeite uns entgegenwendet; umgekehrt zeigt das Auge im Profil des Geſichts eine volle Vorderanſicht. Die ſorgſame Pflege von Bart und Haar läßt ſich in der Darſtellung der bald glatt gekämmten, bald geflochtenen oder zierlich gelockten Partien erkennen, wie dieſe namentlich um die Schultern und um die Wangen ſich in künſtlicher Kräuſelung ausbreiten. Bei den Gewändern überwiegt die feine Nachbildung des Schmucks in bunten Säumen, Quaſten und eingewebten Muſtern, die zugleich zur Bezeichnung von Rang und Stand der Perſonen dienen, und läßt den Sinn für Falten und Faltenwurf noch nicht aufkommen. Gewänder und Waffen, Schmuck und Geräthe zeigen das Schönheitsgefühl der Aſſyrier in ſemitiſcher Weiſe gebunden an das Nützliche und Zweckmäßige, zeigen die handwerklichen Künſte in der Blüte die uns die Nachrichten der Alten ſchildern, zeigen in vielen Formen die Muſter und Motive für das Abendland bis auf den heutigen Tag. Namentlich prangen Griff und Scheide von Dolch und Schwert mit Beſchlägen aus edlem Metall; Thierköpfe ſind handlich ausgearbeitet, einander umklammernde Löwen laſſen die Köpfe in entgegengeſetzter Richtung nach auswärts ſich wenden, der Nacken der Stiere ſcheint zu tragen, ihr Horn zu halten. Die Thiere

der Kraft, des Muthes, der Schnelligkeit werden wappenartig ſtiliſirt und dann ſchließt ſich ein Arabeskenſpiel von Linienornamenten leicht und wohlgefällig ihnen an. An gekrümmten Vogelhälſen hängt ein Opfergefäß im Henkel; Ringe, Hals- und Ohrgehänge ſind mit Roſetten geſchmückt, wie eine Schlange umwindet die Spange den Arm.

Der König erſcheint im Kampf auf dem Streitwagen, der ebenſo den Befehlshabern eignet und in Aegypten und Indien, wie in der Ilias auf die gemeinſame Sitte des heroiſchen Alterthums hinweiſt. Reiter mit Bogen, geſchmückten Köchern und Lanzen ſprengen einher, ſchildbewehrte, behelmte, um die Bruſt und die Beine mit Stahlplatten bekleidete Schwerbewaffnete knien nieder mit vorgeſtreckter Lanze und laſſen über ihre Häupter hinweg die Schützen und Schleuderer den Kampf der Ferne beginnen. Städte werden belagert, indem man die Mauern untergräbt oder erſteigt und mit Sturmböcken eine Breſche bricht, in die das Fußvolk unter dem Schutz des Schilddaches einzieht. Vergebens iſt das Hülfeflehen der Beſiegten; wer nicht fällt wird gefangen und gefeſſelt abgeführt; der König ſetzt den Fuß auf den Nacken der Ueberwundenen, und die Köpfe der Erſchlagenen werden dem Wagen des heimkehrenden Siegers vorangetragen. Im Frieden hält der König den Stab der Herrſchaft in der Rechten und ſtützt die Linke auf das Schwert; oder er thront mit dem Becher in der Hand und Verſchnittene halten den Sonnenſchirm oder fächeln Kühlung. Oder er gießt ein Traukopfer aus, er hebt den Pinienapfel zum Bilde des Gottes empor, den er als Oberprieſter verehrt; um ſeinen Hals hängen Sonne, Mond und Sterne, Prieſter dienen ihm in der Adlermaske des Gottes dem ſie ſich ähnlich machen.

Das bedeutendſte Werk des aſſyriſchen Meißels ſind die 10 bis 20 Fuß hohen Koloſſe, welche ſie als Wächter ihrer Thore ſo hinſtellen daß ſie dem Eintretenden mit Haupt Bruſt und zwei Vorderfüßen entgegenſchauen, während von der Seite geſehen ſie ſchreitend ſich aus der Wand hervorheben, wodurch es kommt daß ſie in der Seitenanſicht die vier Beine zeigen, die Vorderanſicht aber ſelbſtändig zwei Beine und die Figur im ganzen deren fünf hat, von denen indeß immer nur die rechte Zahl ſichtbar iſt. Auch hier haben wir eine Miſchung thieriſcher und menſchlicher Formen, aber es iſt ſachgemäß der Hals und das bärtige Haupt des Menſchen, die ſich über dem Leibe des Stiers

oder Löwen erheben, dessen Rücken die Flügel des Adlers beschwingen. Der Stärke, dem Muth, der Schwungkraft gesellt sich die Einsicht, es sind die bedeutendsten Formen der Natur die sich hier zu einem Ganzen zusammenschließen, daß sie als Ganzes veranschaulicht, mag es nun ein Symbol des Göttlichen, seiner Weisheit, Macht, Allgegenwart, und des stellvertretenden Königthums gewesen sein, oder mag es, worauf der Ort zu deuten scheint, die Gesammtkraft der Natur darstellen wie sie ein Wächter- und Hüteramt für das Heilige und für die Staatsmacht ausübt. Im Cherub auf der hebräischen Bundeslade begegnen wir einer ähnlichen Figur; ebenso vor den Hallen von Persepolis; sie beut die Elemente zu Ezechiel's Vision und die Symbole der christlichen Apostel sind bekanntich der menschlich gestaltete Engel, Stier, Löwe und Adler. Die Verbindung der Formen ist wohlgelungen, der Umriß gewaltig wie die derb hervorquellende und doch so straffe Muskulatur; die Federn der Flügel sind fein ausgearbeitet, doch mit jener conventionellen Regelmäßigkeit die sich auch bei den steifgeringelten Löckchen des Bart- und Haupthaars findet. Wir sehen auch hier die Einheit in der Einigung des Mannichfaltigen, und sehen darum in diesen majestätischen Gestalten die Symbole des Assyrerthums selbst, wie uns die Sphinxe das Aegypterthum kennzeichnen.

Flügelrosse und Greife kommen ebenfalls in kleinerm Maßstab vor und bezeugen Assyrien als das Vaterland dieser Gebilde; ein Sphinx weist auf den Zusammenhang mit Aegypten hin, das in Krieg und Frieden mit Ninive in Berührung kam. Ein Relief zeigt wie die Herstellung der Kolosse schon im Steinbruch begonnen, die Felsblöcke schon behauen wurden; die völlige Durchbildung der Formen erfolgte wenn sie aufgestellt waren. Auf Booten oder auf Schlittenbäumen, die durch Walzen und Hebel bewegt wurden, liegen sie, und eine Menge Männer ziehen sie voran, Fronvögte treiben zur Arbeit, Krieger bewachen den Zug, der König selber schaut ihm zu.

In Aegypten zeigen uns die Bildwerke das Leben des ganzen Volks; die assyrischen Paläste lassen es nur in Bezug auf den Herrscher, lassen uns die Thaten und die Daseinsweise der Gebieter erkennen. Die ältern Werke sind mit strenger Energie, die jüngern in flüssigern Formen und mit reicherer Mannichfaltigkeit der Motive ausgeführt. Die Jagd- und Kriegsgeschichten werden immer redseliger dargestellt, Reiter und Pferde verschiedenartig

bewegt, Fiſche in den Flüſſen, Bäume auf dem Lande abgebildet, vornehmlich aber die Löwen bald in majeſtätiſcher Ruhe, bald im heftigen Kampf oder kühnen Sprung, bald mit dem Schmerz der Todeswunde meiſterlich behandelt. Doch die Compoſition im ganzen entbehrt der Gliederung, und der geiſtige Ausdruck bleibt bei den Menſchen unerreicht, wol auch unerſtrebt. Das Natürliche als ſolches herrſcht noch in der Kunſt, und ſo iſt wie in Aegypten die Thierbildung das Vorzüglichſte; wie in Aegypten herrſcht die Baukunſt und dient ihr die Bildnerei zum Zierath.

Von der Muſik der Aſſyrier zeugen bereits die Denkmale. Harfenſpieler ſtehen vor den Fürſten, Sänger bewillkommnen den Sieger, Sängerinnen und Kinder begleiten das Spiel der Inſtrumente mit Lied, Taktſchlag der klatſchenden Hände und Tanzbewegung. Der Gottesdienſt, die Schlacht war, wie auch die Bibel erwähnt, vom rauſchenden Schall der Drometen und Pfeifen umklungen, die üppige Feſtluſt des Friedens durch Muſik erhöht. Die Aſtrologie ſah einen Zuſammenhang im Verhältniß der Töne und der Geſtirne. Lyra, Doppelflöte, Sackpfeife ſind eine Erfindung dieſer Semiten, und in dem Hackbret oder Cymbal, das ein Muſikant auf einem Relief zu Kujundſchik ſpielt, hat Ambros das Inſtrument erkannt das zu den Hebräern und Griechen überging, von den Arabern her durch die Kreuzzüge ins Abendland kam und zu unſerm Klavier ausgebildet wurde. So ſind auch auf dem Gebiet der Tektonik die Voluten, Palmetten, Mäanderlinien und andere Arabesken in die griechiſche und in unſere neueuropäiſche Baukunſt und Geräth- oder Schmuckbildung übergegangen und erhalten.

Neubabylon.

Die Oberherrſchaft der Aſſyrier ließ Babel beſtehen, Religion, Bildung, Induſtrie erhielten und entwickelten ſich, nur ſtatt eines ſelbſtändigen Herrſchers waltete ein Statthalter Ninives. Ein ſolcher, Nabonaſſar, einte ſich mit Kyaxares, König in Medien, das ſchon vorher aus der aſſyriſchen Botmäßigkeit ſich befreit hatte; ſie eroberten und zerſtörten Ninive 606 v. Chr. Noch klingt das Frohlocken der Propheten über dieſen Untergang.

Mit überſtrömender Flut kommt Jehova's Gericht. Aſſur iſt gewogen und zu leicht befunden, Schnitzbild und Gußwerk wird ausgerottet in den Tempeln, Silber und Gold wird geraubt. Das Lager der Löwen iſt zerſtört, die Stadt wird zur Einöde gleich der Wüſte, Heerden lagern auf den Gaſſen, das Cedergetäfel iſt zerbrochen und auf den Säulenknäufen übernachten Igel und Pelikan. — Das Land auf dem linken Tigrisufer kam an Medien, das auf dem rechten an Babylon, welches nun für kurze Zeit von neuem einen reichen Glanz entfaltete. Nebukadnezar (Nabukuduruſſur 604—561) erweiterte nicht blos die Grenzen des Reichs durch Kriegsmacht, ſeine Bauten erneuten und verbeſſerten das alte Kanalſyſtem, und ſeine Siegesbeute ſchmückte den Belustempel, den er prachtvoll herſtellte. Auf dem öſtlichen Ufer des Euphrat gründete er eine neue Stadt, die er mit der alten durch eine gemeinſame Mauer von neun Meilen Länge umſchloß; Babylon hat den Umfang eines Volks, nicht den einer Stadt, bemerkt Ariſtoteles. Die Mauer war ein Wall: zwiſchen den Zinnen konnten auf ihrer Höhe zwei Viergeſpanne nebeneinander herfahren; mehrere hundert Fuß hoch ward ſie noch von 250 Thürmen überragt. Ein Waſſergraben umzog die Mauer; von 100 ehernen Thoren war ſie durchbrochen. Auf der Oſtſeite lag die alte Königsburg mit der dreifachen Mauer. In der neuen Stadt baute Nebukadnezar auf erhöhter Terraſſe ſeinen Palaſt aus Ziegelſteinen und bekleidete die Innenwände mit Alabaſterplatten; eine Mauer befeſtigte auch hier das Ganze, Teiche und Bäume umgaben die Wohnungen, und alles überragten die hängenden Gärten der Semiramis, wie der Occident die Anlage nannte welche der Herrſcher für ſeine Gattin, die mediſche Königstochter Amytis, herſtellte, damit ſie die am Abhang der Berge emporſteigenden Gärten der Heimat hier in der Ebene wiederfinde. Es war ein terraſſenförmiger Bau, der vom Spiegel des Euphrat bis zur Höhe von 400 Fuß emporſtieg; Langmauern von 22 Fuß Dicke ſtanden in Entfernungen von je 10 Fuß. Von einer zur andern deckten Steine den Gang, und über der vordern Mauer und dieſen Steinen wurden Schichten von Schilf und Erdpech, von Gips und Ziegeln ausgebreitet; dann kamen Bleiplatten und auf dieſen ſo viel Erde daß Bäume darin wurzeln konnten. Die hintere Mauer ward ein Stockwerk höher aufgeführt, Treppen führten dazu, und nun wurde von neuem ſie mit einer dritten, dieſe mit einer vierten und ſo fort in gleicher Weiſe

verbunden und der Raum zur Gartenanlage verwendet. Pumpwerke hoben das Waſſer des Euphrat empor. Im Innern lagen die kühlen Grotten, nach denen der fieberkranke Alexander verlangte; von der Höhe des Ganzen die Stadt und Gegend überſchauend mochte Nebukadnezar die Worte ſprechen, die ihm das Buch Daniel zuſchreibt: „Das iſt die große Babel, die ich mir zum Königsſitz erbaut habe, zum Zeichen meiner Macht.“

Die Neubabylonier verwendeten Erz zum Schmuck der Thorpfoſten und zu andern architektoniſchen Ornamenten, wahrſcheinlich auf der Grundlage eines hölzernen Kernes, wie ihn auch ihre aus edeln Metallen bereiteten Bildſäulen gewöhnlich hatten. Ein phantaſtiſches arabeskenhaftes Formenſpiel mußte dadurch erleichtert werden. Die Propheten wie die Griechen gedenken der Götterbilder aus Holz, die mit Gewändern bekleidet, mit Silber und Gold verziert oder aus edlem Metall geſchmiedet wurden. Nebukadnezar errichtete deren viele, manche von koloſſaler Größe. Die Trümmerhaufen haben bisjetzt nur Bruchſtücke von Figuren aus Alabaſter oder glaſirten Ziegeln zu Tage gefördert; der Stil zeigt den von Ninive, daſſelbe Uebergewicht der Muskulatur und Modellirung, dieſelbe oder eine noch größere Freude an der Zierlichkeit in der Wiedergabe der künſtlichen Locken, des reichen Schmucks der Gewänder. Die Gegenſtände deuten darauf hin daß auch hier Kampf, Jagd, Götterverehrung dargeſtellt ward. Irdene Gefäße, kleine Statuen aus gebrannter Erde, Goldſchmuck iſt gefunden worden, namentlich auch Edelſteine von cylindriſcher Form, die zum Siegeln dienten oder als Amulette um den Hals getragen wurden, mit eingegrabenen Darſtellungen phantaſtiſcher Geſtalten nach aſſyriſcher Weiſe. Fabelhafte Thiere, die ſich auf den Hinterfüßen aufrichten, werden im Kampf mit einem Manne von deſſen Schwert durchbohrt; — wir finden das in größerer ſchönerer Art auch in Perſepolis wieder.

Kyros eroberte Babylon; als Darius die abgefallenen Provinzen wieder unterwarf ließ er die Mauern ſchleifen; Xerxes zerſtörte den Belustempel, deſſen Wiederherſtellung Alexander verſuchte, aber aufgab. Später hoben ſich Seleucia, Bagdad und Balſora in jener Gegend, über Babylon aber ward die Weisſagung des Propheten zur Wahrheit: „Nicht zeltet daſelbſt ein Araber und Hirten lagern ſich nicht daſelbſt; es lagern ſich dort die Steppenthiere und Uhus füllen die Häuſer; in den Paläſten heulen Wölfe und Schakals in den Häuſern des Wohllebens.“

Trümmerhügel bezeichnen uns heute die Stätten wo die Königsburgen und der Belustempel ſtanden. Auf gebrannten Ziegeln ſteht in Keilſchrift Nebukadnezar's Name.

Die Phönizier und kleinaſiatiſchen Syrer.

Das einförmige Land zwiſchen dem Euphrat und Tigris begünſtigte die Gründung eines großen Staats und ſeiner gleichmäßigen Cultur; das weſtliche Syrien zeigt dagegen den Wechſel der Berge und Thäler, des Binnen- und Küſtenlandes in einer Mannichfaltigkeit und einer Sonderung die zum Hirtenleben, zum Feld-, Wein- und Oelbau, zur Städtegründung und zur Seefahrt leitet und nach Maßgabe dieſer Naturverhältniſſe die Errichtung kleiner ſelbſtändiger Gemeinweſen begünſtigt. Philiſter, Phönizier, Gibliter wohnten von Süden nach Norden am Mittelmeer, Chetiter, Moabiter, Ammoniter, Ammoriter und andere Stämme nahmen das Innere ein, als die Hebräer Kanaan beſetzten, und Burgen, Roſſe, Kriegswagen, Weinbau bereits daſelbſt vorfanden. Aber auch die kleinaſiatiſche Halbinſel nördlich und weſtlich vom Taurus zwiſchen dem Mittelländiſchen und Schwarzen Meer zeigt im Wechſel von Gebirg und Ebene, Binnenland und Küſte, fruchtbaren und öden Strecken ähnliche Bedingungen, und Cilicier, Phrygier, Karier, Lydier und Lykier laſſen bei aller Selbſtändigkeit ſo viel Gemeinſames erkennen, daß dies nicht allein durch aſſyriſche oder phöniziſche Einflüſſe, ſondern aus der Stammesgemeinſchaft erklärt werden muß, daß das Semitenthum die Grundlage der Cultur bildet, welche den ariſchen Hellenen wol mehr noch bot als ſie von ihnen aufnahm. Je mehr wir in religiöſer Beziehung zunächſt das Phantaſieleben dieſer Völker als ein Ganzes betrachten, deſto verſtändlicher wird es uns im Einzelnen. Die Grundideen, die wir am Euphrat und Tigris kennen lernten, kehren auch hier in mannichfaltigen Formen wieder.

In der Seeſtadt Gaza ſtand das Bundesheiligthum der Philiſter, die daſelbſt verehrten Götter führen die Namen Dagon und Derketo; wir kennen dieſelben aus Aſſyrien, und kennen die Bilder welche der Schilderung ihrer Geſtalt entſprechen: Menſchen-

antlitz und Menschenbrust geht in einen Fischrumpf aus. Von der Derketo zu Askalon wissen wir daß Tauben und Fische ihr geheiligt waren wie der Aschera von Kypros, welche die Hellenen für ihre Liebesgöttin Aphrodite ansahen; Derketo scheint danach ein anderer Name für die gleiche Wesenheit der babylonischen Mylitta, die im Feuchten waltende, lebengebärende Naturkraft und Allempfänglichkeit, die weibliche Seite des männlich gedachten geistigen Himmelsgottes, das Princip der Weiblichkeit und Natur in Gott. Die Verehrung Bel's unter dem anders vocalisirten Namen des Baal war den Syrern gemeinsam: wir finden ihn bei Philistern und Phöniziern und in den Ländern östlich vom Jordan. Es ist der alte ursprüngliche Himmelsgott, der auf den Höhen verehrt wird, dem die Gipfel des Sinai, Karmel und Libanon heilig sind; Abraham, Moses, die Propheten heben seine Geistigkeit und Alleinigkeit hervor, im Heidenthum hat er andere Entfaltungen seines Wesens als Götter neben sich und geht er in das Naturleben ein. Die Baaltis führt im westlichen Syrien den Namen Aschera; sie wird an Wassern in schattig kühlen Hainen verehrt; die Bäume, vor andern die immergrünen, sind ihre Kinder, die Symbole ihres aufsprossenden unvergänglichen Lebens; der Granatapfel, der in sich die Fülle der Kerne birgt, ist ihre Lieblingsfrucht als das Bild der fruchtbaren Natur. Der Göttin der Fortpflanzung dienten auch die Phönizierinnen und die verwandten Stämme mit dem Opfer der Jungfrauschaft; sie gaben sich wenigstens einmal zu Ehren der Göttin preis, oder lebten eine Zeit lang als geweihte Lustdirnen in deren Tempelgehege.

Die ursprünglichste Art des Götterbildnisses ist hier erhalten: kegelförmige Steine wurden aufgerichtet, der Ort wo sie standen mit einem Steinwall umhegt oder mit einem Tempel überbaut. Die Steine wurden zu mächtigen Säulen; so finden wir sie vor den Tempeln stehen, auch in Jerusalem, wo ihre Namen auf gründende und erhaltende Macht hindeuten: so symbolisiren sie die Götter als die Säulen die alles tragen und halten. Es scheint daß man sie auch phallisch deutete und danach ihr oberes Ende männlich und weiblich kennzeichnete; dann sind sie Bilder der Erzeugung und Geburt des Lebens. Ursprünglich waren sie wol nichts anderes als die ersten rohen sinnlichen Zeichen und Anhaltspunkte für Auge und Gemüth.

Aber nicht blos Glück und Leben, auch Unglück, Verderben und Tod kommt über den Menschen und über die Welt, und

wenn wir nicht eine dem Göttlichen entgegenwirkende böse und feindselige Macht annehmen, so muß in ihm selber eine richtende und zerstörende Gewalt anerkannt werden. Das Nächste und Ursprüngliche wird sein daß man diese in der Gottesidee hervorhebt, das Wesen Gottes danach gestaltet; das Zweite daß der so aufgefaßte Gott als eine besondere Persönlichkeit neben den andern tritt, in welchem der Mensch die schöpferische wohlthätige Wesenheit ergriffen und gestaltet hat. Das Dritte ist die Erkenntniß daß beides die Seiten und Offenbarungsweisen des Einen sind. Die Personification des bösen Princips finden wir bei den Iraniern, von wo aus sie sich auch zu Semiten und Abendländern verbreitete; die drei Stufen des andern Weges haben wir in Syrien.

Moloch heißt König, so bezeichnet er den herrschenden Gott als solchen. Aber in ihm wird die furchtbare Gewalt der Zerstörung angeschaut, welche der Sühne bedarf, daß sie gnädig werde. Moloch hat im Feuer sein Symbol, es ist das fressende und verheerende, zugleich aber ein heiliges und reinigendes Element; seine Glut flammt in der Sommersonne. Da es zugleich in der Lebenswärme die Lebenskraft bezeichnet, kann auch der Stier ein Bild für den Gott der Stärke werden. In Stiergestalt wird Moloch verehrt, zum Stierbild sehen wir auch die Juden abgöttisch sich wenden; das Eifrige, Zornige des Gottes ist in Jehovah sittlich gewandt zum Schrecken und zum Gericht des Bösen. Auch als man dem Moloch die Menschengestalt gab, vermochte man sein Wesen nicht in den Zügen eines menschlichen Antlitzes ideal zu gestalten, ein Schritt den erst die Götterbilder eines Phidias thaten, sondern ließ ihm den Kopf des Stiers als symbolisches Kennzeichen.

Hat der Mensch seinen Willen von Gott abgewandt, ist er selbstsüchtig aus der Lebensgemeinschaft mit ihm herausgetreten, hat er statt des Feuers der Liebe das des Zornes in sich entzündet, so empfindet er dessen verzehrende Macht, und fürchtet er Gottes Zorn. Er fühlt daß er ein Leben verwirkt hat das ihm gegeben war um Gottes Gebote zu erfüllen; aber er hat sie übertreten und in Noth und Tod sieht er die gerechte Strafe Gottes. Indem er sie freiwillig auf sich nimmt, hofft er ihn zu versöhnen. Diese Hingabe des Lebens ist der Opfertod. Ist aber die Menschheit, ist Familie, ist Volksgenossenschaft ein einiger Organismus, und liegt das Wesen des Menschen im Willen, so

kann er seine Schuld und Todeswürdigkeit bekennend dennoch hoffen und glauben es werde die Hingabe eines Gliedes für das Ganze Gott genügen, zumal wenn dieses freiwillig zur Stellvertretung sich weiht, alle aber darin ein Zeichen ihrer eigenen Buße geben. Wird diese Idee des Opfers mit voller und sinnlicher Energie ergriffen, so ist es Menschenopfer. Dies finden wir darum so gut in Mexico wie in Aegypten, Griechenland und Rom. Aber anderwärts wurde das Blut der Thiere stellvertretend vergessen und der Mensch empfand im Fortschritt humaner Bildung daß es auf die Umwandelung und Hingabe des Willens ankomme, daß Gehorsam, die Ueberwindung der Selbstsucht das rechte Opfer sei, und statt Isaak's starb der Widder, statt Iphigenia's die Hirschkuh, und das bei der Geiselung rinnende Blut löste den Sparterknaben am Altar der Artemis. Die syrischen Semiten aber hielten am Menschenopfer fest. Wie der Landbauer mit frommem Sinn die Erstlinge der Garben dem Gotte darbringt um zu bekennen daß diesem alles gehöre, von diesem er alles empfangen habe, so glaubte man auch die Erstgeburt in der eigenen Familie dem Herrn weihen oder doch von ihm loskaufen zu müssen. Man ahnte und empfand des Gottes Zorn wenn die Sommersonne das Land versengte und Seuchen infolge der Hitze ausbrachen, wenn Unfälle in Krieg und Frieden das Volk trafen; zur Sühne mußten dann einige für alle geopfert werden, es mußten Volksgenossen sein, je reiner und edler, desto besser, daher nahm man unschuldige Kinder, unbefleckte Jünglinge. Durch das Los sollte der Gott bestimmen welche er wähle. Das Liebste des Menschen war das wirksamste Lösegeld. So brachte der Moabiterkönig Joram den erstgeborenen Sohn zum Brandopfer, als die Hebräer seine Burg belagerten, und die Karthager legten ihre Kinder auf die glühenden Arme des ehernen Molochbildes. Die Opfer, berichtet Plutarch, mußten willig und heiter in den Tod gehen, Pauken und Flöten übertönten das Jammergeschrei der Verbrennenden, und ohne Thränen und Seufzer mußten die Mütter dabeistehen.

Die Himmelskönigin, in welcher die dem Moloch entsprechende weibliche Seite personificirt wird, oder seine Idee weiblich aufgefaßt heißt Astarte. Sie wird als verderbliche Kriegsgöttin mit dem Speer dargestellt, als Himmelsherrscherin hat sie den Mond zum Symbol, dessen Sichel sie auf dem Haupte trägt, die Hörner der Kuh lassen sie dem stierköpfigen Moloch entsprechend erscheinen.

In den Tempeln brannte ein nie verlöschendes Feuer. Jungfrauen wurden ihr verbrannt. Ihre Prieſterinnen mußten ehelos leben. Und wie ſie der Liebes- und Lebensluſt widerſagte, ſo entmannten ſich Prieſter und andere von der raſenden Feſtluſt Ergriffene ihr zu Ehren um ihr ähnlich zu werden, zogen Weiberkleidung an und malten ſich das Geſicht nach Weiberart. Eine wildberauſchende Muſik von Pfeifen, Pauken und Cymbeln erſcholl an ihren Altären, und im Wirbeltanz geiſelten ihre Verehrer ſich wund oder ritzten ſich mit Schwertern. Das eigene Blut ſollte mit Luſt vergoſſen, die Verſtümmelung im Freudentaumel vollzogen werden.

Als Stadtkönig, Melkarth, riefen die Tyrier den Baal an, der wieder eines Weſens mit Moloch war, die ſchaffende und zerſtörende Macht in ſich vereinigte: unſern Herrn Melkarth-Baal von Tyrus nennt ihn eine auf Malta gefundene Inſchrift. Er wirkt und waltet in der Sonne. So iſt er der Baal auf Reiſen, von dem Elias ſpricht, indem der Sonnenlauf ſeine Wanderungen bezeichnet. Seine Kraft entſchlummert oder ſtirbt, wenn die Sonnenwärme im Winter abnimmt, ſie wird im Frühling neugeboren, und damit das Wiedererwachen des Gottes gefeiert. Die verſengende Glut der Sommerſonne aber ſollte von dem Scheiterhaufen kommen, auf dem er ſich ſelbſt verbrannte um die Zorneshitze in ſich zu überwinden und mild wiedergeboren zu werden. Die Säulen des Melkarth, welche die Phönizier am Ende des Mittelmeers bei Cadiz errichtet hatten, nannten die Griechen Säulen des Herakles; ihren Sonnenhelden ſahen ſie im Sonnengott der Semiten, und bereicherten ihre Mythen mit deſſen Thaten und Geſchick, auch mit dem freiwilligen Feuertod.

In der Dido der Karthager waren Aſchera und Aſtarte wieder zu der ſowol ſegnenden als verderblichen Himmelsherrſcherin verſchmolzen. In einem dunkeln Fichtenhain wurden ihr Menſchen geopfert, aber alsdann ward ſie wieder als die Anmuthige, Anna, angerufen, und ihr ein heiteres Feſt der Freude bereitet. Wie der Sonnengott die Länder durchwandert und die Weltfahrten der Phönizier leitet, ſo ſah man die Wege der Göttin in den Bahnen des Mondes, und das Verſchwinden ſeines Lichts ward mit einer Trauer- und Todesfeier begangen. Im Neumond erſchien ſie wiedergeboren. Melkarth ſuchte ſie, wenn ſie verſchwunden war; er überwand ihre ſpröde Jungfräulichkeit, und

Leben und Ordnung der Welt ging aus dem Liebesbunde der beiden hervor.

Das Letzte und Höchste war aber daß man auch ihre Einheit erkannte, und so suchte man darzustellen daß es das eine göttliche Wesen ist das sich in beiden offenbart, das in jeder ganz gegenwärtig nur nach einer Seite hin vornehmlich zur Erscheinung kommt. Die Gottheit ist in ihrer Einheit über den Gegensatz der Geschlechter hinaus; auf sinnliche Weise stellte man dies durch Mannweiblichkeit dar. Nun dienen die Priester dem Gott in Frauengewändern, und die Priesterinnen der Göttin in Männerrüstung, sowie Dido selber mit Melkarth's Bart dargestellt wird, und die Sinnenlust ihres Dienstes in die Baalstempel eindringt.

Eine eigenthümliche Wendung nahm der Dienst des Herrn (Adonai) im Adonicultus der Gibliter. Es war das Aufblühen und Verwelken der Natur, das sie mit lebendigem Mitgefühl als That und Leiden, als Tod und Wiedergeburt des Gottes feierten. In der röthlichen Farbe, die der Fluß annahm wenn der Herbstregen die rothe Erde von den Bergen abspülte, sahen sie das Blut des jugendschönen Gottes den der Wildeber Molochs am Libanon getödtet. Mit geschorenen Köpfen und in zerrissenen Kleidern trugen die Priester das Götterbild bei dem siebentägigen Trauerdienst herum, und die Weiber zerkratzten die Brust und schrien Wehe (Ailanu, Ailanu, daher die Linosklage), bis die Kunde verbreitet ward daß Adonis lebe. Im Frühling ward ihm ein rauschendes Auferstehungsfest gefeiert. Der Thamuz, von dem die Propheten reden, ist ein anderer Name für Adonis. Die Idee des leidenden, sterbenden, auferstehenden Gottes hat von seinem Mythus aus auf die Osiris- und Dionysossage der Aegypter und Hellenen eingewirkt, Adonis selbst ist als ein Geliebter der Liebesgöttin, als ein Bild der früh hinwelkenden Jahres- und Jugendblüte in die abendländische Dichtung übergegangen.

Wenden wir uns zu den Stämmen Kleinasiens, so werden wir unter wechselnden Namen die semitischen Grundideen wiederfinden. Nordwärts von den Höhen des Taurus hinab nach dem Schwarzen Meer hin ward die Göttin Ma verehrt; ihre Umzüge wurden mit Ausschweifung und Selbstzerfleischung gefeiert, und wie Wollust, Schmerz und Grausamkeit in schauerlichem Bunde stehen, so war sie zugleich die streitbare Schlachtenherrscherin, und die Tausende von Priesterinnen die sich in ihren Heiligthümern

als Luſtdirnen ſcharten, trugen die Mannesrüſtung; nach der Ma Amazonen genannt gaben ſie den Anſtoß zur Sage eines kriegeriſchen Weiberſtaates. In Cilicien war der Baal von Tharſus dem von Tyrus gleich. — An des Midas Namen in Phrygien hat die Mythengebärerin Hellas der Sagen viele geknüpft, hiſtoriſch iſt immer die orgiaſtiſche Tonweiſe, die dort blühte, von dort ſich verbreitete. Die große Mutter, die Königin, die Allgeberin heißt dort Kybele; aus der Mutterkönigin machten die Griechen eine Göttermutter und zogen ſie in ihre Theogonie herein. Als lebenſpendende Naturkraft ward ſie im Waldesgrün verehrt, heilige kegelförmige Steine waren auch ihr Bild, und wenn die phöniziſche Göttin auf einem Löwen ſteht, ſo war es eine Geſtaltung der volksthümlichen Auffaſſung daß griechiſche Meiſter ſie darſtellten auf einem Löwen reitend oder auf einem von Löwen gezogenen Wagen. Bei Pfeifen- Trommel- und Beckenklang riß die wilde Luſt auch an ihren Feſten zur Selbſtverſtümmelung hin, entmannte Prieſter verſorgten ihren Dienſt, und doch war ſie zugleich die Geburtsgöttin. Agdiſtis als Weibmann, Attys als Mannweib werden mit ihr verbunden, Klage und Jubel um Attys geſellt ſich ihrem Cultus, und Plutarch ſagt daß die Phrygier annehmen ihr Gott ſchlafe im Winter und erwache im Sommer; die Paphlagonier meinten er ſei im Winter gebunden und eingeſperrt und werde im Frühling befreit; ſo ſehen wir die Idee der Adonismythe auch hier, und dürfen mit Dunker annehmen daß auch den Phrygiern jene Auffaſſung nicht fremd war, welche Leben und Tod in einer Göttergeſtalt zuſammenfaßte, aus dem Tode neues Leben hervorgehen ſah und in dem Tode ſogar die Bürgſchaft deſſelben erblickte. Auch die Grundlage des Niobemythus fand Preller in einer Auffaſſung der Kybele, welche ſie ſelbſt trauernd darſtellt, die Mutter Erde, die kinderreiche, die jährlich im Frühling Sproſſen und Halme treibt, von der Sommerglut aber ſie hinwelken ſieht. Die Kybele ſelber führt auch den Namen Ma, und an andern Orten ward die Gottheit unter dem Uebergewicht des männlichen Princips als Manes oder Men verehrt. So auch als Kriegsgott der kriegeriſchen Karer. Sein Doppelbeil finden wir in der Hand des Bel zu Ninive und als die Waffe der Amazonen; vielleicht daß es ſelber die Doppelſeitigkeit dieſer Weſen ſymboliſirte. Die große Göttin von Sardes begrüßt Sophokles als die ſelige die auf dem ſtiertödtenden Löwen ſitzt, die Bergmutter, die allnährende Erde;

auch ihr zu Ehren gaben ſich die Töchter der Lyder in ihren ſchattigen Hainen preis; auch ihr aber dienten entmannte Prieſter. Kybele iſt auch die Omphale; Omphalos nennen die Griechen eben den kegelförmigen Stein der Göttin, und als ſolcher ſteht ihr ein Gott zur Seite, bewehrt mit Pfeil und Bogen, der Sonnengott Sardon, der Löwenſieger, in welchem die Griechen bald den Apollon, bald den Herakles ſahen. Wenn ſie aber nun gewahrten wie der Gott in ein Frauengewand gekleidet die Spindel hielt, während die Göttin Bogen, Keule und Löwenhaut anlegte, ſo glaubten ſie nun zu wiſſen wohin ſich Herakles als Sklave zur Sühnung des Mordes von Iphitos verkauft habe; in der That aber haben wir wieder jene ſinnliche Darſtellung daß in jedem Princip des göttlichen Lebens die ganze Gottheit waltet. Den löwenbändigenden Gott aber zeigen die Denkmale von Ninive als eine der Hauptgeſtalten, und im Sardon erkannten wir das Vorbild Sardanapals. Der freiwillige Feuertod, durch den ein Held ſich ſelber für das Volk zum Opfer bringt, und dadurch ſich zu den Göttern erhebt, findet ſich auch als karthagiſche That; wie der Gott überwindet der Menſch an ſich ſelber die Macht des Todes und Verderbens, und ſteigt verjüngt aus den reinigenden Flammen empor. Der Adler aber war, wie Münzen von Tarſos bekunden, das Symbol des aus dem Scheiterhaufen aufſchwebenden Gottes, dem man die großen Feuerfeſte weihte; er war das Symbol des phöniziſchen Melkarth, und aſſyriſche Prieſter trugen die Adlermaske.

War eine Mannichfaltigkeit von Göttern dadurch entſtanden daß das eine Göttliche im Lauf der Jahrhunderte nach verſchiedenen Seiten an verſchiedenen Orten aufgefaßt und dargeſtellt worden, ſo begann der denkende Geiſt des Prieſterthums dieſe Geſtalten zuſammenzuſtellen; in Phönizien waren es ihrer ſieben die man als die Starken, Großen unter dem Namen der Kabiren verehrte, Grundkräfte des Lebens, die ſich wieder in den ſieben Planeten, ſieben Wochentagen offenbarten, in und über denen der Eine als der Achte waltete. Als Schutzgottheiten wurden ſie am Vordertheil der Schiffe abgebildet, die zwerg- und fratzenhaften Formen ſcheinen ſie mehr als Kinder des Einen, denn als geheimnißvolle Mächte zu veranſchaulichen. Herodot nennt ſie Patäken und vergleicht ſie dem Ptah und ſeinen Kindern in Aegypten; patak heißt im Semitiſchen eröffnen, als Eröffner des Welteies wird der Vatergott damit bezeichnet. Das Weltei ſelbſt war eine

uralte Vorstellung der kindlichen Menschheit. Das Nachdenken der Semiten über den Ursprung der Dinge war kein frei philosophisches, sondern ein religiös mythologisches; gebunden an die Ueberlieferungen des Glaubens verknüpfte es die Gebilde desselben und kleidete seine Ahnungen und Vorstellungen dichterisch in ähnliche Gestalten. Die poetische wie die philosophische Thätigkeit ging hierin auf, und dadurch wurden die Semiten Urheber der Theogonien und Kosmogonien, der Darstellungen von den Zusammenhängen der Götter und der Welt in der Folge einer Entwickelung; die neue Forschung bestätigt Philo's Ausspruch: „Die Hellenen, welche an angeborenem Geist alle übertreffen, eigneten sich zuerst das Meiste an als wäre es ihre eigene Erfindung; dann aber schmückten sie es pomphaft aus und erfanden gefällige Mythen um die Gemüther zu bezaubern."

Wir haben die tiefsinnige Schöpfungslehre der Babylonier kennen gelernt; Eudemos überliefert von ihnen auch schon theogonische Ideen. Aus dem dunkeln Chaos, dem Urstoff, und der sich ihm als der Göttermutter gesellenden Kraft der Liebe geht der Eingeborene hervor, eine Einheit aus der sich wieder ein Gegenstoß trennender und verbindender Kräfte erhebt, und aus diesem entspringt Bel, der selbstbewußte Gott. Es ist ein Entwickelungsproceß des Göttlichen selbst, Gott selbst erringt seine selbstbewußte Persönlichkeit in fortschreitender Entwickelung seiner eigenen Natur, seiner eigenen Lebensprincipien. Mehrere ähnliche Versuche sind von Phöniziern überliefert. Bunsen hat sie im Buch über Aegypten ausführlich betrachtet nach Mover's und Ewald's grundlegenden Untersuchungen. Als das Wesentliche dürfte Folgendes anzunehmen sein. Es steht einmal die Zeit an der Spitze, dann folgen Nebel und Sehnsucht, der noch ungestaltete ungelichtete Stoff und der Drang und Wille zum Leben; sie erzeugen die Luft und den in ihr waltenden Geisteshauch; sie bilden das Weltei, das nun der starke, der zu Persönlichkeit gelangte Gott spaltet und Oberes und Unteres, Himmel und Erde scheidet. Ausführlicher und sinnvoller ist eine zweite Fassung. Da war der Anfang ein Wehen finsterer Luft, ein trübes abgründliches Chaos. Da ward der Geist (er schwebt auch im Anfang der biblischen Schöpfungsgeschichte über der dunkeln Urflut) von Liebe entzündet zu seinen Anfängen, den ewigen, und es entstand eine Verflechtung und Durchdringung und hieß Sehnsucht. Aus dieser Verflechtung des Geistes, der noch kein Bewußtsein von seiner Schöpfung hat,

mit dem Urstoff entstand die Allmutter der Dinge, die gebärende Natur; ihr Name ist Mokh, sie war eiförmig gebildet, in ihr war alle Besamung der Schöpfung und des Weltalls Anfang. Die Erde, der Himmel und die Himmelswächter gehen aus ihr hervor, Thiere und Menschen werden durch sie gebildet. Der Wille zum Leben kommt selber zum Bewußtsein, indem er der Materie sich vermählt, in die Endlichkeit eingeht und die Welt gestaltet. Oder es gehen aus dem beseelenden Geisteshauch und der Urnacht Aeon (Weltalter, Zeit) und Protogonos (Erstgeborener) hervor. Oder es ist der Herr des Himmels als Urprincip erkannt, und der Eingeborene und die Lebensmutter sind seine Kinder. Licht, Feuer, Flamme, Cherubim und Seraphim, sind dann vermittelnde Wesen der Weltbildung; die heiligen Berge steigen auf; die siegreiche Kraft der Sonne gegen den rauhen Winter erscheint als der Gegensatz und Kampf zweier Brüder, der in Jakob und Esau noch nachklingt. Israel, Gotteskämpfer, hieß die Frühlingssonne den Phöniziern; die Hebräer erkannten den wahren Gotteskämpfer in ihrem Stammvater Jakob, sein Ringen mit dem Herrn ist ein Beten um den Segen Gottes. Endlich sind es Himmel und Erde (Bel und Mylitta) aus deren Umarmung der Starke (El) geboren wird, den die Griechen Kronos nennen, der die bis dahin rastlos und ungezügelt waltende Bildungskraft der Natur bändigt, den Himmelsgott vertreibt, entmannt, sich der Herrschaft bemächtigt. Daß El den Erstgeborenen opfert, wird auch anderwärts noch erwähnt: es ist die Hingabe des eigenen Sohns zum Heil der Welt, sowie die Schöpfung ursprünglich als das Opfer des Unendlichen ans Endliche dargestellt ward, wenn Bel sich selber enthauptet, daß durch sein Blut der Mensch Vernunft und Leben gewinne, es ist das Eingehen Gottes in Noth und Tod der Welt um beides zu überwinden.

Der symbolisirende mythenbildende Geist der Phönizier fand selbst seine Vergötterung im Taautos, dem Thot der Aegypter; er gab den Göttern Flügel, dem El, dem höchsten Gott, deren sechs, zwei erhobene, zwei herabhängende an den Schultern, und zwei am Haupt zum Ausdruck seiner Empfindung und Gedanken; ebenso gab er ihm vier Augen, zwei offene, zwei geschlossene. Die phönizische Ueberlieferung fügt selbst die Deutung hinzu: Gott sieht schlafend und schläft wachend; er fliegt ruhend und ruht fliegend, Bewegung und Ruhe sind eins in ihm, wie er auch

in Babel ſtehend und gehend, in ſchreitender Stellung gebildet war. Taaut's Symbol iſt die ſich ringelnde Schlange, die ihr Auge im Innern des Kreiſes hat, der Geiſt als das ſehende Auge, als die Seele der Welt.

Die Stadt Harran in Meſopotamien bewahrte das ſemitiſche Heidenthum bis in das Mittelalter hinein. Gott iſt hier eins und alles, die Götter ſind die perſonificirten Kräfte des Einen, die Organe durch welche er wirkt, die Vermittler zwiſchen ihm und den Menſchen; ſichtbar erſcheinen ſie in den Planeten, deren Bedeutung und Einfluß alſo erforſcht und beachtet werden ſoll. Das Irdiſche ſympathiſirt mit dem Himmliſchen, durch irdiſche Dinge, welche Träger und Abbilder der einzelnen Geſtirne ſind, weiß der Kundige die Macht dieſer ſelbſt in Thätigkeit zu ſetzen. Und ſo ſteigt nun die Magie empor, die das geiſtige Band ergreifen will das alle Dinge verknüpft, die jedem Weſen das Vermögen zuſchreibt anderes ſich zu verähnlichen, und die dadurch die geheimnißvollen Kräfte der Dinge entbinden und beherrſchen will. Es iſt der Zauber der Einbildungskraft welcher die Gemüther beherrſcht und ſie zum Glauben an Zauberei führt.

Das heidniſche Semitenthum des Weſtens erlangte ſeine weltgeſchichtliche Bedeutung durch die Phönizier. Sie waren es welche die Schiffahrt zuerſt ſo weit ausbildeten daß ſie durch die Straße von Gibraltar aus dem Mittelmeer in den Ocean fuhren bis nach Britannien und Preußen hin, ſie waren's die einmal glücklich um Afrika herumgelangten. Sie vermittelten den Handelsverkehr des Oſtens und Weſtens, ihre Städte waren die Stapelplätze für die Erzeugniſſe des Gewerbfleißes aus Aſſyrien und Babylon. Auf den Inſeln Kreta, Kypros, Malta, Sardinien, an den Küſten von Griechenland, von Afrika, wo namentlich in der Mitte des Mittelmeers Karthago zu meerherrſchender Macht emporſtieg, und Gades am Ende deſſelben von Bedeutung war, gründeten ſie ſchon im 2. Jahrtauſend v. Chr. ihre Colonien, ihre Handelsſtätten und zugleich ihre Tempel. Tyrus und Sidon aber waren die Mittelpunkte des Welthandels und der Völkerverbindung. Ihre Pracht und ihr Glanz ſtrahlten bis zu den Zeiten Alexander's des Großen. Aber die Richtung auf das Schöne und Wahre um der Schönheit und Wahrheit willen fand in ihrem auf das Zweckmäßige und den irdiſchen Gewinn gerichteten Sinn ebenſo wenig eine Stätte, als ihnen ein ſelbſtändig ſchöpferiſcher Formenſinn eigen war. Dem Handelsvolk war es

gemäß die aſſyriſchen Formen zu verbreiten und mit techniſcher Fertigkeit nachzubilden. Dabei bewahrten ſie manches Urthümliche, wie die Steinpfeiler als ſymboliſche Götterbilder, die ſie vor und in den Tempeln aufſtellten; an manchen Orten, wie namentlich auf der Inſel Gozzo bei Malta ſind Anlagen vorhanden, die es bezeugen wie ſie anfänglich nicht ſowol einen Tempel als Haus des Gottes bauten, ſondern durch aufgeſchichtete Steinblöcke einen Raum als heiligen Bezirk für religiöſe Feiern umgrenzten. Um eine Straße der Mitte lagern ſich rechts und links zwei Halbkreiſe, ein fünfter begrenzt das Ende dem Eingang gegenüber, oder durch zwei Ellipſen führt ein Weg, der in einem Halbkreis endet, in den er ſich erweitert. Im Innern der Halbkreiſe werden Niſchen durch Pfeiler gebildet, Plätze durch Stufen erhöht. Indeß iſt der phöniziſche Urſprung des Ganzen beſtritten. Im phöniziſchen Küſtenlande ſelbſt ſieht man noch die Spuren des in den Fels gehauenen Tempelhofs mit einer erhöhten Niſche aus rieſigen Steinplatten, und zwei gegeneinander über ſtehenden Thronſitzen. In der Nähe ſtehen auch noch Säulen, gegen 20 und 40 Fuß hoch bei 15—16 Fuß unterm Durchmeſſer, mit Bandſtreifen umgürtet, oben halbkugelig abgerundet. Dürfen wir auch die ſardiniſchen Nuraghen hierher rechnen, kegelförmige Bauten mit einem hohlen elliptiſchen Raum im Innern, in welchem Treppen zur Höhe führen, vielleicht Feuertempel? Oder gehören ſie den Etruriern an? Tempelhöfe mit Baumgruppen, Fiſchteichen, Taubenbehältern waren auch auf Kypros die Hauptſache; im Hintergrunde ſteht der Tempel, wie es Münzen andeuten, mit einem höhern Mittelraum, an den ſich ſäulengetragene Seitenhallen anlehnen; kegelförmige Götterſymbole, freiſtehende Pfeiler ſind gleichfalls angezeigt. Erhaltene Reſte von Damm- und Hafenbauten der Phönizier ſind aus rieſigen Steinquadern ausgeführt, die an den Rändern glatt behauen, an der Oberfläche aber rauh gelaſſen ſind.

In Sardinien hat man rohe Idole gefunden, dreiköpfige, oder drei Köpfe auf dem Boden ſtehend, oder zwei Köpfe und zwiſchen ihnen eine Figur, von verteufelter Fratzenhaftigkeit, worin ich nichts Phöniziſches entdecken kann; dagegen zeigen phöniziſche Münzen, Erzplatten und Gefäße die aſſyriſchen Formen, Götter mit dem Fiſchleib, Löwenwürger, geflügelte, auf Löwen oder Fiſchweibern ſtehende männliche und weibliche Geſtalten. Die Formen werden mitunter in ein arabeskenartiges Linienſpiel hinein-

geschlungen. Es sind die Typen die wir aus Ninive kennen. Kleine Aphroditenidole späterer Zeit zeigen hellenische Formen.

Auch die biblischen Berichte lassen es erkennen daß die Phönizier mehr auf Glanz als auf Schönheit sahen, mehr auf die Kostbarkeit der Stoffe als die ideale Durchbildung der Formen. Ihre Prachtliebe machte die Schiffe zu schmuckreichen schwimmenden Palästen. Ezechiel sagt: „Die du wohnest an den Zugängen des Meeres, Händlerin der Völker, Tyrus, im Herzen der Meere ist deine Mark, deine Bauleute haben deine Schönheit vollkommen gemacht. Aus Cypressen zimmerten sie dein Getäfel; Cedern vom Libanon nahmen sie um die Mastbäume zu machen; aus Eichen von Basan schnitzten sie deine Ruder, deine Bänke aus Elfenbein, gefaßt in Buchsbaumholz. Weiße Leinwand, buntgewirkte aus Aegypten breitest du als Wimpel aus, blauer und rother Purpur von Arabiens Küsten ist dein Zeltdach."

In Kleinasien finden wir gewaltige Grabhügel und steingehauene Gräber. Namentlich in Phrygien ist der Fels des Gebirges zu quadratförmiger Fläche geglättet und diese mit einem Giebel bekrönt, der Rand und manchmal auch die ganze Fläche mit geradlinigen Figuren oder arabeskenartigen Linienverschlingungen verziert, die an assyrische Muster erinnern, während der abschließende Giebel hellenisch erscheint. Ihn finden wir auch in Lycien, sowol da wo reliefartig die Grabfaçade mit der Thür zwischen Eckpfeilern, ja mit ionischen Zwischensäulen, dem Architrav und der Nachahmung runder Enden von dünnen auflagernden Balken der Decke aus dem Fels gemeißelt ist, als wo das ganze Grab sich frei wie ein Sarg auf hohem Untersatz erhebt, und ein gewölbter Deckel mit spitzgiebeligen Schmalseiten das Ganze abschließt. An jenen Façaden ist der Holzbau genau nachgeahmt, ein eigenthümlicher Schönheitssinn aber erst da entwickelt wo zur Zeit der griechischen Kunstblüte ihre Meister die asiatischen Typen durchbildeten. Das Semitische in den Ideen und Symbolen, das Arische in der Ausführung, in den stilvollen Formen finden wir auch in Werken der Plastik, wie wenn die Göttin von Ephesos als Artemis im ionischen Tempel steht, sie aber der Kybele gleich als die Mutter Natur aufgefaßt und danach als die Allnährende mit vielen Brüsten dargestellt wird, oder wenn die Genien, die auf dem sogenannten Harpyiendenkmal die Seelen in den Arm nehmen, als geflügelte Wesen sich aus dem eiförmigen Körper erheben und damit das im Ei verborgene, daraus sich entbindende

Leben angedeutet wird, gleichsam die Seele die aus dem Bande des Leibes nun frei wie ein Vogel emporschwebt, oder wenn dort der Lebensgöttin das Ei, die Blüte, die Frucht als Symbole der Lebensstufen überreicht werden; — die Ausführung aber erinnert durchaus an den griechischen Meißel. Am Harpagosdenkmal sehen wir Kampf und Belagerung in derselben Weise realistischer Illustration wie in Assyrien in dem überlieferten Stil, in der trockenen Treue in Bezug auf die Rüstungen, welche die Körper verbergen; dazwischen stehen Nereidenstatuen, die auch als hellenische Arbeit meisterhaft heißen müssen. So zeigt eben die Kunst Kleinasiens an der Grenze zweier Welten, auf einem Gebiet wo Semiten und Arier sich begegnen und durchdringen, das Gepräge beider Principien in der Art daß die Vorstellung semitisch, die Form arisch ist, daß jede Nation mit dem zahlt worin sie stark ist; Idee und Erscheinung kommen darin nicht zu harmonischer Einheit, die Idee wird nicht unmittelbar in klaren Gestalten ausgeprägt, ihre Darstellung bleibt eine symbolische, die Formen der Wirklichkeit unorganisch vermischende, aber die Ausführung dieser Vorstellungen geschieht mit einem Schönheitssinn, mit einem Maß und einer Klarheit, die hellenischer Art ist, und die Werke erlangen dadurch einen eigenthümlichen Reiz daß sie dieses Zusammenwirken zweier selbständigen Culturelemente veranschaulichen.

Ezechiel droht der Stadt Tyrus: „Ich will ein Ende machen der Menge deiner Gesänge und der Klang deiner Harfen soll nicht mehr gehört werden." Isaias ruft ihr zu: „Nimm deine Harfe, ziehe durch die Stadt, vergessene Buhlerin, rühre die Saiten, singe deine Lieder, daß man dein gedenke!" Die Harfe war das Tempelinstrument der Liebesgöttin; sie war dreieckig, nach ihrem Namen Kinnor waren die Kinyraden genannt, denen dann die Mythe wieder den schönen Sänger Kinyros zum Ahnherrn gab, der in Cypern als Erfinder des Wollwebens und Metallschmelzens verehrt ward. Er sollte die Klagelieder um Adonis zuerst angestimmt haben, und ein Zug des Schmerzes ging durch die Musik der Phönizier und mischte sich mit der wollüstigen Erregung, mit dem rasenden Taumel ihrer Feste, wo die Doppelpfeifen, Cymbeln und Pauken erklangen. Aehnlich war es bei den Phrygiern. Ihren Tonweisen und Flöten schrieben die Griechen die Macht zu, Schmerz und Lust im höchsten Maße zu erregen. Wenn der phönizische Melkarth den Bogen und die

Leier führte wie Apollon, so ward von diesem der phrygische Flötenspieler Marsyas überwunden, während Midas Eselsohren erhielt, weil er die Pfeife der Lyra vorgezogen. Die lydische weiche Tonart schmeichelte sich dem Griechen besser ein, sie erhielt Bürgerrecht, Aristoteles findet sie edel genug um auch bei der Erziehung der Knaben zugelassen zu werden. Neben der Flöte hatten die Lydier Saiteninstrumente. Rauschende Musik begleitete und leitete die öffentlichen Aufzüge der Kleinasiaten.

Israel.

Das Volk Israel bildet geistig und weltgeschichtlich den Höhepunkt des Semitenthums. Man hat es nicht mit Unrecht das Volk Gottes genannt, denn seine Mission war wesentlich eine religiöse, und es hat dieselbe durch Thaten und Leiden herrlich erfüllt; es hat seine Eigenthümlichkeit zu folgerichtiger und mustergültiger Erscheinung gebracht, und ist dadurch gleich den Griechen und Römern für alle Zeit ein bleibendes Monument in der menschheitlichen Culturentwickelung geworden. Nicht blos daß die Einheit Gottes, die ursprüngliche Anschauung unsers Geschlechts, gegenüber ihrer Entfaltung in den Polytheismus festgehalten wurde, auch die Geistigkeit Gottes ward gegenüber dem Naturdienst mit voller Entschiedenheit erfaßt, und der Schöpfer und Herr der Welt ward vor allem als der Gesetzgeber für das Leben der Menschen verehrt, die sittliche Weltordnung war der Ausdruck seines Waltens, und die Erfüllung des Sittengesetzes der rechte Dienst den er verlangte. In dem Worte: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig" ist das ethische Wesen Gottes ebenso klar ausgeprägt als die Freiheit des Menschen in der Forderung anerkannt daß er das Wesen des Geistes als dessen inneres Gesetz in sich selbständig entwickele und dadurch sich Eins wisse mit Gott. Noch aber ist das, was in seiner Vollendung durch Christus Weltreligion werden sollte, das Eigenthum einzelner gottbegeisterter Männer, die ihre innere Erfahrung den Ihrigen offenbaren, und dadurch die geistigen Stammväter, die Führer, Leuker und Fortbildner der andern werden, und jeden Abfall, jedes Herabsinken so lange bekämpfen bis das Volk durch Unglück geläutert und

des weltlichen Glanzes verluſtig ſich in dieſer ſeiner geiſtigen Sendung erkennt. Der Glaube daß die Menſchheit, nach dem Bilde Gottes geſchaffen, durch ſittliche Freiheit ſich zum Reiche Gottes auf Erden geſtalten ſoll, iſt das große Erbtheil Iſraels, ſeine Errungenſchaft für die Nachwelt.

Das Land Kanaan, in das Abraham mit den Seinen von Chaldäa eingewandert, das ſeine Nachkommen mit Aegypten vertauſchten, dann aber ſich wiedereroberten, bot durch einen höchſt fruchtbaren milden Küſtenſtrich im Unterſchied von dem rauhen Gebirge und der öden Wüſte ſeinen Bewohnern gleich Aegypten den Anlaß in ernſtem Nachdenken die großen Gegenſätze von Leben und Tod, von gut und böſe zu erwägen, und die Macht zu verehren die ihm dies Land gegeben, und deren erſchreckende Gewalt in den häufig hereinbrechenden Schickſalsſchlägen der Erdbeben, Ueberſchwemmungen, Stürme, Seuchen und Heuſchreckenſchwärme ſich ſofort als ſtrafende Gerechtigkeit mahnend und zur Buße rufend verkündigte, ſobald einmal die Geiſtigkeit Gottes erfaßt war.

Das Volk, gegründet als ſolches durch die religiöſe Wahrheit, ſah ſich damit als dem Herrn geheiligt an. Es zerfiel in größere und kleinere Gemeinſchaften, die gleich dem Hauſe ihren Vorſtand hatten; was Geſetz werden ſollte das mußte von dieſen Aelteſten berathen und genehmigt ſein. Das Heilige zu wahren und zu erklären war die Aufgabe der Prieſter aus dem Stamme Levi; aus kriegeriſchen Wächtern des Heiligthums wurden ſie friedliche Tempeldiener, Richter, Muſiker, Dichter. Der Hoheprieſter ſollte ſtets rein und heiter ſein und das rechte Verhältniß des Volks zu Gott aus jeder Trübung wiederherſtellen.

Die Erhebung über die Natur in den Geiſt iſt weit entfernt von Naturverachtung; vielmehr ſind die freundlich hellen wie die dunkeln und grauenvollen Eindrücke der Außenwelt mächtig im Gemüth, und die Natur gilt für ſelbſtthätig, lebendig, man ſoll ſich hüten ſie zu ſtören in ihrem geheimnißvollen Gang. Dies urſprüngliche Gefühl lichtet ſich durch Moſes dazu daß ſie das Werk Gottes iſt und ihre unverletzlichen Rechte und Geſetze hat. Der Sinn für Reinheit und Lauterkeit zeigt ſich im Volk beſonders durch den Abſcheu vor widernatürlichen Vermiſchungen, und es liegt eine zarte Rückſicht darin daß nicht einmal das Böcklein in der Milch ſeiner Mutter gekocht werden durfte, die es ja eigentlich ernähren ſollte. Aber wie Gott über

die Natur erhaben war, ſo macht das Volk aus dem alterthümlichen Frühlingsfeſt die Feier der Befreiung aus der Dienſtbarkeit, die Feier der Gründung der religiöſen Gemeinde. Und als Abraham nach ſemitiſcher Sitte das Menſchenopfer des Erſtgeborenen bringen wollte, da ward ihm in innerer Erfahrung offenbar daß Gott die Hingabe des Willens verlangt und ſich genügen läßt; ſo predigen denn die Propheten daß Gehorſam beſſer und dem Herrn gefälliger ſei als die Spende des Widderbluts und die Darbringung der Feldfrüchte.

Wie Gott als Geiſt nicht ſinnlich angeſchaut, ſondern nur gedacht wird, ſo iſt der Gedanke, der Gehalt in der hebräiſchen Kunſt das Höchſte, und die äußere Erſcheinung ihm untergeordnet. Der Hebräer betrachtet die Natur als ein Werk Gottes, und bewundert ſie weniger um ihrer ſelbſt willen, denn um die Macht und Weisheit des Schöpfers in ihr zu preiſen; er heftet darum das Auge auf die Zweckmäßigkeit der Dinge, und achtet in der Geſchichte mehr auf die leitende Hand Gottes als auf die Selbſtändigkeit und Freiheit des Menſchen, deren Leben ein Dienſt des Geſetzes ſein ſoll. Die Phantaſie ſieht Gott nicht ſowol in als über der Natur, und läßt darum ihn oder ſeine von ihm begeiſterten Helden und Propheten über die Naturordnung gebietend übergreifen, ja auch trotz derſelben das Wort des Geiſtes ſich erfüllen und der Idee im Wunder eine unmittelbare Verwirklichung geben.

Dieſe Erhebung über die Natur in die Freiheit und Innerlichkeit des Geiſtes ließ die Phantaſie der Hebräer nicht in der äußern Wirklichkeit ruhen und in deren Formen dem Gedanken dauernde Geſtalt geben; das plaſtiſche Vermögen blieb bei ihnen unentwickelt und mit ihm der Sinn für den architektoniſchen Aufbau und die Vollendung eines Kunſtwerks in der völligen Durchbildung des Stoffs durch die Form. Die Einbildungskraft lebte und webte in der Gemüthswelt und arbeitete für die innere Anſchauung; die Religion des Geiſtes führte zur Kunſt des Geiſtes, zur Poeſie, welche die Gedanken der Seele und die Bewegungen des Herzens kund thut und kühnen Schwungs dem Fluge der Vorſtellungen folgt. Es iſt darum nicht das plaſtiſche Epos, das ſich bei den Ariern findet, ſondern die muſikaliſche Lyrik das Ergebniß der hebräiſchen Gemüthsſtimmung und Weltauffaſſung; es iſt die Innerlichkeit des Gemüths in ſeinem Verhältniß zu Gott, es iſt die Weihe des Irdiſchen durch ſeine Beziehung auf

das Ewige und der ſittliche Gehalt, wodurch dieſe Lyrik das religiöſe Gepräge und die claſſiſche Größe für alle Zeit erhält. Sie iſt hymniſch in dem Preiſe Gottes, für den ſie alle Pracht und Fülle der Natur verwerthet, ſie iſt didaktiſch inſofern es ihr weniger um die Schönheit als um die Wahrheit, um das Heil der Seele, um die Erbauung des Gemüths zu thun iſt. In ihrer Erhabenheit herrlich und in ihrer Geiſtigkeit unbekümmert um die äußere Erſcheinung findet ſie eine eigenthümliche Form, indem ſie unbefangen nur nach dem Höchſten trachtet.

Der Ausdruck des Gedankens im Wort wird künſtleriſch durch die Bildlichkeit, dieſe Plaſtik der Sprache, und durch das muſikaliſche Element des Verſes. Die hebräiſche Phantaſie heftet ſich nun nicht an die Dinge um die Wirklichkeit in ihrem objectiven Zuſammenhange und jedes Beſondere in ſeiner ſichtbaren Geſtalt darzuſtellen, ſondern die Welt hat ihr nur Werth inwiefern ſie die Empfindungen der Seele erregt, die ſich über ſie zu Gott erhebt, oder inwiefern die Gegenſtände zur Veranſchaulichung der innern Stimmung dienen, und daher geht die Phantaſie von den Gemüthsbewegungen aus und folgt deren Erſchütterungen, deren Verlauf; die Freiheit des Gedankens herrſcht, und wie die Vorſtellungen einander hervorrufen, eilt die Darſtellung ihnen nach und ſchwebt raſchen Flugs von einer zur andern; blitzartig werden die Dinge beleuchtet, und jeder Gegenſtand, der gerade vor der Einbildungskraft ſteht, tritt hell hervor, aber ſofort einem andern weichend verſinkt er wieder ins Dunkel; der Dichter ſchaltet mit der Natur gleich dem Herrn, vor dem die Berge und Hügel hüpfen wie junge Lämmer, die Felſen zu Seen und die Steine zu Quellen werden, vor deſſen Athem der Menſch wie eine Blume wächſt und welkt, und die Völker wie Staub im Winde bewegt werden. Der Affect des Gemüths ſchafft ſich dadurch einen ergreifenden Ausdruck, und die Dichtung wird zum Gewitter, das ſein Licht und ſeinen Segen im Geleit des erſchreckenden Donners plötzlich und ſchlagartig entbindet. Die hebräiſche Poeſie iſt dabei groß durch ihre Intenſität: ſie ergreift auch das Innere, die Seele der Dinge, und weiß den Zug in der Erſcheinung prägnant hervorzuheben der das Weſen am ausdrücklichſten bezeichnet, das Wort zu finden das den Begriff der Sache ſofort und mit ſchlagender Gewalt angibt. Aber kein Bild wird um ſeiner ſelbſt willen ausgeführt, vielmehr fliegt die Empfindung, als ob ſie ſich nicht genug thun könnte, von einem zum

andern, und die Metapher die im Zeitwort liegt iſt oft ſchon eine andere als die der Zuſammenhang mit dem Hauptwort erwarten ließ. Die Waſſer des Euphrat ſind der aſſyriſche König; er überflutet Juda bis an den Hals. Da iſt das Land zum Weibe perſonificirt; aber das wird vergeſſen ſammt der Flut, und die Ausdehnung ſeiner Flügel erfüllt die Weite des Landes. Ein andermal iſt der Feind eine Geiſel und ſie überſchwemmt das Land. Es keimt auf ein Sproß vom Stamme Iſai's und ſteht da, ein Panier der Völker. Dies Ineinander von Sache, Bild, Gedanke, Gleichniß und Wirklichkeit findet ſich hochpoetiſch und wunderbar bei Jeſaias. Samarien, der Schmuck Ephraims, liegt wie ein Kranz auf dem Berge, der aus dem fruchtbaren Thal aufſteigt; aber auch der Trunkene bekränzt ſich gern, und da die Großen von Ephraim immer trunken ſind, ſo miſcht ſich von Anfang bis Ende beides durcheinander. Der Kranz auf dem Haupt des Trunkenen ſchwankt, und die Blumen Ephraims welken; beiderlei Kranz kann alſo leicht abgeriſſen werden, und der es thun wird iſt ſchon bereit, ein Hagelſturm der die Kränze zerſtört, der König der Aſſyrer, der Samarien verſchlingen wird wie eine Frühfeige. Aber der Tag des Verderbens iſt der Anbruch des Heils, Gott wird ſelbſt der Schmuck und Siegeskranz für den Reſt ſeines Volks. Die Stelle lautet: „O ſtolze Krone der Trunkenen Ephraims und welke Blume ſeines hehren Schmucks, du auf dem Haupte des fetten Thals, der Weinbetäubten: ſieh einen Starken und Gewaltigen hat der Herr, einen zerſchmetternden Sturm wie Hagelwetter, wie eine Flut überſchwemmender Waſſer, der ſie zur Erde wirft mit der Fauſt! Mit Füßen wird ſie zertreten werden die ſtolze Krone der Trunkenen Ephraims, und die welkende Blume ſeines hehren Schmucks ward wie eine Frühfeige vor der Ernte, die wer ſie ſieht, verſchlingt. An jenem Tage wird Jahve der Heere zur ſchmückenden Krone und zum hehren Kranz für den Reſt ſeines Volks, und zum Geiſt des Rechts dem der da ſitzt zu Gericht, und zur Kraft denen die einen Krieg zurücktreiben zum Thore hin.“

Auch die muſikaliſche Form der Poeſie, der Vers, trägt den Charakter vorwiegender Geiſtigkeit; der Rhythmus des Gedankens beherrſcht und bildet ihn, der Tonfall der Worte iſt untergeordnet; der auf den Gedanken gerichtete Sinn des Dichters gliedert ihn und ſtellt Satz und Gegenſatz, Grund und Folge einander entſprechend hin; aber dieſer Parallelismus der Sätze

wird nicht in ähnlicher Weise auch mit der regelmäßigen Wiederkehr eines Versmaßes verbunden, nicht durch den Gleichklang der Worte in der Alliteration und im Echo des Reims dem Ohre vernehmlich gemacht. Es kommen die letztern vor, aber sie stellen wie zufällig sich ein, der Drang der Natur nach ihnen wird vom künstlerischen Bewußtsein nicht aufgenommen, sie werden nicht eine Aufgabe für die formende Kraft des Dichters. Die Bewegung des Lebens vollzieht sich im Geist wie in der Natur durch einen Wechsel von Spannung und Lösung, von Heben und Senken, von Ein- und Ausathmen; der Rhythmus läßt die Beziehung, das Ineinanderwirken, das Sichentsprechen der aufstrebenden und abwärts gehenden Welle deutlich werden und macht das Gesetz in Wechsel kund. Der hebräische Vers hat den Auf- und Abschwung des Gedankens in der ersten und zweiten Hälfte und wird durch den Einklang dieser Doppelbewegung gebildet; aber die Sprache hat den Reichthum der Vocalbetonung verloren, der rechte Unterschied der Längen und Kürzen mangelt ihr, sie ist für ein Silbenmetrum ungeschickt, und darum werden in der Regel nur durch die Energie der Aussprache in jeder Vershälfte zwei Worte accentuirt und damit als wesentlich hervorgehoben. Auch hier überragt also das Innere das Aeußere, das Geistige die Lautform, während in der griechischen Poesie die Leiblichkeit der Sprache kunstvoll gestaltet ist und das schöne Aeußere das Innere und Geistige überdeckt. Der Sinn aber, der sich im ersten Vers ergossen hat, sammelt sich von neuem zu einem zweiten, um dem Bilde ein Gegenbild zu geben, um in einer frischen Wendung das Gesagte mehrmals zu betrachten und es zu erschöpfen, oder die im Hörer erweckte Stimmung durch Verstärkung und Erweiterung des Gesagten zu befestigen:

Höre, mein Sohn, deines Vaters Weisung,
Stoße der Mutter Lehre nicht zurück.

Oder ein reicherer Gedanke wird durch zwei Verse entfaltet, und zwei andere geben ihm den Widerhall:

In der Drangsal ruf' ich Jahve,
Klage laut zu meinem Gott;
Er in seinem Palast hört mich rufen,
Meine Klage dringt in sein Ohr.

Oder die Vorstellungen des ersten Verses finden in zwei sich anschließenden Versen ihre Ausführung:

Falschheit reden sie einer mit dem andern:
Ihre Lippe ist voll Heuchelei,
Mit zweierlei Herzen sprechen sie.

Ewald unterscheidet noch den gnomischen oder Spruchrhythmus, der schlechthin gleichmäßig und ruhig zwei Glieder als Hebung und Senkung nebeneinander stellt, von dem lyrischen Rhythmus, der in stürmischer Bewegung und leidenschaftlicher Stimmung einen unregelmäßigen Gliederbau hervorbringt; beide Arten greifen in einem und demselben Liede nach Maßgabe des Inhalts ineinander ein. Immer aber wird durch den Parallelismus der Inhalt sogleich als ein bedeutungsvoller und beziehungsreicher angekündigt, der sich in wiederholtem Ausdruck dem Gemüth einprägen soll, und Rosenkranz bringt den feierlichen Ton der hebräischen Poesie damit in Verbindung: die Himmel sollen der Rede horchen und die Erde dem Worte lauschen.

Wie aber der Inhalt eines Gedichts in mehrere Gedankenmassen sich gliedert, so fügen sich auch Gruppen zusammen, deren jede eine neue Wendung des Gedankens, eine Strophe bezeichnet. Der strophische Bau herrscht in der hebräischen Lyrik namentlich im Liede. Wie die Griechen Satz, Gegensatz und abschließende Vermittelung in Strophe, Gegenstrophe und Epode zur Anschauung brachten, so findet sich bald eine derartige Gliederung, bald eine andere Abtheilung nach Maßgabe des zu entfaltenden Sinnes; aber es gilt hier kein festes Gesetz, und eine Wiederkehr der gleichen Verse und des Tonfalls ist nicht vorhanden, nur eine ungefähre Aehnlichkeit der einander entsprechenden Theile wird angestrebt. Mitunter stellt dann ein und derselbe Grundgedanke als das Ziel des Gedichts sich refrainartig am Schluß mehrerer Strophen ein. Eine spätere Kunstspielerei sind die alphabetischen Lieder; das Erlöschen der dichterischen Kraft greift auch hier nach dem äußerlichen Reiz einer mühsamen Form, als ob man in ihrem Zwang einen Halt für die verfallende Poesie finden könne: man läßt 22 Verse oder Versgruppen mit den nacheinander folgenden Buchstaben des Alphabets anfangen. Ursprünglich waren dagegen die Lieder volksthümlich kurz, und der allgemeingültige Inhalt, der Herzensantheil an ihm führte zum Zusammensingen, zur Begleitung mit Reigentanz, wie jene alterthümlichen Sprüche vom Uebergang übers Rothe Meer oder von David's Kriegsthaten, in denen Ernst Meier auch den Reimklang hervorhebt:

Singet dem Herrn, weil er hoch und hehr,
Roſſe und Wagen warf er ins Meer.

Saul erſchlug tauſend Mann,
David erſchlug zehntauſend ſodann.

Lyrik alſo, ſubjective Poeſie iſt der Grundton des Hebräerthums auf dem Gebiet der Kunſt; ſie begleitet es von ſeinen Urſprüngen an, und die Pſalmen geben uns nicht ſowol die Gefühlsergüſſe und Bekenntniſſe eines einzelnen königlichen Dichters, als die Herzens- und Geiſtesgeſchichte eines prieſterlichen Volks im Lauf vieler Jahrhunderte. Und im gewaltigen Ausdruck des Gottvertrauens wie des Sündenſchmerzes und der Sehnſucht nach Verſöhnung, in der Anerkennung des ewigen Grundes und Zieles von allem Zeitlichen ſind ſie ein Muſter religiöſer Poeſie, das in ſeiner claſſiſchen Größe für immer daſteht und durch die Jahrtauſende ſeine gemütherſchütternde wie ſeine troſtverleihende Kraft und Herrlichkeit bewährt hat und bewähren wird.

An der Spitze des Hebräerthums ſteht Abraham. Ihm ward durch innere Erfahrung, in der Stimme des Gewiſſens der geiſtige Gott offenbar, und in ſeinem Gehorſam ſchied er ſich von den andern Semiten, vom Natur- und Molochsdienſt, und ſo mochte er in der eigenen großen Seele vorempfinden daß in dieſem ſeinem Erkennen und Leben einſt alle Völker ſollten geſegnet werden. Der geiſtige Gott, das Sittengeſetz ſind allgemein anerkannt, und ſo konnte Chriſtus ſagen: „Abraham ſah meinen Tag und freute ſich in ihm.“ „Mit Abraham“, ſchreibt Bunſen, „fängt die neue Geſchichte an, die Geſchichte ſittlicher Perſönlichkeiten und ihrer Wirkungen. Sein gewiſſenhafter Glaube an die ſittliche Weltordnung und das aus ihm entwickelte Gottesbewußtſein hat die Welt umgeſchaffen.“ — Sein nächſter Fortſetzer war Moſes. Der rettete das Volk aus der ägyptiſchen Knechtſchaft, die es durch den Gegenſatz zum Selbſtbewußtſein, durch den Druck zum Kampf für den einen geiſtigen Gott brachte. Es war eine religiöſe Revolution in welcher Moſes, erwachſen in ägyptiſcher Bildung, aber ſeinem Volk und deſſen Ueberlieferung getreu, es hinausführte in die Wüſte um ihm das Geſetz des Geiſtes als das göttliche zu verkünden. Wie Abraham war er Prophet: er lebte in der Gewißheit Gottes und fühlte deſſen Walten in der eigenen Bruſt; in den Wahrheiten die ihm in der

Tiefe seines Wesens durch die Hingabe seines felsenfesten Willens an die Religion offenbar wurden, vernahm er die Stimme Gottes, und sie redete durch ihn zum Volk. Mit unmittelbarer Gewalt leuchtete der Gedanke in ihm auf: „vor dem ägyptischen Bilderdienst kein Heil als in der Verehrung des einen geistigen Gottes, vor der Knechtschaft keine Rettung als im Gehorsam des himmlischen Herrn.“ Und wie dieser Gedanke das Volk entzündet hat, und wie es nun aufbricht die alte Heimat wieder zu suchen, und ein unerwartetes Naturereigniß die Verfolger unter den Fluten des Rothen Meeres begräbt, müssen sie darin nicht die helfende Hand Gottes erkennen und von der frohesten Zuversicht auf sein Walten und Führen ergriffen werden, und dürfen nicht auch wir in dem Zusammentreffen der Naturordnung mit dem Gang der Geschichte eine beides verbindende Vorsehung erkennen? Mit Recht sagt Ewald daß das Ereigniß dadurch bedeutend ward weil im Volksgemüth die edelsten und fruchtbarsten idealen Keime gelegt waren und durch jenes zur Entfaltung kommen konnten. „Das gerade ist die jetzt schnell erreichte Höhe dieser Geschichte daß das ganze Volk nun auch wie mit äußerer Gewalt und sichtbaren Beweisen den wahren geistigen Gott als den rechten Herrn und Erlöser erkennt, und so ein ungemessener freudiger Muth sich bildet ihn weiter nach seinen Wahrheiten und Gesetzen kennen zu lernen, ferner von ihm allein sich führen zu lassen und auch das Schwerste unter solcher Leitung zu wagen. Sonnenblicke dieser Art sind selten in der Geschichte der Erde, noch seltener in der einzelner Völker, und bei jenem uralten Ereignisse verläßt uns die vollständigere Erinnerung nur zu sehr: doch selbst der Tag bei Marathon und der bei Salamis kann nicht so herrlich der Erde erglänzt und kein solches Licht auf ihr angezündet haben, als dieser, den man den rechten Tauftag der wahren Gemeinde nennen könnte.“

Nicht darin liegt der Monotheismus, bemerken wir hier mit Steinthal, daß die Vorstellung der Zahl Eins mit der Idee Gottes associirt werde, sondern der eine Gott ist nur der geistige Gott, der heilige und barmherzige, dem wir durch unsern Willen ähnlich werden sollen. Nicht das ist Monotheismus daß Jehova zugleich Indra und Vritra ist, daß er allein thut was die Götter unter sich vertheilen, sondern daß er etwas ganz anderes thut als diese, daß er im Unwetter nicht einen Drachen bekämpft,

ſondern aus Donner und Blitz der Menſchheit jene zehn Worte verkündet welche die ewigen Grundſäulen aller ſittlich menſchlichen Gemeinſchaft ſind. Zu dieſem Monotheismus führte kein Inſtinct, kein Spiel der Einbildungskraft, ihn vermochte nur der in ſich geſammelte Geiſt und Wille zu erfaſſen, und eine Reihe großer prophetiſcher Perſönlichkeiten hat ihn im Lauf der Jahrhunderte ausgebildet.

Daß Gott, das wahre Sein, der Lebendige, das ewige Ich, den Menſchen, nach ſeinem Bilde geſchaffen, ſtrafend und liebend leite, daß der Menſch in dem Dienſte Gottes, in der Erfüllung des Sittengeſetzes Heil finde, dies ward von Moſes als ein Bund Jahve's mit ſeinem Volke dargeſtellt, und damit durch ihn eine allgemeingültige Wahrheit in die Weltgeſchichte eingeführt und zugleich zur innerſten Seele, zur treibenden Geiſteskraft eines Volks gemacht. Das war eine Kriegserklärung gegen den Symbolismus, der über der Anbetung des Zeichens und Bildes den Sinn vergißt, und damit kein Rückfall geſchehe ward verboten von Jahve ein Bildniß zu machen; was die Kunſt durch dieſe nothwendige Erhebung über das Sinnliche auch momentan auf dem Gebiet der Plaſtik oder Malerei verlor, das gewann ſie doppelt wieder in der Poeſie und in der Geſchichtsbetrachtung, und durch die Einſicht daß nicht Roß noch Wagen, ſondern allein Jahve retten könne und retten werde. Im Gegenſatz zu den weltlichen Reichen war er der König Iſraels, und Moſes ſein Werkzeug durch die Größe der eigenen Natur und durch die Zuſtimmung des Volks. Auch in der Stiftung des Sabbats, des Tages der Ruhe von irdiſcher Arbeit oder Sorge und der Erbauung des Gemüths in dem Gedanken an das Ewige, wirkt Moſes für alle Zeiten fort. Und wie er den Kampf mit den Rückfälligen ebenſo gewaltig als milde führt, wie er auf der Wanderung durch die Wüſte das Volk erzieht und ihm den Stempel ſeines Geiſtes aufdrückt, wie er nicht blos das Antlitz Gottes in der ſittlichen Weltordnung ſchaut und dem Pfade des Herrn in der Geſchichte nachſinnt, ſondern was ihm offenbar geworden auch durch die That zu verwirklichen weiß, ein Bürger unter Bürgern und zugleich ein Kriegsheld, Prophet und Geſetzgeber, das macht ihn zu einer der erhabenſten Geſtalten die je auf Erden gewandelt, und die in der Phantaſie des Volks nicht ſowol eine Verherrlichung als den poetiſchen Ausdruck für ihre Bedeutung durch die an ſie geknüpften Wundererzählungen gefunden hat.

Durch Josua gelangte dann die Gemeinde zu einem Vaterland, und während die höhern religiösen Gedanken sich in einem gesicherten Volksthum entwickelten, hatte sich die Kraft der Israeliten im Kampf mit den Kananitern und Philistern sittlich wie physisch zu bewähren. Die Volkslieder dieser Zeit gehen gleich den spätern arabischen aus der Begebenheit selber hervor, werden von den Thatsachen getragen und schildern in einfachem Realismus die Stimmung der Handelnden oder den Eindruck der Ereignisse. Aus der dichterischen Sprache ging dann manches in die prosaische Erzählung über, z. B. daß die Mauern fallen wenn Josua Sturm blasen läßt; oder er ruft in der Schlacht da der Tag sich zu neigen beginnt:

O Sonne stehe still zu Gibeon
Und du Mond im Thale Ajalon!

Und die Sonne ging nicht unter, der Mond nicht auf bevor Israel sich an seinen Feinden gerächt hatte, — der Kampf wurde noch vor Einbruch der Nacht entschieden, ohne eine Unterbrechung des Naturverlaufs, durch Heldenmuth und Glaubensbegeisterung. Auf ähnliche Weise hätte eine Wunderlegende aus den Versen im Siegesliede Debora's werden können, wo es heißt: Vom Himmel ward gestritten, die Sterne kämpften wider Sisera, der reißende Bach Kison schwemmte den Feind hinweg! Es kam nämlich ein heftiges Gewitter den Israeliten zu gute. — Volkslieder der Jagd, der Ernte, des Weins, der Liebe werden in spätern Schriften erwähnt oder klingen in ihnen nach; der Adel der weiblichen Seele, die Keuschheit und Treue wird neben der Wohlgestalt des Leibes und der Anmuth früh gepriesen.

Zugleich erheben sich einzelne Dichter und Dichterinnen zu kühnerm Schwung, zu kunstvollerer Gestaltung. So um 1300 v. Chr. Debora in ihrem Siegeslied. Das Volk zieht muthig und willig in die Schlacht, und Jahve kommt im Gewitter ihm zu Hülfe. Es hatte schlimm gestanden im Lande, da hatte das Volk neue Richter erwählt, und ist ausgezogen zum Kampf. Die Schlacht wird lebendig berichtet und daran Sisera's Tod durch die Hand eines Weibes in anschaulicher Schilderung geknüpft.

Gesegnet sei vor den Weibern Jael,
Das Weib Hebers des Keniters;
Mehr als ein Zeltbewohnerweib sei sie gesegnet!
Wasser verlangte er, Milch gab,

In einer Schale der Vornehmen reichte sie Sahne.
Ihre Hand streckte sie aus nach dem Pflocke,
Und ihre Rechte nach dem Schmiedehammer;
Und sie hämmerte auf Sisera, zerschellte sein Haupt,
Zerschmetterte und durchbohrte seine Schläfe.
Zu ihren Füßen krümmte er sich, fiel, lag:
Zu ihren Füßen krümmte er sich, fiel,
Wo er sich krümmte da fiel er überwältigt.

Nun wird der Mutter Sisera's gedacht wie sie des Ausbleibenden harrt, wie die Fürstinnen sie trösten daß er Beute vertheile, während er selbst die Beute des Todes ist. Dazwischen schlingt sich bald die Aufforderung zum Preise Gottes, bald dieser Preis selbst, wodurch der Grundton des weltlichen Gesangs zugleich ein religiöser wird. Das Ganze ist ein mit aller Frische der Empfindung kunstvoll zur Siegesfeier ausgeführtes Gedicht, eins der ältesten Denkmale der Literatur und der Geschichte. Es erinnert an die Poesie der Wüsteneroberer vor Muhammed wie sie in der Hamasa gesammelt ist.

Die Thaten Simson's, die Sagen von der Stärke des gewaltigen und frohmüthigen Recken, sind von der Volksphantasie zu zwölf zusammenhängenden Abenteuern mit heiterm Humor ausgebildet und zu tragisch erschütterndem Schluß geführt. Wenn sie an die Heraklessage anklingen, so mögen wir bedenken daß diese selbst ihre Wurzeln zu einem großen Theil bei den Phöniziern hat, also die alte Stammverwandtschaft der Hebräer mit ihnen hervorblickt, und die Erinnerungen an ursprünglich gemeinsame Naturmythen vom Sonnengott wie bei dem deutschen Siegfried auf einen Helden übertragen und zum Schmuck desselben geworden sind. Die Lust an Räthselspielen begegnet uns auch hier; Fabeln und Sprüche gehören gleichfalls dieser Zeit schon an. Simson als Löwensieger bezwingt das Symbol der sommerlichen Sonnenglut, wie er sie erzeugt wenn er Füchse mit brennenden Schwänzen in die Getreidefelder sendet; er zieht sich nach dem Siege zurück wie der Sonnengott im Winter; seine Kraft liegt in seinen Haaren wie die der Sonne in ihren Strahlen. Nachdem man erkannt daß Jahve die Sonne geschaffen, die Bahn ihr angewiesen, wurden die mythischen Erzählungen der Vorzeit auch in Israel wie in Deutschland nach der Bekehrung zum Christenthum auf Volkshelden übertragen. Selbst in den wunder-

baren Geſchichten des Moſes ſucht Steinthal Nachklänge der Sonnenmythen aufzuzeigen.

Am Ende der Richterperiode ſteht Samuel's prieſterlich prophetiſche Geſtalt, und nachdem zwiſchen ihm und Saul der Kampf der geiſtlichen und weltlichen Macht gekämpft worden, tritt David auf, der König der beide vereint und das Reich zu hoher Blüte bringt, groß als Held und Staatsmann, groß in ſeinen ſittlichen Gemüthskämpfen, ſeiner die Schuld ſühnenden Buße, ſeinem Gottvertrauen, ein Sohn des Volks, ein liederkundiger Hirtenknabe, der nun in der Poeſie für die Folgezeit den Ton angibt, ſodaß die Pſalmen zum großen Theil an ſeinen Namen geknüpft wurden. Auch darin vergleicht er ſich Karl dem Großen daß er die Ehrenlieder der Vorzeit zum Lob der Braven ſammeln ließ. In rührender Klage und doch mit heldiſcher Energie ſang David ſeinen Schmerz bei Saul's und Jonathan's Tod:

Die Zierde liegt erſchlagen auf deinen Höhen, o Iſrael:
Wie ſind die Helden gefallen!
Sagt's nicht an zu Gath,
Verkündigt's nicht auf den Gaſſen Askalons,
Daß ſich nicht freuen die Töchter der Philiſter,
Daß nicht frohlocken die Töchter der Unbeſchnittenen!

Ihr Berge Gilboas, es müſſe weder thauen noch regnen auf euch,
Noch auf die Fruchtgefilde,
Denn daſelbſt iſt der Helden Schild hingeworfen,
Der Schild Sauls nicht geſalbt mit Oel.
Von dem Blute der Erſchlagenen, vom Fette der Helden
Hat der Bogen Jonathans ſich nie zurückgewandt
Und iſt Saul's Schwert nie leer heimgekommen.
Saul und Jonathan, lieblich und holdſelig in ihrem Leben,
Sind auch in ihrem Tode nicht getrennt,
Sie die ſchneller waren als Adler,
Stärker als Löwen.
Ihr Töchter Iſrael, weinet über Saul,
Der euch köſtlich kleidete in Scharlach,
Der goldne Kleinode über euer Gewand legte.
Wie ſind die Helden gefallen mitten im Streit!
Jonathan liegt auf den Höhen erſchlagen.

Mir iſt weh um dich, mein Bruder Jonathan,
Gar wonnig warſt du mir:
Wunderſamer war mir deine Liebe als Frauenliebe.
Wie ſind die Helden gefallen
Und umgekommen die Rüſtzeuge des Streits!

Ein anderes Lied, bei der Einführung der Bundeslade in Jeruſalem geſungen, heißt die Thore weit aufthun, daß der König der Ehren einziehe, der Herrſcher der Heerſcharen, der Herr, der Starke, der Held im Krieg. Die Erde iſt überall des Herrn. — Dann begegnen uns herrliche Naturſchilderungen, aber keinerlei müßige Beſchreibung, ſondern das überquellende Gefühl ergießt ſich in ihnen, und der Gedanke ſchwingt ſich an ihnen zu Gott empor. Es iſt Jahve's Stimme die im Gewitter erſchallt, wo ſie Feuerflammen ſprüht, und die Wüſte erzittert; vor ihr brechen die Cedern und die Berge hüpfen wie junge Büffel; ihr Hall iſt in Kraft und Pracht; ſie gibt Stärke dem Volk und ſegnet das Volk mit Heil. Wie ſchön iſt die Sonne in einem andern Pſalm perſonificirt, dem Helden, dem Bräutigam gleich:

Der Himmel verkündet die Herrlichkeit Gottes,
Seiner Hände Werk preiſt das Gewölbe,
Der Tag erzählt dem Tag die Kunde,
Die Nacht vertraut die Sage der Nacht.

Keine Sage iſt's und keine Kunde
Deren Schall man nicht vernähme, —
Durch die ganze Erde geht aus ihr Hall,
Am Ende der Welt tönt ihr Ruf,
Dort wo ihr Zelt die Sonne hat.

Und ſie tritt wie ein Bräutigam aus der Kammer,
Freut ſich wie ein Held zu laufen die Bahn,
Am Ende des Himmels iſt ihr Aufgang,
Sie zieht ihren Kreis zum andern Ende,
Und es birgt ſich nichts vor ihrer Glut.

Wenn der Dichter die Größe Gottes in den Wundern der Welt anſchaut, dann fragt er wol: Was iſt der Menſch daß ſeiner du gedenkſt, und des Menſchen Sohn daß ſeiner du dich annimmſt? Und er fühlt den Schmerz der Sünde tief in ſeinem Herzen, er klagt ſeine Unwürdigkeit vor Gott, und erkennt in ſeiner Noth, ſeiner Drangſal eine Strafe ſeiner Schuld. Von den Wogen des Todes umringt, von den Banden des Verderbens umſtrickt ruft er zu ſeinem Gott; heilig halten will er ſein Recht, ſo hofft er auf ſeine Hülfe, daß er ihm ſei Fels, Hort und Erretter. Den 23. Pſalm nennt Bunſen's Bibelwerk eins der innern Lebensbilder, welche hinreichen um David's Einfluß auf ſeine Zeit und die folgenden Jahrhunderte zu erklären; iſt das

Lied von ihm, so hat er den Grundton seines Gottesgefühls nirgends wohlthuender und melodischer ausgesprochen als in den Versen:

Der Ewige ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln:
Auf grünen Auen lässet er mich lagern,
Zu friedlichen Wassern leitet er mich.
Meine Seele erquicket er,
Führet mich in Geleisen des Heils um seines Namens willen.
Müßte ich auch wandern durch ein todfinsteres Thal,
Ich fürchte kein Unglück, denn du bist bei mir.
Dein Stecken und Stab die trösten mich.

Mit ursprünglicher Gewalt, mit aufquellender Begeisterung mit schöpferischer Fülle hat David den Ton angeschlagen, der nun die Jahrhunderte fort erklingt. Allmählich kommt mehr Betrachtung an die Stelle der leidenschaftlichen Erregung, und neben dem Gefühlserguß des einzelnen im Drange der Ereignisse tritt das für den Tempeldienst der Gemeinde Gedichtete. Manchmal finden wir auch Ausbrüche der Leidenschaft ohne Klärung und Versöhnung, oder Reflexion ohne Gemüthsbewegung, und wo die Elemente echter Poesie so sich sondern, da sind auch die Psalmen ohne rechtes Leben. Aber die meisten sind herrlich, wir haben in dem Buch eben die Blüte der religiösen Lyrik vor acht- oder neunhundert Jahren, es ist aus fünf kleinern Sammlungen allmählich erwachsen, ein Gesangbuch des Volks wie keine andere Nation ein edleres besitzt, das Vorbild für den Gemeindegesang des Protestantenthums und häufig in denselben aufgenommen.

David war Held und Sänger, sein Sohn Salomo war ein König des Friedens, prachtliebend, der Erbauer des Tempels. Die Juden waren ein mächtiges Volk geworden, sie traten in den Verkehr der alten Welt ein, ihr Blick erweiterte sich über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, und in der Ruhe des Friedens entfaltete sich der Trieb nach Erkenntniß und Weisheit. Der Geist vertiefte sich nicht mehr blos mit religiöser Innigkeit in sich selbst, er begann auch über die Dinge in der Welt, über den Zusammenhang der Geschichte und die Geschicke der Völker nachzudenken. So entsteht die Geschichtschreibung und die Philosophie, diese letztere jedoch nicht in der wissenschaftlichen Form des dialektischen Beweises, sondern im unmittelbaren Ausspruch der erkannten Wahrheit. Sie ergreift das Gemüth, sie wird mit dem Zauber des Verses bekleidet und wie zur Bestätigung durch

die äußere Wirklichkeit gern durch ein Bild veranſchaulicht. Hier ſteht wieder der König voran. Seine Weisheit zeigte ſich in ſinnigen Richterſprüchen, durch die er das verborgene Recht zu finden wußte, wie in den Räthſelſpielen, in welchen die Königin von Saba ſich mit ihm verſuchte. Er war der erſte aller naturwiſſenſchaftlichen Schriftſteller, wenn er über die Bäume ſchrieb von der Ceder auf dem Libanon bis zum Yſop der an der Wand ſproßt. Er gab dem Volksſprichwort ſeine künſtleriſche Ausbildung, und die Spruchweisheit der Hebräer ward dadurch an ſeinen Namen geknüpft, auch das Spätere ihm in den Sammlungen zugewieſen. Zur religiöſen Wahrheit geſellte ſich jetzt der Reichthum von Lebenserfahrungen und der ſcharfe Blick für das Wirkliche, und der Geiſt des Judenthums ſchuf danach ſeine Gedankendichtung. Wie wir die Urpoeſie und Urphiloſophie der Menſchheit in der Prägung und Bildung der Worte zum Ausdruck des Gedankens erkannten, ſo verknüpft auch das Sprichwort Sinn und Bild unmittelbar: eine beſondere Thatſache wird ausgeſprochen als die Trägerin einer allgemeingültigen Wahrheit, die Idee bleibt an das Factum geknüpft das ſie im Geiſt geweckt hat. „Kein Baum fällt auf den erſten Hieb" ſagt man um auszudrücken daß jedes größere Unternehmen fortgeſetzte und angeſtrengte Thätigkeit erfordert. Dieſe Verſchmelzung des Realen und Idealen eignet der Spruchdichter ſich an, und reiht gern mehrere Sprüche wie Perlen an dem Faden des gemeinſamen zuſammenhaltenden Gedankens aneinander, ohne ſie gerade logiſch zu verketten oder zu entwickeln. Den Hebräern kommt dabei die Form ihres Parallelismus zu ſtatten, und gern heben ſie den Sinn des im erſten Vers aufgeſtellten Bildes im zweiten Vers durch die eigentliche Rede hervor, z. B.:

Eiſen an Eiſen macht man ſcharf,
Und einer ſchärft den Blick des andern.

Oder man gibt ein Gleichniß:

Eine laufende Dachtraufe am Regentage
Und ein zänkiſches Weib ſind ſich gleich.

Ein goldner Ring in eines Schweines Naſe;
Ein ſchönes Weib ohne Verſtand.

Oder man fügt zum Satz einen Gegensatz:

Des Gerechten Mund ist ein Quell des Lebens,
Doch der Frevler Mund verbirgt Gewaltthat.

Tief Gewässer ist der Rath im Herzen des Mannes,
Doch ein kluger Mann schöpft ihn heraus.

Die Väter aßen saure Trauben,
Und der Kinder Zähne wurden stumpf davon.

Die ersten neun Kapitel unserer Sammlung sind kernvolle Lehrsprüche eines Weisen an einen Jüngling, und die Warnungen vor den Buhlerinnen, vor dem üppigen Leben der Großstadt lassen die Blütezeit des Reichs erkennen. Dann folgen die volksthümlichen Sprichwörter in 13 Kapiteln, kurze naive Darlegungen der Lebensklugheit wie sie namentlich im Bürgerstand sich bildet. Es folgen wieder Worte der Weisen, und dann vom 25.—29. Kapitel neue Sprüche Salomo's, die König Hiskias zusammenstellen ließ, also eine Ergänzung der frühern, mit denen sie zuletzt der Ordner unsers Buchs verbunden hat. Den Sinn und die Absicht des Ganzen legt dieser in den Schlußworten nieder:

Die Furcht des Herrn ist der Erkenntniß Anfang,
Die Thoren verachten Weisheit und Zucht.

An Salomo's Namen knüpft sich ein anderes herrliches Werk, die duftigste Blüte weltlicher Lyrik aus Nordpalästina im 9. Jahrhundert v. Chr., das Hohelied. Es ist keine bloße Sammlung der ältesten und schönsten Volkslieder von Lieb und Treu, wie Herder wollte, als er das richtige Verständniß gegen die allegorisirenden Ausleger anbahnte und die eigenthümliche Schönheit orientalischer Poesie verständnißinnig erschloß; ebenso wenig ein Drama, wie Ewald behauptete, als er den leitenden Faden der Einheit und fortschreitenden Entwickelung richtig erfaßte; sondern ähnlich der Gitagowinda der Indier und so manchem Blütenstrauße neuerer Dichter die Darstellung einer Herzensgeschichte auf echt lyrische Weise in der Art daß die Stimmung der aufeinander folgenden Situationen bald im Einzel- und bald im Wechselgesang ausgesprochen wird. Alles ist in die Gegenwart gerückt, alles im Ton unmittelbarer Empfindung dargestellt, die Handlung dadurch sprungweise angedeutet, die Natur des Volksliedes künstlerisch durchgebildet, in der Composition ein reiches

Ganzes hervorgebracht. Ein Sehnſuchtsruf Sulamits nach ihrem Hirtengeliebten eröffnet die Dichtung. Der hatte ſie aufgefordert bei der Ankunft des Frühlings zu luſtwandeln, die Brüder aber hießen ſie des Weinbergs hüten. Dort ergeht ſie ſich und begegnet dem König Salomo und ſeinem Reiſegefolge; ſie wird nach einem nahen Luſtſchloß mitgenommen um dem Harem eingereiht zu werden. Salomo wirbt nun um ihre Liebe, er preiſt ihre Schönheit und der Chor der Frauen ſingt von dem Glück das ihr bevorſtehe; aber ihr Herz ſchlägt nur dem entfernten Geliebten, ſie vergegenwärtigt ſich wachend und träumend die ſeligen Stunden in ſeiner Nähe und lehnt damit des Königs Anträge ab. Sie wird endlich freigegeben und ihr Geliebter kommt ſie zu holen. Das Gedicht iſt ein Triumphgeſang reiner und treuer Liebe. Mag Salomo's Stimme wollüſtig ſchmachtend girren:

Deine zwei Brüſte ſind wie ein Pärchen
Von Zwillingsgazellen unter Lilien weidend.
Bevor noch weht die Abendkühle und die Schatten verſchwinden
Möchte ich gehen zum Myrrhenberge und zum Hügel des Weihrauchs;

wie Poſaunenton erklingt das herrliche Wort:

Stark wie der Tod iſt die Liebe,
Feſt wie die Hölle hält heiße Minne.
Ihre Gluten ſind Feuergluten,
Eine Gottesflamme.

Waſſerwogen löſchen die Liebe nicht,
Ströme fluten ſie nicht hinweg.
Böte einer all ſeine Habe um die Liebe,
Hohn und Verachtung würde ihm nur.

Die bald ſtolzen und geſuchten, bald üppigen Bilder, die Salomo braucht um Sulamits Schönheit zu feiern und ihre Gunſt zu gewinnen, ſtehen in charakteriſtiſchem Gegenſatz zu den holdſeligen Naturlauten, in welchen Sulamit ſelbſt oder in ihrer Erinnerung der Hirt von Weh und Wonne der Liebe ſingt. Dabei wird namentlich das Pflanzenleben mit ſeinen Blüten und Früchten hereingezogen um zu einer ſymboliſchen Sprache der Liebe zu dienen, der es ja eigen iſt alles auf den geliebten Gegenſtand zu beziehen, ihn in allem zu finden. In Bezug auf die Compoſition iſt manches minder deutlich oder allzu ſprunghaft, man empfindet den Mangel an Plaſtik und Anſchaulichkeit objectiver Darſtellung auch hier; aber dafür entſchädigt ein poetiſcher Duft,

eine Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, worin unser Lied von keinem andern Werk des Alterthums übertroffen wird. Tiefe Blicke in das Wesen der Liebe, der Sinn für die Schönheit der Natur und ein empfindungsvolles Mitleben mit ihr heimeln uns an. Wir sagen gern mit E. Meyer: „Was es so einzig über alle verwandte Dichtungen des Alterthums erhebt ist die wunderbare Harmonie der leidenschaftlichen Sinnlichkeit und der reinsten Sittlichkeit, die den unsichtbaren Pulsschlag des ganzen Liedes bildet. Der Seelenadel rein menschlicher Liebe kann nicht besser dargestellt werden. So wenig religiöse Elemente als solche sich hier finden, das Ganze ist doch von dem sittlichen Geiste des Hebräerthums durchdrungen, und zeigt wie dieser auch die weltliche Sphäre der Kunst verklärte und heiligte."

In Salomo's Zeit fand nun auch die hebräische Volkssage ihre schriftliche Niedersetzung, und zugleich erweiterte sich der Blick über die Grenzen der Heimat nach den andern Völkern und ihren Schicksalen; eine Geschichtschreibung begann mit dem festen Glauben an eine sittliche Weltordnung und mit einer unnachahmlichen Sicherheit, Klarheit und Naivetät des Ausdrucks fast ein halbes Jahrtausend vor Herodot, aber nicht minder anziehend als seine Musen, nicht so weltfreudig heiter wie sie, aber in dem wechselnden Wellenschlag von Schuld und Strafe, Buße und Begnadigung tiefsinnig und Gottes voll. Zum Naturmythus gab der geistige Gott keine Gelegenheit; auf erhabene Weise ward er als Schöpfer der Welt geschildert, der alle Dinge hervorruft durch sein allmächtiges Wort: Es werde! Den Menschen formt er zu seinem Ebenbilde und haucht ihm den eigenen Geist als Lebensathem ein. Zur Sittlichkeit und Freiheit berufen muß der Mensch geprüft werden auf daß er sich bewähre; aber er folgt der Lockung der Selbstsucht; der Sündenfall und der Verlust des Paradieses ist in schlichter Einfachheit der Erzählung der unübertreffliche geschichtliche Ausdruck ethischer Wahrheit. Nachklänge semitischer Mythologie sind hier und anderwärts vorhanden, werden aber geistig-sittlich verwerthet. Sie bewahrt auch die Geschichte Noah's und der großen Flut. Die altbabylonische Erinnerung erhält aber ein mehr ethisches Gepräge: um der Sünde willen werden die Menschen vertilgt, dem geretteten Gerechten aber strahlt als Bundeszeichen der Regenbogen des Friedens. Dann wird das Volksleben Inhalt der Sage und der ideale Gehalt tritt deutlich in der religiösen Färbung derselben hervor.

Der Ton ist so einfach und bestimmt daß wir überall die wirkliche Geschichte zu vernehmen glauben, nur daß sich das göttliche Walten in seiner Erhabenheit über die Natur nicht so sehr mittels ihrer denn als übernatürliche Wundermacht offenbart. Zum Epos haben die Sagen sich so wenig wie im alten Rom gestaltet. Lyrische Klänge begleiteten die Ereignisse, für eine objective treue poetische Darstellung derselben aber war die Phantasie zu erregt und empfindungsvoll, und die Richtung auf das Religiöse mochte die Wahrheit lieber im schmucklosen Gewand der Prosa als im glänzenden Schleier der Dichtung sehen. Auch ist der Mensch zu wenig für sich selbst, Gott zu sehr der allein Mächtige, der wahre Held, als daß Epos und Drama aufblühen könnten. Aber jene prosaische Erzählung ist so fern von aller Nebelhaftigkeit, und doch sind die Gestalten so reizend vom Duste der Urzeit umflossen, die Wirklichkeit ist so gemüthvoll und zugleich so ideal mit allen wesenhaften Zügen gezeichnet, die Geschichte so sinnvoll zum Spiegel für der Menschen sittliches Verhalten wie für Gottes Weltregierung gemacht, das Kindliche, volksthümlich Verständliche ist so ausdrucksvoll der Träger des idealen, allgemeingültigen Gehalts, die menschlichen Angelegenheiten werden so frisch und mustergültig, so naiv und bedeutungsvoll zugleich behandelt, das immer Wiederkehrende ist so einfach und vorbildlich dargestellt, die Patriarchenluft weht uns so labend und erquicklich an, daß diese hebräischen Urkunden gleich den Homerischen Gesängen zu den Grundbüchern der Menschheit gehören und alle nachfolgenden Geschlechter zu ihnen als zu einer der ursprünglichen Quellen echter Naturanschauung und gesunden Lebens sich hinwenden. Die Phantasie ist nicht so blühend, die gestaltende Kraft nicht so freischaltend wie bei den Griechen, aber alles trägt hier wie dort den Charakter des Erlebten, nicht des Erfundenen, sondern Erfahrenen, und die erhabene Weihe religiöser Wahrheit ist über das Ganze ausgegossen.

Die Erzväter sind auch für die bildende Kunst in der christlichen Welt so wichtig geworden, weil sie die Urbilder des Lebens, die Werkzeuge des göttlichen Segens für alle Zeit darstellen; die biblische Geschichte hat bereits das Zufällige und Vergängliche abgestreift und das immerdar Geltende ins rechte Licht gesetzt. Abraham ist der Anfänger einer neuen Entwickelung, sieghafter Held und frommer Diener des Herrn, selbständig an Geist und Macht. Isaak vertritt das nachfolgende Geschlecht, das sanft und

treu das Gegebene bewahrt und ſich ſeiner Segnungen erfreut; in ihm und Rebekka iſt das Familienleben in ſeiner Tüchtigkeit verherrlicht. Jakob der Liſtige und Iſrael der Gotteskämpfer in einer Perſon repräſentirt die Doppelſeitigkeit des Judenthums nach ſeinem ſchlauen und zähen Erwerbſinn und nach ſeiner Glaubenskraft. Die anmuthige Erzählung von Joſeph klingt ſchon wie das Vorſpiel ſpäterer orientaliſcher Märchen, und iſt doch die ewig wahre Geſchichte wie die böſen Anſchläge und verkehrten Plane der Menſchen durch die Vorſehung zum Heil gewandt werden: die Brüder die ihn verkaufen um den Träumer los zu ſein, bahnen ihm den Weg zu den höchſten Ehren, die er durch Weisheit und Tugend erlangt, bis er endlich noch der Retter und Helfer der Seinen wird. „Ihr gedachtet es böſe zu machen, aber Gott hat es gut gemacht", dies herrliche, troſtreiche, für die Geſchicke der Menſchen ſo vielfach lichtſpendende Wort ſpricht die Erzählung ſelbſt als den Sinn des Ganzen aus. — In einigen Gegen- und Nebenhelden wie Ismael und Eſau ſind verwandte Stämme vertreten. Ismael iſt der Wüſtenaraber, unbändig wie der wilde Waldeſel, Eſau verliert das Erſtgeburtsrecht gleich den Edomitern, die nicht zu höherer Bildung fortſchreiten und von Iſrael überwunden werden.

Dieſe in dem erſten Buch Moſis enthaltenen Erzählungen und die daran ſich anreihende Geſchichte des Auszugs aus Aegypten und der Geſetzgebung ſind aus mehreren Schriften zuſammengeſtellt, deren erſte und älteſte, von Ewald das Buch der Urſprünge genannt, die Grundlage bildet, an die eine zweite ſich ergänzend anſchließt; der Verfaſſer von jener wird gewöhnlich der Elohiſt genannt, weil er in der vormoſaiſchen Zeit für Gott den Namen Elohim braucht, der Verfaſſer der zweiten heißt Jehoviſt, weil er den fälſchlich Jehova ausgeſprochenen Jahvenamen von Anfang an hat; jener ſchreibt poetiſcher und einfacher, dieſer rein proſaiſch und mehr betrachtend. An ſie ſchließen ſich jene Predigten über das Geſetz, die im fünften Buch Moſis dem Geſetzgeber in den Mund gelegt ſind und in ſeinem Geiſt den Geiſt ſeiner Ordnungen darlegen, wie ſich derſelbe im Lauf der Jahrhunderte entwickelt hatte. Entſchieden und rückſichtslos wo es die Bewahrung der reinen Religion gilt athmen dieſe Reden einen humanen Geiſt und zeigen den Einfluß der großen Propheten auf den Verfaſſer. Die Werke zuſammen ſind für die Literatur was für das ganze Volk das Wirken des Moſes war, und ver-

dienen es ſeinen Namen zu tragen. Nöldeke nennt den Pentateuch die Quinteſſenz der ganzen hebräiſchen Literatur: es herrſche in ihm auch eine ſtarke Abwechſelung des Inhalts wie des Tones: wir haben da detaillirte Opfervorſchriften, einfach bürgerliche Geſetze und herzliche Ermahnungen, kurze Berichte in bloßen Umriſſen und ausführliche Darſtellungen voll unerſchöpflicher Lebensfriſche, ſyſtematiſch künſtliche Aufzählungen und die ſchönſte Poeſie: kurz der Pentateuch iſt eine Welt im kleinen.

Das Buch Joſua ſchließt ſich dem Pentateuch unmittelbar an. Das Buch der Richter verhielt ſich urſprünglich zu den Sagen und Volksliedern treu und alterthümlich wie die Lombardenchronik des Paulus Diakonus zu ähnlichen Quellen, ward aber in einem erbaulichen Ton überarbeitet.

In der Theilung des Reichs nach Salomo (975 v. Chr.), in der Bedrängung durch größere Nachbarſtaaten, im Sturz der politiſchen Selbſtändigkeit kam den Juden mehr und mehr zum Bewußtſein daß ihre Miſſion keine blos weltliche, ſondern eine geiſtige ſei, die Hinleitung der Menſchheit zur wahren Religion, die Abwendung vom Aeußern auf das Innere. Die Zeit der nationalen Noth ward zur Läuterung für die Geiſter. Die Geiſtigkeit Gottes war bei ihrer erſten Erkenntniß in ihrer Erhabenheit über die Welt von dieſer zu ſehr geſchieden und losgeriſſen, und dadurch war das Verhältniß der Menſchen zu Gott kein recht inniges und lebendiges, ſondern ein contractliches geworden, ein Bund war geſchloſſen zwiſchen Jahve und dem Volk wie zwiſchen zwei Parteien, und die Menge meinte durch vorgeſchriebene äußerliche Handlungen könne dem Willen Gottes genügt, die Befolgung des Geſetzes müſſe durch weltlichen Lohn vergolten werden, die Darbringung von Opfern aus dem Segen des Feldes oder der Heerde könne die Hingabe der Perſönlichkeit an Gott erſetzen. Da nun bildete ſich allmählich im Anſchluß an die Wahrheit des Judenthums die Ueberzeugung daß ſtatt des Bundes der Gerechtigkeit ein Bund der Gnade noth thue, daß der Wille Gottes nicht ein äußeres Geſetz ſei, vor dem der Menſch in knechtiſcher Furcht ſich beuge, ſondern das in kindlicher Liebe ihm eigen gewordene Princip ſeines innern Lebens, daß Gott durch das Opfer des Herzens verſöhnt werde, daß in der Gemeinſchaft mit Gott das wahre Glück und der Lohn der Tugend beſtehe, daß aber dies neue Verhältniß der Gottinnigkeit durch eine Perſönlichkeit müſſe begründet werden, die in ſich die Einheit göttlicher und

menſchlicher Natur darſtelle und denen mittheile welche ſich ihr anſchließen. Und die Erwartung dieſes Geſalbten Gottes, des Meſſias, in welchem die hebräiſche Phantaſie das Ideal ebenſo als ein zukünftiges geſtaltete wie ſie es in Abraham als ein vorzeitliches anſchaute, läuterte ſich mehr und mehr von der Vorſtellung weltlichen Glanzes zu der Hoffnung daß er durch innere Kraft die verſtockten Herzen bekehren, die Welt umbilden und mit Gott verſöhnen, das Reich Gottes auf Erden errichten werde.

Die Träger dieſer Fortbildung des Judenthums zum Chriſtenthum hin waren die Propheten. Sie deuteten das Leben der einzelnen wie die Geſchicke des Volks, indem ſie überall die Hand des Herrn erkennen lehrten und im Vertrauen auf die ſittliche Weltordnung aus der Gegenwart zu ihr die Zukunft nicht ſo ſehr in beſondern Ereigniſſen als im großen Gang der Dinge verkündigten. Die Geſetze der Natur, die ſittliche Weltordnung, die allgemeinen Wahrheiten welche das Leben beherrſchen, ſind die großen Gedanken Gottes, die der Menſch, im göttlichen Geiſte geboren, damit in der Tiefe ſeines Weſens trägt und ſich zum Bewußtſein bringen ſoll; dadurch kommt er zum Gefühl ſeiner Gemeinſchaft mit Gott. Das Offenbarwerden dieſer Wahrheiten in ſeiner Seele erleuchtet dieſelbe, und ſie erſcheinen anfänglich nicht in wiſſenſchaftlicher Vermittelung, ſondern in der Unmittelbarkeit der Anſchauung, als ein Geſicht das im Gemüth aufſteigt und im Bild einer beſondern Erſcheinung das Allgemeine erblicken läßt. Es iſt das göttliche Ich als das univerſale welches das in ihm geborene menſchliche Ich fortwährend durchdringt; wie das menſchliche ſich von ihm abſondert und ihm ſich entgegenſtellt im Irrthum und in der Sünde, ſo greift das göttliche überwältigend über das menſchliche, bezeugt ſich in ihm, offenbart ſich in ihm durch die Stimme des Gewiſſens oder in dem plötzlichen Klarwerden ewiger Wahrheit. Daß dieſe Eingebung von innen heraus wie alle geiſtige Mittheilung nicht eine fertige Ueberlieferung, ſondern die Erregung zu eigener ſelbſtthätiger Gedankenerzeugung iſt, daß der Menſch die innere Regung menſchlich geſtalten muß, habe ich in der „Aeſthetik“ (ſ. die Lehre von der Phantaſie) ausführlich dargethan, und das Zuſammenwirken göttlicher und menſchlicher Perſönlichkeit als ein fortdauerndes auf allen Lebensgebieten erwieſen. In dieſen Kreis gehört das Prophetenthum.

Das Poetiſche und Prophetiſche grenzen nahe aneinander. Das Unfreiwillige im Aufleuchten der Gedanken, der unwiderſtehliche Trieb zur Ideengeſtaltung, das Hervorbrechen einer göttlichen Gewalt iſt die Form die beide von allem Gewöhnlichen, von dem Wirken ſelbſtbewußter Reflexion und willkürlicher Erfindung unterſcheidet. Wo eine Wahrheit zuerſt ſich hervordrängt, ſagen wir mit Ewald, da ergreift ſie den einzelnen, in deſſen Geiſt ſie ſich Bahn bricht, heftig und ſtark, ſie kommt nicht abgeleitet, abgeſchwächt und halb zu ihm, ſondern ganz, unmittelbar, übermächtig; wo ſie aber ſo kommt da kommt in und mit ihr Gott ſelbſt, der von der Wahrheit nicht zu trennen iſt. Daher die Gewißheit des Propheten von ſeinem Erfülltſein durch Gott, der ihn beſitzt, dem er nicht widerſtehen kann; die höhern Gedanken zucken wie Blitze, hallen wie Donnerſchläge durch die gewöhnlichen Meinungen und Beſtrebungen. Aber die Offenbarung iſt nicht das Werk einer fremden Macht, unſer innerſtes Weſen iſt ja Gott, der Lebensgrund aller Dinge, und ſo findet der Geiſt ſich in der Wahrheit, ja kommt durch ſie erſt wirklich zu ſich ſelbſt, und weiß das in der Begeiſterung des Augenblicks Geſchaute feſtzuhalten, ſich zu vermitteln, in der Welt anzuwenden.

Auf dieſe Weiſe ſind Propheten die erſten Gründer aller Religion, und religiöſe Reformatoren wie Zarathuſtra, wie Sokrates gehören in ihren Kreis, Abraham und Moſes waren Propheten. Vornehmlich aber gilt der Name von den Männern die innerhalb des Judenthums die Religion des Geiſtes bewahrten und ausbildeten. Hier ſtehen ſie wie die Glieder einer großen elektriſchen Kette durch mehrere Jahrhunderte, und ihr Wirken hat durch eine eigenthümliche Literatur in prophetiſchen Büchern Geſtalt gewonnen. Ueber jeden muß der Geiſt des Herrn einmal gekommen ſein; „er muß einmal die göttliche Kraft der Wahrheit gegenüber der ganzen Welt, und ſich als allein in ihr lebend und webend erkannt haben; einmal muß er ganz in die göttlichen Gedanken eingegangen und von ihnen gefeſſelt in dieſer Feſſelung Kraft und Freiheit gefunden haben"; — dadurch ſteht er auf der hohen Warte, erkennt er das Geſetz der Dinge in der Vergangenheit und für die Zukunft; ſeine Verkündigung iſt eine poetiſche Philoſophie der Geſchichte. Er ſpricht nicht ſowol allgemeine Lehrſätze beweiſend aus, er ſieht das Allgemeine in einem beſondern Fall, und auf das Beſondere gerichtet macht er es zum Bild und Gleichniß des Allgemeinen und Ewigen, und lichtet

damit das Dunkel, ſchlichtet die Verworrenheit der Verhältniſſe, indem er in ihnen die Idee begründet. Oft ſtellt der altteſtamentliche Prophet ein Bild allein hin und reizt das Volk zu ſelbſtändiger Deutung an, bis er dieſe dann auch folgen läßt. Oder er macht ſich ſelbſt zum Bild, legt ein Joch auf ſeine Schulter und geht barfuß zum Zeichen der Gefangenſchaft und des Unglücks, das über das Volk kommen wird, oder zerſchmettert einen Topf in Scherben um darzuſtellen wie das Reich zertrümmert werde, oder legt Hörner an wie ein zermalmender Sieger im Vorgefühl des Glücks und der Erhebung, oder gibt den eigenen Kindern bedeutungsvolle Namen zum Zeichen daß dieſe Namen erfüllt ſein werden ſobald die Kinder ſie ausſprechen können.

Die Propheten waren Wächter des Geſetzes und Geiſtes gegenüber der Naturvergötterung und dem Baaldienſt wie gegen die Tyrannei weltlicher Herrſchaft; göttliche Demagogen hat Herder ſie genannt, Meier das laut werdende Gewiſſen des iſraelitiſchen Volks; ſie waren Volksredner und wollten daß Iſrael im Innern ſittlich frei und einig werde; ſie wirkten im Hinblick auf eine begeiſternde Zukunft, der ſie den Weg bahnen, deren entzückendes Bild einen Schimmer der Verſöhnung in die zornigen Strafworte gegen die Mitwelt wirft. Anfangs ſind ſie nur Männer der That und des mündlichen Worts, nicht der Schrift; ſo Elias, der größte aus dieſem Kreis, der wie verzehrendes Feuer hervorbrach gegen die Abgefallenen und Ungläubigen, aber ſelbſt die innere Erfahrung machte daß der Herr nicht im Wetterſturm, ſondern in ſanften Wehen kommt; die kühne Bildlichkeit der Rede, in der er ſeine Anſchauungen ausſprach, der erhabene Eindruck ſeiner Perſönlichkeit iſt dann von der Volksſage in wunderbaren Geſchichten ausgeprägt, und dieſe ſind ſelbſt wieder mit prophetiſchem Geiſte dargeſtellt worden. Dann folgten die herrlichen Geſtalten eines Jeſaias und Jeremias, die zum Wort und zur Bewähr des Worts durch That und Leiden auch die Schrift, die künſtleriſch zuſammenfaſſende Darſtellung ihres Wirkens geſellten, bis endlich die Zeit kam in welcher das rein ſchriftſtelleriſche Wirken ſtatt des lebendigen Wortes eintrat, dabei aber einzelne Blüten von hoher Vollendung trieb. Die Sprache iſt bei den ältern Propheten gedrungen und dichteriſch, wenn auch in freierer Form als die lyriſche Poeſie, und mehr redneriſch gewaltig; ſie liebt die volksthümliche Friſche des Sprich-

worts und die Eindringlichkeit des Wortspiels, das im Klang der Rede eine Symbolik für den Gedanken findet: die Gebetstätte Betel wird zum Bettel, todt ist Anathot, die Lust Verlust; dem Apfel gleicht Israel zum Abfall reif; wer sich nicht bewährt wird nicht bewahrt; ich traue Gott und trauere nicht. Die spätern Propheten, die schriftstellerischen, stehen nicht so unter der Herrschaft der sie bewältigenden Gefühle, und ihre Werke sind deshalb mehr betrachtender Art, ruhig im Lehrton der Prosa entwickelnd oder die Gedanken allegorisch in Gesichte einkleidend; die Weihe der Wahrheit gießt ein mildes Licht der Verklärung über die vorzüglichen ihrer Werke.

Die Anschauungen die sich innerhalb des Prophetenthums entwickelten, hat Bunsen also formulirt: „Die Religion des Geistes ist die der Zukunft und soll allgemeines Gut der Menschheit werden. Darum muß das Aeußerliche, das sich an ihre Stelle setzt, untergehen durch ein Gottesgericht. Die Errettung des Volks wird kommen von einem Herrscher, einem Sprossen David's, welcher ein Reich ewigen Heils und Friedens in der Welt aufrichten wird. Die bewußte fromme Hingabe des Lebens für Volk und Menschheit zur Ehre des Gottesreichs ist die Ueberwindung der Welt und die Versöhnung der Menschheit mit Gott. — Hinter dem dunkeln Gewölk der Gegenwart, das sich um Zion gelagert, erblickten sie das helle Licht einer von dort ausgehenden allgemeinen Erleuchtung und innern Heiligung, wie sie erfolgt ist."

Das älteste prophetische Buch ist das von Joel. Bei ihm herrscht der Dichter fast vor dem Seher, so anschaulich ist seine Schilderung, wie die Heuschreckenschwärme gleich einem Kriegsheer heranziehen, wie sie ein jeder in seinem Wege gehen und nicht abbeugen, gleich Helden die Mauern besteigen und durch Speerwürfe nicht im Lauf unterbrochen werden. Darum soll der Bräutigam aus der Kammer und die Braut aus dem Gemach gehen und Kinder und Greise zu einer heiligen Versammlung vor Gott zusammentreten, daß er sich erbarme. Aber nicht die Kleider, sondern die Herzen sollen zerrissen werden. Und aus dieser Buße, zu der die Noth treibt, geht dann der Tag des Herrn hervor, der seinen Geist ausgießen wird über alles Volk, daß alle Greise weissagen und alle Jünglinge Gesichte schauen. Doch nur die Juden, meint Joel, sollen des Heils theilhaftig werden, und Rachedurst gegen die Feinde, Nationalhaß und irdische Hoffnungen

trüben den reinen Strom seiner Begeisterung, die ihn jene innige Lebensgemeinschaft mit Gott als das Heil verkünden ließ, das er für die nächste Zeit erwartete, das aber erst Petrus am ersten Pfingstfest für erfüllt erklärte.

Als damals die frohe Erwartung sich nicht verwirklichte, als äußere Feinde, innere Zerrüttung und Gottvergessenheit in Israel eindrangen, und die Weissagung Joel's vielen zum Gespötte ward, da vernahm Amos, der Hirt von Thekoa, den Ruf Gottes, und begann seine donnernde Strafpredigt.

Wenn der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten,
Wenn Gott der Herr redet, wer sollte nicht weissagen?

Von fremden Völkern anfangend und ihre Sünde als den Grund der göttlichen Gerichte darlegend zieht er den Kreis immer enger bis er bei Israel anlangt, und das Volk erinnert daß man die sittliche Weltordnung so wenig wie die Gesetze der Natur ungestraft antasten könne.

Wie? Laufen Rosse auf Felsen oder pflügt man das Meer mit Stieren,
Daß ihr verkehrt in Gift das Recht und in Wermut die Frucht der Gerechtigkeit?

Er der Sohn der Natur malt in erschreckenden oder lieblichen Naturerscheinungen den Tag des Gerichts, wo die Sonne am Mittag untergeht, die Erde erzittert, alle verwelken die auf ihr wohnen, und die Ungerechten auch im Abgrund des Meers die Macht Gottes fühlen, — und dem Tag des Friedens und Segens, wo sich der Pflüger an den Schnitter, der Traubenkelterer an den Samenstreuer reiht und die Berge vom Moste träufen. Die Assyrer erkennt Amos als Zuchtruthe in der Hand des Herrn. Auch die Heiden sollen nicht vertilgt, sondern zum alleinwahren Gott hingeführt werden, und mit dem im Feuer der Buße geläuterten Israel in sein Reich eingehen. Die Heilsbeschaffung aber, so erkennt Amos als der erste, verlangt einen Heiland, eine menschliche Persönlichkeit, in welcher Gott die Fülle seiner Kraft und Herrlichkeit offenbart.

Wie aus dem Schmerz der Liebe in Hosea's eigenem Gemüthe der Zorn hervorbricht, so hat er vor allen andern Propheten die Liebe Gottes aufs tiefste erfaßt. Zunächst ist es der Vater der seine Kinder mit Wohlthaten überhäuft, sie aber zum Dank dafür von ihm abfallen sieht, und nun sie straft damit er

ſie heile; denn er will ſie nicht verſtoßen, ſondern erlöſen und vom Tode befreien, und ſie ſollen Söhne des lebendigen Gottes heißen. Dann aber zieht ſich noch bedeutſamer durch das ganze Buch das Bild der Gattenliebe für das Verhältniß Gottes und der Menſchheit. In paraboliſcher Rede hebt der Prophet an wie er eine Buhlerin zur Ehe genommen, und wie er die Ehebrecherin eingeſperrt damit ſie ſich beſſere. Als Hurerei wird der Abfall Iſraels und der Götzendienſt geſchildert; die Strafe ſoll zum neuen Bunde führen. Jahve ſpricht:

So verlobe ich dich mir auf ewig,
Verlobe dich mir durch Recht und Gericht, durch Liebe und Erbarmen.
Ich verlobe dich mir durch Treue,
Und du wirſt den Herrn erkennen ...
Liebe habe ich gern und nicht Opfer,
Gotteserkenntniß lieber als Brandopfer.

Und dieſes Ehebundes von Gott und Menſchheit ſoll auch die Natur froh werden, die Vögel des Himmels und das Wild des Waldes ſollen ſeinen Segen genießen, Bogen und Schwerter ſollen ausgerottet werden. — Hoſea iſt durchaus Lyriker, die Empfindungen wogen auf und ab und die Rede iſt „ein leidenſchaftlich Stammeln". Die kühnen Bilder bleiben unvermittelt oder ſind durch Sprünge der Einbildungskraft verknüpft; das Ganze iſt ahnungsvoll andeutend, nicht klar auslegend, die Sprache voll ſinnlicher Farbe und Friſche, aber abgeriſſen und naturwüchſig rauh. Meier ſagt: „Die rein menſchliche Liebe der Geſchlechter, die in ihrer alles überwindenden Kraft zugleich die größte Treue und die reinſte Sittlichkeit in ſich ſchließt, iſt im Hohenlied auf die würdigſte Weiſe verherrlicht worden. Was dies Lied im Gebiete der weltlichen Volksdichtung das iſt Hoſea's Schrift unter den prophetiſchen Büchern, wobei die Liebe ebenfalls den innerſten alles bewegenden und belebenden Pulsſchlag bildet. Beide Stücke ſtellen zwar große Gegenſätze dar, aber ſie gehören zuſammen und bezeichnen den ewigen Parallelismus zwiſchen Himmel und Erde. Für Nordpaläſtina aber iſt es unſtreitig charakteriſtiſch daß gerade hier zuerſt das Evangelium rein menſchlicher und göttlicher Liebe verkündigt worden iſt."

Unter dem Namen Sacharja's ſind die Ausſprüche zweier vielleicht gleichnamiger Männer aus verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenem Stil der Darſtellung verbunden, da Ereigniſſe be-

rührt werden die sowol vor 700 als um 600 v. Chr. stattfanden. Die Rückkehr der in die Gefangenschaft Geführten wird verheißen, das Unglück wird das Volk geläutert haben für das messianische Reich, an dem auch die Heiden Antheil nehmen sollen. Es wird nicht durch Gewalt errichtet werden, vielmehr spricht der Herr:

Frohlocke mächtig, Tochter Zion, jubele, Tochter Jerusalem!
Siehe der König kommt zu dir, gerecht und siegreich kommt er,
Demüthig reitend auf dem Esel, auf dem jungen Füllen der Eselin.
Da will ich ausrotten die Wagen aus Ephraim und die Rosse aus Jerusalem;
Zerbrochen wird der Kriegsbogen und Friede den Völkern verkündiget,
Herrschend von Meer zu Meer, von Strom zu Strom bis an der Erde Grenzen.

An das Bild von der Ankunft des Friedensfürsten schloß Christus bei dem Einzug in Jerusalem sich an um sich dem Volk als den verheißenen Messias zu bezeichnen.

„Was selten in demselben Geiste vereinigt ist, die tiefste poetische Anregung und reinste Empfindung, die sich stets gleiche unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit mitten in allen Wirren und Wechseln des Lebens, und die echtdichterische Leichtigkeit und Schönheit der Darstellung, diesen Dreibund finden wir wie bei Jesaia (um 700 v. Chr.) in keinem andern Propheten verwirklicht, und müssen aus den sichtbaren Spuren des steten Zusammenwirkens dieser drei Kräfte auf das Maß der ursprünglichen Größe seines Geistes zurückschließen. In ihm treffen alle Mächte und alle Schönheit prophetischer Rede zusammen um sich gegenseitig auszugleichen; es ist weniger etwas Einzelnes was ihn auszeichnet als das Ebenmaß und die Vollendung des Ganzen.“ So Ewald. Es ist eben in Jesaias die Herrschaft des Geistes, welche die Kräfte des Gemüths und der sinnlichen Anschauung durchwaltet und lenkt, welche ihn damit auch zum Gebieter über die Form macht; er wird nicht fortgerissen von der leidenschaftlichen Bewegung des Herzens und dem Strudel der Ereignisse, er meistert sie vielmehr und ist aller Töne des Ausdrucks mächtig, am größten aber in einer wunderbaren Verflechtung der Bilder, in welcher eine Anschauung aus der andern hervorquillt und in ihrem Wogen und Wallen doch der eine Grundgedanke leuchtend aufgeht, gleichwie er dem Inhalte nach Drohung, Gebet und Hoffnung ineinander verwebt. Nach einer sittlichen Läuterung

nachdem ein Engel ihm mit glühender Kohle die Lippe gereinigt, trat er als Volksredner auf. Er griff die eingeriſſene Ueppigkeit und Pracht an, er ſtürzte die Reſte des Bilderdienſtes, die ſich hier und da immer noch erhalten, zu dem das Volk im Verkehr mit den Nachbarn ſo oft herabgeſunken; er ſchilderte die Zeitverhältniſſe mit großem Scharfblick für die Eigenthümlichkeit der Völker und ihre Machtſtellung, und warnte davor daß man bei den Ausländern, bei den Aſſyrern Schutz ſuche ſtatt bei Gott. Aber das nördliche Reich fiel durch Salmanaſſar, und bald lagerte ein aſſyriſches Heer vor Jeruſalem. Da raffte eine Peſt die Belagerer hin, und ſo kam die Rettung, die der Prophet in der Gewißheit des Gottvertrauens verheißen hatte; der Eindruck war ein gewaltiger, und im eigenen Erlebniß fand das Volk den Beweis daß der Herr es wol züchtigt zur Strafe, aber es nicht verderben will, und ſobald es zur Buße ſich wendet, ſein Helfer und Retter wird. Um ſo eifriger ſucht nun Jeſaias das ganze Volk zu heiligen, die ſittliche Freiheit zu verwirklichen. Die Ohnmacht der Aſſyrer galt ihm für eine Reinigungszeit; die verſtockten Herzen werden vertilgt, der Reſt aber wird bekehrt und zu Gnaden angenommen. Nicht äußere Opfer fordert Gott, ſondern Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Demuth. Von der Werkheiligkeit wird der Menſch auf die Geſinnung hingewieſen, durch das Gefühl der Krankheit, der Sündhaftigkeit werden die Herzen der Geneſung, dem Heil bereitet, das nicht als Verdienſt, ſondern als Gnade erlangt wird. Gottes Geiſt will unter ſeinem Volke wohnen. Von Einem aus, der die Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur in ſich darſtellt, wird ſich dieſelbe über alle verbreiten; aus David's Geſchlecht wird der Meſſias kommen, ein Held, ein Friedefürſt, reich an Rath, ein Hort des Geſetzes, der die Dulder aufrichtet und die Gewalthaber mit dem Stab ſeines Mundes niederſchlägt; das Recht wird der Gürtel ſeiner Hüften ſein und Treue die Gurt ſeiner Lenden. Auch die Heiden wird er zur Erkenntniß führen und ſein Friedensreich über die Erde ausbreiten. Auch die Natur wird an der Verſöhnung Antheil haben: der Wolf wird bei dem Lamme weiden und der Pardel bei dem Böcklein lagern, ein Knabe wird den Löwen leiten und ein Säugling das Auge des Baſilisken ſtreicheln. So hob Jeſaias das Bild des Meſſias über das blos Menſchliche in das Göttliche wunderbar empor, und das Neue Teſtament ſah ſeine Hoffnung in Chriſtus erfüllt.

An Jesaias schloß Micha nach Form und Inhalt sich an. Er fragt: Hat Jahve Gefallen am Blut der Widder und an Strömen Oels? Er verlangt daß man recht thue, Huld übe, demüthig sei; dann wirft er die Sünden in die Tiefe des Meers. Und die Völker ziehen heran zur Burg seines Hauses, daß er sie seine Wege lehre und sie seine Pfade wandeln. Denn von Zion wird Gottes Wort und Lehre ausgehen, und es wird Friede herrschen auf Erden, die Schwerter werden Karste und die Speere Winzermesser.

Das israelitische Volk konnte nur dann seine weltgeschichtliche Bedeutung und seine nationale Selbständigkeit behaupten, wenn es seinen Beruf in der religiösen Idee und deren Weiterbildung erkannte, sonst war es ein verschwindendes Anhängsel der benachbarten Staatenkolosse. Bei der Zerrüttung die schon vor der babylonischen Gefangenschaft im Reiche Juda unter assyrischen und ägyptischen Einflüssen um sich griff, verschwinden die sinnlichen Elemente, die Erwartungen äußern Glanzes in der Messiashoffnung, und man sieht das Heil mehr in dem neuen Geistesbunde mit Gott.

Das Buch Nahum's knüpft an die Belagerung Ninive's durch die Meder; dem Gewaltreich der Assyrer naht nun die gerechte Vergeltung. In Sturm und Wetter ist der Weg des Herrn, und Gewölk der Staub seiner Füße. Der Prophet sieht im Geist und schildert feurig und klar wie die Stadt fällt unter dem Jubel der unterdrückten Völker. Schwächer ist Zephanja, der von den siegreichen Medern erst noch ein Strafgericht über Israel, dann aber die bessere Zukunft erwartet. Er wiederholt bereits fast wörtlich aus ältern Propheten. Großartig ist bei der Ahnung von Jerusalems Untergang der freie Blick über die geistigen Geschicke der ganzen Erde. — Ein herrlicher Dichter ist wieder Habakuk, gleich groß im Gedanken und im Wort, voll ordnenden Kunstsinns, voll schlagender Kraft der Rede. Der Götzendienst ist gestürzt, und doch häufen sich von außen die Bedrängnisse des Volks. Da sieht der Prophet in ihnen weniger ein Strafgericht als eine Prüfung; der Gerechte wird durch seine Treue leben. Mit bitterer Klage ringt er nach der Lösung der Räthsel seiner Zeit. Er tritt auf seine Warte und späht von der Zinne, und erfährt daß der Ungerechte nicht lange besteht, der Gerechte aber, wenn er leidet, um so sicherer auf das künftige

Heil bauen könne. Und so betet er mit der Gemeinde daß der Herr im Gewitter heranziehe.

Den Himmel bedeckt dann sein Herrscherglanz und seine Macht füllt die Erde,
Und ein Licht gleich der Sonne kommt hervor, Strahlen zur Seite ihm, seiner Herrlichkeit Hülle;
Vor ihm geht Todesstachel, Todesflamme zieht nach seiner Spur.

Der bedeutendste Prophet dieser Zeit ist Jeremias. Weichen Gemüths ergießt er sich am liebsten in Trauertönen über den Untergang Judas, über die Gefangenschaft des Volks; seine Seele weint unablässig im stillen, weil die Heerde des Herrn von dannen geführt wird; durch die Wunden seines Volks ist er verwundet und ruft:

O würde mein Haupt zu Wasser und mein Auge ein Thränenquell,
Daß ich weinen könnte bei Tag und Nacht über die Erschlagenen meines Volks!

Und nicht blos daß Aegypter, Scythen, Chaldäer das Reich bedrängten und Nebukadnezar Jerusalem eroberte, die eigenen Könige lohnten dem Propheten seinen thatkräftigen Freimuth mit Verfolgung, Gefängniß, Todesdrohen. Aber auch in der Schlammgrube war der Herr bei ihm wie ein gewaltiger Held, und der Errettete ward der Tröster seines Volks. Solch vierzigjährigem Wirken und Dulden um der Wahrheit willen entströmten seine Gesänge, die sein Jünger Baruch aufzeichnete. Vom Untergang seines Volks erhebt er das Auge auf das Ganze der Menschheit, und aus der Zerstörung sieht er das Reich Gottes aufblühen; er weissagt dem Volk die Rückkehr und Herstellung und der Menschheit einen neuen Bund mit Gott; denn also spricht der Herr aus seinem Munde:

Ich gebe mein Gesetz in ihr Inneres, ich schreibe es in ihr Herz, nicht auf steinerne Tafeln;
Ich werde ihr Gott sein und sie werden mein Volk sein;
Dann werden sie nicht einer den andern, Bruder den Bruder belehren und sprechen: Erkennet den Herrn, —
Sondern sie alle werden mich erkennen vom Kleinsten bis zum Größten,
Da ich ihre Schuld verzeihen und ihrer Sünde nicht ferner gedenken werde.

In den prophetischen Reden des Jeremias vollzieht sich der Uebergang von dichterischer Darstellung zu erbaulicher Betrachtung

und Lehre. Die Klagelieder, die seinen Namen tragen, sind in der Form viel sorgsamer, ja schon gekünstelt, und es ist seltsam wie das von Schmerz über die Greuel der Zerstörung erschütterte Gemüth seine Seufzer in je 22 Strophen ergießen mochte die nacheinander mit den 22 Buchstaben des Alphabets beginnen.

Obadja hielt eine Drohrede gegen die Edomiter, die den Chaldäern im Kampf gegen Juda geholfen; dafür sollen sie unterworfen werden, wenn die Herstellung von David's Reich erfolgt.

Unter den in die babylonische Gefangenschaft fortgeführten Juden war auch Ezechiel, der am Flusse Kobar seinen leichtsinnigen Volksgenossen strafpredigend entgegentrat; allein er ist ohne neuschöpferische Kraft, und der Schriftsteller überwiegt den Propheten, was gleich anfangs hervortritt, wenn ihm der Herr nicht sowol seinen Geist einhaucht, als vielmehr ihm eine Rolle geschriebener Klagelieder zu verschlucken gibt um sie dann den Kindern Israel wieder mitzutheilen. In gelehrter Weise hält er sich an die Bücher Mosis und an Jeremias. Auch er verwendet symbolische Handlungen zur Darstellung von Gedanken, aber nicht in der Wirklichkeit, nur im Buch, und kommt geschmacklos auf widerliche Dinge. Den Mangel an phantasievoller Erregung sucht er dadurch zu ersetzen daß er seine Ideen allegorisch einkleidet und sie als Visionen darstellt; symbolische Erscheinungen, die dann gedeutet werden, enthüllen den Kern der Dinge in der Gegenwart und die Ahnung der Zukunft. Das bedeutendste Gesicht und von echt dichterischem Werth ist jenes wo ihn der Herr zum Thal der Gebeine führt und ihm gebeut sie ins Leben zu rufen, und die Gebeine sich mit Sehnen bekleiden, mit Fleisch umgeben, mit Haut überziehen, und der Geist über sie kommt und sie von neuem beseelt: so soll auch Israel auferstehen und vom Herrn begeistert wieder zur Heimat kommen.

Am Ende des Exils, die Befreiung durch Kyros erwartend, lebte der große Unbekannte, dessen Weissagungen den Schriften des Jesaias angehängt sind als 40. bis 66. Kapitel; daher er den Namen Pseudojesaias erhalten hat; vielleicht daß auch er Jesaias hieß. An ihm erkennen wir wie wirklich die Zeit der Leiden eine Läuterung war, wie Israel, von der Welt zurückgedrängt, sich in sich selber sammelt und vertieft; die Religion erhält sich ohne äußere Stützen, und der Volksgeist erkennt seine Mission in ihr. Daß Israel kämpfe und dulde für ein rein geistiges Ziel, daß der Weg zum wahren Sieg durch Leid und

Prüfung gehe, wird hier mit aller Wärme und aller Klarheit ausgesprochen; die Darstellung ist beredt, die Sprache blühend. Daß die Erkenntniß von Gottes unwandelbarer Liebe die Herzen rühren müsse, damit sie reuig sich ihm wieder zu eigen geben, das war ein Gedanke, den schon frühere Propheten angedeutet, der gegenwärtig seine Ausbildung findet. Und nun sah der Seher gottergebene Männer, die mit Treue und Glauben auch in der Noth am Herrn hingen, und dafür noch von den äußerlich Gesinnten verhöhnt wurden; die aufs Irdische gerichteten Gottlosen hatten den Fall des Reichs herbeigeführt und spotteten nun der Frommen, als ob sie verdientes Unglück erduldeten oder als ob ihre Frömmigkeit doch kein Heil bringe. Aber im Gefühl ihrer Unschuld und im Vertrauen auf Gott tragen die Edeln Schmerz und Schmach geduldig, und dieser milde Geist, diese Liebe im Leid wird endlich auch die Verstockten rühren und ergreifen, und die frommen Dulder, die schuldlos gelitten, werden dann die Führer des Volks, dessen Wiedergeburt sie veranlaßt haben, und der Herr wird sie verherrlichen. Aus diesen Ideen schafft nun der Prophet ein neues Ideal, das Bild vom Knecht Gottes, der den rechten Gottesdienst übt; verachtet und verabsäumt von den Menschen lädt er dennoch ihre Schmerzen sich auf; durch seine Wunden sollen sie heil werden. Gequält wird er, obwol er sich demüthigt und seinen Mund nicht aufthut wie ein Lamm das zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Mutterschaf das vor seinen Scherern verstummt. Man macht bei Frevlern sein Grab, obwol er keinerlei Unrecht vollbrachte. Wie die höhern Geister, die edelsten Gemüther so oft ein Opfer ihrer Erkenntniß, ihrer Liebe werden, aber wie gerade ihr Leiden und Sterben ihr Werk am meisten fördert, indem es die todüberwindende Macht der Idee bezeugt, dieser Gedanke ist dem Seher aufgegangen. Das ideale Israel, der Genius des Volks selber, der ein Martyrium für die Wahrheit und für die Menschheit auf sich nimmt, ist in dem Knecht Gottes personificirt; ein Mann wie Jeremias und ein Geschick wie das seine mochte die geschichtliche Grundlage bilden; seine volle und freie Verwirklichung, seine menschheitliche Vollendung fand es in Christus; es war die geistigste Weissagung, sie erhielt die treueste Erfüllung. Sein Volk zu trösten ist der Prophet gesandt. Der Herr will das Sühnopfer annehmen, der Becher seines Zorns soll nun den Feinden Israels credenzt werden; Babel sinkt in Staub. Was sind seine Bildgötter, von

Menschenhänden gegossen oder geschnitzt, gegen ihn der da thront über den Kreisen der Erde und den Himmel wie sein Lichtgewand ausbreitet? Er verwandelt die Zwingherren in nichts; er haucht sie an und sie verdorren, der Sturm rafft sie wie Stoppeln dahin! Er ruft seinem Volke:

Mache dich auf! Werde Licht! Denn es kommt dein Licht,
Gottes Hoheit glänzt über dir auf.
Finsterniß bedeckt die Erde und Nebelgewölk die Völker,
Aber die Völker gehen nach deinem Licht und Könige nach deinem Glanz.
Und es wird nicht sinken die Sonne, noch abnehmen der Mond,
Sondern der Herr ist dein ewiges Licht, und deine Trauertage sind zu Ende.

Israel soll das Priestervolk Gottes sein, der Tempel Jahve's ein Bethaus für alle. Der Himmel ist sein Thron und die Erde seiner Füße Schemel, was könnte man ihm für ein Haus bauen, der selber alles gemacht hat? Die zerknirschten Herzen sieht er gnädig an, den Gefangenen gibt er Freiheit, einen Kranz statt des Kreuzes. Wie der Regen, der vom Himmel kommt, erst wieder dahin zurückkehrt, wenn er das Land getränkt und befruchtet hat, so auch das Wort Gottes erst wenn vollbracht ist was es gewollt.

Kyros entließ die Juden aus der Gefangenschaft, aber das Volk brachte es nicht weiter als zu einer schwachen Nachahmung der zerstörten Verhältnisse, und dem entsprechend wiederholten auch die prophetischen Schriften frühere Verkündigungen um sie auf die Gegenwart anzuwenden. Die Gelehrsamkeit war größer als die Begeisterung; die Darstellungen der Vorgänger wurden zusammengefaßt und je weniger eine Erhebung des Volks aus den damaligen Zuständen durch blos menschliche Kraft möglich schien, desto mehr ward das Bild des Messias ins Uebermenschliche gesteigert. Haggai, Zephanja, Maleachi sind dichterisch nicht von Bedeutung. Der Messias heißt der Engel des Bundes; nach einem Strafgericht wird er das rechte Verhältniß zwischen Gott und Volk herstellen.

Nach einer ziemlich ruhigen Periode unter persischer Oberhoheit ward Judäa, als Alexander der Große gestorben war, der Zankapfel und Wahlplatz der Kriege zwischen den syrischen Seleuciden und ägyptischen Ptolemäern. Die Drangsale stiegen aufs höchste, als Antiochus Epiphanes Jerusalem eroberte und den Dienst der griechischen Götter forderte. Da trat der Ver-

faſſer des Buchs Daniel auf, und ſchrieb die ausgeſchmückten Sagen vom alten Propheten Daniel ſeinen Zeitgenoſſen zu Troſt und Erbauung nieder. Die viſionäre Darſtellungsweiſe bemächtigt ſich des ganzen Inhalts; die Geſichte und Bilder werden bis ins einzelnſte ausgeführt, die Geſchichte wird in der Form von Weiſſagungen der Zukunft geſchildert, wie es allerdings nach dem Erfolg möglich war. Die allgemeine Noth dünkt dem Verfaſſer nothwendig als Vorbereitung auf die meſſianiſche Zeit; den Meſſias ſtellt er ſich in menſchlicher Geſtalt vor, aber vom Throne Gottes auf Wolken des Himmels herabgekommen. Er braucht von ihm den Namen „des Menſchen Sohn", den Chriſtus ſich dann ſelbſt beilegte.

Blicken wir zurück auf die eigentliche Lyrik wie ſie uns in den Pſalmen vorliegt, ſo finden wir auch in ihr die Gedankenentwickelung und die Stimmungen des Volks im Lauf der Jahrhunderte abgeſpiegelt. Sie blüht beſonders in Juda, wo ein Mittelpunkt des religiöſen Lebens durch Salomo's Tempelbau gewonnen war. Zunächſt in der Zeit der großen Propheten begegnet uns ihr Geiſt des Muthes, des freudigen Gottvertrauens, und der Gedanke dringt durch daß der Herr ein Gott des Wiſſens iſt, der die Thaten wiegt, den Stolz zerbricht, die Schwachen mit Kraft gürtet. Und das macht dieſe Lieder ſo groß daß wie in jeder echten Volkspoeſie der Dichter ſich von der Nation getragen weiß und die melodiſche Stimme der Gemeinde iſt, die darum auch wieder ſeinen Pſalm gemeinſam ſingen kann. So klingt auch ſpäter beim Untergang des Reichs die Noth der Zeit aufs erſchütterndſte wieder, gerade die edelſten Seelen empfinden den Schmerz des Ganzen am tiefſten; aber über Zerriſſenheit und Verzweiflung ſiegt meiſt doch ein felſenfeſtes Vertrauen, das ſich gerade im furchtbaren Gemüthskampf bewährt.

Die bittere Frage wird aufgeworfen: warum doch dem Frevler alles gelinge? Der Sänger des 73. Pſalms ſchildert dieſer Welt gegenüber die Noth der Frommen, und ſinnt nach bis er begreifend eindringt in die Geheimniſſe Gottes und gewahrt wie die Böſen auf ſchlüpfrigen Boden geſtellt und dem Sturz nahe ſind. Gleich einem Traum nach dem Erwachen wird ihr Bild verworfen werden. Und ſo fragt der Dichter nichts nach Himmel und Erde, wenn er den Ewigen hat; ihm iſt es wonnig Gott nahe zu ſein und zu verkündigen alle ſeine Wunder.

Der 42. und 43. Pſalm bilden eine der ſchönſten Elegien.

Wie der Hirſch nach friſchem Waſſer, ſo ſchmachtet die Seele nach dem Herrn; ihr Weinen wird ihr zur Speiſe Tag und Nacht, wenn man ſie fragt: Wo iſt denn dein Gott? Da blutet das Herz; aber der Dichter rafft ſich auf:

Was biſt du gebeugt, meine Seele, und jammerſt du ſo?
Hebe dich aufwärts und hoffe auf Gott,
Gewiß werd' ich ihn noch preiſen,
Meinen Retter, meinen Gott!

Und als ein großartiger Refrain klingen dieſe Verſe immer wieder durch, ob das Unglück der Verbannung noch ſo ſchwer auf dem Herzen laſten mag.

Das Heiligthum iſt zerſtört, das Reich iſt verwüſtet, das Volk ins Elend, in die Fremde geführt; im Verluſt des äußern Lebens geht es dem Geiſte immer klarer auf, daß der geiſtige Gott nicht in Tempeln wohnt die mit Händen gemacht ſind, denn ſein iſt die ganze Welt und was ſie erfüllt; daß er nicht das Fleiſch der Stiere ißt, noch das Blut der Böcke trinkt, ſondern daß er Gehorſam, Ergebung, Liebe verlangt. Das herrliche Klagelied in der Verbannung endigt im Zornesausbruch gegen die Edomiter, die bei der Zerſtörung Jeruſalems mitgeholfen.

An den Waſſern Babylons da ſitzen wir und weinen,
Wenn wir Zions gedenken;
An den Weiden im Lande hängen wir die Harfen auf.
Denn dort fordern von uns unſere Bezwinger Geſänge,
Unſere Dränger Freudenlieder:
Singt uns doch von Zions Geſängen!

Wir wollen nicht ſingen die Geſänge des Herrn im fremden Lande.
Vergeſſe ich dein, Jeruſalem,
So vergeſſe mich meine Rechte!
Es klebe die Zunge am Gaumen mir feſt,
Wenn ich dein nicht gedenke,
Wenn ich nicht halte Jeruſalem
Für meiner Freude Gipfel.

Gedenke, o Herr, den Söhnen Edoms jenen Tag Jeruſalems!
Sie die ſprachen: reißt nieder!
Reißt nieder bis auf den Grund!
Tochter Babel, Verwüſterin,
Heil dem der dir vergilt was du uns gethan!
Heil dem der deine Kinder ergreift
Und ſie zerſchmettert wider die Felswand!

Der Gedanke an die Nichtigkeit aller Dinge, an die Hinfälligkeit des menſchlichen Daſeins herrſcht nun im Gemüth. Der Menſch iſt wie eine ſchnell verwelkende Blume, wie Gras das am Morgen grünt doch am Abend verdorrt, Mühe und Vergänglichkeit iſt ſein Los, doch der Herr dauert und bleibt eine ſichere Zuflucht, er der ehe die Berge geboren und die Erde gegründet wurden von Ewigkeit zu Ewigkeit Gott iſt. Vor ſeiner Herrlichkeit und Heiligkeit fühlt ſich der Menſch, der endliche, ſündhafte ſchuldig des Gerichts, betet aber um Reinigung und Gnade; denn das rechte Opfer iſt ein zerknirſcht und zerſchlagen Herz, und das rechte Gebet iſt um einen reinen Sinn und einen feſten Geiſt. Gern ſehen wir mit Hitzig im zweiten Jeſaias den Verfaſſer des ſo oft gebeteten Gebetes, das anhebt:

Sei mir gnädig, Gott, nach deiner Güte,
Nach deiner Barmherzigkeit tilge meine Uebertretungen.
Siehe in Miſſethat bin ich geboren
Und in Sünden hat mich meine Mutter empfangen. . .
Siehe, Wahrheit willſt du im Gemüthe,
So präge denn meinem innerſten Herzen Weisheit ein.
Entſündige mich mit Yſop daß ich rein werde,
Waſche mich daß ich weißer werde denn Schnee.
Laß mich Wonne und Freude hören,
Frohlocken müſſen die Hebräer die du zerſchlagen haſt.
Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz,
Und gib mir einen neuen feſten Geiſt.
Verwirf mich nicht vor deinem heiligen Angeſichte
Und deinen heiligen Geiſt nimm nicht von mir.
Laß mir wiederkehren die Wonne des Heils,
Und mit einem willigen Gemüth rüſte mich aus.

Als nun von Kyros die Erlöſung aus der Verbannung kommt, da heißt es gar rührend ſchön:

Wir waren wie Träumende
Als der Herr die Gefangenen Zions zurückgeführt;
Da füllte ſich mit Lachen unſer Mund
Und unſere Zunge mit Jubel.

Da ſprach man unter den Heiden:
Der Herr hat Großes an ihnen gethan.
Der Herr hat Großes an uns gethan,
Deß ſind wir fröhlich.

Herr, wende unſere Leiden
Wie du mit Quellen die Wüſte träuſt.
Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten.
Wol geht dahin und weint wer den Samen ſtreut,
Doch kommt in Jubel heim wer ſeine Garben bringt.

Die Rückkehr aus dem Exil, der Wiederaufbau des Tempels war das Zeichen einer Wiederherſtellung des alten Judenthums eben als Reſtauration. Das Alte war das Heiliggewordene, Unantaſtbare, der Geiſt ward an den Buchſtaben gebunden; das Geſetz war in einem anerkannten Schriftwerk niedergelegt, und die Schriftgelehrten umgaben es mit einem Zaun um auch die kleinſte Uebertretung zu verhüten, ja eine Menge Dinge wurden geboten oder unterſagt damit die Möglichkeit oder Gefahr der Uebertretung ausgeſchloſſen war. Statt der lebendigen Offenbarung im Gewiſſen ward das Aeußere, worin die Religion ſich bewegt, für heilig geachtet, das Sichtbare überwuchs das Unſichtbare, der Schein das Weſen, und Einrichtungen, Geräthe, Oerter wurden heilig genannt. Da blühte die Poeſie nicht mehr in ihrer Naturfriſche, aber doch in klarer Kunſtvollendung, und gerade in ihr zeigt ſich der fortdauernde Herzſchlag der wahren Religion; das durch innere und äußere Erfahrung gereifte Gottesbewußtſein gibt einzelnen Liedern ihre Tiefe und Klarheit, wenn ein edles Gemüth von den Aeußerlichkeiten ſich wieder abwendet und ſich nach dem innerſten Weſen ſehnt. Bereits liegt eine Fülle von Gedanken vor, und die Sänger beginnen über ſie zu herrſchen. Die Hülfe iſt von Gott gekommen, es gilt ihm zu danken, ihn zu feiern. Da heißt es:

Wer unter dem Schirm des Höchſten wohnt
Und im Schatten des Allmächtigen weilt,
Der ſpricht zum Herrn: Meine Zuflucht, meine Burg,
Mein Gott, dem ich vertraue.

Denn er entreißt dich der Schlinge des Jägers,
Mit ſeinen Schwingen deckt er dich,
Seine Flügel bieten dir Schutz,
Schild und Schirm iſt ſeine Treue.

Da wird der Allgegenwärtige angerufen:

Wo ſoll ich hingehen vor deinem Geiſt,
Wo ſoll ich hinfliehen vor deinem Angeſicht?
Stiege ich gen Himmel, ſo biſt du da,
Bettete ich mir in der Hölle, ſiehe ſo biſt du auch da.

Nähme ich Flügel der Morgenröthe,
Ließe mich nieder am Ende des Meers,
So würde auch dort deine Hand mich führen,
Auch dort deine Rechte mich faſſen.

Spräch' ich dann Finſterniß ſoll mich bedecken,
Nacht das Licht ſein rings um mich, —
Finſterniß wäre nicht finſter vor dir,
Nacht wie Tag, das Dunkel hell.

Die ganze Welt wird aufgefordert zum Preis des Schöpfers, des Erhalters. In leuchtenden Zügen wird das Bild der Natur entrollt, das Treiben und Streben des Menſchen vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne lebendig geſchildert; das Ganze wird zur Feier des Gottes der in allem waltet. Licht iſt ſein Kleid, den Himmel ſpannt er aus wie ein Zelt, Wolken ſind ſeine Wagen, die Flügel des Windes tragen ihn; er macht Stürme zu ſeinen Boten und Feuerflammen zu ſeinen Dienern. Er hat die Erde feſt gegründet, die Waſſer beben zurück vor ſeiner Donnerſtimme. Er läßt Quellen aus den Bergen ſprudeln und tränkt das Wild, und es ſättigen ſich und wachſen die Bäume, die Vögel ſingen in ihren Zweigen. Es ſprießt das Korn zur Nahrung der Menſchen, es gedeiht der Wein das Herz zu erfreuen. Gott ſchuf den Mond zum Maß der Zeit, und die Sonne kennt ihren Untergang. Da regen ſich die Thiere des Waldes, da brüllen die jungen Löwen nach ihrem Raub. Geht aber die Sonne auf, ſo ziehen ſie ſich zurück in ihre Höhlen; doch der Menſch begibt ſich an ſeine Arbeit bis zum Abend. Wie ſind die Werke Gottes ſo groß und ſo viel, wie weislich geordnet! Das Meer wimmelt von Fiſchen, und er thut ſeine Hand auf ſie zu ſättigen. Verbirgt er aber ſein Antlitz, ſo erſchrecken ſie, hält er den Athem ein, ſo vergehen ſie. Er erneut das Antlitz der Erde. Ewig dauert ſeine Herrlichkeit, und er freut ſich ſeiner Werke. So wollen wir ihm ſingen und ſpielen, und ſein uns erfreuen ſolange wir leben. — Da erſtaunt auch Alexander von Humboldt, in einer lyriſchen Dichtung von ſo geringem Umfang wie dieſer 104. Pſalm ein Bild des ganzen Kosmos dargelegt, mit wenigen großen Zügen Himmel und Erde geſchildert zu ſehen. Das Leben der Natur und das Treiben der Menſchen ſind einander entgegengeſtellt, und der Hinblick auf die Gottesmacht, die unſichtbar über beiden waltet, begründet das erhaben Feierliche dieſer Poeſie.

Ein anderer Psalm besingt die Führung Gottes im Geschick der Menschen, wie er dem Moses seine Wege kund that und den Söhnen Israels seine Thaten, wie er barmherzig und gnädig ist, und mit seiner Güte die Guten umschließt wie der Himmel die Erde. Als ein Vater erbarmt er sich seiner Kinder; die Ungerechten züchtigt er, und schmückt die Unglücklichen mit Sieg. Und wie die Gemeinde sein Lob als einen Segensprnch sang, so hallt es noch heute in der christlichen Kirche wider:

Nun danket alle Gott, der überall Großes thut,
Der da beglückt unsere Tage vom Mutterschos an,
Und an uns thut nach seiner Barmherzigkeit.
Er gebe uns ein fröhlich Herz
Und daß Friede sei in Israel,
Daß er bewähre an uns seine Liebe
Und erlöse uns! Amen.

Auch andere Werke der nachexilischen Zeit zeigen eine erfreuliche Kunstblüte bei volksthümlicher Grundlage. So die anmuthige Erzählung von der ährenlesenden Ruth, die einen anziehenden Blick in die Ehrenhaftigkeit des hebräischen Familienlebens gewährt und in einer ebenso einfachen als gewählten Sprache geschrieben ist. Der Dichter von Hermann und Dorothea nennt das Büchlein das lieblichste kleine Ganze das uns episch und idyllisch überliefert worden, und der Verfasser des Kosmos preist es als ein Naturgemälde von naivster Einfachheit und unaussprechlichem Reiz. — Lehrhaftern Ton schlägt das Buch Jonas an, eine Prophetensage, wahrscheinlich angeknüpft an das alte Lied von der wunderbaren Rettung, wie das Meer selbst als Ungeheuer den Dichter, den es schon verschlungen hatte, wieder ausspie; — das orientalische Gegenbild zum Arion der Hellenen. Daß bei Juden und Heiden die Trennung von Gott auf gleiche Weise Unglück bringt, aber die Fügung des Menschen unter den ewigen Willen wieder zum Heile führt, geht als gemeinsamer Grundgedanke durch die Geschichte von Jonas und von Ninive. Das Buch Esther ist ohne solch eine Weihe der religiösen Grundidee; Zufall, Willkür, Laune, Leidenschaft walten statt des göttlichen Rathschlusses wie in einer Novelle gewöhnlicher Art; auch beruht die Erzählung nicht auf Thatsachen, sondern der Verfasser will mit seiner Erfindung dem Purimfest, das die Juden nach der persischen Frühlingsfeier annahmen, eine historische Grundlage geben. Ueberhaupt kommen zu den stehenden Bildern und Redens-

arten über das Göttliche jetzt manche Gestalten und Züge aus der persischen Mythologie in das jüdische Bewußtsein und in die Literatur. Kommt doch die persische Lichtlehre mit ihrem guten Gott und ihrer sittlichen Richtung unter allen heidnischen Religionen dem Judenthum am nächsten, sodaß sich die Berührungspunkte leicht ergaben und das Böse als der Widersacher und Satan, göttliche und teuflische Kräfte als Engel und Dämonen personificirt wurden. Man entlehnte nicht, alles ward im hebräischen Geist wiedergeboren.

In der nachalexandrinischen Zeit drang griechische Bildung auch in Jerusalem ein, stieß aber bei den zähen Anhängern des Alten auf fanatischen Widerstand. Dabei wurden immer neue Scharen der Juden in alle Welt zerstreut, oder die Lust an Handel und Verkehr veranlaßte sie zu freiwilliger Auswanderung, und bald gab es eine ideale jüdische Colonisation ähnlich wie eine griechische über die ganze bekannte Erde. Platon, die Stoiker berührten sich jetzt mit der hebräischen Weisheit. Man liebte die allegorische Darstellung und suchte die alten Geschichten allegorisch auszulegen um die neuen Ideen in ihnen zu finden. Statt mit Goethe zu sagen „Es winken sich die Weisen aller Zeiten", da die Wahrheit nur eine ist und sie also in ihr sich begegnen, meinten die Juden daß die Griechen ihnen das Entsprechende entlehnt hätten. In der jetzt abgeschlossenen Sammlung der Sprüche Salomo's wird die Weisheit Gottes, die schon oft in der biblischen Poesie bewundert und gepriesen worden, förmlich personificirt und als das erste Geschöpf Gottes, als die künstlerische Bildnerin der Welt geschildert, die vor Gott spielt, die Natur durchdringt, ihre Freude an den Menschen hat. Sie ist der Beitrag den die religiöse Phantasie der Juden lieferte um im Zusammenwirken mit der hellenischen Philosophie, mit Heraklit und Platon, die christliche Logoslehre zu begründen. Die Sammlung stellt das alte Erbgut der Weisheit auf der Gasse, vermehrt durch die Erfahrungen neuerer Zeit, in einigen großen Gruppen zusammen. Der Prediger Salomo's hat nicht die glückliche Regierungszeit des Königs, sondern vielmehr den Verfall des nationalen Lebens, einen melancholischen Weltüberdruß, den Zweifel an der Wahrheit und an der Möglichkeit der Erkenntniß zum Hintergrunde. Alles ist eitel! lautet das letzte Wort. Darum genieße den Augenblick, doch, — da alles fraglich und der religiöse Zug im Judenthum unvertilglich ist, — ohne den Glauben an

die ſittliche Weltordnung aufzugeben. Es herrſcht ein Kreislauf aller Dinge; ein mittleres Maß iſt das vorzüglichſte; ein lebendiger Hund iſt beſſer als ein todter Löwe. — Die goldene Mittelſtraße, ein in Gott vergnügter Lebensgenuß wird auch im Spruchbuch von Jeſus Sirach gelehrt. Wie in den ſpätern Pſalmen finden wir eine liebevolle Naturbetrachtung. Auch hier wird die Weisheit perſonificirt und als die Verleiherin aller Tugend geprieſen. Zugeſpitzte Wendungen, geſuchte Redeblumen, ſchwülſtige Bilder laſſen allerdings einen reinen Genuß nicht recht aufkommen. Der Verfaſſer der Weisheit Salomo's hat am beſten das Große des Hebräerthums mit der Platoniſchen Anſchauung verbunden; er fordert die Machthaber auf, ſie ſollen in der wahren Religion die rechte Weisheit ergreifen; denn nichtig ſind irdiſche Güter, nur durch das Leben in der Erkenntniß Gottes wird Herrſchaft und Unſterblichkeit gewonnen. Die Weisheit iſt das Licht der Könige, die Beſchützerin der Frommen. Eine Gebetrede ſchildert die Gerechtigkeit Gottes in der Geſchichte. Das Körnige der Spruchrede, das Tiefe der Gedanken hat in Paulus und Johannes ſeine Fortbildung und Vollendung gefunden.

Von dem regen Geiſtesleben der am Euphrat und Tigris zurückgebliebenen Juden gibt uns das Buch Tobit Kunde. Es weht ein milder idylliſcher Hauch durch das Ganze, die tiefſten Probleme, die dem Hiob zu Grunde liegen, werden auch hier berührt, aber ohne ſo tragiſch gewaltige Conflicte friedlich gelöſt. Das Novelliſtiſche, Märchenhafte durchdringt ein tiefreligiöſer Zug, die Religion waltet hier vornehmlich im Heiligthum des Hauſes und weiht die Innigkeit des hebräiſchen Familienlebens; das Lehrhafte der hebräiſchen Poeſie iſt paſſend in die Form von Ermahnungen der Aeltern an die ſcheidenden Kinder, das Lyriſche in Gebete und Danklieder niedergelegt. Tobit iſt der Gute, Wohlthätige, Barmherzige; er wird verfolgt weil er die Todten begräbt. Warmer Koth aus einem Schwalbenneſt fällt ihm in die Augen, daß er erblindet. Da ſpotten ſie ſein in der Noth und Armuth die über ihn gekommen: was er jetzt von ſeinem Almoſengeben habe? Er aber bewahrt dem Herrn Treue, Verehrung, Ergebenheit. Seinem Sohne Tobias, der ausgeht eine Schuld beizutreiben, geſellt ſich ein guter Engel, Raſael, zum Geleit, wie Pallas Athene in Mentor's Geſtalt den jungen Telemachos begleitet. Aus der Leber des Fiſches, den der junge Tobias fängt, bereitet der Engel die heilende Salbe für des Vaters Augen, aus

dem Herzen ein Rauchwerk gegen den böſen Geiſt, der in der Brautnacht die Bräutigame der ſchönen Sarah erwürgt hatte, ſodaß der junge Tobias ſie ungefährdet heimführen kann. So wird der Glaube Tobit's gerechfertigt, und erkannt daß gerade weil er Gott geliebt, die Prüfung über ihn gekommen damit er ſich bewähre.

Und dies führt uns endlich zum herrlichſten Kunſtwerk des hebräiſchen Geiſtes, zum Hiob; ich ſtehe nicht an mit Guſtav Baur ihn Dante's Göttlicher Komödie an die Seite zu ſtellen, ihn das größte Gedicht von ſpecifiſch religiöſem Inhalt aus vorchriſtlicher Zeit ebenſo zu nennen wie die Göttliche Komödie das größte der chriſtlichen Welt iſt. Beide führen den Menſchen durch Irrthum, Schuld und Leid zur Wahrheit und Seligkeit; beide ruhen auf dem Grunde einer unbefangenen religiöſen Volksanſicht, und beſeitigen Zweifel und Verirrungen durch das tiefere, lebendigere Erfaſſen der urſprünglichen Wahrheit, durch perſönliche Aneignung derſelben. Hiob iſt die erſte Theodicee, die Rechtfertigung Gottes und ſeiner Weltregierung gegenüber dem Unglück und dem Böſen in der Welt; das Unglück iſt Strafe der Sünde, aber das Leiden iſt auch beſtimmt läuternd zu wirken, es kann zur Prüfung verhängt werden, und das Böſe ſteht unter der Herrſchaft der Vorſehung und muß ihr, muß dem Guten dienen. „Der Gang welchen die Löſung des Problems nimmt, führt aus der Hölle des Zweifels und der Verzweiflung durch das läuternde Feuer der Prüfung zur beſeligenden Anſchauung Gottes und ſeiner ewigen Wahrheit; auch das Buch Hiob iſt eine göttliche Komödie in drei Acten."

Für die Frage nach dem Verhältniß von Schickſal und Freiheit, von der ſittlichen That des Menſchen und ſeinem Unglück gab das volksthümliche Bewußtſein der Juden im Glauben an die moraliſche Weltordnung und ihre Herrſchaft auch über die Natur die Antwort daß es dem Menſchen ergehe nach ſeinen Werken, daß der gerechte Gott das Böſe mit Unglück ſtrafe, das Gute mit Glück belohne. Wenn nun aber der fleiſchliche Sinn Glück und Unglück im Beſitz oder Verluſt äußerer irdiſcher Güter ſah, ſo konnte andererſeits die Erfahrung daß auch Unſchuldige leiden den Leidenden ſelbſt wie den denkenden Betrachter zum Hadern mit Gott, zum Zweifel an ſeiner Macht und Güte führen. Der Streit und die Löſung dieſer Gegenſätze, die ihre Berechtigung bewahren, ihre Mängel abſtreifen, in einer richtigen Faſſung der

urſprünglichen Wahrheit iſt der Inhalt der Dichtung. Dem hebräiſchen Geiſte gemäß, der in ihr gipfelt, iſt ſie religiös, iſt ſie vorzugsweiſe gedankenvoll und zeigt ſie ein Beſtreben zu lehren, zu überzeugen. Der lyriſche Grundton offenbart ſich im Herzensantheil des Verfaſſers, der wie Goethe im Fauſt eine alte Volksſage ergreift um ſeine eigenen Seelenkämpfe, ſeine eigene Geiſtesgeſchichte in ihr auszuprägen; er zeigt ſich gleichfalls in der Art und Weiſe wie das innere Leben in ſeiner Erregung und Bewegung dargeſtellt wird. Aber die Form iſt die epiſche, die erzählende, wir haben eine epiſche Gedankendichtung, die Mitunterredner ſind Vertreter von Weltanſichten, von Geiſtesrichtungen; ein Dramatiker hätte ſie ſchärfer individualiſiren müſſen, ein Drama iſt der Hiob ſo wenig wie Platon's Gaſtmahl; der Erzähler hält beſtändig den Faden in der Hand, und umſpannt die Wechſelreden mit dem Rahmen der Begebenheit. Aber das Wort iſt echt dichteriſch, keine abſtracte Reflexion, ſondern voll Unmittelbarkeit der Empfindung, voll perſönlichen Lebens: die Gedanken entwickeln ſich aus den Situationen und gewinnen die Gewalt der Leidenſchaft, und eine befriedigende Harmonie iſt der Zweck des Ganzen. Echt epiſch iſt endlich die weltumſpannende Totalität, der Reichthum von Naturbildern, von Darſtellungen aus dem Menſchenleben in ſachlicher Treue und Anſchaulichkeit. Einige Schilderungen aus Aegypten und die angefügten Reden Elihu's haben ſich als ſpätere Zuſätze ergeben; daß der Menſch mit Gott nicht ſelbſtgerecht hadern und das Leid auch als Prüfung aufnehmen ſoll, das wollte ein anderer oder nachträglich der Dichter ſelbſt noch beſonders hervorheben. Sehen wir davon ab, ſo entwickelt ſich das Ganze in planvoller Geſchloſſenheit, und zeigt uns wie der gereifte bewußte Künſtlergeiſt den volksthümlichen Stoff, die alte Sage zur Vollendung führt. Das Werk ruht auf der Einheit von Denken und Geſinnung, von Vernunft und Gewiſſen; das Ewige, das Göttliche, ſoll nicht blos nach dem Hörenſagen, ſondern nach eigener Erfahrung aufgefaßt werden; die Furcht des Herrn iſt der Weisheit Anfang, das Böſe meiden iſt Verſtand. — Der Verfaſſer hat nicht vor den großen Propheten gelebt, er mag ihr Zeitgenoſſe geweſen ſein, er hat nicht den ungebrochenen Gottesglauben, nicht die Naturpoeſie der Zeit David's, er ringt ſich durch den Zweifel hindurch und zeigt ſein Nachdenken und ſeine Kunſt. Paſſend läßt Hitzig das Gedicht auf den Ruinen des zerſtörten Nordreichs entſtehen als Wider-

hall von deſſen erſchütterndem Untergang, in welchem für jeden nachſinnenden Frommen die unabweisliche Aufforderung lag ſeinen Glauben an Gottes Weltregierung zu ſichern um ihn nicht ganz zu verlieren. Wie Dante mußte der Dichter perſönlich gelitten und gerungen haben um aus eigenem Herzensdrang heraus ſo tiefempfundene Worte zu ſprechen, in welchen Hiob den Schmerz des endlichen Daſeins kundthut:

Hat nicht der Menſch Kriegsdienſt auf Erden,
Und ſind nicht wie des Lohnarbeiters Tage ſeine Tage?
Gleich dem Knechte der nach Schatten lechzt
Und gleich dem Tagelöhner der auf ſeinen Lohn harret —
Alſo ſind mein Erbtheil mir geworden Monate der Täuſchung.
Und Mühſals Nächte ſind mir zuertheilt.

Wol hundert Jahre vor Aeſchylos, dem Sänger des Prometheus, ſchuf unſer Dichter das titanenhafteſte geiſtesfreieſte Werk der hebräiſchen Literatur; er ſtellte ſich auf den rein menſchlichen Standpunkt, und gegenüber dem jüdiſchen Dogmatismus der drei Freunde führte er ſeinen Helden bis an die Grenze wo die Erfahrung daß Gottes Gerechtigkeit ſich keineswegs überall erkennbar ausprägt, daß auch die Unſchuld leidet, auch der Ungerechte triumphirt, den Glauben an eine ſittliche Weltordnung wankend zu machen droht. Es iſt ein Geiſteskampf ſchauerlichſter Art. „Hiob", ſagt Renan, „iſt der erhabenſte Ausdruck dieſes Aufſchreies der Seele; die anhebende Läſterung ſtreift an den Hymnus, ja ſie wird ein Hymnus, weil ſie im Grund eine Appellation an Gott iſt gegen die Lücken welche das Gewiſſen in Gottes Werken entdeckt." Hiob weiß was dem heiligen Gott gegenüber noththut: unbeugſame Wahrheit und Aufrichtigkeit; es ſträubt ſich in ihm alles gegen die Zumuthung einen ſcheinbar feſtern religiöſen Standpunkt zu erkaufen auf Koſten des natürlichen Wahrheitſinnes; aber damit wird er in den Augen der Freunde zum Freoler, der an der beſtehenden Glaubensſatzung rüttelt. In Wahrheit kommt Hiob gerade indem er die überlieferte Form des Glaubens ſchonungslos für immer zerbricht, Gott wirklich näher; er wird von Gott gerecht geſprochen, und die ſcheinbar Rechtgläubigen müſſen von dem kühnen Zweifler Fürbitte bei demſelben Gott erflehen deſſen Ehre ſie vertheidigt zu haben glaubten. Der redliche Zweifel hat ſich der Wahrheit näher erwieſen als der hartmüthige Entſchluß Nichtverſtandenes, aber Hergebrachtes zu vertheidigen, wie er bei denen feſtſteht welche nach

Hiob's treffender Rede zu Gunsten Gottes lügen und ihm zu Gefallen Unrecht thun. In diesem Sinn hat Hermann Schultz die Bedeutung des Buchs gerade für unsere Zeit erörtert.

Hiob ist durch Glück und Frömmigkeit ausgezeichnet und Gott freut sich seiner. Da tritt der Satan zu dem Herrn und spricht: „Recke deine Hand aus und taste an was er hat, dann wird er sich schon von dir wenden." Da gibt der Herr dem Satan Gewalt über alle Habe Hiob's, und seine Reichthümer, seine Kinder gehen zu Grunde. Er aber zerreißt sein Kleid und spricht: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt." Nun erbittet sich der Satan die Macht Hiob's Gebeine und Fleisch anzutasten, und schlägt ihn mit bösen Schwären von der Fußsohle bis zum Scheitel. Und der Dulder sitzt in der Asche und spricht: „Haben wir Gutes empfangen von Gott, warum sollten wir das Böse nicht auch annehmen?" Satan vertritt das negative Princip; dasselbe ist nothwendig damit das positive sich als solches bewähre; ohne Gegensatz kein Sieg. Damit ist aber der Gegensatz aufgenommen in das harmonische Ganze; er ist, auf daß er überwunden werde und dadurch zur Verherrlichung des wahren Seins diene. Darum erscheint Satan unter den himmlischen Heerscharen, und, wie das auch Goethe im Anschluß an unsere Stelle in seinem Prolog zum Faust gethan, der verneinende Geist, als ein Mittel in der Hand der Vorsehung, erhält Macht sowol das der Vernichtung Werthe zu zerstören, als auch das Gute zu versuchen, damit es die Prüfung bestehe und so die Krone verdiene. Durch diesen erzählenden Eingang hat uns der Dichter schon auf den Standpunkt gestellt von welchem aus das Unglück nicht blos als Strafe, sondern auch als Prüfung erscheint.

Drei Freunde kommen nun zum Unglücklichen, und sitzen bei ihm in schweigender Trauer sieben Tage lang. Wie er dann im Uebermaß des Schmerzes den Tag seiner Geburt verwünscht, da verweisen sie ihn auf die göttliche Gerechtigkeit; er werde, meinen sie, die Schuld seiner Leiden tragen, durch Sünde das Unglück verdient haben. Ihr Recht ist die Ansicht daß That und Geschick einander bedingen, daß eine sittliche Weltordnung herrscht; ihr Unrecht ist die äußerliche Fassung daß Frömmigkeit und irdisches Glück nothwendig zusammenhängen, irdisches Unglück eine Folge von Ungerechtigkeit sei. Hiob behauptet dagegen daß es Leiden auch ohne Verschuldung gebe, daß wer so heimgesucht

werde wie er, die Befugniß erlange, Gott zur Herſtellung des Rechts herauszufordern; er überſchreitet die Grenze, wenn er zum Zweifel an der Vorſehung und zum Hadern mit ihr fortgeht. Die Freunde erinnern daran daß keiner ganz ſchuldlos ſei, keiner deshalb die Ruthe Gottes verſchmähen dürfe; ſie ſchlägt und heilt. Aber wie Hiob im Zweifel ſich verdüſtert, da finden ſie eine Schuld in der Hartnäckigkeit mit welcher er Troſt und Ermahnung zurückweiſt, in der Vermeſſenheit ſeiner Reden. Sein ungeheueres Leiden erwägend wünſcht er wenigſtens nach dem Tode Anerkennung; aufweinend zu Gott findet er die Hoffnung der Erlöſung:

O würden meine Worte doch aufgeſchrieben, verzeichnet in ein Buch,
Eingegraben zum Zeugniß in den Fels mit Eiſengriffeln und Blei;
Denn ich weiß: mein Erlöſer lebt und wird als der letzte auf den Platz ſich ſtellen;
Aus meiner Haut heraus, die man zerſchlagen, in meinem Leibe werde ich Gott ſchauen,
Ich werde ihn ſchauen mir zugethan, mein Auge wird ihn ſehen und nicht als Feind.

Dann aber wendet er ſich mit einſchneidender Kraft gegen den Lauf der Welt, gegen das Wohlleben, die Macht, das Glück ſo vieler Ungerechten, deren Leuchte nicht erlöſche, die auch im Tode geehrt würden; gegen die Verfolgung der Unſchuldigen durch böſe Gewalthaber, gegen die ſchwere Noth der Zeit. Dagegen behauptet er ſeinen eigenen edlern Sinn, und zeigt uns eine echte innerliche Sittlichkeit, wenn er ſchildert wie er den Verwaiſten ein Helfer und ein Tröſter der Witwen war, ſtatt der Augen dem Blinden und ſtatt der Füße dem Lahmen diente; wie er mit ſeinen Augen einen Bund ſchloß, daß ſie nicht begehrlich nach Frauen und Jungfrauen blickten; wie er das Recht ſeiner Knechte und Mägde nicht misachtete, denn derſelbe Gott hat ſie und ihn erſchaffen; wie er ſich nicht freute über das Unglück ſeines Haſſers und dem Feind nichts Böſes wünſchte. Dann erkennt er die Weisheit und Gerechtigkeit Gottes an, er preiſt ſie herrlicher als die Mitunterredner; aber ihre Wege ſind dunkel und geheimnißvoll, und ſeine Sehnſucht nach Klarheit motivirt die Offenbarung Gottes, der nun ſelber eintritt und Hiob die Hüfte zum Kampf gürten heißt. Er fragt aus dem Wetter:

Wo warest du da ich die Erde gründete,
Da die Morgensterne jubelten?
Kannst du zum Meer sagen: bis hierher und nicht weiter,
Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!
Hast du die Morgenröthe entboten
Daß sie umfasset die Säume der Erde,
Und die Frevler herausgeschüttelt werden,
Und die Erde Gestalt annimmt wie der Thon unter dem Siegel,
Daß alles deutlich wird wie Stickerei auf einem Festkleid,
Den Frevlern aber ihr Licht entzogen
Und der frech erhobene Arm zerbrochen wird?
Gürtest du das Siebengestirn,
Oder kannst du des Orion Fessel lösen?
Erjagst du für die Löwin den Raub
Und ernährst die jungen Adler?
Gibst du dem Rosse Heldenkraft,
Kleidest du seinen Hals mit der wallenden Mähne?
Lässest du es springen gleich der Heuschrecke
Mit furchtbar prächtigem Schnauben?
Es scharret im Thal und freut sich der Kraft,
Zieht aus den Gewappneten entgegen;
Es spottet der Furcht und erschrickt nicht
Und kehrt nicht um vor dem Schwerte;
Auf ihm klirret der Köcher,
Blitzet die Lanze und der Speer,
Sich tummelnd und tobend schlürft es den Boden,
Und ist außer sich wenn die Posaune ertönt;
Bei jedem Trompetenschall ruft es hui!
Und wittert von fern die Schlacht,
Der Heerführer Donnerruf und das Feldgeschrei.

In solchen und andern Naturbildern verkündet sich Gottes Weisheit und Macht, und Hiob bekennt daß er ihr gegenüber die Hand auf den Mund lege. Da verweist ihn der Ewige auf das menschliche Leben, auf die sittliche Welt, und heißt ihn die Regierung derselben übernehmen und das rechte Gericht halten. Hiob antwortet:

Ich habe erkannt daß du alles vermagst
Und kein Gedanke dir versagt ist.
Von Hörensagen wußte mein Ohr von dir,
Aber jetzt hat mein Auge dich gesehn.
Darum widerrufe ich
Und thue Buße auf Staub und Asche.

So ist er Gottes im tiefsten Leid persönlich inne geworden,

und in der Ergebung in deſſen Willen findet er Troſt und Heil. Er hat ſich im Läuterungsfeuer der Prüfung bewährt, damit iſt der Satan überwunden; er erhält das Verlorene wieder und lebt mit den Seinen glücklich.

Haben auch in dieſem Werk die Geſtalten der drei Freunde keinen ſo individualiſirten Charakter und fehlt eine Entwickelung der Handlung, wie wir beides für ein Drama verlangen, ja vermiſſen wir im Gedankengang ſelbſt eine planvoll ſich ſteigernde Entfaltung, wie ſie eine ausgebildete philoſophiſche Dialektik uns geboten hätte, und erkennen wir in alledem die Grenze des hebräiſchen Geiſtes, ſo bleibt doch die epiſche Gedankendichtung in ihrer Eigenthümlichkeit eine der mächtigſten in der Weltliteratur. Im Unterſchiede von Dante und dem Goethe'ſchen Fauſt, welche von Beatrice und Gretchen zur Anſchauung Gottes, zur Seligkeit des Himmels emporgeführt werden, hört Hiob von ſeiner Gattin gleich anfangs nur das böſe Wort: „Gib Gott den Abſchied und ſtirb!“ Auch haftet der Blick Hiob's an der Erde, und ſchwingt ſich nicht zu dem Gedanken empor daß ſie nur die Geburtſtätte des Geiſtes ſei, und daß ein künftiges Leben das Stückwerk des gegenwärtigen vollenden werde. Er fordert nicht die Unſterblichkeit, aber er fordert Gott zur Löſung des Welträthſels und zum Verſtändniß des Geſchicks, und daß ſich der überlieferte Glaube in der eigenen innern Erfahrung durch den Zweifel hindurch beſtätigt, das iſt Hiob's Herſtellung und Sieg.

Die hebräiſche Lyrik ward mit muſikaliſcher Begleitung vorgetragen; der Tempeldienſt entwickelte die Muſik. Es wird des hellen, ſchmetternden, erſchütternden Charakters der Inſtrumente gedacht; Hörner und Harfen waren beſonders beliebt. Die Harmonie war noch unausgebildet, das Melodiſche, das Rhythmiſche namentlich wog vor. Daß bald einzelne Stimmen nacheinander, dann miteinander ſangen, mit Chören abwechſelten, Chöre einander antworteten und dann und wann ein allgemeiner Zuſammenklang eintrat, gab Farbe und Mannichfaltigkeit; dem Parallelismus der Gedanken geſellten ſich die Antiphonien des Geſangs.

„Wie ein Rubin im Golde leuchtet, ſo ziert Geſang das Mahl; wie ein Smaragd in ſchönem Golde zieren Lieder bei gutem Wein“, ſpricht Sirach, und bezeugt uns damit wie der Geſang den Iſraeliten auch ein Ausdruck der Lebensfreude war. Er warnt zugleich: „Hüte dich vor der Sängerin, daß ſie dich

nicht mit ihren Reizen fange.“ Und Jesaias zürnt: „Harfen, Leiern, Pauken, Flöten und Wein sind bei euern Gelagen, aber auf des Herrn Wink achtet ihr nicht und betrachtet die Werke seiner Hände nicht!“

Doch war die Musik wie alle Kunstübung der Hebräer wesentlich eine gottesdienstliche, und ihre sittlich reinigende Macht ward erkannt, wenn der böse Dämon, die Gemüthsverdüsterung Saul's vor dem Harfenspiel David's wich. Und wie die Musik den sinnlichen Taumel, die Raserei im Cultus heidnischer Semiten begleitete, so war sie den Juden ein Werkzeug prophetischer Begeisterung. Ambros weist darauf hin daß die Prophetenschüler dem Saul vom Hügel Gottes herab musicirend entgegenkommen. Im Prophetenthum und seiner Begeisterung konnte natürlich niemand unterrichtet werden, wol aber in der Kunde des Gesetzes und in den Formen welche den göttlichen Inhalt aufnahmen und aussprachen, in den Formen der dichterischen Rede und der Musik. Von David heißt es daß er zu gottesdienstlichen Aemtern Propheten mit Harfen und Cymbeln erwählt. Vom Prophet Elisa heißt es daß er sich durch Musik zur Weissagung vor dem König Josaphat anregen ließ; während der Harfenspieler die Saiten schlug, kam die Hand des Herrn über den Propheten.

Daß auch abgesehen von der Anbetung des geistigen Gottes und vom Verbot des Bilderdienstes die Phantasie der Juden zu beweglich war um die Ruhe der in sich vollendeten plastischen Gestalt hervorzubringen, hat bereits Schnaase erörtert. Bei der Wahl und Folge der Bilder herrscht auch in der Poesie mehr die Rücksicht auf Zweck und Wirkung als auf die erscheinende Gestalt der Dinge. In Bezug auf den raschen Wechsel der Bilder analysirt Schnaase die Weissagung Ahia's aus dem ersten Buch der Könige: „Jahve wird Israel schlagen daß es wanke wie ein Rohr im Wasser, und wird Israel herausreißen aus diesem guten Lande, welches er ihren Vätern gegeben hat, und wird sie zerstreuen jenseit des Stroms.“ Also Jahve wird Israel schlagen; — da ist Israel personificirt, als ein für den Schlag empfindliches Wesen gedacht; die Wirkung des Schlages ist „daß es wanke“. Die Personification bleibt noch, wer einen starken Schlag erhält der wankt; allein das Wanken und Schwanken erinnert auch an die Pflanze welche vom Winde bewegt ist, am meisten, da im Gegensatz gegen Gott alles Irdische schwach ist, an das schwache Rohr. Es beginnt daher ein neues Bild. Der

Schlag hat mit dem Rohr nichts zu ſchaffen, er iſt vergeſſen, blos das Wanken wird noch beibehalten. Iſrael wankt alſo wie ein Rohr, und zwar im Waſſer, denn das Rohr wächſt im Waſſer, der Zuſatz bietet ſich durch die Lebendigkeit der Vorſtellung von ſelbſt dar. So iſt Iſrael nun mit einer Pflanze verglichen; das gibt ein neues Bild für die angedrohte Züchtigung: der Herr wird ſie aus dem Boden reißen. Der Boden erinnert an das Land Paläſtina, welches der Herr den Juden gegeben, bei der Vorſtellung der Strafe drängt ſich die Erinnerung an die Wohlthat auf, an das fruchtbare liebliche Land. Mit dem Bilde der Pflanze hat dies wiederum nichts gemein, ſie haftet in dem mütterlichen Boden, ihr wird kein Land gegeben. Aber ſo ſchnell ſchreitet die Phantaſie fort daß ſie dieſe Vertauſchung wiederum nicht bemerkt, die Reihenfolge der Vorſtellungen wird in eins zuſammengezogen: der Herr wird Iſrael herausreißen aus dem guten Lande, das er den Vätern gegegen. Nunmehr aber ſind wir ganz von dem erſten Bilde abgekommen; die Vorſtellungen des Volks als einer Perſon die geſchlagen wird, als einer wankenden Pflanze ſind verlaſſen; Paläſtina mit ſeinen Bewohnern, dieſe ſelbſt ſtehen jetzt vor unſerer Phantaſie, und die Strafe wird ſofort ganz anders bezeichnet: die Entfernung aus dem Lande wo ſie ſich ſo wohl fühlen, die Zerſtreuung jenſeit des Stroms. Wie ganz anders bleibt Homer im Bilde und zeichnet jedes Gleichniß als ein in ſich geſchloſſenes und abgerundetes Stück der Welt mit voller und treuer Anſchaulichkeit! Ihm kann der Plaſtiker nachbilden, dem hebräiſchen Dichter könnte höchſtens ein Arabeskenmaler folgen; alles verſchwebt ineinander.

Auch in Kanaan war es urzeitliche Sitte einen Ort wo man die Nähe der Gottheit empfunden, durch ein Steindenkmal zu weihen; man nahm gern Steine von auffallender Form oder Farbe und ſalbte ſie mit Oel. Um einen ſolchen Stein zu Betel kämpften Hebräer und Kananäer wie ſpäter die Araber um die Kaaba. Die Bergeshöhe oder der Schattenraum unter altehrwürdigen Bäumen ward für heilig geachtet. Dem Hebräer war überall heiliger Boden wo ſein Gott ſich offenbarte. Die Erzväterzeit hatte kleine Hausgötter, Teraphim, Bilder von Holz oder Stein mit einem Ueberzug von edelm Metall. Den Schutzgott in Stiergeſtalt zu verehren trieb ein Hang gegen den noch die Propheten ſchwer ankämpften. Statt der Götterbilder gab Moſes dem Volk die ſteinernen Geſetzestafeln, die Urkunde des

Bundes mit Gott. Sie lagen in der Bundeslade. Diese war $2^1/_2$ Ellen lang, $1^1/_2$ Ellen hoch, aus Akazienholz, innen und außen mit Goldblech verziert. Wie ein zweiter Deckel lag eine Goldplatte auf der Lade; auf ihr ruhten als Sinnbilder des Herabfahrens der Gottheit zwei Cherubsgestalten, das Antlitz einander zugewandt, das Heiligthum schirmend mit ausgebreiteten Flügeln, wie wir diese beschwingten menschenhäuptigen Stierlöwen in kolossalen Formen von Ninive her kennen.

Die Bundeslade stand in einem Zelt, der Stiftshütte; sie war das bewegliche Heiligthum der Nomaden; ihre Form behielt auch David noch bei. Sie war 30 Ellen lang, 10 Ellen breit und hoch, ein Gerüst von Bretern aus Akazienholz, durch Zapfen ineinander gefügt, durch Riegelhölzer gehalten, mit Goldblech überzogen; — an der Eingangsseite standen fünf Säulen mit ehernen Füßen und goldenen Knäufen, Teppiche zwischen ihnen statt der Thüren. Teppiche dienten statt des Daches und ein Vorhang theilte das Innere in das Heilige mit dem Opfertisch und in das Allerheiligste mit der Bundeslade. Hölzerne 5 Ellen hohe Pfosten, durch Teppiche verbunden, begrenzten einen Vorhof von 100 Ellen Länge, 50 Ellen Breite.

Diese Stiftshütte war das Vorbild für den Salomonischen Tempel. David hatte die Zurüstungen begonnen; die Ausführung überließ er dem Sohne. Auch David hatte sich phönizischer Arbeiter für seinen Burgbau bedient; der König von Tyrus sandte an Salomo den Werkmeister Hiram Abif, einen Mann voll Weisheit, Verstand und Kunst, der zu arbeiten wußte in Gold, Silber, Erz, Eisen, Stein, Holz, in Purpur, Hyacinth und Byssus, und wußte jegliches Bild zu schneiden und alles kunstreich auszuführen was ihm nach dem Rath der Weisen aufgegeben ward. Der Tempel stand auf dem Berg Moria im Westen von Jerusalem; man hatte den Raum durch aufgeschüttetes Erdreich vergrößert und hohe Mauern hinter demselben aufgeführt. Noch erhaltene Reste zeigen den kolossalen Quadernbau der Phönizier. Der Tempel selbst war 70 Ellen lang, 20 Ellen breit, in drei Abtheilungen, einem Vorraum von 10 Ellen Tiefe, dem Heiligen, und dem Allerheiligsten, dessen Tiefe und Höhe der Länge gleich, 20 Ellen betrug, während das Heilige 10 Ellen höher war. Um die drei Außenseiten des Heiligen und Allerheiligsten zog sich ein Anbau in drei Stockwerken, jedes von 5 Fuß Höhe; über ihm ragte dann die Mauer der Mitte empor und war mit Fenstern

verſehen. Die Mauern waren aus ſorgſam behauenen Steinquadern errichtet. Aber ſtatt das Material und die Conſtruction zu zeigen waren die Wände im Innern gleich dem Fußboden und der Decke mit Cedern- und Cypreſſenholz bekleidet, und dies wieder mit Schnitzwerk verziert, Cherubgeſtalten, aufbrechende Blumen, Palmen, Coloquinten, und dieſe Decorationen wieder mit Goldblech überzogen. Die Koſtbarkeit des Stoffs war offenbar höher angeſchlagen als die Schönheit der Form. Die Erinnerung an das Zelt, das Schiff, wie ſie in Teppich, Holz und Metallverzierung ſich erhielt, ließ bei den Phöniziern wie bei den Juden die architektoniſche Durchbildung des Steinbaues nicht aufkommen. Der Tempel war ein Innenbau, aber ſein Inneres nicht ſo gegliedert daß man das Mannichfaltige in ſeiner Einheit und Ganzheit überſchaute, ſondern durch Bretterwände und Vorhänge getheilt. Im Allerheiligſten ſtand die Bundeslade zwiſchen zwei Cherubim, jeder 10 Ellen hoch; ihre Flügel waren ausgeſpannt alſo daß ſie in der Mitte einander und an der rechten und linken Seite die Wand berührten; der Leib der Figuren ſcheint hier der menſchliche geweſen zu ſein, aber nach den vier Himmelsgegenden ſchauend ſtanden auf dem Halſe vier Köpfe: des Löwen und Stiers, des Adlers und Menſchen. Die Cherubs waren aus wildem Oelbaumholz geſchnitzt und ebenfalls mit Goldblech bekleidet. Ein Räucheraltar, 10 Schaubrottiſche, 10 ſiebenarmige Leuchter ſtanden im Heiligen. Der Anbau um den Tempel wird wol anderes Geräth enthalten haben. Das Aeußere wie die Behandlungsweiſe im Innern werden wir uns nach Maßgabe der andern ſemitiſchen Bauten in Phönizien und Ninive denken dürfen. Demgemäß werden wir die beiden Säulen, deren beſonders Erwähnung geſchieht, uns nicht als Träger des Gebälks der Vorhalle vorſtellen, ſondern ſie gleich ähnlichen Säulen des Tempels von Paphos, gleich den Obelisken der Aegypter freiſtehend annehmen. Sie ſtanden auf ſteinerner Baſis, und die verſchiedenen Angaben ihrer Höhe, 23 und 35 Ellen, ſcheinen daher zu rühren daß jene das eine mal mitgerechnet ward, das andere mal nicht. Der Durchmeſſer maß 4, der Schaft 18, das Capitäl 5 Ellen. Sie waren hohl, vier Finger dick aus Metall gegoſſen. Das Capitäl war ein keſſelförmiger Knauf mit Lilienblättern geſchmückt, mit Reihen von Granatäpfeln und kettenartigen Geflechten umwunden. Derartige hohe vielverzierte Capitäle ſind in Perſepolis erhalten. Die Namen

der Säulen werden genannt: Jachin (er ſtellt feſt) und Boas (in ihm iſt Stärke).

Der Tempel war wie gleichfalls bei den Phöniziern von geweihten Räumen umgeben, von einem Vorhof der Prieſter und einem des Volks. Eine gemeinſame Mauer umſchloß beide, drei übereinander geſchichtete Steinreihen ſchieden einen vom andern. Im äußern Vorhof waren Wohnungen für die den Tempeldienſt verſehenden Leviten; im innern ſtand der große Brandopferaltar, 20 Ellen lang und breit, 10 Ellen hoch, erzbekleidet; dann Opfergeräthe und ein großes Becken der Reinigung, das eherne Meer geheißen, in Geſtalt eines Bechers oder einer aufgeblühten Lilie, 5 Ellen hoch, 30 Ellen im Umfang, umkränzt von coloquintenartigen Buckeln, getragen von 12 ehernen Rindern, die alle vom Mittelpunkt nach außen gerichtet waren, je drei nach den vier Himmelsgegenden ſchauend. Altar und Geräthe waren mit Thier- und Pflanzengeſtalten verziert. Phöniziſche Werkmeiſter hatten die Herſtellung geleitet; die Felſengräber, die Ausgrabungen in Ninive und die Nachklänge der ſemitiſchen Formen in Etrurien mögen uns eine annähernde Vorſtellung vom Stil gewähren. Ein Gleiches gilt von dem Palaſt Salomo's mit ſeinen Hallen, wenn wir das allerdings um 500 Jahre jüngere Perſepolis heranziehen.

Salomo's Tempel ſtand von 997—586 v. Chr. Nebukadnezar hat ihn zerſtört. Der Wiederaufbau, nach 70 Jahren des Exils, hielt ſich an die alten Formen ohne die Pracht und Koſtbarkeit des Stoffs. Der Umbau durch Herodes den Großen geſchah im Stil der griechiſch-römiſchen Architektur; ihn hat dann Titus zerſtört. Wir ſind was erhaltene Bauformen betrifft an die Felſengräber der Juden gewieſen, die ſich ähnlich wie bei den Phöniziern und Kleinaſiaten im Gebirge finden, zunächſt in einem Halbkreis um Jeruſalem. In der Regel wird eine viereckige Kammer durch eine Steinthür verſchloſſen; die Leichen wurden auf Bänken an der Wand oder in Niſchen beigeſetzt, auch in ſtollenartige ſchmale Höhlungen hineingeſchoben. Die Thür iſt rechtwinkelig umrahmt, manchmal mit einem Giebel bekrönt. Bei reicherer Ausſtattung wird der Fels zu einer Vorhalle bearbeitet, die Fläche des Rahmens und Giebels mit Blattwerk verziert. Bei den ſogenannten Königsgräbern öffnet ſich die Vorhalle zwiſchen Säulen, und zeigt der Fries über denſelben den Wechſel doriſcher Triglyphen mit Schilden und Kränzen; ſie ge-

hören alſo der Zeit nach Alexander dem Großen an, und in die Periode der Römerherrſchaft rückt das ſogenannte Grabmahl Abſalom's herab, deſſen Grundlage ein aus dem Fels frei herausgehauener Würfel iſt, über welchem ein niederer Rundthurm mit geſchweift aufſteigender Spitze ſteht. Zwiſchen den Eckpfeilern des Würfels ſtehen einige ioniſche Halbſäulen, über ihnen unter vortretendem ägyptiſchen Kranzgeſims wieder der doriſche Triglyphenfries. Das Ganze zeigt die Miſchung verſchiedener nationaler Formen am Ausgang der Geſchichte der Alten Welt. Selbſtändig erſcheinen die Juden in dem Flächenornament der Oel- und Palmzweige, der Traube, der Wein- und Epheublätter; es erinnert an getriebene Metallarbeit wie ſolche im Tempel erwähnt wird.

Auch was uns in den Büchern des Alten Teſtaments von Schilderung der Bildwerke erhalten iſt, beweiſt daß ſie den Juden fremd und neu waren; das Volk war nicht ein Volk der Bildnerkunſt, ſondern des Worts. Was es im Wort ausgeſprochen das hat wieder einen Michel Angelo, einen Milton, einen Händel begeiſtert, um ſolcher Erhabenheit nachzueifern und ſie in Geſtalt und Farbe, in Dichtung und Tonkunſt würdig auszuprägen.

Die aſiatiſchen Arier.

Die Arier in der gemeinſamen Urzeit.

Die vergleichende Sprachwiſſenſchaft hat aus einer Reihe von Wurzeln und Worten die gleichmäßig im Indiſchen, Perſiſchen, Griechiſchen, Lateiniſchen, Keltiſchen, Slawiſchen und Deutſchen vorkommen, die urſprüngliche Gemeinſamkeit dieſer Nationen dargethan. Solche Uebereinſtimmung findet ſich nämlich nicht ſowol in Ausdrücken die ein Volk von dem andern entlehnt, indem es mit einem neuen Gegenſtand auch die Bezeichnung überkommt, wie bei fenestra und Fenſter oder bei Philoſophie und Algebra, als vielmehr in den erſten und nothwendigſten Begriffen und Verhältniſſen des Lebens, die ſich dem erwachenden Bewußtſein überall darbieten und ausgeſprochen ſein wollen ohne daß ein Stamm auf den Vorgang des andern wartet. Aber auch die grammatiſchen Formen weiſen auf eine gemeinſame Quelle und laſſen die genannten Sprachen als mehr oder minder abweichende Mundarten einer urſprünglichen Grundſprache erſcheinen, zu der ſie ſich ähnlich verhalten wie das Spaniſche, Italieniſche, Franzöſiſche zum Lateiniſchen. Ich bin, du biſt, er iſt heißt z. B. im Sanskrit: asmi, asi, asti, im Zend: ahmi, ahi, asti, im Litauiſchen: esmi, essi, esti, im Griechiſchen des doriſchen Dialekts: emmi, essi, esti, im Altſlawiſchen: yesme, yesi, yesto, im Lateiniſchen: sum, es, est, im Gothiſchen: im, is, ist. Die in der Declination und Conjugation dem Stamm der Wörter angefügten Endungen waren aber urſprünglich ſelbſtändige Ausdrücke, die allmählich mit jenem verwuchſen, und das ariſche Urvolk mußte ein langes gemeinſames Leben geführt haben, während deſſen ſich die Sprache zu einem entwickelten Organismus von blühendem Formenreich-

thum und wunderbarem Gefüge vollendete, und dieſe Ausbildung weiſt ihrerſeits darauf hin daß auch eine großartige geiſtige Thätigkeit bereits den Grund gelegt für alles was in Staat und Sitte, Kunſt, Religion und Erkenntniß der Dinge fortſchreitend geleiſtet ward, nachdem ſich die einzelnen Völker von dem Mutterſtamm abgezweigt hatten und nun nach verſchiedenen Seiten hin ihre Eigenthümlichkeit entfalteten. Es iſt die Sprache die als eine ununterbrochene Kette von der Gegenwart bis in viel ältere Tage als irgend ein erhaltenes Denkmal reicht, und uns zu den Urſprüngen zurückleitet; durch ſie ergeben ſich für Religion und Leben, Denken und Dichten die Anknüpfungspunkte, und aus ähnlichen Erſcheinungen bei verſchiedenen Völkern ſcheiden wir das Ungleichartige aus um das gemeinſame Gleiche in aller Mannichfaltigkeit zu gewinnen, das Erbgut das die Völker aus der Heimat auf die Wanderſchaft mitnahmen, das ſie ein jedes nach ſeiner Weiſe anwandten und weiter formten.

Wir finden für Vater, Mutter, Bruder, Schweſter, Tochter in den meiſten indogermaniſchen Sprachen die gleichen Ausdrücke; wenn auch in einer oder der andern einmal ein altes Wort vergeſſen und ein neues friſch und ſelbſtändig gebildet iſt, ſo bleibt doch ſtets für die andern Nationen, die andern Wörter die gleiche Gemeinſamkeit. Die Wurzel pa in Vater deutet auf ſchützen und erhalten, ma in mater Mutter auf ſchaffen, ordnen, formen, wenn das m nicht eine Erweichung des p ſein ſollte. Man hätte auch aus anderer Wurzel den Vaternamen bilden können, aus gan, woher genitor, aus tak, woher τοκεύς, aus par, woher parens; daß aber pitar, patar, πατήρ, pater, fadar im Sanskrit und Zend, im Griechiſchen, Lateiniſchen und Gothiſchen gleichmäßig vorkommt, beweiſt nicht blos eine Wurzelgemeinſchaft, ſondern daß die Völker bereits vor der Scheidung aus den möglichen Bezeichnungen die eine gewählt hatten und als gemeinſamen Beſitz mit auf die Wanderung genommen haben. Die Begriffe, die in Vater liegen, ſtehen in einem Vers der Rigveda nebeneinander; ſtellen wir die lateiniſchen und griechiſchen Ausdrücke dazu, ſo ſehen wir wie die drei Sprachen nur mundartig verſchieden ſind. Der Vers, Gott mein Erhalter Erzeuger, lautet:

Dyaus me pitâ ganitâ
Deus mei pater genitor
Zeus emu pater geneter
(Ζεὺς ἐμοῦ πατὴρ γενετήρ).

Bruder (bhratar, φρατὴρ, frater) bezeichnet einen der trägt oder hilft, svasar Schwester eine die tröstet und gefällt, svasti ist Glück und Freude. So war auch das Verhältniß von Bruder und Schwester durch schöne Namen gewürdigt ehe die Arier sich trennten. Tochter weist wie θυγάτηρ auf duhitar hin, es ist die Melkerin; der Name für das Kind des Hauses stellt uns das Hirtenleben der Ahnen vor Augen. Wenn ferner noch die Römer pecunia Geld von pecus Vieh ableiten, wie viel mehr müssen Ochse und Kuh das hauptsächlichste Eigenthum der Urzeit ausgemacht haben! Da wird aus go-pa Kuhhirt der Führer jeder Heerde, der König. Go-tra ist das Gehege das die Kühe gegen Diebe schützt und sie einschließt daß sie sich nicht verlaufen; dann gilt es für die welche zusammen hinter solchen Pfählen leben, Familie und Stammesgenossen. Aus dem der um Kühe kämpft wird jeder der etwas zu erlangen sucht, sei es durch eine Schlacht oder durch philosophische Forschung. So erkennen wir aus der Sprache das ursprünglich nomadische Hirtenleben.

Die Bande der Blutsverwandtschaft, die Gesetze der Natur walten im Verhältniß von Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester; eine entwickeltere menschliche Gesellschaft mit freierer Lebensbeziehung tritt uns entgegen, wenn auch die Namen für Verschwägerung, für Schwiegeraltern und Kinder, für Neffe und Enkel vorhanden sind. Mit Herr und Herrin (potens, πόσις, πότνια, pati) werden die dem Hauswesen vorstehenden Ehegatten bezeichnet. Damit steht die Frau als berechtigte Genossin, nicht als dienstbar neben dem Manne; und wenn die heroischen Zeiten Indiens und Griechenlands durch ihre Frauenachtung sich dem Germanenthum vergleichen, so erkennen wir darin das Ursprüngliche, von dem einzelne Völker später mehr abgewichen sind. Vidhavā, vidua, Witwe bezeichnet die Mannlose; so lebten also die Frauen nach dem Tode des Mannes fort, da ein Ausdruck für sie vorhanden war; daß einzelne in der heroischen Zeit in freier Liebesthat dem Manne nachstarben, was in Hellas wie bei den Germanen vorkam, ward erst in späterer Zeit eine indische Satzung und als solche verwerflich. Bei den verschiedenen arischen Nationen werden im Heroenalter Jungfrauen durch Kampfspiele gewonnen, Brunhild wie Draupadi und Penelope, ja die Fürstin von Ithaka stellt den Freiern dieselbe Aufgabe des Bogenspannens und des Schusses durch die Oehre der hintereinander aufgestellten Aexte, wodurch die indische Königs-

tochter errungen wird. Für die gemeinsame Urzeit nehmen wir die gemeinsame altherkömmliche Sitte der Homerischen Griechen wie der Taciteischen Germanen, der Römer wie der Indier in Anspruch, daß die Tochter des Hauses, die Melkerin, durch einen Ersatz von dem Bräutigam erworben wurde, daß er ein paar Rinder für sie bot, durch Geschenke um sie warb. Zu der gegenseitigen Erklärung und dem Kaufe traten die religiösen Hochzeitsgebräuche, ein Opfer, die Vereinigung der Hände, das Umwandeln des häuslichen Heerdes, das Ueberschreiten eines reinigenden Feuers; die Braut hing an ihrer Familie und gab ungern die Jungfräulichkeit hin; sie hielt sich am väterlichen Heerde, sie sträubte sich gegen den Bräutigam, die Heimführung glich einem Raube, und wurde noch in später Zeit wie ein solcher vollzogen.

Der Starke, der Schützer, welcher der Mann im Hause, ist der Vorsteher in der Gemeinde, der König im Stamm. Viç (vicus, οἶκος, gothisch veihs, die englische Endung wich) ist der Name für die Volksgenossen, viçpati für den König. Das Familienleben bildet die Grundlage des beginnenden Staats. Die Verfassung erscheint als eine freie, auf Selbstverwaltung gegründet: das Haus, die Genossenschaft, der Stamm sind die drei Stufen, deren jede ihren Vorstand hat, sodaß der Volksherr die gemeinsamen Angelegenheiten leitet, während die Fragen der Genossenschaften, der Familien durch deren Häupter entschieden werden. Die Organisation, das sehen wir noch in Iran wie in Deutschland, entwickelt sich von unten herauf, die freien Familien treten zur Gemeinde, die Gemeinden zum Gau zusammen, die Leitung des Ganzen ist keine despotische Herrschaft, sondern Hegemonie hervorragender Stämme und Persönlichkeiten. Rag in den Veden, das lateinische rex, das gothische reiks, das deutsche Reich erscheint als der gemeinsame Name für das Ganze und seine Führung; im Keltischen ist es eine Endung von Fürstennamen wie Vercingetorix; im Worte liegt der Begriff des Richtens im Sinne des Rechtsprechens und der Leitung auf den rechten Weg. Für König und Königin zeigt die Sprachvergleichung die gemeinsame Wurzel in Vater und Mutter: gan heißt erzeugen, ganaka ist in den Veden Vater- und Königsname; das altdeutsche chunning bezeichnet einen von edelm Geschlecht, im Englischen king; Mutter heißt im Sanskrit gani, man findet die Wurzel wieder im griechischen γυνή, im gothischen qiuo, im englischen queen. So gehen die Ausdrücke aus dem Familienleben in das

staatliche Gebiet über, die Brüderlichkeit der Familie wird zur patriarchalischen Volksgemeinde.

Haus, Thor und Thür, zusammengebaute Wohnungen, gemeinsame Heimat, gebahnte Wege und Stege hatten schon ihre Bezeichnungen; das deutet auf den Beginn der Seßhaftigkeit; daß aber Wagen und Haus noch denselben Namen führen, erinnert an die Schäferhütte mit ihren zwei Rädern und zeigt die erste Wohnung auf dem Wagen des Nomaden. Ja so weit waren die Arier davon entfernt wilde Jägerhorden zu sein, daß die Ausdrücke für Krieg und Jagd erst in den besondern Sprachen eigenthümlich gebildet sind, während die für die ersten friedlichen Beschäftigungen gleiche Wurzeln haben. Weide, Wald, Wonne, die bei uns noch alliteriren, rücken in der alten Sprache nah zusammen; nemus, νέμος, νόμος in ihrer Uebereinstimmung beweisen daß die Arier nicht auf kahlen Steppen weideten, sondern auf den bewaldeten Bergen Hochasiens, daß der Hain ihr Tempel war. Es wird gerade der erwachende Sinn für ein bewegteres Wanderleben mit Kampf und Sieg die einzelnen Stämme voneinander getrennt, auseinander getrieben haben; mit dem dann eintretenden Abenteuerer- und Heldenleben wurden auch die Worte dafür von jedem sich bildenden Volk auf besondere Art geprägt. So haben auch die Hausthiere in Indien und Europa gleiche Namen bei den Ariern, aber unter den Ausdrücken für wilde Thiere findet sich nur für Schlange, Wolf und Bär die Spur der Uebereinstimmung, während Hund und Schaf, Ochse und Kuh, Pferd, Schwein, Ziege, Gans und Maus sich als die Genossen der Menschen darstellen.

Der Stamm für Arbeit liegt in ar; ars und arare im Lateinischen, ἄροῦν im Griechischen, wie das gälische ar und das russische orati weisen auf Landbau, und der Pflug heißt aratrum, ἄροτρον, altnordisch ardhr, slawisch orado; ἄρουρα, arvum, die Worte für Saatfeld, entspringen derselben Wurzel, pada ist der ursprüngliche Ausdruck für Feld. So zeigt sich der Ackerbau in seinen Anfängen neben dem Hirtenleben, und yava im Sanskrit und Zend findet sich im litauischen jaivas, im griechischen ζέα wieder, eine Getreideart wie Gerste oder Spelt, dann der Name für Getreide, wie wir im Deutschen den allgemeinen Ausdruck Korn für die gewöhnlichste Feldfrucht, den Roggen, setzen. Sveta heißt im Sanskrit weiß, und entspricht dem gothischen hveit, altdeutsch wiz, Weizen; man vergleicht damit auch das griechische

σῖτος. Auch für Mühle läßt ſich ein gemeinſamer Ausdruck nachweiſen. Man unterſchied zwiſchen rohem und gekochtem Fleiſch, die Roheſſer waren Barbaren. Man kannte das Salz. Man erfreute ſich an einem berauſchenden Getränk, einem Meth, den man aus Pflanzenſäften herzuſtellen verſtand, deſſen begeiſternde Kraft eine Gabe der Götter war und ihnen wieder als Opfertrank bereitet wurde. Auch Weben, Nähen und die dadurch verfertigte Gewandung war in der Urzeit bekannt, ebenſo Erz und daraus bereitete Geräthe wie Beil und Schwert, ſowie gemeinſame Nachklänge in Bezeichnungen für Gold und Silber hervortönen. Das Meer war aber noch unbekannt, die Wörter für daſſelbe werden in den verſchiedenen Sprachen nach verſchiedenen Wurzeln gebildet; aber der Nachen, die Waſſerfahrt auf den Flüſſen war geläufig. Auch die Zahlen von zwei bis hundert in ihrer durchgehenden Gleichheit ſind ein Beweis für ein längeres gemeinſames Leben und ein mitgenommenes Erbe aus der Urheimat; gleichfalls der Mond und ſeine Verwendung als Zeitmaß im Monat.

Noch war jedes Wort die verſtandene dichteriſche Bezeichnung einer Sache, der Ausdruck einer hervorſtechenden Eigenſchaft, in der man das Weſen erkannte und danach das Ding benannte; man fühlte noch dieſen lebendigen Sinn in den Ausdrücken. Wir können von Tochter kein männliches Wort bilden, der Sohn war nicht der Melker; ebenſo hat das griechiſche δαήρ, Schwager, keine weibliche Endung für Schwägerin, weil das alte Wort den Spielgenoſſen bedeutete, den jüngern Bruder des Mannes, der bei der Frau zur Geſellſchaft zu Hauſe blieb, während der ältere auswärts beſchäftigt war; dieſer Spielgenoß war nicht verheirathet! Jedes Wort war ein Weſen, und wenn auch jetzt Sommer und Winter, Tag und Nacht, die Zeit nur allgemeine Zuſtände bezeichnen, urſprünglich ſind ſie nicht Beſchaffenheiten, Vorgänge an den Dingen, ſondern ſelbſtändige handelnde und leidende Weſen. Der Tag bricht an, die Nacht kommt oder flieht, Sommer und Winter kämpfen miteinander, das ſind Ausdrücke, die wir noch gebrauchen, die Alten empfanden das Bild, die Perſonification war ihnen lebendig, wo ſie Erſcheinungen, Wirkungen ſahen, da erblickten ſie auch als Grund und Träger derſelben ein thätiges Weſen. Ins Bild kleidet ſich der Gedanke, durch Sinneseindrücke wird die Seele zu Vorſtellungen und Ideen angeregt, und dieſe, Erzeugniſſe ihrer innern Kraft und Weſenheit, kann ſie nur durch

die Bezeichnungen der Naturerscheinungen äußern, die solche hervorgerufen haben, beide sind dadurch von Haus aus miteinander verknüpft oder in eins gesetzt. Wir haben bei allen Ariern gemeinsame Ausdrücke für Auffassung des Geistigen und Sittlichen, für Wissen, Lieben, Hassen, Leben und Tod, wir haben ein gemeinsames Wort für Gott.

Wir sahen in der Gottesidee das Ideal der Vernunft: unser Denken befriedigt sich nur in der Erkenntniß eines ersten und höchsten Princips, dem einigen Grund aller Vielheit und aller Wirklichkeit; und der Mensch könnte sich und die Dinge nicht als endlich und unvollkommen bezeichnen, wenn ihm nicht die Anschauung des Unendlichen und Vollkommenen innerlich gegenwärtig wäre und er von ihr alles durch die äußere Erfahrung Gebotene unterschiede. Wir fragten was denn nun jenes Ideal der Vernunft, das Göttliche als das Unendliche und zugleich als eine wohlthätige und wissende Macht im Gemüth der jugendlichen Menschheit erwecken, an welchen sichtbaren Gegenstand dieser Gedanke sich als an seinen Träger heften konnte, und fanden: es ist der Himmel, der allumfassende, der mit seinem Licht alles erleuchtet und allem Lebenswärme und Gedeihen verleiht. Forschen wir nun was denn bei der großen indogermanischen Völkerfamilie das gemeinsame Wort für das Göttliche sei, so führt uns dies gleichfalls auf den lichten Himmel hin. Die Wurzel diu oder div leuchten liegt dem indischen devas Gott zu Grunde; damit stimmt das persische daeva, das griechische Θεός und θεῖος, das lateinische deus und divus, das litauische diewas, das irländische dia; tivar heißen in der Edda Götter und Helden. Die ursprüngliche allgemeine Benennung Gottes hat sich auf die höchsten Götter der Griechen und Römer auf den germanischen Schlachtgott übertragen, dieser heißt nordisch Tyr, altdeutsch Ziu; das t oder d wird in der Lautveränderung mit einem Hauch ausgesprochen, adspirirt zu Ds = Z, oder zu Dj; und so ist Deus, im äolischen Dialekt noch genau dasselbe Δεύς, zu Ζεύς geworden, und Jupiter ist aus Dju pater entstanden, der Genitiv Jovis deutet auf den umbrischen Namen Diovis. Jupiter = Diespiter = Ζεὺς πατὴρ = Diupati, Divaspati der Indier, heißt der himmlische Vater. Der Himmel bezeichnet Gott wie wir noch jetzt sagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen; sub dio (unter Gott) heißt den Lateinern unter freiem Himmel.

Es ergibt sich auf solche Art daß der Glaube an Einen

Gott das urſprünglich Gemeinſame war. Aber auch der mythologiſche Proceß und mit ihm das Hervortreten mannichfacher Göttergeſtalten hatte ſchon vor der Scheidung begonnen, wir ſehen das aus übereinſtimmenden Götternamen, aus beſondern Sagen und Gebräuchen die ſich bei den Völkern finden. Die Aehnlichkeit beruht ſo wenig auf Entlehnung, daß vielmehr manches das in der Fortgeſtaltung im Lauf der Geſchichte den Hellenen oder Germanen ſelbſt ſeinem anfänglichen Sinne nach dunkel wurde, jetzt nach den vediſchen Studien ſich uns wieder aufhellt, oder eine deutſche Bauernſitte uns eine Stelle in altindiſchen Hymnen verſtändlich macht. Und wenn wir noch in den Veden die mythologiſchen Bilder auftauchen, verſchwinden oder feſt werden ſehen, wenn ſie als kindlich tiefe Räthſelſpiele des dichtenden Geiſtes erſcheinen, ſo müſſen wir dieſe Flüſſigkeit der phantaſievollen Geſtaltung, dies Durchſichtige, Schwebende noch in höherm Grade für die Urzeit annehmen. Es iſt kein theologiſches, verſtändig geordnetes oder in Satzung erſtarrtes Syſtem vorhanden, ſondern eine religiöſe und zugleich dichteriſche Auffaſſung der Dinge; man veranſchaulicht eine geahnte, geglaubte Gottesmacht wiederum durch die Erſcheinungen in welchen der fromme Sinn ihr Walten wahrnahm. Es war der Gegenſatz des Männlichen und Weiblichen, des Form- und Stoffgebenden, des Geiſtes und der Natur, der zuerſt dazu trieb dem männlich gedachten Schöpfer und Herrn der Welt eine weibliche Göttin zur Seite zu ſtellen. Die alten Weiſen haben Himmel und Erde geehrt, heißt es in einem Liede der Veda, gleichwie die Griechen Uranos und Gäa, Zeus und Dione als älteſte Götter nennen, aus deren Umarmung alle Weſen hervorgehen. Es war der Gegenſatz von Licht und Finſterniß, es waren einzelne Erſcheinungen ihres Kampfes, einzelne Träger deſſelben, was zunächſt die Gemüther ergriff, woran ſich zugleich die ſittlichen Gefühle, die idealen Ahnungen entwickelten. Die Sonne trat zuerſt neben dem lichten Himmel als ſein Sohn, als die hervorragende Offenbarung oder Geſtaltung ſeiner allgemeinen Macht, als der Träger und Kern ſeines Lichts für ſich hervor. Dem Sonnengott ging aber jeden Tag die Morgenröthe voran, bald ſeine Mutter, bald ſeine Tochter, bald ſeine Geliebte genannt, je nach der Beziehung die der eine oder andere gerade hervorhob. Sie breitet ſich am Himmel aus um der Welt den Tag anzukündigen, aber ſie verſchwindet vor der Sonne, flieht vor ihr, ſtirbt in ihrem Kuß, in der Umarmung

des Geliebten, und der Sonnengott sucht nach ihr bis sie am Abendhimmel sich wiederfinden. Helios bei den Griechen und Surjas bei den Indiern, Usha bei den Indiern, Eos bei den Griechen, Aurora bei den Lateinern, Ostera die deutsche Göttin des Ostens, Aufgangs und Frühlings, deren Nachklang wir im Osterfeste haben, weisen nicht blos sprachlich auf die gemeinsame Herkunft, auch die Dichtungen von Apoll und Daphne, von Kephalos und Prokris, von Eos und Tithonos empfangen von hier aus ihr Verständniß, sind Fortgestaltungen der ursprünglichen dichterischen Auffassung der Beziehungen von Sonne und Morgenröthe. Die Sonne erscheint auch als das Auge des höchsten Gottes, der alles mit ihr überschaut, und das Stirnauge Polyphem's, das eine Auge Wodan's finden hier ihre Deutung; sie heißt den Griechen des Zeus allsehendes Auge, und in den Veden das Antlitz der Götter, das Weltauge. Asvinen und Aspinen bei Indiern und Parsen, Dioskuren bei Griechen und Römern, Alces bei den Germanen sind die ersten hervorbrechenden Lichtstrahlen, die nach der Nacht oder nach dem Sturm als freundliche rettende Genien, als glänzende Jünglinge erscheinen. Vertritt die Sonne vornehmlich den Tag (als Mithra der Perser und Indier), so stellt sich ihr das überdeckende Element, das Himmelsgewölbe, der Sternenhimmel als Uranus oder Varuna zur Seite; die allumfassende, allerhaltende, allem sein Maß gebende Gottesmacht wird in diesem besonders angeschaut, während die wohlthätige, lebenerweckende gestaltende Kraft des Höchsten in der Sonne waltet.

Der Höchste aber, der Herr des Himmels, entfaltet seine Herrlichkeit und siegreiche Stärke besonders im Gewitter. Er ist der Blitzende, Donnernde, im Wetter die Welt Reinigende, im fruchtbaren erquickenden Regen Beglückende. Finstere Mächte haben die Wasser des Himmels geraubt und wollen sie festhalten, haben die Sonne mit ihrem goldenen Strahlenschatz des Nachts in ihre Gewalt bekommen oder in Wolken verborgen; aber der Lichtgott erscheint als der Retter, Helfer und Rächer, und das Gewitter ist der Kampf, in welchem er die Feinde besiegt. Da sind die Winde seine Genossen. In ihnen fühlt der Mensch sich zugleich von den Geistern der Ahnen umweht, und er sieht in jenen bald eine zerstörende, bald eine wohlthätige Macht, wenn sie jetzt verheerend einherbrausen, jetzt den ersehnten Regen bringen und dann wieder das düstere Gewölk verscheuchen und die Klarheit des

Himmels zurückführen. Die Kämpfe des Zeus mit den Titanen, des Donar mit den Riesen, des Indra mit den Rakshasas haben hier ihre gemeinsame Grundlage; sie zeigen den Gott wie er die Naturordnung im Kampf mit widerstrebenden Gewalten begründet und aufrecht hält. Und der Gegensatz von Licht und Finsterniß ist das Bild des großen Widerstreits in welchen sich der Mensch hineingesetzt sieht; alles Wohlthätige, Geordnete, Gute, Wahre verknüpft er dem Licht, alles Feindselige, Wüste, Böse, Trügerische, Unheimliche der Finsterniß; die sich daran entwickelnden sittlichen Begriffe, wie sie besonders der Parsismus darstellt, haben hier ihren Ausgangspunkt. Die Götternamen Perkons bei den Kelten, Perun bei den Slawen, Perkunas bei den Litauern erklären sich durch das indische Wort Parjanya, die Donnerwolke, die bald mit dem Regen- und Gewittergott Indra verschmolz, bald neben ihm personificirt ward.

Die Wolkenformen haben von je die Phantasie erregt. Den Hirten lag es nahe die regenspendenden Wolken als die milchgebenden Kühe des Himmels anzusehen, und wie der Volksmund noch jetzt den Chrrhus, der an die weißflockige Lämmerheerde erinnert, Schäfchen nennt, so mochte ein vorüberstürmendes Gewölk als Roß oder Ziege aufgefaßt werden, und so ist die Gewitterwolke die Aegis oder Ziege des Zeus und Böcke ziehen den Donnerwagen Thor's. Aber auch als Wasserfrauen wurden die Wolken personificirt, die bald den machtvoll strömenden Regen aus Krügen gießen, bald die feinsprühenden Tropfen durch ihr Sieb fallen lassen. Die Vorstellung des Luftmeers ließ die Wolken als Wogen und Brunnen oder als Schiffe erscheinen, und dann standen sie wieder fest und thürmten sich auf wie hochragende Berge am Horizont. Solche Anschauungen, die sich durch die Sagenkreise und Dichtungen der verschiedenen Völker hinziehen, haben ihre gemeinsame Grundlage.

Es ist Indra bei den Indiern der als Regen- und Gewittergott mit seinem Donnerkeil die Tiefen der Berge öffnet daß sie die Quellen wieder hervorsprudeln lassen, oder den Dämon tödtet der die Wolken entführt, den verhüllenden Wolkendrachen, der den Regen der Erde vorenthalten wollte; die freibewegliche Phantasie nimmt bald das eine bald das andere Bild. In diesem Kampf steht ihm Trita als Genoß zur Seite, oder dieser ist es der die That vollbringt. Als der Wehende wird Trita angerufen daß er das Feuer anhauche; so ist er der Wind, der Sohn und

Gebieter der Wasser die den Himmel als Dünste umwogen. Die farbigen Wolken ziehen auf der Himmelsau wie weidende Kühe dahin, bestimmt gleich diesen die Menschen zu nähren; ein feindlicher böser Dämon hat sie hinweggetrieben, oder haust in Bergeskluft und hält die Quellen im Felsenschloß gefangen. Der Blitz spaltet die Felsen und zerreißt die dunkle Hülle die der nächtige Unhold am Himmel ausgebreitet, und die Erde ist wieder fruchtbar, der Himmel wieder heiter und blau. Von dem persischen Lichtgott Mithra und seinem Rinderraub erzählen spätere römische Erwähnungen ohne den Zusammenhang zu verstehen; das Ursprüngliche war gewiß die Wiedergewinnung der Wolken als himmlischen Heerden. Und was vedische Hymnen von Indra und Trita singen wird im Aveſta von Thraêtôna erzählt, dem Feridun (Phreduna) Firdusi's: er erschlägt die verderbliche Schlange mit drei Rachen, drei Schwänzen, sechs Augen und 3000 Kräften. Thraêtôna's Vater Aptwja findet sich wieder in Trita's Vater Aptja; die Schlange heißt parsisch azhi, indisch ahi, und in den Veden wird gesungen:

Von Indra gesandt schritt Trita zum Kampf,
Den dreiköpfigen mit sieben Schwänzen schlug er
Und befreite aus Tvashtra's Gewalt die Rinder.

Das Ringen zwischen Licht und Dunkel, zwischen Fruchtbarkeit und Dürre, die wohlthätige Gottesmacht die der Mensch im Sieg über die finstern Gewalten sieht, welche ihm den Regen vorenthalten, ist die altarische Grundlage des Mythus. Trita ward in Indien von Indra überwachsen, der den Persern zum Dämon Andra ward, während aus dem Beinamen Vitraha, Vitratödter, der Lichtgenius Verethraghna, der sieghafte Behram hervorging. Der Sage vom Drachenkampf gaben sie einen wesentlich ethischen Gehalt. Der Kampf steigt, mit Roth zu reden, vom Himmel auf die Erde, oder er steigt hinauf aus dem Reich der Naturerscheinungen in das sittliche Gebiet; der Streiter Thraêtôna wird ein menschlicher Held, seinem Vater geboren und den Menschen zum Heil gegeben für die fromme Uebung des Homcultus; der Drache den er schlägt ist eine Schöpfung des bösen Machthabers, ausgerüstet mit dämonischer Gewalt damit er die Reinheit der Welt zerstöre, der Held steht als ein Führer im fortwährenden Kampf des Guten und Bösen. In der persischen Heldensage endlich bei Firdusi ist Feridun ein König im

Kampf gegen einen volkbedrückenden Tyrannen, das Gut das er demſelben entreißt iſt die Freiheit und Zufriedenheit des Volks. Wenn er aber den Zohak nicht tödtet, ſondern in eine Felſenkluft einſchließt, ſo iſt das ein Nachhall des ſtets ſich erneuernden Naturkampfes, wo der Drache nicht ſtirbt, ſondern ſtets von friſchem beſiegt wird. Indra heißt der Tödter Vritra's, des Verbergers; denſelben Namen (Verethrajan = Vritrahan) führt auch Thraêtôna, das Wort bezeichnet im Altperſiſchen den Siegreichen. Und daß der Drache des Aveſta die Wolkenſchlange, erkennen wir wenn derſelbe Waſſer und Wind um Kraft bittet; daß der Tyrann Zohak der alte Drache, klingt bei Firduſi noch nach, wenn ihn der böſe Geiſt auf die Schulter geküßt und da ihm ſofort zwei ſchwarze Schlangen erwachſen, die ihm nicht Ruhe laſſen bis er ſie täglich mit Menſchenhirn füttert.

Auch in Aegypten bekämpft der Lichtgott Ptah die Schlange der Nacht, und dies mag uns noch höher in die Urzeit hinaufweiſen. Aber auch in Hellas, Italien, Deutſchland ſehen wir die Spuren des urſprünglichen Mythus durch mannichfaltige Formen und Umbildungen durchſchimmern, und gewinnen in ihm den Schlüſſel zu ihrer Deutung. Da iſt der Sonnengott Apollon, der den Python erlegt, der Sonnenheld Herakles, der die lernäiſche vielköpfige Hydra bezwingt, der die von Kakus geraubten Rinder wiedererobert und den Räuber erſchlägt, ja im Hund Orthros, den er bändigt, will Max Müller ſprachlich den Vritra erkennen. Da iſt der Sonnenheld Bellerophontes, der die feuerſchnaubende löwenmähnige Ziege, wieder eine Perſonification der Wetterwolke, überwältigt, und den ſein Name „Tödter des Belleros" ganz direct hier anknüpft, wenn wir mit Pott darin die helleniſche Form für Veretra erkennen dürfen. Da iſt der Sonnenheld Perſeus, der die Jungfrau Andromeda von dem Ungeheuer der Tiefe befreit, und die Drachenkämpfe des indiſchen Karna, des keltiſchen Triſtan, des germaniſchen Siegfried haben hier die gemeinſame Quelle. In der nordiſchen Mythologie iſt es der Licht- und Sonnengott Freyr, der die Dämonen, Drachen und Rieſen ſchlägt, die das Tagesgeſtirn mit Wolken und Winternacht verhüllen, der göttliche Frauen aus der Haft der Unholde erlöſt. Der Blitz iſt als Waffe der Götter die funkelnde Lanze oder der hammergeſtaltige Donnerkeil. Der Blitz zuckt wie eine Schlange am Himmel dahin; es iſt aber wieder auch die Wetterwolke die ihn hervorſprüht, ein feuerſpeiender Drache.

Und dieser Drache, die dunkle Wolke, hat die Sonne verborgen, hat den Schatz des Sonnengoldes geraubt, das der Held ihm wieder abgewinnt, oder der Held rettet die Wasserjungfrau aus der Gewalt des Ungeheuers, wie Perseus die Andromeda, Siegfried im kleinen Heldenbuch die Chriemhild, und noch bei Gottfried von Straßburg ist Isolde der Kampfpreis für den Drachensieger, und Tristan gewinnt ihn. Der ursprüngliche Göttermythus ist die gemeinsame Grundlage für die Heldensage geworden, diese aber ward nach den Lebenserfahrungen im Heroenalter der verschiedenen Nationen mannichfach ausgebildet.

Ich habe die Sonnenhelden genannt, die ursprünglich Götter waren, deren Lokalcultus aber dann einem gemeinsamen Sonnengotte wich, dem sie als Heroen zur Seite traten, wie Herakles, Bellerophon, Perseus dem Apollon; das Verwandte in ihren Geschichten ist altarisches Erbgut. Alle die Genannten sind wie Karna, Siegfried, Tristan einem andern und zwar einem Schwächern unterthan, aber gerade in ihrer Dienstbarkeit entfaltet sich ihre Herrlichkeit und erringen sie um so höhern Ruhm: es ist die Sonne die nach dem Willen des Weltordners am Himmel ihre Bahn geht Licht und Wärme spendend, die Ungeheuer der Nacht verscheuchend oder vertilgend, den Menschen, schwächern Wesen als sie selbst, zum Dienst. Wie die Sonne vielfach als Sohn des Himmelsgottes dargestellt wird, so leiten dann auch die Sonnenhelden vom himmlischen Licht ihren Ursprung ab: Siegfried in der Wilkinasage, Karna im indischen Epos, Perseus in der griechischen Mythe sind die Söhne einer Erdenjungfrau und des Lichtgottes; das himmlische Licht ergießt sich als goldener Regen und dringt in die Tiefen des Dunkels, das die Danae in ihrem unterirdischen Verlies umfangen hält. Und wenn nun die neugeborenen Knaben alle drei in einem gläsernen Kasten oder einem Binsenkorbe den Fluten eines Stroms oder des Meeres übergeben werden, so erinnert uns das einmal an Helios, den die Wogen des Okeanos von Westen nach Osten tragen während er in goldenem Becher schlummert, und ist andererseits das Naturbild der von den Wellen dahingewiegten, gespiegelten Morgensonne die gemeinsame Grundlage. Wie Perseus von Schiffern auf Seriphos, so wird Karna vom Fuhrmann Adhirata, Siegfried vom Schmid Mimer aufgenommen und dann in das Abenteuer des Drachenkampfes ausgesandt.

Wenn Baldur, Siegfried, Achilleus, Meleager, Kephalos

und der perſiſche Sijawuſch als reine lichte Jünglingsgeſtalten in der Jugendblüte ſterben, ſo iſt das urſprünglich die Sonne die auch jeden Tag in voller Kraft dahinſinkt oder nach kurzem ſommerlichen Lauf vom Todesdorn des Winters getroffen wird. Die Sonne aber verläßt ihre Geliebte, die Morgenröthe, oder ſie hat im Frühling die Erde vom Winterſchlaf geweckt, ihr die Liebeswonne der Sommerzeit geſchenkt, aber in deren Mitte ſich gewandt, und nun geht ihre Bahn ſelber abwärts, und die Nacht oder der Winter gewinnt Gewalt über ſie. So verläßt Siegfried die Brunhild, die er ins Leben wach geküßt, deren Panzer er mit ſtrahlendem Schwert geſpaltet, und iſt ſelber dem Verhängniß verfallen. Die Sonne neigt ſich nach Weſten, der Region des Untergangs, der Finſterniß; die Abendröthe glänzt ihr entgegen wie eine neue Geliebte und empfängt ſie, aber Kuß und Umarmung ſind tödtlich, die neuen Genoſſen, urſprünglich Feinde, halten keinen Bund, ihre böſe Natur bricht durch, die Sonne erliegt ihrem Verrath, ihrer Tücke. So hat Siegfried den Nibelungen, den Nebelheimern, den Söhnen des Dunkels ſich zugeneigt um Chriemhild zu gewinnen, ſo Sijawuſch eine Königstochter von Turan, Achilleus eine Tochter des feindlichen Toerkönigs gefreit: verrathen fallen ſie alle drei ſammt dem indiſchen Karna. Sie waren unverletzlich in ihrer Reinheit, nun trifft ſie aber der Meuchelmord in die Ferſe, in die Kniekehle, in den Rücken. In den Namen Hagen's und Ardſhuna's birgt ſich der Dorn, der Stachel des Todes; Firduſi's Isfendiar iſt nur durch einen ſchickſalsvollen Zweig zu verletzen, den Ruſtem bricht, Baldur in der Edda nur durch eine Miſtelſtaude, die allein nicht zur Schonung des Götterlieblings vereidigt war; auch darin alſo klingt noch ein Ton der Urzeit nach. Wie aber bei den getrennten Völkern das Heldenalter eintrat, wie ſie ihre geſchichtlichen Erlebniſſe hatten, da erinnerte die ſtrahlende Kraft, das Geſchick, der frühe Tod einzelner herrlichen Jünglingsgeſtalten an die alte Naturmythe, und indem beides ineinander verſchmolz und im Menſchlichen das Sittliche hervorgehoben wurde, haben wir im Epos der Indier, Perſer, Griechen und Germanen dann das nach den verſchiedenen Lebenserfahrungen und der verſchiedenen Auffaſſungsweiſe mannichfach geſtaltete, ſeiner Grundlage nach aber einheitliche poetiſche Gebilde eines jugendlich reinen Helden voll Schönheitsglanz, der in irgendeine Beziehung zum Feindſeligen, Niedern oder Unreinen eingeht, wie zur Sühne dafür von deſſen

Vertretern hinterlistig ermordet wird in der Blüte der Jahre, aber ihnen den Untergang bringt durch den Rachekampf der sich an seinen Tod knüpft.

Der Kampf zwischen Sommer und Winter, den noch unsere Volkssitte bewahrt, ist der weiter ausgesponnene Kampf zwischen Nacht und Tag. Sie sind Vater und Sohn, aber sie haben getrennt voneinander gelebt, sie kennen einander nicht und bekämpfen nun einander auf Tod und Leben, bis einer von der Hand des andern fällt. Wie Shakespeare noch im Gemälde des Bürgerkriegs den Sohn mit der Leiche des Vaters, den Vater mit der Leiche des Sohnes vorführt, so boten die Abenteuer der Wanderzüge Gelegenheit zu solchen Erfahrungen; in Hildebrand und Hadubrand der deutschen, in Rustem und Sorab der persischen Heldensage hat man längst das Entsprechende gesehen, es gesellt sich ihnen bei den Griechen Odysseus, der nach Eugammon's Telegonie nach langer Abwesenheit aus Thesprotien wieder nach Ithaka kommt; sein Sohn Telegonos sucht den großen Vater, und erst als Odysseus tödtlich verwundet ist, folgt die Erkennung. Die identische Grundlage wird auch hier eine ursprüngliche Naturmythe der Urzeit sein. Wir finden sie im Kampfe Ilja's mit seinem Sohne in der russischen Heldensage, und in einem serbischen Volksliede gleichfalls wieder.

Die Sonne brachte das Leben, brachte den Tag und den Frühling; aber im siebenmonatlichen Winter kam sie in die Gewalt der Dämonen der Finsterniß und des Frostes, oder sie war entrückt und gebannt in den Wolkenberg, aus dem sie dann hervortrat um den Weltbaum wieder grünen zu machen; sie war hinabgegangen in die Unterwelt, nun kam sie wieder hervor um von neuem von ihrem Reiche Besitz zu nehmen. Da erscheint der Frühling zuerst unkenntlich, unansehnlich, verwildert, wie ein Bettler, bis er sich königlich enthüllt und seine Gattin, die Natur, von den bösen Freiern, den winterlichen Mächten befreit, die sich an seine Stelle gedrängt hatten; nun erliegen sie seinen Strahlenpfeilen. Bei den Völkern die in warme Länder zogen, am Ganges und in Jonien trat diese Dichtung in den Hintergrund, während sie von den nordwärts hausenden Germanen fortgebildet wurde. Indeß feierte man in Delos und Milet alljährlich im Herbst und Frühling die Abreise und Wiederkunft Apollon's, und die delphische Sage läßt ihn, als er den Drachen Python getödtet, zur Sühne des Mordes bei Admet dienstbar

werden. Auch die indiſche Sage iſt erhalten daß Indra, als er den Vritra getödtet, geflohen ſei und ſich zur Buße am äußerſten Ende der Welt in einem Teich verborgen habe; da verdorrte und verſchwand das Leben der Natur, während ein frecher und ſtolzer Freier Indra's Gemahlin zur Gattin begehrte; der zurückkehrende Gott tödtet den Thronräuber und Nebenbuhler und beglückt wieder die Welt mit ſeiner Herrſchaft. Und wie Wodan's Bergentrückung und Schlummer im Felſenſaal auf Karl den Großen und Friedrich Rothbart überging, wie ſeine ſiebenmonatliche Winterabweſenheit und ſeine Wiederkehr um Gattin und Reich zu behaupten auf Heinrich den Löwen übertragen ward, ſo hat die alte mythologiſche Erinnerung bei den Hellenen einen Niederſchlag in der Heldenſage gefunden: es iſt Odyſſeus der aus der Unterwelt, der aus der Grotte der Verborgenheit, der Kalypſo, heimkehrt in Bettlergeſtalt um ſeine Penelope den Freiern wieder abzugewinnen. Marko und Swatopluk bei Serben und Mähren, König Artus bei den Kelten werden gleichfalls entrückt, und ihrer beglückendern Wiederkunft harrt das Volk. Der verdorrte Baum, welcher wieder aufgrünt, wenn der aus dem Berge hervorbrechende Kaiſer an ihn ſeinen Schild hängt, iſt der Weltbaum, der bei der Rückkehr des Frühlingsgottes ſich neubelebt. Auch in ihm iſt ein ſchönes Bild der ariſchen Urzeit erhalten. Wir kennen die Eſche Ygdraſil der Edda, deren Wurzeln in der Tiefe gründen, deren Zweige in den Himmel reichen und die Sterne als goldene Früchte tragen, an deren Stamm die Nornen ſitzen; wir finden auch in den Veden den unvergänglichen himmliſchen Feigenbaum, deſſen Wurzeln wieder aufwärts, deſſen Zweige wieder abwärts gehen, in dem alle Welten beruhen, aus dem die Götter Himmel und Erde gezimmert, der alle Früchte trägt, von deſſen Laub der Göttertrank niederträufelt. Ich laſſe es dahingeſtellt ob anfänglich der Wetterbaum zu Grunde liegt, eigenthümlich geſtaltete Wolken die in langen vielverzweigten Streifen dahinziehen, aber ich glaube die Anſchauung der Natur als einer in der Tiefe wurzelnden, zum Himmel ſich erhebenden, allernährenden Pflanze als eine altariſche bezeichnen zu dürfen, und erinnere an den Lebensbaum der Semiten.

Ich kann nicht mit Max Müller in der Sonne und Morgenröthe die ausſchließliche Grundlage der ariſchen Mythen ſehen; Wolken, Sturm und Gewitter treten ebenfalls mächtig genug hervor; beide Elemente, das ſtetig wiederkehrende und das plötzlich

hereinbrechende, wechselreiche haben auf das Gemüth und die Phantasie gewirkt. Aber gern wiederhole ich die sinnigen Worte des poesiebegabten Forschers, der sich in die Stimmung der Urzeit zu versetzen vermag: Die Morgenröthe, die uns nur als ein schönes Naturschauspiel erscheint, war dem Beobachter und Denker damals das Problem aller Probleme. Sie war das unbekannte Land aus dem alltäglich jene glänzenden Sinnbilder göttlicher Macht emporstiegen, welche in dem menschlichen Geist den ersten Eindruck und Fingerzeig einer höhern Welt, einer obern Macht der Ordnung und Weisheit zurückließen. Was wir Sonnenaufgang nennen das stellte ihm täglich das Räthsel des Daseins vor Augen. Ihre Lebenstage entsprangen einem dunkeln Abgrund in welchem sich jeden Morgen Licht und Leben zu regen schien. Ihre Jugend wie ihr Alter war die Gabe jener himmlischen Mutter, welche im Glanz unveränderlicher Schönheit jeden Morgen erschien, während alles Irdische welkte und dahinschwand. Ein frisches Leben blühte jeden Morgen vor ihren Augen auf und die erquickenden Winde wehten sie wie Begrüßungen an, welche über die goldene Himmelsschwelle herüberschwebten. Die regelmäßige Wiederkehr des Tages und der Nacht, das ganze Sonnendrama mit dem Kampf zwischen Licht und Finsterniß, das nie ausblieb, erweckt die Vorstellung der glanzvollen ewigen Mächte, und im Gefühl der Hülfsbedürftigkeit zugleich Vertrauen, Hoffnung, Freude in der Menschenbrust.

Die Griechen lassen sich menschlich gestaltete Götter in Thiere, Menschen in Pflanzen verwandeln; das ist vielfach eine Rückbildung in die Formen welche man anfänglich den in den Naturerscheinungen waltenden Mächten gegeben; wo man Wirkungen sah da ahnte man als Ursache ein selbständiges, beseeltes Princip, und wenn die Wahrnehmung der Erscheinungen einen Anklang an thierische Formen und Lebensäußerungen bot, so sah man ein thierartiges Wesen in ihnen. Wir gedenken der Wolkenkühe, der lichten Strahlenrosse die den Sonnenwagen ziehen. Die Griechen sagen daß Poseidon die Demeter verfolgt, die sich in eine Stute verwandelt, sodaß er als Roß sie bewältigt; in den Veden ist es die Sturmwolke, die Saranja, die wie ein wildes Roß am Himmel dahinbraust, und der lichte Himmelsgott gesellt sich ihr zu Jama's Erzeugung. Der patriarchalische Hirt hat den Hund als Wächter des Hauses, als Diener auf der Weide; so senden in den Veden die Götter die Hündin Sarama aus, den Wind,

das Versteck der himmlischen Kühe, der Wolken, aufzuspüren und sie heranzutreiben. Von Sarama stammt der rothbraune Hund Sarameyas, der angerufen wird die Menschen in Schlaf zu bringen, das Haus in der Nacht zu bewachen, die Räuber wegzubellen, Reichthum an Rossen und Rindern zu mehren. Ein anderer Sarameyas ist bei Jama dem Gott der Unterwelt und holt ihm die Seelen der Menschen hinab. Mit Sarameyas hat Kuhn den Hermeyas oder Hermes der Hellenen zusammengestellt, der die Kühe Apollons, die lichten Wolken, vor sich hertreibt, und damit ein Luftwesen ist wie Sarameyas, und ebenso die Habe und das Haus der Menschen behütet, sie einschläfert und die Seelen in das Jenseits geleitet. Jama's Hunde kennen und bewachen den Todtenweg wie der griechische Kerberos, dessen Namen Weber durch das Beiwort karbura, dunkel, buntgefleckt, erklärt, was Sarameyas in den Veden hat. Der himmlische Weg, den Götter und Selige wandeln, die Brücke zum Himmel ist der Regenbogen. Die Auffassung der Seele als Lebenshauch, der im Winde wieder von dannen zieht durch die Wolken in den Himmel, der Schiffer der die Todten über das Wolkenmeer fährt, die Personification des im Wind waltenden Götterwillens als eines Götterhundes, der die Wolken jagt und die Menschen im Leben und Tod bewacht und geleitet, ist urarische Anschauung; wir erinnern in Bezug auf den letztern an den schakalköpfigen Anubis der Aegypter.

Der Blitz ist eine feurige Schlange; aber wir nennen ihn auch geflügelt; der Vogel, der mit seinen Schwingen auf- und niedersteigt, wird das Bild für alles Schwebende, zwischen Himmel und Erde sich Bewegende. So kam ursprünglich der Blitz, der Regen als ein Vogel aus der Wolke, und dann ward es ein Vogel der sie heruntertrug. So ist auch die Sonne ein Vogel, ein Schwan oder Adler. Das klingt in den spätern Mythen vielfach nach; ein Adler trägt den Blitz des Zeus und führt den Spender des Göttertranks, den Ganymed, zu Zeus empor, oder Zeus hat ihn in Adlergestalt selbst geraubt; Indra als Falke, Odin als Adler holen den im Wolkenberg gefesselten Meth, den Begeisterungstrank der Unsterblichkeit. Die Seele, das Lebensprincip des Menschen, ward als ein himmlischer Funken aufgefaßt, ein geflügelter Blitz aus der Wolke; noch jetzt bringt im Volksmund ein Storch die Kinder aus dem Wolkenbrunnen; als Vogel oder Schmetterling verließ im Volksglauben die Seele den

Leib. Der Feuerbringer Prometheus ist auch Menschenbildner, und Jama, den wir sogleich näher kennen lernen, ist das Kind des Lichts und der Sturmwolke. Man verfährt noch heute in Deutschland bei Anzündung eines Nothfeuers, über welches das Vieh bei einer Seuche zur Reinigung gehen muß, man verfährt noch heute ganz gewöhnlich in Indien wie im arischen Alterthum: auf einer in der Mitte vertieften Scheibe von weichem Holz wird ein Stab von härterm Holz aufgestellt und zwischen den Händen oder mittels eines Seiles in eine rasch drehende Bewegung gesetzt, oder es wird auf solche Art ein Pfahl in der Rabe eines Rades um sich herum gedreht, bis ein Funke hervorspringt, den man in Werch, Moos oder Heu auffängt. So dachte man sich auch das Anzünden des himmlischen Feuers im Sonnenrad oder in der Wetterwolke; aus der Sonne, dem Feuerrade, ward dann der Wagen des Sonnengottes. Durch quirlende Bewegung eines Stabes in einem schmalen Faß ward die Butter aus der Milch geschieden; auf gleiche Weise und damit ganz ähnlich wie die Feuerentzündung dachte man sich die Bereitung des Göttertranks, des allerquickenden himmlischen Regens in der Wolke; erschien doch Blitz und Regenguß zusammen. Aber jene sich einbohrende Reibung erinnert auch an die menschliche Zeugung, und die Seele war der sich entzündende Lebensfunken. Der Ursprung der Seele, des Feuers, des Regens stand so in enger Verbindung, und Kuhn hat in seinem Buch über die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks das Angedeutete als die Grundlage der mannichfach ausgebildeten Sagen der verschiedenen arischen Völker nachgewiesen. Das Feuer ist uns noch sprachlich das Bild der Lebensflamme; es brannte auf dem Herd als der Mittelpunkt des Hauses, als das Symbol des Familienlebens; die in das Haus eintretende Braut oder neuerworbene Hausthiere mußten es dreimal umwandeln, dadurch traten sie in die Weihe der Gemeinsamkeit ein. Im griechischen Wort πῦρ wie im altnordischen fyr, dem altdeutschen fiur erkennen wir noch daß das Feuer ursprünglich allgemein für das Element der Reinigung (purus) angesehen ward, als das es bei Indern und Persern, wie bei Griechen, Römern und Germanen deutlich genug hervortritt. Das indische agni=ignis, heißt Feuer, der Stamm scheint mir im griechischen ἁγνός, rein, zu erkennen. Aber auch die mit dem Feuer verbundene Kunst der Metallarbeit hatte vor der Scheidung der Arier begonnen. Man sah in ihr ein Werk des Feuers, das vom

Himmel herabgefallen war und auf Erden gelähmt, an den Herd gebannt einherhinkte, wie Hephäſtos, wie der Schmied Wieland, das aber auch im Flug des Vogels wie Wieland und Dädalos ſich himmelwärts hob; bei dieſen Sagen iſt keine Entlehnung, ſondern die gemeinſame Grundlage gleichfalls anzunehmen. Selbſt die Anſchauung vom Gewitter als einer himmliſchen Schmiede, wo die einäugigen Sonnenrieſen die Blitze auf hallendem Amboß zurecht hämmern, iſt uralt und ein Beweis der frühen Bearbeitung des Erzes. Und daß die Götter im Gewitter das den Drehſtab bewegende Seil an beiden Enden hin- und herziehen, das iſt die Grundlage auf der die indiſche Phantaſie das ungeheuere Bild des Mandaraberges gebaut, der als Quirlſtock des Göttertranks im Weltmeer ſteht, und die Schlange Seſha iſt als Strick um ihn herumgeſchlungen; die Schlange ſchnaubt Feuer und Wind und der Berg brüllt wie dumpfer Donner, wenn die Götter ziehen. In der deutſchen Sage wirft der wilde Jäger Wodan dem Bauersmann ein Seil zu daß ſie verſuchen wer den andern fortziehe; bei Homer aber haben wir das herrliche Bild in der Ilias, wenn Zeus am Anfang des achten Geſanges ſeine Obmacht den Göttern verkündet:

Laſſet ein goldenes Seil vom Himmelsgewölb hinunter,
Hängt euch alle daran, ihr Göttinnen all' und ihr Götter,
Dennoch vermögt ihr nimmer hinab vom Himmel zur Erde
Zens, den erhabenſten Herrſcher zu ziehn, wie ſehr ihr euch abmüht.
Aber gefiel auch mir es in völligem Ernſte zu ziehen,
Traun euch zög' ich empor mit der Erde zugleich und dem Meere,
Bände das Seil alsdann um das äußerſte Haupt des Olympos
Feſt, daß alles geſammt hoch ſchwebete oben im Luftraum.

Blicken wir indeß noch einmal zurück auf die Thierwelt, ſo bot ſie nicht blos Bilder zur Auffaſſung und Geſtaltung der Naturerſcheinungen, ſondern auch der menſchlichen Verhältniſſe. Der Jäger, der Hirt, der Ackerbauer verkehrt mit den Thieren, ſteht ihnen nah und ſieht in Hund oder Stier oder Wolf den Genoſſen oder Feind, gewiſſermaßen ſeinesgleichen; er belauſcht die Eigenheiten der Thiere, er hat an ihrer Liſt und Kraft, an ihrer ſchönen Geſtalt, ihren funkelnden Augen ſeine Freude; theils bekämpft er ſie, theils zieht er zähmend ſie zu ſich heran, und was er ſo mit den Thieren erlebt und erfährt, dies Wirkliche verwerthet die Phantaſie in der Thierſage, wenn ſie die Geſchichten der Thiere erzählt und ihnen dabei menſchliche Ueberlegung und

Sprache leiht, oder wenn sie die Erfahrungen aus der Thierwelt zu einem Gleichniß menschlichen Lebens macht und kürzer im Sprichwort, ausführlicher in der Fabel ausprägt. Wir finden in indischen, griechischen, deutschen Erzählungen Thiergeschichten desselben Sinnes, deren jede aber ihre eigenen Züge hat, sodaß oft das Verständniß der einen Darstellung erst durch die Bekanntschaft mit der andern erschlossen wird. Wir haben auch hier einen ursprünglich gemeinsamen Grundstock und Sagenstoff, der im Lauf der Jahrtausende in der mündlichen Fortpflanzung seine Umbildungen erfuhr und später gemäß dem Charakter der Nationen seine besondern Züge, seine eigenthümliche Kunstform empfing.

Von der Betrachtung der Natur wenden wir uns zum Menschen. Daß Jama der Veden und Jima der Avesta identisch seien ist längst anerkannt; die persische Heldensage kennt ihn als Dschemschid (Jim, Dschem in der Verbindung mit schid Herrscher). Die vedische Erzählung lautet zunächst daß der Weltbildner seiner Tochter, der Stürmischen, der dunkeln Wolke, die über dem Raume schwebt, Hochzeit macht mit dem Leuchtenden, Vivasvat; Licht und Wolkendunkel erzeugen die Zwillinge, das besagt ihr Name Jama und Jami, das erste Menschenpaar. Jama ist der Erstgeborene der Sterblichen und so auch der erste der Gestorbenen; „er hat den Weg aufgeschlossen der aus der Tiefe zur Höhe führt, er zuerst den Ort gefunden wo unsere Väter hingegangen, die Heimat die man uns nicht nehmen kann". So ist er das Haupt aller derer geworden die ihm folgen, der Erstling der Todten ist ihr Fürst, Jama der König im Reich der Seligen.

Die Zendsage aber verlegt das Paradies in die Lebenszeit Jima's, des Urmenschen. Auch hier heißt sein Vater ganz ähnlich Vivanghvat. Ihm hat der Schöpfergeist Ahuramasda sich zuerst offenbart, aber er hat es abgelehnt Träger des heiligen Worts zu sein, weil er dazu nicht geschickt und gelehrt genug sei. Da verlieh ihm Gott die goldene Getreideschwinge und den goldenen Stachel, Sinnbilder des Ackerbaues und der Viehzucht, die den Friedensfürsten bekunden. Jima macht die Erde fruchtbar und sie füllt sich mit lebenden Wesen; sein Gebet erweitert die Erde, damit sie Raum haben sich nach Lust zu bewegen. Wenn die Erde, die Amme der Menschen, Rinder und Rosse, sich öffnet wie eine Gebärende, indem Jima's goldene Schwinge und goldener Stachel sie trifft, und wenn sie dann zur doppelten Größe sich

ausdehnt, ſo ſcheint mir das die dichteriſche Darſtellung davon daß durch geordnete Benutzung und Cultur ſie fähig wird viel mehr Geſchöpfe zu tragen und zu ernähren. Jima nun iſt der leuchtendſte glücklichſte aller Geborenen, der Sonne ähnlich unter den Sterblichen, unter ſeiner Herrſchaft gibt es nicht Kälte noch Hitze, nicht Alter noch Tod. So bezeichnet ſie das goldene Zeitalter auf Erden, und ſinnvoll genug iſt es daß jenes Kinderglück der Unſchuld das göttliche Wort, die ſelbſtbewußte Vernunft noch nicht kennt, ſondern nach ſittlichem Inſtinct lebt, noch nicht wiſſend was gut und böſe iſt, wie Adam im Paradies. Und wenn Jima weiter einen Garten in regelmäßigem Viereck anlegt und dahin die Erleſenſten der Geſchöpfe ſammelt, wenn dort weder Sünde noch leibliche Gebrechen gefunden werden, aber ein ewiges Licht mild erglänzt, ſo werden wir abermals an das bibliſche Eden erinnert und finden darin eine Urüberlieferung der Menſchheit aus der Zeit wo Semiten und Arier noch vereint lebten, eine Kunde die auch in Griechenland und Rom ſich als Mythus vom goldenen Zeitalter, bei den Germanen als das Goldalter der Götter erhalten hat. Die Welt, der Menſch iſt gut geſchaffen, aber gefallen, Streit iſt an die Stelle des Friedens, Verderbniß an die Stelle der Vollkommenheit getreten, der Untergang ſteht bevor, aber eine neue beſſere Welt wird ihm folgen: dies liegt als gemeinſame Idee der Lehre von den Weltaltern zu Grunde, die von den Griechen und Indiern dann unabhängig und verſchiedenartig, dort mehr mythiſch, hier mehr dogmatiſch ausgebildet wurde. Von einem noch fortdauernden irdiſchen Paradies weiß auch die mittelalterliche Alexanderſage zu berichten; der Held kommt auf ſeinen Wanderzügen an die Mauer des Paradieſes, das er wie ein weltliches Reich erobern möchte, allein es wird ihm die Kunde daß nur wer die eigene Gier bezwinge, das Paradies erlangen könne. Auch der Graal deutet auf ein irdiſches Paradies mitten im Leben und Treiben der Welt, und ſinnig bemerkt Weſtergard, Jima ſei überhaupt der Ausdruck für den glücklichen Zuſtand eines jeden Menſchen, und wenn der Tag in ſeinem Glanz alle Herrlichkeiten der Natur offenbart, wenn milde Jahreszeiten Segen hervorrufen, wenn der Menſch in ſeiner vollen Kraft, in Frieden mit ſich ſelbſt lebt und in Liebe mit ſeiner Umgebung, da herrſche Jima noch auf Erden, — wie wir auch dann ſagen wir ſeien im Paradies.

Tacitus nennt als den ſagenhaften Ahnherrn der Deutſchen

am Ocean den Ingu, als Stammvater der Schweden wird Yngvi erwähnt; das Volk vertritt beidemal die Menſchheit; Yngvi iſt zugleich Beiname des Sonnengottes Freyr; Mannhard entwickelt in einer Combination der Sage daß er der erſte Menſch und König auf Erden, der erſte Verſtorbene und Herrſcher im Seelenreich der Alfen, der Lichtgeiſter ſei; wir hätten alſo in ihm den Jima oder Jama wieder, den Sonnenſohn, und es mag urſprünglich die Sonne ſelbſt geweſen ſein die im Weſten niedergehend zuerſt den Weg zum Jenſeits fand und dort des Nachts den Seligen leuchtete und ſie beherrſchte.

Fragen wir ob die Hellenen eine ähnliche Tradition wie die von Jama's Reich haben, ſo hat ſchon Windiſchmann auf Rhadamanthys verwieſen. Zu ihm, dem König einer ſeligen Inſel, werden nach Homer und Heſiod gottbegnadete Männer durch Entrückung verſetzt, denn nicht ſterben ſoll Menelaos, ſondern eingehen in Elyſium; F. A. Wolf hat, dem Original Fuß für Fuß folgend, die Stelle meiſterhaft überſetzt:

Nicht ward dir es beſchieden, o göttlicher Fürſt Menelaos,
Tod und Verhängniß daheim in dem Roßland Argos zu leiden:
Nein zu Elyſions Flur und der Erd' Umgrenzungen werden
Götter dich einſt hinführen, wo thront Goldhaar Rhadamanthys.
Dort lebt arbeitlos und behaglich der Menſch ſein Leben,
Nie iſt da Schnee, nie rauſcht Platzregen da, nimmer auch Sturmwind,
Selbſt Okeanos ſendet des Weſts hellwehende Hauche
Immer dahin, die Bewohner mit Frühlingsluft ſanft kühlend.

Erinnert das mehr an die perſiſche Anſicht, ſo klingt die indiſche bei Pindar wieder; ihm iſt Rhadamanthys der Todtenrichter und der Fürſt deren die ihr Herz von Frevel rein bewahrt und nach dem Tode den Weg des Zeus zu Kronos hoher Feſte wandeln,

Wo lind athmend rings um der Seligen Gefild
Des Meeres Lüfte wehen, wo duftig Goldblumen hier am Strand
Leuchten von den Höhn glänzender Bäume,
Dort der Quelle Flut entſprießen,
Mit deren Kranzgewinde ſie ſich Arm umflechten und Haupt.

Damit vergleichen wir ein Gebet an Jama in den Veden:

In des Dreihimmels Gewölbe, wo man ſich regt und lebt nach Luſt,
Wo die lichtvollen Räume ſind, o dort laß mich unſterblich ſein!

Wo Wunsch und Sehnsucht verweilen, wo die strahlende Sonne steht,
Wo Seligkeit ist und Genüge, o dort laß mich unsterblich sein!
Wo Fröhlichkeit und Freude wohnt, wo Entzücken und Wonne herrscht,
Wo erfüllt alle Wünsche sind, o dort laß mich unsterblich sein!

Rhadamanthys ist der Sohn des Lichtgottes Zeus, der Bruder des Minos. In diesem hat man längst den Manus der Indier, den Mannus der Deutschen, die als Stammväter dieser Völker genannt werden, wiedererkannt. Der Name heißt der Denkende, davon abgeleitet ist Manusha, Mensch, das a ist in i übergegangen wie im deutschen Wort Minne, das auch Andenken, Erinnerung bedeutet. Minos, Manus, Mannus vertreten die erste Einrichtung des bürgerlichen Lebens, der volksthümlichen Gemeinschaft, sie sind Staatsordner, Gesetzgeber, Richter; wie Jama ward auch Minos zum Todtenrichter.

Ein Paradies also am Anfang der Geschichte und als Ziel der Menschheit im ewigen Leben der Seligen ergibt sich uns als der dichterische Glaube der arischen Urzeit, und dies war der Keim, der bei den verschiedenen Völkern so nahe verwandte poetische Blüten trieb daß die ursprüngliche Gemeinsamkeit der Idee wie des Ausdrucks klar durchschimmert. Firdusi berichtet noch von Dschemschid daß er in menschlicher Ueberhebung Gott gleich sein wollte, und daß dadurch das Paradies verloren ging, die Uebel ins Reich eindrangen und das Volk zu Zohak abfiel. Ein persisches Religionsbuch läßt das Glück von Jima fliehen als er Lügen in seine Gedanken bringt. Ist das nicht erst unter hebräischem Einfluß geschrieben, so wäre hier die Hindeutung auf den Sündenfall bei den Ariern.

Auch die Flutsage ist nicht blos den Ariern untereinander, sondern mit den Semiten gemeinsam. Bis auf einzelne Züge stimmt die babylonische Erzählung von Xisuthrus mit der hebräischen von Noah. Die indische Sage läßt Manu allein übrig bleiben; ihre älteste Fassung im Shatapatha-Brahmana bewahrt die Erinnerung daß Manu von jenseit des Himalaja, des für die Indier nördlichen Gebirges, herstammt: durch eine Flut aus der ersten Heimat vertrieben kommen die Arier von Norden her nach Indien. Dem Manu kam beim Waschen ein Fisch unter die Hände, der ihn um Pflege und Schutz bat, dann werde er seinen Wohlthäter wieder retten, wenn die große Flut komme. Manu zog den Fisch auf und setzte ihn dann ins Meer, und zimmerte ein Schiff in dem Jahre das ihm der Fisch angegeben.

Als die Flut ſtieg, ſchwamm der Fiſch zu ihm, an des Fiſches Horn band Manu ſein Tau, der Fiſch ſetzte mit ihm über den nördlichen Berg und ließ ihn dann das Seil an einen Baum binden. Manu brachte nun gleich dem griechiſchen Deukalion, gleich Noah und Xiſuthrus ſein Opfer; aus geläuterter Butter, dicker Milch und Matte, die er in die Flut warf, ſtieg nach Jahresfriſt das Weib hervor, auf das die Götter Mitra und Varuna Anſpruch machten, das ſich aber für Manu's Tochter erklärte. Ihr Name Ida hat das cerebrale d, welches in r und l übergeht, ſie iſt das perſonificirte Lobgebet (Ila) und der daraus entſpringende Segen, den nun Iris, der Regenbogen, für die Griechen ſymboliſirt. Sonne und Himmelsgewölbe, Mitra und Varuna, machen Anſpruch auf den Regenbogen; da er hier wie bei Noah das Zeichen des göttlichen Bundes und Segens iſt, entſpringt aus ihm das neue Geſchlecht. Auch nach litauiſcher Sage ſendete Gott dem einzig übriggebliebenen Menſchenpaar als Tröſter den Regenbogen, der ihnen rieth über die Gebeine der Erde zu ſpringen; aus neun Sprüngen wurden neun Menſchenpaare. Vom Frauenberg bei Sondershauſen erzählt ſich das Volk daß er hohl ſei; in ihm befindet ſich ein großer See, auf dem rudert von Anfang der Welt ein Schwan, der hat einen Ring im Schnabel. Wenn aber der Schwan den Ring fallen läßt, dann geht die Welt unter. In dieſem ſchönen Bilde ſehen wir mit Schwartz den Wolkenſchwan, der den Regenbogen hält, welcher des Himmels Waſſer bannt, daß nicht die Welt durch ſie untergehe, wie auch Jahve im Alten Teſtament den Regenbogen zum Zeichen ſetzt daß keine neue Waſſerflut die Erde zerſtören ſolle.

Endlich noch ein Wort über den Gott in deſſen Namen der Name der Arier zu liegen ſcheint. Man kennt die Irmenſäule die Karl der Große im Krieg gegen Wittekind zerſtörte. Es gab deren mehrere, ſie waren Nationalheiligthümer, ein Baumſtumpf unter freiem Himmel errichtet zu Ehren des ſtreitbaren Nationalgottes Irmin; alterthümlicher ſoll er Irimo oder Arimo geheißen haben, wovon Armin, Irmin erweiterte Formen ſind. Das gothiſche Wort airman wird in der Bedeutung von allgemein verwandt, Irminſul von einem alten ſächſiſchen Chroniſten auch als allgemeine oder Weltſäule erklärt, die alles aufrecht hält. Irmin wäre danach der allgemeine Gott, der des ganzen Volks, ſowie iörmungrund, allgemeiner Grund, die Erde heißt. Die

Kelten verehren ihren Stammgott Erimon, nach dem Erin, die Insel Irland, und das Volk der Iren den Namen führt. Iranier nennen sich die alten Perser nach dem ursprünglichen Arja, Arier, und Arjaman ist ein Gott der in den Veden häufig neben Mitra und Varuna, Sonne und Himmel, angerufen wird. Aristoi, die am meisten Arischen, heißen die Edeln bei den Griechen. Als Airja, die Ehrwürdigen, das herrschende Volk, bezeichnen sich die Indier. Bei den Armeniern ist Armenac Stammvater des Volks. Daß wir mit Recht die ursprüngliche Stammesgemeinschaft der Inder und Perser, Kelten, Slawen, Griechen, Italier, Germanen mit Arier bezeichnen, geht daraus klar hervor. Was die Ableitung des Wortes selbst betrifft, so erinnert Haug gegen unsere Deutung (S. 24) an ara Altar, Herd, arani die Hölzer zum Feuerreiben im Indischen, an das lateinische ardere brennen, und sieht im Arier den Herdgenossen bezeichnet; in Airjaman und Arjaman, die im Aveſta und in den Veden als Nährer und Erfreuer angerufen werden, ist ihm das irdische Glück der Genossenschaft personificirt, und unser Irmin erscheint als Heros der Stammesgemeinschaft.

Ueberblicken wir die Errungenschaft unserer Forschung, so stand das ganze Naturleben wie ein Werk geistiger Kraft und Thätigkeit vor der Phantasie der Arier. Im Aether walteten holde Lichtgenien und strahlten im Glanz der Sterne als Schmuck des Himmels, der Himmel war die Erscheinung des allumfassenden Gottes, der sie in sich erstehen ließ, hegte und bewegte; sie waren seine Wächter, die nie schlummern und untrüglich alles ausspähen und das Gute behüten; im Dunkel der Nacht, in der Kälte des Winters, in der Dürre des Sommers walteten finstere böse Dämonen, gefräßige Wölfe, Drachen und andere misgestaltete Ungeheuer, die das Licht der Sonne oder den erquickenden Regen raubten, den Menschen vorenthielten, die Menschen schreckten und schädigten, aber die hülfreiche Macht Gottes bewährte sich im Kampf und Sieg, wie das vor allem im Gewitter sich kund gab. Es waren die Geister der Winde die im Sturm einherfuhren und die Welt erregten; sie waren des Sturmgottes Heer, sein Brausen war ihr Gesang, ein Lied das auch Felsen und Bäume bewegt, wie in den Sagen von Orpheus und Horant noch nachklingt. In den Genien und Manen der Römer, den Dämonen der Griechen, den Alben der Deutschen und Elfen der Kelten, den Ribhus und Maruts der Indier hat sich diese die

Menschen in der Natur selbst umschwebende Geisterwelt im Volksgemüth erhalten. Der Unsterblichkeitsglaube knüpfte hier an. Aus der Höhe kam die Seele als der Blitz und Funke des Lebens herab wie ein Vogel, und schwang sich im Windeshauch wieder empor und trat nach ihren Gesinnungen und Thaten dort ein unter die Mächte des Lichts oder der Finsterniß. Die sittlichen Ideen entwickeln sich im Anschluß an die Natur mit Furcht und Hoffnung; der Gegensatz des Guten und Bösen geht dem Bewußtsein auf, ebenso der Gedanke eines ewigen Loses, das sich der Mensch selber bereitet, und einer innigen Gemeinschaft aller Lebendigen, indem die Geister der Ahnen zugleich die Frucht ihres Erdendaseins ernten, zugleich fortwährend das gegenwärtige Geschlecht umschweben und auf dasselbe einwirken.

Und wie die neuere Naturwissenschaft im Aether den Mutterschos aller Dinge sieht, so ahnten schon die alten Arier im Licht den Quell alles Werdens, alles Gedeihens, aller Bewegung; sie erkannten eine wohlthätige Geistesmacht im Licht, dasselbe war ihnen das natürliche Symbol des Guten und des Wahren, ihre Religion war ein Cultus des Lichts, der die Keime der sittlichen Ideen zur Entfaltung brachte. Der Mensch soll den lichten Göttern ähnlich sein. Sie sind die alles sichtbar Machenden, die Allsehenden. Auf ihr Urtheil beruft man sich darum, wenn der Mensch das Verborgene nicht finden oder die Wahrheit nicht erweisen kann. Man ist überzeugt daß sie auch den Griff ins siedende Wasser, auch das Tragen des glühenden Erzes, auch den Gang durchs Feuer leicht und unschädlich machen, wenn der reine Mensch sie zu Zeugen seiner Unschuld anruft, daß aber wer schuldbewußt ihr Urtheil beschwört, es sich zum Verderben herausfordert. Denn die genannten Gottesurtheile dauern gleichmäßig unter den Völkern fort, und sind darum ein Erbe der ursprünglichen Lebensgemeinschaft.

Sah man aber in den Naturerscheinungen das Werk göttlicher geistiger Willenskraft, so konnte man hoffen durch Gebet und durch den eigenen Willen auf sie einzuwirken; so glaubte man an die Macht des Wortes im Fluch und Segenspruch. Man sah wie Gärung und Ansteckung sich verbreiten, und schrieb danach jedem Ding das Streben oder das Vermögen zu das andere, auf das es einwirkt, sich zu verähnlichen. Darin liegt der Grund der Magie, der Zaubermittel. Die römische Hirtin setzt das Wachs ans Feuer, gleich ihm soll das Herz des fernen

Geliebten schmelzen und sich erweichen, der deutsche Schmied hämmert das Eisen und möchte daß auch so sein Landgraf hart gegen die Volksbedrücker werde; ähnliche Formeln zeigen uns die Veden. Die sprachlichen Ausdrücke für Arzneikunde bei den arischen Nationen weisen auf den Zusammenhang mit Besprechungen und magischen Mitteln hin. Die Wunde soll verbunden, die Krankheit soll gebunden oder der sie erregende Dämon soll ausgetrieben werden; die Heilkunde berührt sich mit sittlich religiöser Reinigung, das Wort verbindet sich mit Opfer und Sühne. Unter den Krankheiten hat Adolf Pictet Geistesstörungen, fallende Sucht, Fieber, Hautausschläge und Husten durch die Sprachvergleichung der verwandten Ausdrücke der Urzeit zugewiesen.

Der Hausvater war Priester, das findet sich noch in den Veden und überhaupt in den Culturanfängen der selbständig gewordenen Stämme. Man nahte den Göttern mit Gebet und Opfern. Wie sie das Licht in der Höhe gewährten, zündete man ihnen Opferfeuer, ein Brandopfer an, wie sie das himmlische Naß des Regens niedergossen, spendete man ihnen den Opfertrank. Man hatte früh einen solchen aus gegorenem Pflanzensaft zu bereiten gelernt, in dessen stärkendem und berauschendem Genuß man selber Labung, Begeisterung und Thatkraft trank, man wollte den Göttern das Gleiche zu ihrer Freude gewähren. Die Götter wurden auf den Höhen der Berge oder in heiligen Hainen verehrt. So geschah es noch von den Persern, den alten Indiern, den Hellenen des pelasgischen Weltalters, wo Zeus seinen Eichenwald zu Dodona oder seine Altäre auf Bergesgipfel hatte; des Tacitus Ausspruch von den Germanen gilt von der ganzen Urzeit: „Die Götter in Tempelwände einzuschließen oder der Menschengestalt irgend ähnlich zu bilden das meinen sie sei unverträglich mit der Größe der Himmlischen; Wälder und Haine weihen sie ihnen, und mit dem Namen der Gottheit bezeichnen sie jenes Geheimniß das sie nur im Glauben schauen.“ Das philosophisch ausgebildete und das ursprüngliche Gottesbewußtsein grenzen nahe aneinander; jenem genügt keine endliche Form, kein Bild für das Ewige und Unendliche, diesem hat das Göttliche überhaupt noch keine bestimmte Gestalt gewonnen. Die Rückkehr zum Zeichen, wie Machiavelli die Wiederaufnahme des Anfänglichen auf einer höhern Entwickelungsstufe nennt, bewährt sich auch hier. Die Bilder wechseln bei den alten Ariern, durch welche sie die unsichtbare und doch in der Natur offenbare Macht

ſich vorzuſtellen und auszuſprechen ſuchen, wie die Sonne bald ein Feuerrad, bald der Schwan des Luftmeers, der Adler des Aethers, bald das Auge des Lichtgottes, bald der auf feurigem Wagen mit weißglänzenden Roſſen dahinfahrende menſchlich geſtaltete welterleuchtende Gott iſt. Noch erſtarrt das Symboliſche nicht in der Art daß das Bild oder der äußere Gegenſtand für das innere Weſen gölte, ſondern die Idee ſchwebt über den Erſcheinungen, in denen ſie waltet, und wird bald durch die eine, bald durch die andere ausgedrückt; das Bild bleibt durchſichtig, der Geſtaltungsproceß flüſſig. Die Religion trägt nicht die Form der Dogmatik, ſondern der Poeſie; dichteriſche Gemüther geben den religiöſen Ahnungen und Gefühlen einen anſchaulichen Ausdruck. Der Mythus wie die Sprachbildung iſt die Urpoeſie der Menſchheit. Das griechiſche Wort für Lobgeſang zur Ehre der Götter findet ſich in den Veden wieder, hymnus = sumnas; Worte für Sänger und ſingen haben bei den ariſchen Völkern gleiche Wurzeln. Die anhebende Götterſage und die bildlichen Anſchauungen des Göttlichen lebten im Geſang.

Indien.

Allgemeine Charakteriſtik.

Der Himalaja wie eine mit rieſigen Eiszinnen bekrönte himmelhohe Mauer, der Indus und die Sindwüſte nördlich und weſtlich, das umgürtende Weltmeer nach Süden und Oſten hin umgrenzen die herrliche Halbinſel Vorderindiens und geſtalten ſie zu einer abgeſchloſſenen Welt, die in ihrem Innern mannichfaltig und reich iſt wie kein anderes Land der Erde. Das Gatgebirge zieht von Norden nach Süden hin, und trägt durch das ganze Gebiet den Gegenſatz und Wechſel der rauhen Bergnatur, der friſchen Alpenthäler und der tropiſchen Küſtenniederung, gleichwie im Norden der Himalaja ſich aus grünen Palmenwäldern weißglänzend emporhebt. Das Kernland daneben bildet das Stromgebiet des Ganges, der mit ſeinen Nebenflüſſen in weiter Ausdehnung die Fruchtbarkeit und Fülle des Pflanzenlebens mit ſeinem Wechſel und ſeiner Pracht wetteifern läßt und in ſeinem Lauf ſeit drei Jahrtauſenden ſchon der volkreichen Städte

ſo viele begrüßt. Mehr nach Süden hin wendet ſich der Nerbudaſtrom, auch er von üppiger Natur und von den Trümmern einer alten Cultur umgeben. In dieſen weitgedehnten Thalebenen iſt der Menſch nicht genöthigt ſeinen Unterhalt mühſam dem Boden abzuringen: ein einziger wildwachſender Baum gibt ihm mit ſaftigen Früchten Speiſe und Trank, aus den Faſern ſeines Baſtes den Stoff zur Gewandung, mit ſeinem Schattendach Schutz gegen Sonne und Regen. Das Meer bietet ſeine Perlen, die Erde ihr Gold, die Bäume ihre Gewürze und köſtlichen Früchte, und ſo wird Indien für andere Völker ein Land der Sehnſucht oder der Wunder, während es durch Berg und Meer für lange Zeit geſichert und ſich ſelber genug iſt. Die Wärme des Himmels und die Fülle des Pflanzenlebens auf der Erde rufen nicht ſowol die Thatluſt, die Arbeitskraft des Menſchen auf, als ſie die Liebe zur Ruhe, zur Beſchaulichkeit nähren, und die Natur in ihrer Pracht, in ihrem überſprudelnden Formenreichthum erweckt die Phantaſie zum Wetteifer, daß auch ſie die Wirklichkeit mit ihren Träumen umſpinne, wie die blütenſchimmernden Ranken der Schlinggewächſe den Stamm der Bäume verdecken und ſich von Wipfel zu Wipfel ausbreiten.

Mannichfach und überwältigend wie die Natur liegt auch der indiſche Geiſt und ſein Werk vor uns, der vollſte Gegenſatz gegen die verſtändige Nüchternheit Chinas, gegen die eintönig architektoniſche Feſtigkeit und ſtarre Größe Aegyptens. Lachende üppige Weltluſt und finſtere ſelbſtquäleriſche Weltentſagung, abenteuerliches Heldenthum und Ruheliebe, grauſamer Despotismus und erbarmungsvolles hingebendes Mitleid für alle Weſen, grübelndes Sinnen und überwuchernde Phantaſtik, wie ſie in den Schöpfungen indiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft nebeneinander liegen und durcheinander wogen, ſie mochten die indiſche Welt dem betrachtenden Geiſt als ein brütendes Chaos erſcheinen laſſen, in welchem die Formen und Geſtalten auftauchen und verſinken ohne rechten Halt und volle Klarheit zu gewinnen, und Maßloſigkeit durfte für das Weſen des Inderthums gelten. Denn die Indier ſelbſt haben unter allen Ariern am wenigſten hiſtoriſchen Sinn: ſie denken nicht daran daß ſie auf einer neuen Entwickelungsſtufe die überſchrittene treu in der Erinnerung bewahren, vielmehr ſuchen ſie im ſpätern Leben das Gegenwärtige auch als das Uranfängliche und Immergeltende darzuſtellen und danach die Denkmale der Vorzeit ſelbſt umzuformen; wie die in die Erde gerammten

Pfoſten der menſchlichen Wohnung wieder Wurzel ſchlagen und Zweige treiben, ſo überwältigt die Gegenwart mit ihrem Lebensrecht das Vergangene, dies gilt nur inſoweit es Element des jetzigen Daſeins iſt, und von dem heutigen Standpunkt aus wird das Bild der Vergangenheit umgeſtaltet. Die Geſchichte wird zur Sage, und von der Wahrheit aus daß in allen Perſonen und Ereigniſſen die Idee, welche ſie verwirklichen, das Weſenhafte und Bleibende iſt, das ihnen den Werth und die Weihe verleiht, halten ſich die Indier nur an dies Idealiſtiſche und kleiden es mit freier Phantaſie in die Formen welche ihnen die ausdrucksvollſten erſcheinen; die Realität des Erdenlebens überhaupt gilt ihnen wenig, ſie iſt ein Geringes und Verſchwindendes, ein Traumhaftes gegenüber dem Göttlichen und Ewigen, ein Spiel für den Geiſt, der ſich lieber aus dieſem bunten Schein und ſeiner Vielheit zurückzieht in die Ruhe und den Frieden des Einen, der wandelloſen Seele des Alls. Nach und nach iſt es der europäiſchen Kritik gelungen eine Sonderung und Scheidung der Elemente der indiſchen Cultur und ihrer Werke vorzunehmen und wenigſtens im großen die Richt- und Haltpunkte zu bezeichnen. Die Meinung von orientaliſcher Stabilität iſt durch die Erkenntniß einer gegenſatzreichen Entwickelung berichtigt worden, die mit der Geſchichte der europäiſchen Arier ihre ebenſo lehrreichen Parallelen als Unterſchiede bietet.

Der letzte Stamm, welcher noch geblieben war als die übrigen Zweige, die Grundlage der Kelten, Griechen und Italier, Slawen und Germanen, ſich abgeſondert und nach Weſten gezogen, ſchied ſich abermals in die baktriſch-perſiſche und in die indiſche Nation, und auch dieſe letztere verließ die alten Wohnſitze und zog durch die Engpäſſe des Hindukuſch oder Himalaja, und ließ ſich durch die Flüſſe Nordindiens zu neuer, glücklicher Heimat leiten; der Wille der Vorſehung, der im Volksinſtinct waltet und die Maſſen über ihr Verſtehen hinaus bewegt, führte die Wanderer nach dem Lande welches der Entfaltung ihrer Uranlage am förderlichſten entgegenkam. Nicht in Bauten und Bildwerken, die wir mühſam deuten, ſondern im Worte ſelbſt, in Liedern und Sprüchen der Weisheit haben wir die Denkmale ihrer Entwickelung. Wir ſehen zuerſt im 2. Jahrtauſend v. Chr. ein patriarchaliſches Leben, der nomadiſche Hirt, der ſich niederlaſſende Ackerbauer vergleichen ſich den Genoſſen Abraham's, friedlich geſinnt und doch voll kriegeriſcher Kraft, voll Gottesfurcht und im erſten Nachdenken

über die letzten Gründe der Dinge. In den Hymnen der Veden haben wir den dichterischen Ausdruck dieser Geistesstufe, und zwar in einem vollschwellenden Reichthum, der uns verständlicher und anschaulicher macht was uns trümmer- und räthselhaft in griechischer oder germanischer Bildung aus einer ähnlichen Vorwelt entgegenragt. Die Geschichte der Erzväter im ersten Buch Mosis bei den Semiten, und die Vedas der Indier und Tacitus' Germania ergänzen einander zum Bild der patriarchalischen Menschheit.

Es folgt der Kampf der Geschichte, das Heldenalter der Wanderung, der Jugendmuth der sich austoben und seine Stelle im Leben erobern will. In der Zeit vom 14. bis 10. Jahrhundert v. Chr. bemächtigen sich die Indier der Gangeslande und dringen bis nach Ceylon südwärts. Die Kämpfe mit den Eingeborenen, die Kämpfe der arischen Stämme und Genossenschaften untereinander besingt das Volksepos. Wir meinen altvertraute Gestalten zu sehen, verwandte Klänge zu hören, wir erinnern uns der Achäer Homer's, der germanischen Krieger, der Völkerwanderung wie sie das Nibelungenlied und die Kudrun schildern; Gemüthsinnigkeit, Frauenliebe stehen der Tapferkeit und Ruhmbegierde mildernd zur Seite.

Es folgt eine Gliederung des Volks; Nähr-, Wehr- und Lehrstand sondern sich entschieden voneinander ab, und mit der Cultur entwickelt sich der Hang der Indier zur Betrachtung und die Liebe zur Ruhe. Das Geistige, der Gedanke waltet schon als etwas Eigenthümliches in der indischen Urzeit, ihre Sänger sind Weise und werden Priester; die Priester vertiefen sich in das Wesen des Geistes und erwerben sich zugleich die geistliche Herrschaft über das Volk. Die Gliederung der Stände wird als eine göttliche Ordnung hingestellt, ihr Kampf führt nicht zur Herstellung der allgemeinen Freiheit wie in Griechenland, Rom und dem nachmittelalterlichen Europa, sondern zur Befestigung des Brahmanenthums; die Reformation Buddha's selbst will die Leiden der Welt durch Weltentsagung aufheben, und beginnt mit der Scheidung der mönchischen Priester und der Laien. Die Thatkraft des Volks erlosch in der Sehnsucht nach Ruhe, die Innerlichkeit des Gemüths und die Freude am Gedanken führte zu einem gegenstandlosen Sinnen und Brüten, und unvermögend den geistlichen und weltlichen Despotismus zu brechen, flüchtet der Geist nach dem andern Ufer, nach dem Jenseits, zu Gott, und statt der freudlosen Wirklichkeit bevölkert er die Welt mit

den Träumen seiner Phantasie. Ist ja doch die ganze Sinnenwelt nur Erscheinung des Geistes für den Geist, wie sollte er nicht mit ihr ein willkürliches Spiel treiben, nicht über sie hinausblicken und sich in das Ideale und Ewige vertiefen?

Der Grieche, der Römer schirmen die Heimat gegen feindlichen Andrang von außen und erringen die Bürgerfreiheit nach innen; damit wird ihnen das Leben zur gotterfüllten Wirklichkeit, die Arbeit Genuß, und gern widmen sie jede Kraft dem Vaterlande, in dessen Ruhm und Größe sie ihr Glück und ihre Ehre finden. Dem Indier am Ganges bleibt gerade in der Zeit der Entwickelung zu staatlicher Reife der Kampf um das Vaterland erspart, und ebenso wenig ruft die Natur seine Kraft in die Schranken; er entbehrt der gesetzlichen Freiheit im Staat, er wendet seine Thätigkeit nach innen, die active Willensstärke verwandelt sich mehr und mehr in eine passive Hingabe, in eine Sehnsucht nach Ruhe, und die Stille der Seele füllt er mit Bildern einer träumerischen Phantasie, bis er in ein gegenstandloses Brüten versinkt und gerade dieses für das Höchste, für die Vereinigung mit dem allgemeinen Wesen aller Dinge, mit dem Göttlichen hält. Dies innerliche Seelenleben verschlingt die praktische Fähigkeit des Volks, der Wille, das selbstbewußte Handeln und Wirken tritt zurück vor dem Nachdenken das sich in sich selbst vertieft. Das gesunde Gleichmaß der Geisteskräfte wird allerdings dadurch gestört. Indem das Leben der Indier zur Sehnsucht nach der Ewigkeit ward, und sie durch Aufgeben des selbständigen Willens die Rückkehr zu Gott und die Ruhe in seiner Wesenheit suchten, ward ihnen die Wirklichkeit der Welt zum bloßen Schein, und damit kamen sie zu keiner gründlichen Forschung der Natur und ihrer Gesetze, der Geschichte und der in ihr waltenden sittlichen Weltordnung; vielmehr neben der Erkenntniß des einigen Lebensgrundes aller Dinge als der Weltseele, als Gottes, war ihnen alles andere wie ein Spiel der Einbildungskraft, mit dem also auch ihre Phantasie beliebig schalten und walten mochte. Das Große war das Verlangen der Sammlung des Geistes aus der Zerstreuung in die Vielheit der Dinge, der Erhebung über das Zeitliche und Irdische in das Ewige; die abgeschwächte und unterdrückte Kraft des eigenen Willens ließ aber auch im Princip, in der Weltseele, nur die Selbstbeschaulichkeit der Intelligenz, nur den stillen Frieden und die auf- und abgaukelnden Bilder der Phantasie suchen und finden; gegenüber dem bestimmten und getheilten Sein der

Welt ward Gott das bestimmungslose Eine, nicht die sich selbst bestimmende, damit unterscheidende Energie des Geistes, der sein Wollen und Denken im Gesetz der Welt und in der lebendigen Keimkraft der Wesen offenbart, der daher auch vom Menschen nicht blos die duldende Hingabe, sondern das Heldenthum, die Ritterschaft des Geistes fordert, der sein Reich auf Erden gründen und ausbauen soll. Und der mangelnde Sinn für das Reale in der Welt, für die gottgewirkte Ordnung und das Maß der Dinge ließ auch die Phantasie mehr und mehr im Bestimmungslosen verschweben und einer idealistischen Phantasterei verfallen, die ihren Ruhm nicht in der Verklärung der Wirklichkeit, sondern in märchenhaften Traumgestalten sucht, welche von Raum und Zeit entbunden oder ein willkürliches Spiel mit den Formen und Gesetzen der Natur treibend bei aller Sinnigkeit des Gehalts, bei aller Gedankentiefe oder lieblichen Gemüthlichkeit doch der plastisch klaren Anschaulichkeit und Lebensfähigkeit vielfach ermangeln. Die Phantasie ist im Inderthum vorwaltend — selbst die wissenschaftliche Einsicht verlangt nach der dichterischen Einkleidung und der Sittenspruch nach dem Gleichniß der Natur —, aber wie sie statt durch nüchterne Forschung die Wahrheit der Welt zu suchen sofort ihre Mythen schafft, so entbehrt sie des zügelnden Verstandes und der besonnenen Selbstbeherrschung.

Einer der gründlichsten Kenner des Inderthums, Max Müller, sagt in der Geschichte der alten Sanskritliteratur: „Ihre irdische Existenz war ihnen ein Gegenstand des Zweifels, ihr ewiges Leben eine Gewißheit. Gläubig wie sie waren an das göttliche und wahrhaft wirkliche Sein konnten sie nicht an die Wirklichkeit der vorübergehenden Welt glauben. Dichter entdeckten durch Nachdenken das Band welches das Nichtseiende an das Seiende knüpft, sagt schon ein Lied des Veda. Das höchste Ziel ihrer Religion ist das Band herzustellen welches unser eigenes Selbst mit dem ewigen und allgemeinen Selbst zusammenschließt, die Einheit wieder zu erlangen, die umwölkt und verdunkelt worden durch den magischen Schein der Welt, die Maya der Schöpfung. Atman heißt Selbst; es bezeichnet das individuelle Ich und das universelle; der Indier der von sich selbst spricht er spricht unbewußt damit auch von der Seele der Welt, vom Selbst des Weltalls; die Selbsterkenntniß ist die Erkenntniß des eigenen und des allgemeinen Geistes, die Erkenntniß seiner selbst im göttlichen Selbst. So werden die Indier ein Volk von Denkern, nicht von Män-

nern des Handelns. Ihre Vergangenheit war das Problem der Schöpfung, ihre Zukunft das Geheimniß des ewigen Lebens; die Gegenwart, diese wirkliche und lebendige Lösung der Probleme der Vergangenheit und Zukunft, scheint niemals ihr Denken und ihre Thatkraft angezogen zu haben. Ihre Ideen tragen nach den verschiedenen Klassen der Gesellschaft und den verschiedenen Weltaltern die Gestalt niedern Aberglaubens oder eines erhabenen Spiritualismus."

Nur möchte ich das „Niemals" ermäßigen. Das patriarchalische und das heroische Alterthum, wie es in den Veden und im Epos vorliegt, zeigt einen klaren Blick für die Wirklichkeit und die Lust der That neben der der Betrachtung; aber von den Jahrtausenden der brahmanischen Cultur gilt das Gesagte mit seinem Licht und mit seinem Schatten. In der politischen Weltgeschichte hat Indien keine Stelle, wol aber in der geistigen. Kein Volk Asiens ist von gleicher Bedeutung für das philosophische Denken, keines von gleicher Wichtigkeit für das Phantasieleben.

Im Unterschied und in der Erblichkeit der Kasten sind die Indier über das Familienprincip nicht hinausgekommen, haben sich nicht zum freien Staatsbürgerthum hindurchgearbeitet; aber neben der Innerlichkeit und Selbstvertiefung der Seele haben sie das Familiengefühl in der Ehe, in der kindlichen Liebe rein und treu bewahrt und das Ideal desselben in vielen leuchtenden Gestalten älterer und neuerer Zeit ausgesprochen. Die Innigkeit und Schwärmerei der bräutlichen, die Beseligung und Treue der ehelichen Liebe, das Glück und Heil der Aeltern in den Kindern hat erst die christlich-germanische Welt in gleicher Reinheit, Zartheit, Fülle wieder empfunden und dichterisch dargestellt. Ich schließe diese vorläufige Charakteristik mit der Rede die Sakuntala im Epos hält, als sie mit ihrem Sohn vor den König Duschmanta tritt und ohne alle Zauberei einfach durch den Zauber der sittlichen Wahrheit das Auge des Königs öffnet und sein Herz überzeugt:

Hoher Fürst, wohl kennst du mich! Warum denn
Gibst du scheulos vor mich nicht zu kennen?
O so frage doch dein eignes Herz nur,
Daß es dir was Wahrheit oder Falschheit
Sei, verkünde. Gib dem Guten Zeugniß
Und erniedre dich nicht selbst. Ein jeder
Der sein Innres von dem Guten losreißt,
Welche Schuld begeht er nicht! Ein Räuber

Iſt er an dem eignen Ich. Wol wähnſt du
Ganz allein zu ſein, jedoch vergiſſeſt
Jenen weiſen uraltheil'gen Seher,
Der in deinem Herzen wohnend immer
Nah dir iſt und jeder Unthat zuſchaut
Die du übſt. Wer böſe handelt täuſcht ſich
Mit dem Glauben wol: hier ſieht mich keiner, —
Doch die Götter ſchauen ihn, es ſchauet
Ihn das eigne innre Selbſt. Ja wiſſe,
Mond und Sonne, Erd und Meer und Himmel
Kennen unſer Thun; der Gott des Rechtes,
Unſer eignes Herz, jedwede Dämmrung,
Tag und Nacht, das Feuer und die Lüfte
Sehen es, und wer nicht alſo handelt
Daß der Richter in der Bruſt es billigt,
Dem ſind nimmerdar die Götter gnädig.
Des Hauſes Ehre
Iſt die Gattin, ſie des Mannes Odem,
Wurzel ſie des Rechts und des Geſchlechtes
Und die Quelle alles Heils. Gemeinſam
Mit dem Gatten opfert ſie den Göttern
Und das Haus gedeiht durch ihre Sorge.
Süßen Troſt verleiht ſie dir im Unglück,
Und geſellt ſich dir zu holder Zwieſprach
In der Einſamkeit; ſelbſt auf der Wandrung,
In der Wildniß bietet ſie dir Labung.
Wer ein Weib hat der iſt ſeelenfreudig
Und voll Hoffnung; er beſitzt die Gattin
Ja in dieſer Welt und in der andern.
In dem Sohn erblicken wir das eigne
Selbſt von uns erzeugt, und himmelſelig
Sieht der Vater im Geſicht des Sprößlings
Wie in einem klaren Quell ſich ſelber
Rückgeſpiegelt. Und kein Schmuck, kein reines
Waſſer ſchafft dir durch Berührung ſolche
Freude wie des lieben Sohns Umhalſung.
Und gleichwie die Flamme die zum Opfer
Von dem Herd genommen wird, ein Theil des
Feuers iſt, ſo iſt von dir ein Theil er,
Iſt dein Selbſt in anderer Erſcheinung.

Hundert Brunnen wiegt ein See auf, hundert
Seen ein Götteropfer, hundert Opfer
Wiegt ein einz'ger Sohn auf; aber wiſſe
Mehr als hundert Söhne wiegt die Wahrheit,
Denn die Wahrheit iſt der Pflichten höchſte,
Wahrheit iſt der Dinge erſte Ordnung,
Wahrheit iſt die ew'ge Gottheit ſelber.

Die Veden.

Die erſte Niederlaſſung der Indier, die bis zuletzt im alten Stammlande verweilt hatten und dann ſüdwärts gezogen waren, fand im Pendſchab ſtatt. Da lebten ſie wol ein halb Jahrtauſend lang und bewahrten die Cultur und das Erbe der ariſchen Gemeinſamkeit am treueſten, wenigſtens haben wir durch ſie die erſte und ausführlichſte Kunde und die älteſten Denkmale für jene Zeit nach der Trennung erhalten in den Liedern der Vedas. Hier haben wir Geſänge aus der vorepiſchen Zeit, wo uns die Griechen nur mythiſche Namen wie Orpheus und Muſäus nennen, hier nicht ſowol die Trümmer von Bauten und Bildwerken, als die lebendigen Worte ſelbſt, in welchen die alten Gedanken, Hoffnungen, Wünſche der jugendlichen Menſchheit mit wunderbarer Friſche, mit tiefſinniger Klarheit offenbart wurden; unſer eigenes Nachdenken wie unſer eigenes dichteriſches Gefühl wird angeregt den Sinn zu verſtehen, indem wir uns in die kindliche Anſchauungsweiſe verſetzen, der die Wunder der Welt ebenſo freudig und genußbietend wie räthſelhaft entgegentreten. Veda und Aveſta, die Religionsbücher der Indier und Perſer, ſind zwei Ströme die aus demſelben Quell ſich nach verſchiedenen Richtungen hin ergießen und andere Wellen bewegen oder in ſich aufnehmen, aber die Veden ſind urſprünglicher, dichteriſcher.

Veda heißt Wiſſen. Der Name ſtammt erſt aus der prieſterlichen Zeit, nachdem man den alten Liedern die theologiſchen Auslegungen, die liturgiſchen Erläuterungen geſellt und ſie zum brahmaniſchen Religionsbuch gemacht hatte. Die allgemeine und umfaſſende Sammlung heißt Rigveda; ſie enthält 1017 Geſänge in 10580 Verſen (Rig), eingetheilt in 10 Mandala (Kreiſe) und 35 Anuvaka (Abſchnitte) nach den Geſchlechtern der Sänger denen man ſie zuſchreibt. Von den beiden andern Veden enthält der Samaveda diejenigen Lieder welche beim Opfer geſungen werden, und der Yajurveda ſtellt die Sprüche zuſammen die beim Opfer geſprochen werden. Der viel jüngere Atharvaveda enthält Beſchwörungen, Beſprechungen gegen Krankheit, Zauberformeln, Verwünſchungen, Bitten um Schutz und Glück wie Sprüche bei verſchiedenen Vorkommniſſen des Lebens. Hier zeigt ſich aber ſchon eine Verkümmerung der Geiſtesfriſche unter einem ceremoniöſen Prieſterthum: an die Stelle der Naturfreude tritt eine kleinliche Angſt vor Zeichen und Wundern und das Beſtreben den groß-

artigen Erſcheinungen am Himmel und auf der Erde zum Vortheil des endlichen Menſchen zu begegnen. Den Rigveda alſo betrachten wir als die Sammlung, welche neben den für die Cultuszwecke geordneten Sama- und Yajurveden in einem mehr hiſtoriſchen Sinne das Denkmal jener Jahrhunderte iſt, und halten uns an ihn. Die Faſſung manches Liedes zeigt daß es im Volksmunde noch herumbewegt und eine und die andere Form noch abgeſchliffen wurde, während ſie in den liturgiſchen Sammlungen ſchon unveränderlich feſtſtand.

Schon fühlen die Indier ſich als ein Volk durch Sprache und Glauben, ſchon beginnt ein heroiſcher Sinn zu erwachen im Kampf gegen die Umwohnenden wie in der Befehdung der einzelnen Genoſſenſchaften und Stämme untereinander. Sie ſind ſeßhaft, das patriarchaliſche Hirtenleben verbindet ſich mit der Freude am häuslichen Herd. Der Hausvater iſt Prieſter. Das Opfer aber ſoll nicht ohne den Schmuck des Liedes ſein, das Gebet in wohlgefälliger Rede ertönen. Männer daher die geſangeskundig und geſangesmächtig ſind, werden von den Stammeshäuptern berufen bei feierlichem Opfer zu wirken, Berather in Krieg und Frieden zu ſein, und ſo bilden ſich früh bevorzugte prieſterliche Sängerfamilien. Auch Dichterinnen werden unter dieſen genannt. Unter den Liedern ſelbſt weiſen jüngere auf ältere hin, und tragen manche bereits das Gepräge der Betrachtung, wie es der Zeit der Zuſammenſtellung angehört, wo der Dichter ſchon Vorhandenes vor Augen hat, das er nachbildet, das er zu deuten ſucht. Die alten Sänger ſelbſt werden ſchon verehrt, ihre Namen in den ſpätern Hymnen ſchon von Legenden umſpielt. Damals die geiſtigen Führer ihrer Stämme galten ſie bald als die heiligen Riſhi, auf welche die ſpätere Sage den Glauben und die erſte Ordnung der Geſellſchaft zurückführt. Was bei einem Opfer für ein bevorſtehendes Ereigniß die Begeiſterung des Augenblicks oder die Lage der Dinge in Worten oder heiligen Handlungen reflexionslos hervorgerufen, das hielt man in der Erinnerung feſt, wenn der Ausgang und Erfolg ein glücklicher war, und wiederholte es in der Hoffnung gleich günſtiger Wirkung. So bildeten ſich die Ceremonien eines Cultus, der in Indien auch dann verblieb als in der Verehrung Brahma's, Viſhnu's, Siva's neue religiöſe Ideen herrſchend wurden, und das träumeriſch ruheliebende Volk wiederholte Sang und Brauch ſeiner muthigen Jugendtage. (Ich bemerke beiläufig daß das in-

diſche V wie unſer W, Sh wie Sch lautet; man ſpricht alſo Wiſchnu; bei Bh wird h als ein Hauch hinter V vernommen. Siva wird Schiwa von den heutigen Indiern ausgeſprochen.)

Die älteſten Lieder kennen ſchon mehrere Götter, aber jeder ruft den Gott an von welchem er ſich gerade ergriffen fühlt, und in dieſem iſt ihm die ganze Gottheit als ſolche gegenwärtig; auf einer zweiten Stufe der geiſtigen Entwickelung ſucht der Dichter die vielen Götter dadurch wieder zur Einheit zuſammenzubringen daß er mit einem beſondern Gott auch Weſen und Namen der andern verbindet; ja es beginnt ein Sinnen über das Göttliche ſelbſt, und an den religiöſen Aufſchwung des Gemüths reihen ſich Stimmungen des Nachdenkens, denen die erſten Keime einer Gedankendichtung, einer poetiſchen Philoſophie entſprießen. Auch in den älteſten Hymnen ſind Namen und Eigenſchaften Gottes ſchon beſondere Götter geworden; aber zugleich ſehen wir wie das noch vor ſich geht, wir ſehen wie ein Dichter neue Worte zur Bezeichnung göttlicher Eigenſchaften, neue Thatſachen zur Anerkennung des göttlichen Waltens, neue Bilder zur Verſinnlichung der Ideen bringt; ſie tauchen auf und tauchen wieder unter, aber ein oder das andere Wort haftet im Gemüth der Hörer, es erſcheint beſonders treffend, es hat klar gemacht was alle ahnten und empfanden, es wird von andern wiederholt und wird beibehalten und zu einer Grundlage genommen auf der man weiter baut. Der eine begrüßt die Sonne als himmliſchen Schwan, im folgenden Vers erſcheint ſie als ein weißes ſtrahlenmähniges Roß, das der Himmelsgott ausſendet, ein zweiter Dichter beſingt die Sonne als dies Roß Dadhikra, der dritte aber ſchirrt es an den Wagen des nun in menſchlicher Geſtalt vorgeſtellten Sonnengottes. In einem Hymnus Vaſiſhtha's heißt es: Der Sonnengott, der allen Menſchen gemeinſchaftliche, der glückliche, allſehende tritt hervor, das Auge Mitra's und Varuna's, der glänzende, er der die Finſterniß aufrollt wie ein Fell. Ein Dichter perſonificirt einmal die Wirkung der abgeſchoſſenen Pfeile in der Schlacht, und ſingt:

Pfeilgöttin, durch Gebet geſchärft,
Flieg' abgeſchoſſen uns vorbei,
Erreich' die Feinde, bohr' dich in ſie,
Auch nicht einer entgehe dir!

Sonſt iſt aber auch nicht weiter die Rede von dieſer Göttin, die nur ein Werk des Dichters war. Noch beſteht kein Lehrſyſtem; wer Glaubwürdiges von den Göttern zu ſingen und ſagen

weiß ist willkommen. Die Beziehung der Götter aufeinander, ihre Verbindung untereinander ist noch frei. Das eine Lied nennt die Schwester, wo das andere die Mutter, das dritte die Gattin oder Tochter erkennt; so im Verhältniß der Sonne und Morgenröthe. Die Nacht ist Tochter des Tages, der Tag Sohn der Nacht.

Der Ton der alten Lieder ist ein einfacher Erguß des Herzens. Die Sänger wollen sich selbst klar werden, sie streben nicht andern zu gefallen, sondern im Gedanken wahr zu sein, die Wirklichkeit treu im Geiste zu spiegeln und das rechte Wort für den Eindruck der Dinge auf die Seele zu finden. Die Worte leben noch, das Wurzelbewußtsein ist noch nicht erloschen, man empfindet noch die tiefen Begriffe, die kühnen Bilder die in den ererbten Ausdrücken liegen, und eifert ihnen nach in der Prägung neuer Bezeichnungen für neue Gedanken. Die Worte sind noch mehr Symbol als bloßes Zeichen für den Begriff, das Bild wird noch unmittelbar angeschaut, ist noch nicht verblaßt, der Sinn wird noch frisch empfunden. Der Gedanke ist einfach, der Ausdruck schlicht und innig. Dann treten die Bilder als Gleichnisse neben das was sie veranschaulichen sollen. Wie Rosse und Kühe den Reichthum des Volks ausmachen, so weiß die Poesie dieselben überall zu verwerthen. Wie ein Stier eilt Indra zum Somatrank, wie Kälber nach den Kühen eilen die Bäche zum Meer. Die Winde ziehen sorglos am Himmel hin wie Kühe ohne Hirten, da sammelt sie Indra's Ruf, und nun tummeln sie ihre buntfarbigen Gespanne, die Wolken, um dem Gott zu Hülfe zu eilen. Am liebsten werden die regenspendenden Wolken als milchgebende Kühe bezeichnet, aber auch die Sonnenstrahlen. Entlegenere Bilder sind ebenfalls nicht selten. Wie ein überwallender Kessel den Schaum auswirft, soll der Gott die Feinde ausspeien; die Pferdeköpfe sollen sie besiegt ihm auf der Walstatt als Weihegabe zurücklassen. Das Gewebe des Gebets soll nicht reißen, und die Nadel nicht brechen mit welcher die Götter das Gewand der Ehre für den Beter nähen. Wie die Gestalt der Götter noch im Bewußtsein schwankt, noch keine plastische Festigkeit und Bestimmtheit erlangt hat, so verschweben und verschwimmen auch die Umrisse der Bilder. Mehrere getrennt voneinander von verschiedenen gefundene Bilder stellt ein dritter zusammen: „Das Auge Mitra's glänzt, die große Fahne Surja's ist erhoben, die Sonne ist aufgegangen", — beginnt ein Lied und drückt mit

dieſen drei Sätzen denſelben Gedanken aus. Die Phantaſie iſt nicht ſo plaſtiſch wie die helleniſche, und erinnert in ihrer Beweglichkeit an die Semiten des Orients, namentlich an die Hebräer. Nicht nach ihrer Erſcheinung fürs Auge, ſondern nach ihrer Wirkung werden Wolken und Sonnenſtrahlen zu Kühen, während dieſelben Wolken jetzt als Waſſerfrauen die Erde aus ihren Brüſten tränken, jetzt als Berge ſich aufthürmen, jetzt als verhüllende Ungeheuer die Sonnenſtrahlen rauben, als feuerſpeiende Drachen mit dem Lichtgott kämpfen. Die Gebete, ſeine Geliebten oder Frauen, ſind zugleich die Geſchoſſe mit denen Indra ſeine Feinde ſchlägt. Die Morgenröthe kommt, eine himmliſche Kuh, ſchirrt ihre Roſſe an, und wie die Zweige eines Baumes ergießen ſich die Strahlen ihres Lichts. Agni lebt in jedem angezündeten Feuer, die Flammen weben ſeine Geſtalt, und ſind der Arm, die Zunge womit er das Opfer ergreift, und daneben iſt er zugleich der menſchlich geſtaltete Gott. So folgt ein Bild dem andern in lyriſcher Bewegung nach dem Fluge der Vorſtellung, und wird keins in epiſcher Ruhe der Betrachtung ausgemalt; es iſt als ob ſtets in jedem Beſondern das Ganze mit ergriffen und das wechſelnde Leben mit ſeinen mannichfachen Beziehungen dargeſtellt werden ſollte; Sinnliches und Geiſtiges, Bild und Sache gehen raſtlos ineinander über. Der Begriff alldurchherrſchender Geſetze, einer unveränderlichen Ordnung der Dinge iſt überhaupt noch nicht gefunden, und alle Erſcheinungen gelten als freie Thaten perſönlicher Willenskräfte, die nach ihrem Belieben wol auch anders handeln könnten. Jetzt berechnen wir die Brechung der Lichtſtrahlen in der Luft, und meſſen die mögliche Dauer der Morgenröthe in jeder Zone; der Aufgang der Sonne erweckt uns kein Erſtaunen, wir wiſſen er erfolgt mit mathematiſcher Nothwendigkeit. Aber wenn für uns die Sonne noch ein Weſen wäre gleich uns ſelbſt, wenn in der Morgenröthe noch eine Seele lebte voll Mitgefühl, wenn dieſe Mächte uns noch perſönlich, anbetungswürdig, ſelbſtändig frei erſchienen, würden dann unſere Empfindungen beim Anbruch des Tages nicht ganz andere ſein? Darum warnt Max Müller davor daß man es kindiſch finde, wenn es in den Veden heißt: „Wird die Sonne kommen und aufgehen? Unſere Freundin, die Morgenröthe, wird ſie wiederkehren? Die Unholde der Nacht werden ſie beſiegt werden auch heute vom Gott des Lichts?“ Man muß ſich vielmehr in die kindliche Stimmung der Vorzeit verſetzen, um ihr freudiges Er-

ſtaunen und ihre herzliche Dankbarkeit für das Walten der Götter zu verſtehen, deren Gnade immer wieder den Menſchen das Heil des Tages gewährt.

Aus ſolch einer freudigen und harmoniſchen Stimmung der Seele entſpringt die Harmonie des Verſes. Wenn das Grundgefühl, wenn der Hauptgedanke ſich wiederholt aufdrängt, ſo führt das wie von ſelbſt den Dichter dazu daß er den Satz in welchem das Lied gipfelt, am Ende jeder Strophe immer wieder ausſpricht, und ſo erhalten wir häufig den Refrain. Einigemal finden wir ſchon die lyriſche Wechſelrede, die zugleich einen Fortgang der Handlung bildet und Begebenheitliches darſtellt, den Keim des Dramas im balladenartigen Volksgeſang. Der erſte Zauber des Maßes wird im Vers empfunden, ſodaß man ſpäter glauben kann die Welt ſei nach dieſen Versmaßen und kraft derſelben geordnet und man könne mittels derſelben magiſche Wirkungen ausüben. Die Melodie der geſungenen Verſe verlangt für dieſe gleiche Silbenzahl oder Zeitdauer, und bringt die Zertheilung des muſikaliſchen Satzes in zwei Glieder mit ſich. Danach werden in der Poeſie die Verſe alle oder bei ſtrophiſcher Gliederung die einander entſprechenden behandelt. Längere Verſe zerfallen in zwei Hälften und es gilt für jede derſelben was für das Ganze: nur der zweite Theil hat ſeine beſtimmte Regelmäßigkeit im Wechſel der Längen und Kürzen, gewöhnlich bilden ihn zwei Jamben, auch Trochäen; der erſte Theil aber gibt für Längen oder Kürzen, für auf- oder abſteigenden Tonfall völlige Freiheit. Alſo aus dem nur der Zahl nach Beſtimmten, ſonſt aber noch Unregelmäßigen erhebt ſich eine geſetzmäßige Ordnung in regelmäßiger Wiederkehr; Freiheit und Ordnung, die aller Schönheit Elemente bilden und im vollendeten Vers einander durchdringen, ſind noch nebeneinander vorhanden, aber Ordnung und Harmonie herrſchen dadurch daß ſie das Ziel des Mannichfaltigen und Willkürlichen ſind, das in ihnen ſeine Ruhe findet. Wie ein Falke, heißt es in den Veden, trägt der Vers durch die Lüfte das Gebet und Opfer zu Gott empor. Propheten des Heils, wie der Vogel welcher Regen und fernen Sturm anſagt, willkommen wie die Ströme die aus den Wolken niederrauſchen, ſo loben die Sänger den Gott.

Welcher Gott gerade angerufen wird, ſagte ich, deſſen Macht wird von keinem andern beſchränkt, der iſt der König der Welt. Werden mehrere nebeneinander genannt, Indra und Agni, Va-

runa und Mitra, ſo erſcheinen ſie als die mannichfaltigen Perſonificationen der göttlichen Wirkſamkeit, als das himmliſche und irdiſche Feuer, als der ſternige Nachthimmel und der freundliche Tag. Mit dem Glauben an Gott verknüpft ſich der Gedanke daß er gut iſt, das Gute liebt und lohnt, das Böſe haßt und ſtraft. Mit kindlichem Sinn meint daher der Menſch in ſeinem Wohlergehen die Bürgſchaft des göttlichen Wohlgefallens zu haben, und ſucht im Unglück die Götter zu verſöhnen durch Opfer und Gebet um ſie ſich wieder geneigt zu machen. Da klingt es freilich ſehr naiv, wenn wir in einem Liede an Indra leſen: „Wär' ich Herr wie du, Reichthumſpender, ich würde den Sänger nicht hülflos darben laſſen", — oder wenn der Gott Spende um Spende geben ſoll, auf daß auch der Menſch bis an die Knie im Ueberfluß waten könne; oder wenn man dem Gott gelobt daß wenn er Roſſe und Rinder, langes Leben und Geſundheit verleihe, ihm auch ſeine Opfer nicht mangeln ſollen, während es der Macht der Himmliſchen nicht zur Ehre gereiche, wenn ſie die Gaben der Menſchen hinnehmen, die Bitten aber unerfüllt bleiben. Es gibt eben auch unter den Sängern Altindiens oberflächlichere und tiefere Gemüther, und ſo wird dann auch hervorgehoben wie Indra den Ruchloſen wegſtößt gleich einem Pilz den der Fuß zertritt, und wir vermeinen den Ton der Pſalmen zu vernehmen, wenn das Gebet an Varuna anhebt:

Ja weiſ' und groß ſind deine Schöpferthaten,
Der Erd' und Himmel auseinander ſtützte,
Er ſtieß hinauf den hellen weiten Lichtraum,
Und theilt und breitet Land und Sternenhimmel.

Sprech ich denn dies zu meinem eignen Leibe?
Wie kann zu Varuna hinein ich dringen?
Wird ohne Zorn er meine Gab' empfangen?
Wie ſchau' ich reinen Geiſt's den Gnadenreichen?

Nach meiner Sünde forſch' ich ernſt und eifrig,
O Varuna, die Weiſen geh' ich fragen,
Daſſelbe nur verkünden mir die Seher:
Der Allumfaſſer iſt es der dir zürnet.

O Varuna, ſag' welche Sünde war es,
Daß du den alten frommen Freund verfolgeſt?
Du Unbeſiegter, Mächtiger, verkünd' es,
Dann will entſündigt ich mit Preis dir nahen.

Erlaß uns du die väterlichen Fehler
Und die wir ſelbſt mit eigner Hand begangen;
Entlaß, o König, dieſen Sänger freundlich
Wie einen Dieb, ja wie ein Kalb vom Strange.

Nicht war es eignes Thun, nein Haß nur war es,
Ein Trunk, ein Zorn, ein Würfel, ein Vergeſſen —
Ein Aeltrer naht den Jungen zu verführen —
Ja ſelbſt der Schlaf wird uns des Uebels Bringer.

Laßt wie ein Sklave mich dem Gotte dienen
Sündlos dem reichen Geber, dem Erhalter, —
Der hehre Gott erleuchtete die Thoren,
Der Weiſe bringt zum Heil die frommen Dichter.

Einen zweiten innigen Ruf der Seele geben wir gleichfalls (mit kleinen Aenderungen) in Max Müller's Ueberſetzung, und bemerken dabei daß der nachgeborene Mond der 13., der Schaltmonat iſt, daß unter den höher Hauſenden die Götter zu verſtehen ſind.

Ob wir auch oft, o Varuna,
Verletzen dein Gebot, o Gott,
Wir Menſchenkinder Tag auf Tag:

O gib uns nicht dem Tode preis,
Nicht preis dem Schlag des Raſenden,
Und nicht des Wüthrichs wildem Zorn!

Dich zu beſänft'gen feſſeln wir
Wie Krieger ihr geſchirrtes Roß
Mit Liedern dir den Sinn, o Gott.

Nach Schätzen dürſtend fliehn ſie all,
Die Zorngemuthen, weg von mir,
Wie Vögel in die Neſter ziehn.

Wann werden wir beſänft'gen ihn,
Den Helden, Weitumblickenden,
Den Heerbeglücker Varuna?

Dies Opfer nehmen freudig an
Die beiden, Mitra, Varuna,
Dem treuen Geber treugeſinnt.

Er der den Pfad der Vögel kennt,
Die durch die hellen Lüfte ziehn,
Der auf dem Meer die Schiffe kennt;

Er der die zwölf der Monden kennt
Mit ihrer Frucht, der Satzung Herr,
Und auch den nachgeborenen Mond.

Er der des Windes Fährte kennt,
Des weiten, prächtig mächtigen,
Und auch die höher Hauſenden.

Im Kreis der Seinen ſitzet er
Der Satzung Hüter, Varuna,
Zur Herrſchaft ſetzt der Weiſe ſich.

Von dannen ſchaut er forſchend hin
Auf all der Weſen Wunderwerk,
Was ſchon geſchah und noch geſchieht.

Mög' er, der Sohn der Ewigkeit,
Tagtäglich ſegnen unſern Lauf,
Und mehren unſrer Tage Zahl.

Mit goldnem Panzer angethan
Hüllt ſich der Gott im Mantel ein,
Die Späher ſitzen rings im Kreis.

Zu ihm, dem kein Verwegner wagt
Zu nahn, kein liſt'ger Hinterhalt,
Kein Zaubrer aus der Männer Schar, —

Zu ihm der ſeinen Ruhm bewährt
Ob allen Menſchen weit und breit,
Selbſt hier in unſerm eignen Leib, —

Zu ihm, dem Weithinblickenden,
Ziehn meine Lieder wunſcherfüllt,
Wie Kühe auf die Weide ziehn.

Laßt miteinander uns aufs neu
Jetzt reden, — Honig bracht' ich dir,
Du iſſeſt was dir lieb als Gaſt.

Den Allſichtbaren ſah ich jetzt,
Hoch droben ſah den Wagen ich, —
Fürwahr er hat mein Lied erhört.

So höre jetzt, o Varuna,
Hör' meinen Ruf und ſegne mich,
Schutzflehend ruf' ich dich herbei.

Du Weiſer biſt der Herr des Alls,
Des Himmels und der Erde Herr,
Auf deinem Wege höre mich.

Auf daß wir leben löse uns
Den Strick vom Hals, nimm weg den Strick
Von unserm Leib, von unserm Fuß!

Gott hat das Sittengesetz aufgestellt, doch darf sich der Sünder an seine Gnade wenden, wie es in einem andern Liede heißt:

Laß mich noch nicht, o Varuna,
Eingehen in des Staubes Haus,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Ich ging, du starker lichter Gott,
Aus Schwachheit auf dem falschen Weg,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Ob ich in Wassers Mitte stand,
Kam über mich des Durstes Noth,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Wann dein Gesetz wir brechen je
Gedankenlos in Schuld verstrickt,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

So beten allerdings die alten Indier um Schutz für ihre Heerden, um Gesundheit und Reichthum, um Sieg über ihre Feinde, aber auch um Weisheit und ein reines Herz, um Beistand gegen die Versuchung zum Bösen. Wol werden die Götter angerufen daß sie kommen mit dem Flug des wilden Vogels, den der Hunger nach unsern Wohnungen zieht; wol sagt ein Sänger zu Indra:

Vritrasieger, du und ich sind durch Gaben verbunden,
Blitztragender Held, wer dir nichts gibt der kennt dich nicht.

Ebenso sehr aber wird um Vergebung der Sünden gebetet, um Errettung vom Unheil, wie man einen Wagen vom Abgrund zurückreißt. Die Götter mögen dem Opfernden verleihen was sie selber für das Beste halten. Sie sind freigebiger in ihrer Huld als ein Geliebter oder als ein Bruder der Braut; so mögen sie die Stimme der Menschen gern hören wie Jünglinge der Mädchen Stimme. Wer die Ewigen ehrt der sieht sein Glück wachsen, der fährt reich und berühmt gabenspendend auf seinem Wagen dahin, — es ist das natürliche Gefühl welches das Gute und das Glück verkettet, wie auch bei den Juden; dem Gerechten

ergeht es wohl, dieſe Wahrheit wird erkannt, das Wohlergehen aber allerdings auch in das äußere Gedeihen geſetzt. „Du plünderſt das reiche Haus des Gottloſen und gibſt das Gut dem Frommen", ſo äußert ſich auf naive Weiſe der Gedanke der ausgleichenden Gerechtigkeit. Und verlangte nicht auch Immanuel Kant mit Recht die Einheit von Tugend und Glückſeligkeit? Die Götter ſind mit dem Rechtſchaffenen, ſie kennen den Menſchen in ſeinem Herzen. Der Reichthum des Wohlthätigen wird nicht enden, der Böſe aber beſitzt einen unfruchtbaren Ueberfluß ihm ſelbſt zum Tode. Wie wir auch gefehlt haben, betet ein Lied zu Indra, laß nicht die lange Finſterniß über uns kommen, gib uns das weite ſichere Licht des Tages. Wer mag den angreifen der reich in dir iſt? Durch den Glauben an dich gewinnt der Starke die Beute am Tage der Schlacht. Wir haben keinen andern Freund, kein anderes Glück als dich, den Ordner des Beweglichen und Unbeweglichen. — Der Sänger ruft Gott an wie ein Kind ſeinen Vater, er ſetzt ſein Vertrauen auf ihn wie den Fuß auf einen Wagen, der ihn ſicher ans Ziel trägt, oder die göttliche Gnade iſt ihm das Schiff auf dem er durch die Wogen der Zeit dahinſteuert, auf dem die Seele dereinſt über den Strom gelangen wird welcher Himmel und Erde ſcheidet. Ein kurzes Gebet lautet:

Heilſames, Götter, laßt uns mit den Ohren hören,
Heilſames mit den Augen ſehn, ihr Ew'gen;
Mit feſten Gliedern, Leibern euch lobpreiſend
Laßt leben uns das gottverlieh'ne Leben.

So ſind die Götter allerdings Naturmächte, aber die Verehrung derſelben ſteigt gerade über das nur Sinnliche empor, und erhebt ſich zu dem Geiſtigen, von dem ſie ausgegangen. Der Geiſt waltet im Element, es iſt ſein Organ oder ſeine Verkörperung, ja die göttliche Perſönlichkeit ſteht auch neben und über demſelben, wie Savitar auf der Sonne thront und durch ſie Klarheit und Leben in alle Welt verbreitet. Die bereits mitgetheilten Stellen beweiſen hinlänglich daß allerdings auch die ſittlichen Ideen, ohne welche ja die Mythologie gar nicht Religion wäre, im Bewußtſein erwachen und mit dem Glauben an die Götter verbunden ſind. Das Bewußtſein iſt vorhanden daß Gott die ewigen Geſetze des Rechts und Unrechts geſtiftet hat, daß er gerecht und voll Gnade, Richter und Vater iſt. Sehr ſchön heißt

es: Leicht iſt der Pfad und dornenlos für den der nach dem Guten ſtrebt; da droht keine Ermüdung.

Der eine Gott des urſprünglichen Arierthums, Diaus (Himmel, Licht) iſt als Divaspati, Diupati (Jupiter, Himmelvater) in der Erinnerung erhalten, aber ſchon Beiname für einen neuen Gott, für Indra, geworden, der bei dem allmählich ſich vordrängenden heroiſchen Geiſt im Bewußtſein des Volks hoch emporwuchs. Alterthümlicher und ſtets mit den tiefſten Ideen verknüpft iſt die Verehrung Varuna's, des Umfaſſers, wie ſein Name beſagt, den wir im griechiſchen Uranos wiederfinden; er weiſt auf das umſpannende lichte Himmelsgewölbe hin, und ſtellt ſich dadurch als den urſprünglichen Träger des Gottesgefühls dar. Diaus der Leuchtende und Varuna der Umfaſſer waren die erſten Bezeichnungen eines und deſſelben Weſens, Gottes. Varuna erſcheint in den Veden am wenigſten in menſchlicher Perſonification, er wird am meiſten mit ehrfurchtsvoller Scheu vor ſeiner Majeſtät in ſeinem geheimnißvollen Walten, in ſeiner Offenbarung durch das Ganze des Himmels verehrt, wie wenn Vaſiſhta ſingt:

Wenn in ſeinen Anblick ich mich verſenke,
So däucht ſein Anſehn mir wie Feuersgluten,
Wo am Himmel der Herr des Lichtes und Dunkels
Seinen ſchönen Leib zum Schauen mir bietet.

Tag und Nacht ſind wie ein Gewand mit einer hellen und einer dunkeln Seite, je nachdem der Allkönig es wechſelt, verbreitet ſich Finſterniß oder Licht über die Welten. Varuna gleicht dem unermeßlichen Meer, das alle Ströme mit ihren Wellen nicht erfüllen; ſeine Strahlen fließen von oben herab, ihr Quell bleibt in der Höhe. Jener Schauer des Unendlichen gepaart mit dem Aufblick zur göttlichen Huld ergreift den Menſchen am meiſten unter dem Sternenhimmel, und ſo wird dieſer vorzugsweiſe Varuna's Gebiet, und neben ihm ſteht dann Mitra, der die Menſchen zu den Freuden und Mühen des Daſeins leitet, das ſonnige Tageslicht. Mitra ſitzt mit Varuna auf goldenem Wagen und beide ſchauen von dort Vergängliches und Unvergängliches. Der Wind heißt Varuna's Hauch, die Sonne ſein Auge, und wie die mitgetheilten Hymnen lehren wird er beſonders als Herr der Naturordnung angerufen, als der Schöpfer der Welt, der jedem Weſen ſeine Kraft und Art verleiht, ſeine Bahn anweiſt, ſein Ziel ſetzt; die alten Sänger preiſen die Unerſchütterlichkeit ſeiner

Satzungen, wie überhaupt die Menschheit den Gedanken eines Weltgesetzes zunächst an den Sternenhimmel knüpft. Varuna hat Fesseln und Stricke die Uebertreter zu binden und jegliches innerhalb seiner Grenze zu halten, er ist der Herr über Leben und Tod. Und das führt zur sittlichen Weltordnung; er hat sie aufgerichtet und hält sie aufrecht; er straft das Unrecht und belohnt das Recht, der Mensch bekennt vor ihm seine Sünde und wendet sich an sein Erbarmen. Die ganze Welt ist in Varuna; er durchdringt alles und kennt jede That und jeden Gedanken. Wer selbst über den Himmel hinausflöhe, er entränne ihm nicht. Sein weites Haus hat tausend Thore, er ist der Wächter der Unsterblichkeit. Ohne ihn fühlen wir uns nicht eines Augenblickes Herr. Er ist in aller Bekümmerniß Trost und Heil.

Um Varuna sind die Lichtgenien versammelt, die Aditjas, die Ewigen, den Amschaspands der Parsen verwandt, Mitra, der Freund, Arjaman der Ehrwürdige, der Wohlthäter, Bhaga, der Segner, Daksha, der Einsichtige und andere; sie sind ganz hell und rein, sie sind die im Licht, dem Quell des Lebens, offenbare geistige Wesenheit, die persönlichen Principien aller sittlichen Begriffe und Verhältnisse für den einzelnen und für die Gemeinschaft der Menschen. So heißen sie nicht blos die Ewigen, sondern auch die Geistigen, Asuren. Und wenn bei Homer die Götter als Uranionen angerufen werden, bei den Germanen als die Tyvar und Vanen, die Lichten und Glänzenden, wenn die Perser einem idealen Lichtcultus huldigen, so werden wir in dieser Uebereinstimmung auf ein Urgemeinsames hingewiesen, und dürfen in Varuna und den um ihn versammelten Welthütern als Ausstrahlungen seiner Macht und Herrlichkeit die älteste Gottesanschauung der Veden erkennen. Aditi, die Mutter der Aditjas, ist die Natur als Ganzes, die unendliche Empfänglichkeit, die große Mutter.

Wie wir in materiellere Gebiete kommen, wie das Göttliche in den näher liegenden irdischen Erscheinungen wahrgenommen wird, findet sich auch im Mythus ein mehr sinnliches Element und eine mehr menschenähnliche Gestaltung der Götter. Das Licht hat in der Sonne einen Mittelpunkt und Kern, sie strahlt es aus und weckt damit das Leben der Erde, und darum wird sie angerufen als der Erzeuger, Savitar, als der Bildner, Tvashtar, der allen Dingen Kraft und Form verleiht, als der Leuchtende, Surya-Helios, der seine Goldhand früh am Morgen

aus dem Dunkel hervorſtreckt und die Nachtgeſpenſter verſcheucht, der mit ſtrahlendem Haupthaar auf feurigem Wagen durch die Räume des Himmels fährt, alles ſchauend, alles wiſſend. Ein Sänger, der gerade ihn feiert, begrüßt ihn als den Vorſitzenden der Götter durch Majeſtät, herrlich im unverletzlichen Licht. Er wird als Reiniger, Schützer, als König des Weltalls angerufen; ſein Kleid iſt ein goldener Panzer. Wie den Wagen die Achſe, ſo trägt und hält die Sonne alles Unſterbliche. Dann aber heißt ſie wieder die Fackel der Götter, ein weißes Roß, ein weißer Hirſch, und der lenkende Gott waltet über ihr. Wenn die Sonne auch unterſinkt und die Nacht ihren Schleier webt, ſo weiß der Weiſe doch daß die Macht des Gottes nicht erloſchen iſt, daß er am Morgen wiederkehrt.

Die Verkündiger dieſer Wiederkehr ſind die erſten Strahlen die aus der Morgendämmerung oder aus Sturmwolken hervorbrechen, in denen man alſo rettende Genien aus Nacht und Noth erblickte, die Asvinen; hülfreiche Jünglinge auf weißen Roſſen ſehen die Dichter in ihnen, oder ſie kommen auf goldenem von Falken gezogenen Wagen, das eine Rad rührt die Bergesgipfel, das andere rollt am Firmament; ſie kommen ſchnell wie Gedanken, wie zwei Fackeln, wie zwei lichte Wolken, wie zwei Flügel eines Vogels, zwei Roſſe an einem Wagen. Zu ihnen ruft der Bedrängte, und die Hymnen erzählen von der Hülfe und Rettung die ſie in Gefahren gebracht. Wenn die Krieger ſich ſammeln auf dem Felde der Schlacht, ſieht man den Wagen der Asvinen niederfahren zu dem Führer den ſie begünſtigen. Sie ſind eins mit den Dioskuren, mit Kaſtor und Pollux bei Griechen und Römern, und erklären deren Weſen. Sie bringen das Licht, des Himmels Preis, und das von Anfang an ethiſche Element im Lichtcultus der Arier tritt auch bei ihnen hervor, wenn ſie als die Wahrhaftigen, als die Herren der Reinheit angerufen werden, wenn ſie die Gebete eindringlicher machen ſollen wie man die Axt am Steine ſchärft, wenn man Geſundheit, Glück und Sündenvergebung von ihnen hofft, und eins der Lieder ſingt: Bleibet bei uns, macht fruchtbar unſer Wort und unſere Gedanken!

Den Asvinen folgt die Morgenröthe. Sie heißt die Schweſter der Nacht. Beide der Sonne verbunden wie Tochter und Mutter, beide unſterblich folgen ſie einander, Geſchwiſter von gleichem Sinn und von ungleichen Farben, mit ſanftem Thau bedeckt, ſtets denſelben Weg zurücklegend ohne je einander zu ſtoßen oder

zu hemmen. Die Morgenröthe wird als eine leuchtende Jungfrau gedacht, Uſha iſt ihr Name, die roſigen Wolken vor ihr erſcheinen als rothe Kühe oder Roſſe, die ihren Wagen ziehen, angeſchirrt durch die Strahlen der Sonne oder durch die Gebete der Menſchen. Alle Götter lieben ſie, aber im Wettlauf ſie zu gewinnen haben die Aſvinen geſiegt, die ſie nach anderer Auffaſſung aus dem Rachen des Wolfs der Finſterniß befreien. Sie hemmt den Flug der Nachtgeſpenſter, und Feindin der Trägheit weckt ſie die Armen wie die Reichen zur Arbeit und die Vögel zum Morgenlied; wie ſie aufglänzt immer neugeboren wird ſie der Lebensathem der Welt. Sie lächelt, und wie eine Braut, wie eine Tänzerin entſchleiert ſie alle Formen und entfaltet ſie ihre Reize. Sie verleiht alle Gaben deren der Menſch beim Anbruch des Tages in der Sichtbarkeit wieder theilhaftig wird.

Strahlend kommt ſie gleich dem jungen Weibe,
Weckt zum Tagewerke die Lebend'gen;
Feuer zünden wir auf dem Altare,
Und ihr Licht verſcheucht die Finſterniſſe.
Wie ſie wächſt in Schönheit, glanzgekleidet,
Sie die Glückliche! Sie bringt des Gottes
Auge, bringt das Roß, das ſonnenhelle,
Ihre Schätze ſpendend allerwegen.
Tagespforten hat ſie aufgeſchloſſen,
Lehrt uns wieder des Gebetes Worte.

Seit wann kommſt du doch uns zu beſuchen?
Die du heute ſcheinſt, du ahneſt jene
Nach, die uns zuvor geleuchtet haben,
Und dir folgen die zum Heil uns leuchten werden.
Menſchen die die frühern Morgenröthen
Glänzen ſahn ſie ſind geſtorben, ſterben
Werden die die heut'gen ſehn, die Morgenröthen
Selbſt ſind ewig! Kennt die Göttin doch kein Alter,
Kommt in friſcher Jugend immer wieder,
Trägt der Sonne goldne Strahlenfahne.
Bring herbei das Schöne, Menſchenfreundin,
Du der Götter Mutter, Auge der Erde,
Opferbotin, aller Weſen Wonne,
Gib uns Heil, und ſegnet uns ihr Ew'gen.

Die drei Welten ſind den alten Indiern die Regionen des Lichts, des Luftmeers und der Erde. Die Luft iſt urſprünglich Indra's Gebiet; der Name heißt entweder der Blaue oder der

Regnende; ich ziehe die letzte Ableitung vor, denn Indra ist die im Gewitter sich offenbarende Gottesmacht; als solche wuchs er zum Götterfürsten empor. Wie die Römer Jupiter pluvius sagen, konnten die alten Indier Indra als Beiwort des Himmelsgottes gebrauchen (Diupati Indra); aus dem Namen des Regners entstand der selbständige Regen- und Gewittergott. Auf Indra werden nun jene arischen Ursagen übertragen vom Kampf mit den Dämonen, welche die Kühe des Himmels oder die Wolkenfrauen geraubt, die er ihnen wieder abjagt, oder vom Kampf mit Ahi, dem Wolkendrachen den er erschlägt, daß das Naß des Regens, das derselbe zurückhalten wollte, wieder erquickend herniederströmt. Diese Kämpfe werden nicht als eine Sache der Vergangenheit dargestellt, sondern stets von neuem wird Indra angerufen daß er sie siegreich bestehe. Die Schwüle, die Dürre drückt das Land, der Regengott gibt der erschöpften Natur das Leben wieder. Wenn er auftritt in seinem Glanz, erbeben die Wogen des Himmels und fragen sich: Was ist dies Wunder? Und sie rauschen hervor aus dem Berge der sie umschlossen hielt. Der siegreiche Gewittergott wird dann, als das Volk sich zu Krieg und Abenteuer wendet, der Gott der Schlachten, den die Männer im Streit anrufen. In sich selbst findet er seine Kraft, der ruhmreiche Herr, der der Hort seines Volkes ist. Mit tausend Tugenden gerüstet steht er fest wie ein Felsenberg in der Wellenbrandung. Das eherne Geschoß in seiner Hand ist der Blitz, so oft er ihn schwingt und schleudert, er kehrt in seine Hand zurück. Er ist der Herr der Kraft, und wann er den goldrothen Bart (die Blitzflamme) schüttelt, so erbebt die Erde mit ihren Bergen. Wann er die Wolkenthore gesprengt hat, dann gewinnt er den Schatz des Sonnengoldes wieder, und so ist er der Reiche, der Reichthumspender, der im Regen und Sonnenschein allen Segen verleiht. Wie die Gestirne wieder sichtbar werden, wann Indra das Gewölk zertheilt, so lassen die Lieder ihn Sonne und Morgenröthe erzeugen und die Sterne am Himmel befestigen.

Indra wird häufig als Stier angerufen:

> Wahrhaftig, ja du bist der Stier,
> Du bist der stierstürmische Hort!

Der Stier ist das Sinnbild der Stärke, der befruchtenden Lebenskraft. Ja einmal sagt ein Sänger: Ich rufe den Indra

heute an unter der Geſtalt der fruchtbaren Kuh, der himmliſchen, die uns die nährende Milch ſpendet und den Schmuck der Natur bereitet. Gewöhnlich aber iſt er der in menſchlicher Geſtalt vorgeſtellte Kämpfer und Siegerheld. Er iſt der Allherrſcher, der die Berge befeſtigt und den Himmel ſtützt, der Allumfaſſer, der alle Dinge in ſich trägt wie die Speichen eines Rades, und es heißt:

Wenn Indra hundert Himmel dir wären und hundert Erden auch,
Nicht tauſend Sonnen, o Blitzſchleuderer, faſſen dich,
Nicht das Geſchehene, Welten nicht.

Seine Hand umſpannt Himmel und Erde; ſeine Macht breitet ſich gleich dem Himmel über uns zu unſerm Schirm, und er macht die Erde zum Bild ſeiner Größe. Er allein hat alles geſchaffen was iſt. Wunderbar und zahllos ſind ſeine Werke, alle Götter könnten ſie nicht zerſtören. Alle Kräfte ſind in ihm vereint, er iſt der Quell deß Segenerguß niemand hemmen kann. Wie aus unverſiegtem Brunnen quellen aus allen Gliedern ſeines Leibes heilſame Werke und Wohlthaten für uns. Sonne und Mond erſcheinen wechſelsweiſe, damit wir Indra ſchauen und ihm vertrauen. Wie eine Fahne entrollt er auf Erden das Feuer und am Himmel den Sonnenſchein. Der Roſſe Mehrer, der Rinder Segner iſt die Zuflucht der Dürftigen. Voll Muth erſchreckt er die Feinde und blinzelt nicht. Er gibt Liebe um Liebe, und zerbricht nicht die Schalen unſerer Hoffnung. Er trifft den Böſen, der dem Eſel gleich eine verhaßte Stimme zu erheben wagt, aber für ſeine rechten Sänger erobert er ewigen Ruhm. Er iſt der Wahrheit Sohn, des Guten Herr. Seine Wohlthaten ſind ſo wenig zu zählen wie die vergangenen Morgenröthen früherer Tage. „Den Löwengleichen hat er durch den Schwachen geſchlagen, mit einer Nadel hat Indra Speere zerbrochen. Wie gewaltig auch die Waſſer wachſen, er macht gangbare Furten für ſeine Freunde“ heißt es in einem Kriegslied.

Dein, Indra, ſind wir, dein, du Vielgeprieſ'ner!
Den Menſchenhort, den reichen, zu beſingenden,
Den Indra ſingen hohe Lieder an,
Den vielgeruf'nen, der durch reinen Sang erſtarkt,
Den Menſchenfreund, deß Himmel nicht vergehn,
Zur Freude preiſt den Weiſen, den Freigebigſten.
Zu Indra ſingen himmelſtrebend auf
Vereinigt liebend die Gedanken alleſammt,
Umkoſen ihn wie Frauen den Gemahl,
Wie einen Bräutigam, den Reinen, Mächtigen.

Aber wenn Indra auch ſtark wird durch Lobgeſänge, ſo iſt doch er es der ſie den Dichtern eingibt und mit lebendigen Farben ſchmückt. Was wäre die Welt ohne Indra? In ihm ruhen alle Kräfte, zu ihm kommen alle Opfer. Die ganze Schöpfung iſt Indra's Geſtalt.

Der Gott der erſtgeborene,
Der durch ſein Werk die andern Götter ſchmückt,
Vor deſſen Kraft erbeben Erd' und Himmel,
O Völker, iſt Indra.

Der feſt die Erde gründete,
Deß Blitz den finſtern Wolkendrachen ſchlug,
Der ausgeſpannt die Luft, des Himmels Feſte,
O Völker, iſt Indra.

Der Helden Sieg im Kampf verleiht,
Der alles formt und ſchafft nach ſeinem Bild,
Der Leben und Bewegung gibt den Weſen,
O Völker, iſt Indra.

In der Luft wehen die Winde, die Genoſſen Indra's im Kampf, die Maruts, die Söhne des Rudra, des glänzenden Himmelsebers, des Flechtentragenden nach dem Knäuel dunkler Wolken die er durcheinander wirrt; auch er ſchleudert den Speer des Blitzes oder ſchwingt ihn wie eine Geiſel auf die regentriefenden Wolkenroſſe und ruft ſie mit der Donnerſtimme; auch er heißt der Weiſe, Wohlthätige, Starke und wird als der Lebensgeiſt und bewegende Herr der Welt aufgefaßt. Die Maruts ſind in der Luft waltende und verkörperte geiſtige Mächte, geſchickt verſchiedene Formen anzunehmen. Sie erzeugen und vervielfältigen ſich ſelbſt wie Wogen im Luftmeer: niemand weiß woher ſie kommen, wohin ſie gehen. Bald ſchütteln ſie thautriefend den Regen von ihren Schwingen, bald melken ſie die Wolkenkühe, bald rütteln ſie die Wolkenbäume, bald ſchießen ſie die Regenpfeile von ihren Bogen, bald iſt der Regen ein Schatz den ſie aus den Wolkenbergen hervorholen und herabſchütten. Sie ſind brüllende Löwen im Zorn, Elefanten welche die Wälder brechen. Sie ermuthigen ſich mit Geſang, wenn der Kampf beginnt. Ihre Arme ſind goldgeſchmückt, in ſchimmernden Harniſchen mit Pfeil und Bogen auf rollenden Wagen fahren ſie einher, die Bäume neigen ſich und beugen ſich, die Berge beben vor ihnen, ſie bewegen Himmel und Erde. Sie ſind von furchtbarer Gewalt, aber zugleich wohlthätig und ſegenſpendend, indem

ſie ſowol das düſtere lichtraubende Gewölk verſcheuchen als den erſehnten Regen bringen. Das Brauſen des Sturmes iſt ihr Geſang, ihr Loblied das ſie Indra dem Sieger anſtimmen.

Milderer Natur als die ſtürmiſchen Maruts, die Winde, ſind die Ribhus, gleich ihnen Elementargeiſter oder in der Natur fortwaltende Seelen der Ahnen. Sie erinnern an Elfen und Zwerge, ſind mehr ätheriſcher feuriger Art, kunſtreiche Bildner, die den Göttern Wagen und Waffen verfertigen, liebliche Sänger und Freunde der Muſik. Die Brighus, die Angiraſen ſind ebenfalls Genoſſen der Wolkenfrauen und der Winde; man will in ihnen die Blitzesgenien erkennen. Die Apſaraſen, die als Heldenbräute oder Schwanjungfrauen im Luftmeer ſchwimmen, ſind ſelber lichte Wolken.

Wie die ſeligen Todten in Jama's Reich eingehen, wo alles Verlangen geſtillt und jeder Wunſch befriedigt iſt, ſo gelangen die Böſen nach Nirukti; wie jene den guten Geiſtern der Natur, ſo geſellen ſich dieſe den Dämonen der Finſterniß. Die Geſtalt derſelben bleibt nächtlich, düſter, nebelhaft unbeſtimmt. Sie heißen Rakhaſas, und werden häufig als unheimliches Nachtgevögel oder als gierige Hunde und Wölfe vorgeſtellt. Dann wachſen ſie zu rieſigen Ungethümen empor — Vritra erfüllt die Luft wie ein weites Gebirge; — ſie ſind gefräßige Unholde, die einem Gewölk ähnlich mit ſcharfen Zähnen Menſchenfleiſch witternd einherſchweifen, ſuchend wen ſie verſchlingen. Sie vermögen ihre Geſtalt zu wandeln, wie eben vor dem Auge des Phantaſievollen ſolche Wolkenformen oder nächtlich unbeſtimmte Eindrücke wechſeln; ihre Kraft wächſt im Dunkel.

Die Erde ſelbſt ward anfänglich als die dem Himmelsgott vereinte Gattin, als die Mutter der Weſen angeſehen. In unſern Liedern heißt es daß alte Sänger ſie geehrt haben, und wenn andere beſtimmte göttliche Mächte mehr hervorgetreten ſind, ſo bleibt die Erinnerung daß Himmel und Erde als Vater und Mutter, als die erſten Gründe der Dinge angebetet wurden, wie Zeus und Dione oder Uranos und Gäa in Griechenland. Zugleich vereint und getrennt, fern und nah bewahren ſie die ihnen anvertraute Stelle. Wie ſie in ihrer Jugend ſich vermählten, da brachten ſie die Götter hervor, da regten ſich die Thiere des Feldes und die Vögel der Luft, ſagt ein Sänger, und fügt hinzu: Ich ſinge dieſe alte immerwährende Schöpfung. Eine andere Hymne hebt an:

Wer iſt der Aeltre, wer iſt der Jüngre?
Wie ſind ſie geboren? Ihr Säuger, wer weiß es?
Sie ſind gemacht, die Weſen all zu tragen,
So lange Tag und Nacht wie Räder rollen.
Sie ruhen beide, ſind unbeweglich,
Was ſich bewegt und reget, ſie tragen's.
Wie liebe Aeltern treu ihr Kind bewahren,
Bewahrt vor Uebel uns, o Erd' und Himmel.

Auf Erden iſt das Feuer Hauptgegenſtand der Verehrung. Sein Name iſt Agni (ignis). Gemäß der verſchiedenen Feuererzeugung wird Agni in unſern Häuſern geboren und iſt zugleich der Buſen des Himmels ſeine Wiege. Mitten in der Wolke entſtanden hat er nicht Hand noch Fuß und birgt ſeine Glieder in dunkelm Dunſt, bis er aus dem Waſſerbett hervorſpringt als der leuchtende Blitz. Er ſchläft verſteckt im Doppelholz, er iſt der Sohn zweier Mütter, der Hölzer, aus denen ihn die Reibung erweckt, und die Prieſter heißen darum ſeine Väter, und er wiederum der Sohn oder Enkel der Kraft, welche die Hölzer aneinander reibt. Brauſende Flammen erneuern und erhalten ſeine Jugend. Ein leuchtender unantaſtbarer Rieſe glänzt er wie die Sonne unter den Wolken oder wie ein goldener Wagen in der Schlacht. Bald iſt der Rauch ſein Harniſch, bald erhebt er den Rauch als ſeine Fahne. Er verzehrt die Speiſe mit goldenem Zahn, mit feuriger Zunge, und läßt die ſchwarze Spur ſeiner Wanderung hinter ſich zurück. Die Flammen ſind ſein Lorberkranz, er wirft ſie wie eine ſtürmiſche Welle um ſich herum. Agni, der goldbärtige, ſchießt die Strahlen als Pfeile von ſeinem Bogen, und die Sonne ſcheint dazu; wenn er aufſteigt, entflieht der Feind, das nächtliche Dunkel, aber der Gott ſendet ihm ſeinen funkelnden Pfeil nach, und ſein Licht fliegt wie eine Lanze bis empor zu ſeiner Tochter, der Morgenröthe. Als die in der irdiſchen Natur waltende Kraft des Lichts und der Wärme heißt Agni das Haupt des Himmels und der Nabel der Erde; das Weltall erkennt in ihm den Herrn der es erhält. Wie die Strahlen in der Sonne ſo liegen in ihm alle Schätze die ſich in den Bergen und Pflanzen, in den Waſſern und bei den Menſchen finden. Aus der Wolke macht er den Strom der die Luft befeuchtet, und bedeckt die Erde mit träufelndem Waſſer; in ſeiner Bruſt trägt er alle Keime des Ueberfluſſes und geht in neue Pflanzen ein. Agni iſt der Urheber der Werke die mit Hülfe

des Feuers bereitet werden, er hält in seiner Hand alle Güter der Menschen. Seine Kinder, die Feuerstrahlen, sind die Hirten der Völker und leiten Mensch und Thier. Er führt die Verirrten auf den rechten Weg. Er ist ein ewig junger Freudenquell für die Menschen, er ist der Stamm der alle Güter als Zweige trägt.

Agni ist als Herdflamme der weitschauende Hausherr, der Versammler der Familie, der Freund der Menschen, der Gast der sich in unserm Hause wohlgefällt, der speiseverleihende Genoß, ein schöner Jüngling von großer Stärke. Er wird angerufen daß er das Haus schirme vor Dieben und vor bösen Geistern, daß er Reichthum verleihe. Das Feuer ist das reine und reinigende, helle und erleuchtende Element, daran reiht sich das Sittliche, es wird Symbol der Reinheit, Mittel der Reinigung. Agni wird angerufen daß er die Seele durch Erkenntniß erhelle, daß er sie vor Sünden bewahre oder entsündige, daß er Kraft zum Handeln gebe, und den Feinden mit seiner zuckenden Flamme furchtbar sei. Er wird als der Herr der Reinheit gepriesen; glückseliges Gemüth und Stärke und Vernunft soll er den Menschen zufächeln.

Zu dem menschenholden, wahrhaftigen,
Dem Gebieter des wahren Lichts,
Zum ewigen Feuer flehen wir.
In geliebten Wohnungen strahlt
Des Gewordenen und Werdenden Liebe
Agni als einziger Herr.

Das Feuer kommt im Blitz oder Sonnenstrahl vom Himmel herab auf die Erde, und so ist Agni ein Bote den die Götter zu den Menschen senden; das auf Erden angezündete Feuer flammt wieder himmelwärts, und darum brennt es auf den Altären, daß Agni ein Bote von den Menschen an die Götter sei, Opfer und Gebete zum Himmel emportrage. So wird Agni der rechte Priester, der Mittler zwischen Göttern und Menschen. Er ist der Opferherold; reine Butter wird in die Flamme geworfen, und wenn sie aufprasselt, trägt Agni die Gabe des Frommen zum Himmel hinan. Agni heißt der Becher mit welchem die Götter das Opfer genießen.

Wie dem Brandopfer sich das Trankopfer gesellt, so gelangt neben Agni auch Soma zur göttlichen Verehrung. Die Somapflanze wird zwischen Steinen gerieben — mit Steinen bedrängen

die Priester ihn, — dann von goldberingten zehn Schwestern — den Fingern — durch ein Sieb getrieben; über einen Widderschweif träufelt er in eine Schale mit Milch, — einem Stier gleich stürzt er zu den Kühen. Der goldgelbe Tropfen schwimmt in der Milch wie der Mond am Abendhimmel. Sein klingendes Herabfallen in das Holzgefäß ist das Wiehern des Rosses, das Brüllen des Stiers, es ist ein Lobgesang der sich dem Hymnus der Sänger gesellt. Die naive Anschauung meint aber nun mit dem Opfer den Göttern nicht blos einen sichtbaren Dank, ein Zeichen der Ergebung zu bringen, sondern das Opfer ist auch die Nahrung der Götter, deren sie sich erfreuen, durch die sie wachsen und Kraft gewinnen. Indra namentlich soll sich im Soma berauschen, damit er begeisterungstrunken in den Kampf mit Vritra stürme oder den Männern in der Schlacht beistehe und den Sieg erringe. Der Soma, der die Götter labt und stärkt, wird dadurch selber eine göttliche Kraft und Wesenheit, es wird ihm zugeschrieben was der von ihm Erquickte thut. So vergleicht er sich dem Dionysos der Griechen. Viele Lieder werden ihm gesungen. Da heißt es: Besieger der Feinde, Vritratödter, in dir paart sich Stärke mit Süßigkeit; du erhöhst unser Glück, bist die Kraft der Helden, der Tod der Feinde; komme in unsere Wohnungen, wachse für den Trank der Unsterblichkeit, werde im Himmel für uns der köstlichste Nahrungsquell. Soma's Thau ist reinigend, in ihm ist Freude, Ruhm und Herrlichkeit. Er beflügelt den Geist daß er jedes Hinderniß überschreitet, er bekleidet die Nackten, er heilt die Kranken, der Blinde sieht, der Lahme geht durch ihn. Der Rausch einer erhöhten Seelenstimmung ist Soma, ist sein Werk. Er soll in unserer Brust glücklich sein wie das Rind auf der Weide, wie der Hausvater im Schos der Familie. Zu ihm rollen die Lobgesänge wie Wasserwogen voll Ehrfurcht, und stürzen sich liebend in den Liebenden.

Du bist der Priester, Weise du,
In deinem Meth trägst du das All;
In dir gesellen alle sich
Die Götter freudevoll zum Trank.
O Held, verleih' uns Heldenkraft!

So wird die Vorstellung schon in den Veden angebahnt daß man durch das Opfer Einfluß und Macht auf die Götter gewinne, daß der Priester der es recht zu bereiten, das rechte

Lied zu ſingen wiſſe, damit die Götter zum Dienſt der Menſchen bewege. Das Opfer der Indier wird nicht ſo ſehr zur Sühne und zum Dank gebracht, als es für das Mittel gilt die Befriedigung der Wünſche zu erlangen. Und da begegnet uns auch ſchon das Wort das in der Geſchichte des indiſchen Geiſtes das wichtigſte geworden, Brahma und Brahmane. Die Wurzel iſt bri, aber dieſe bedeutet nicht ringen, wie Roth wollte, ſondern wachſen, wie Haug dargethan, der in einer Rede über Brahma und die Brahmanen Gewächs oder Sproß für die erſte Ableitung erklärt. Er verweiſt auf Baresman in der Zendſprache: ein Bündel Zweige, das beim Opfer in die Nähe aller Gegenſtände deſſelben gebracht wird um ſie durch ein gemeinſames Band zu vereinigen; dem entſpricht ein Büſchel Kuſhagras, das in Indien während des Opfers ſtets von Hand zu Hand wandert um die Allgegenwart des Brahma zu verſinnbildlichen. Denn Brahma iſt Wachsthum, Gedeihen, und damit alles was Wachsthum und Gedeihen bringt, Opfer, heilige Lieder und Sprüche. In dieſer Bedeutung kommt das Wort in den Geſängen des Rigveda häufig vor, und daraus entwickelt ſich die weitere, daß es die Triebkraft der Natur, den Lebensgrund der Welt bezeichnet, daß es in ſpäterer Zeit ewig, allmächtig und allwiſſend heißt. In den Veden ſelbſt wird bereits Brihaspati oder Brahmanaspati, der Herr und Träger des Brahma, des Wachsthums und Gedeihens, der im Opfer wirkenden Gotteskraft perſonificirt. Dieſer Gott gehört der ſpätern Periode an, in welcher auch Freigebigkeit und Frömmigkeit vergöttert werden; es liegt ihm keine Naturanſchauung zu Grunde, er iſt ein Gebilde des ſchon ſich entwickelnden Prieſterthums, die Kraft und Würde deſſelben wird in ihm verehrt. Brahmanaspati hilft den Göttern das vollbringen wofür ſie angerufen werden. Das Gebet dringt durch zu dem Gegenſtande den es ſucht, und erobert ihn. Es iſt Brahmanaspati der dem Opferer und Beter, dem Brahmanen, in der Stimme des Donners antwortet, wenn Indra zum Kampf gegen die Dämonen angerufen wird. Brahmanaspati iſt die Seele des Opfers, deſſen Herr und Schmuck; Lobgeſang, Gebet, die heiligen Versmaße ſind für ihn was die Strahlen für die Sonne. Wer den Herrn des Heiligen als ſeinen Freund erkennt, der beſitzt eine unbezwingliche Kraft, der triumphirt. Ja endlich heißt es von Brahmanaspati daß er die Morgenröthe gefunden und den Himmelsglanz, daß er in Sonne und Mond wechſelsweiſe aufgehe,

und von der Andacht der Väter wird geſungen ſie habe den Himmel mit Sternen geſchmückt wie mit Zierath ein dunkelfarbiges Roß, in die Nacht habe ſie Finſterniß, Licht in den Tag geſetzt.

Das Gebet das vom Herzen kommt erhebt ſich durch die Phantaſie verſchönt zu Indra und ruft: Vernimm, o Gott, was von dir eingegeben iſt! Das Gebet wird vom Himmel mit der Morgenröthe erzeugt; es nimmt ſein ſilbernes Gewand, und ſchirrt den Göttern die Roſſe an den Wagen, oder iſt der Wagen ſelbſt der die Götter zum Opfer heranfährt. Wie eine Kuh die den Hirten verloren hat, wendet es ſich zu Gott, und läßt den Verirrten im Walde die Quelle finden.

Dazwiſchen ſchlagen für uns einige Lieder einen Ton ironiſchen Humors an. Wie Fliegen um den Honigtopf ſitzen die Prieſter um das Opfer. Wann die Waſſer vom Himmel in den trockenen Teich gefallen, dann erheben die Fröſche ihr Gequak wie Kühe von der Stimme der Kälber begleitet. Ein Froſch kommt zum andern und der gelbe unterhält ſich mit dem grünen. Wenn der eine dem andern geantwortet hat wie der Schüler dem Lehrer, dann erhebt ſich ein großes Geſchrei, und alle reden auf einmal. Der eine brüllt wie die Kuh, der andere ſchreit wie der Hirſch, der eine iſt gelb, der andere grün. Verſchiedener Geſtalt führen ſie alle denſelben Namen. Von allen Orten ausgehend bilden ihre Stimmen einen ununterbrochenen Zuſammenklang. Die Prieſterſöhne die den Soma ausgießen und um den Teich, die Opferſchale, ihre Gebete murmeln, ſind euch gleich, ihr Fröſche, mögen ſie gelb oder grün, mit der Stimme des Hirſches oder der Kuh, uns fruchtbare Weiden und langes Leben erflehen. Für den Indier aber war alles Ernſt; die Brahmanen ſind kraft ihrer Opfer die Regenbringer, Regenmacher, und die Fröſche die Regenboten, Regenpropheten.

Das hindert nicht, das heilige Wort (vac), in welchem der Geiſt offenbar wird, mit gedankenvollem Ernſt zu feiern. Er iſt ſchon ein Vorklang der johanneiſchen Lehre vom Wort als der ſich ausſprechenden Vernunft Gottes, wenn es heißt: das Wort ſei allem vorangeſetzt, ſein Name der heilvollſte. Wie der Weizen ſich reinigt im Sieb, ſo bildet es ſich in der Seele des Weiſen. Es hat Geſtalt gewonnen in den Sängern der Vorzeit, und die Prieſter ſind ſeine Träger geworden. Oder das Wort ſelber ſpricht: Ich gehe mit den Geiſtern des Lichts und der

Winde, ich trage den Nachthimmel und die Sonne; ich bin Königin, ich bin Herrin des Reichthums; wen ich liebe den mache ich weise, fromm und groß. Ich reiche zum Himmel und über den Himmel, und bin in allen Welten; ich athme in allem Lebendigen, ich durchdringe die Wesen alle.

Die Macht des Worts tritt in sinnlicher Auffassung durch die Besprechungen und Zauberformeln hervor; sie sind dem begreiflich der mit den Indiern eine innere geistige Macht als das Wesen der Dinge erkennt, die also das Wort hört und dadurch beeinflußt werden kann; zugleich wirkt der Glaube mit daß die Dinge das Vermögen besitzen einander ähnlich zu machen, das Aehnliche an sich zu ziehen, die eigene Art auf andere zu übertragen. Bei der Weihung des Königs sagt man: der Himmel ist fest, die Erde fest, die Berge fest, sei der König auch fest. Gegen die Gelbsucht hat der Atharvaveda den Spruch:

Nach der Sonne heben sich von dir der gelbe Glanz, die gelbe Farb',
Mit der Farbe der rothen Kuh dafür bedecken wir dich ganz.
Mit rother Farbe decken wir dich rings, damit du lang' noch lebst.
Wir geben deine gelbe Farb' den Papagaien, den Sittichen,
Und in die Gelbwurz legen wir nieder die gelbe Farbe dein.

Der Jüngling der ein Mädchen durch Liebeszauber gewinnen will, wendet sich zuerst an die Pflanze, einen Zuckerrohrstengel, den er ausgräbt, dann an die Geliebte.

Dies Kraut hier ist honiggezeugt, mit Honig graben wir nach dir.
Von Honig her bist du gezeugt, mache du uns nun honigsüß.
Auf meiner Zungenspitze fließt, auf der Zungenwurzel Honigseim,
Damit du mir zu Willen seist, meinem Geiste du an dich schmiegst.
Mein Eintritt sei dir honigsüß, honigsüß meine Nähe dir,
Honigsüß sei dir mein Wort, daß mich allein du lieben magst.
Mit sich umschmiegendem Zuckerrohr umgeb' ich dich zum Liebeszwang,
Damit du mich nur lieben magst, damit du nimmer von mir gehst.

Sinnvoller, geistiger, dichterischer tritt aber der Glaube an die Macht des Gesanges und der Phantasie vielfältig im Rigveda auf. Das Bewußtsein erwacht daß es der Mensch ist welcher der Idee des Göttlichen durch die Phantasie die bestimmte Gestaltung gibt. Der Stoff ist da, die objective Wahrheit, von der es heißt daß sie die Erde gründete, der Dichter aber formt ihn wie das Beil das Holz zum Wagen behaut. Wir wollen, sagt ein späterer Sänger, wie unsere großen Väter arbeiten am Werk des Opfers. Sie gingen das Licht in seiner Quelle suchen;

kraft ihrer Hymnen haben ſie Himmel und Erde geſchieden und die Pforte der Morgenſtrahlen aufgethan. Fleißige Werkmeiſter in ihrem Verlangen die Götter zu ehren haben ſie deren Formen gebildet wie man das Erz geſtaltet, dem Agni den Klarheitsglanz, dem Indra die Stärke verliehen. — Mit des Geiſtes Auge ſieht der Sänger die Götter zum Opfer kommen, und ſein Mund ſchildert ſie dem Volk, ſein Lied iſt der Götter Schmuck. Himmel und Erde, Fluten und Berge vermehren Indra's Kraft indem ſie ihn lieben; er erſtarkt durch reine Worte, der Lobgeſang ſchärft ihm den Donnerkeil. Lobgeſänge ſind eine Nahrung der Götter, geben ihnen Kraft und Luſt und dehnen der Unſterblichen Herrſchaft aus. In einer Hymne an Agni heißt es:

Gleichwie die Waſſer von des Berges Rücken
Entſprangen dir durch Sang, o Agni, Götter;
Und dich beſtürmen lobreiche Lieder,
Wie eine Schlacht gewinnen dich ſangtragende Roſſe.

Wenn wir auf dieſe Weiſe als das Hauptſächlichſte in den Veden den mythenbildenden Geiſt erkannt haben und ihn dann ein Bewußtſein über ſich ſelbſt erlangen ſahen, ſo bleibt uns noch dreierlei zu betrachten, der beginnende Heldengeſang, die Todtenfeier und das Erwachen der Philoſophie.

Häufige Anrufungen Indra's vor dem Beginn der Kämpfe gedenken der mit des Gottes Hülfe errungenen Siege, und zeigen die ariſchen Stämme ſelber untereinander oder mit anwohnenden Völkern im Streit um Heerden und Weiden; tapfere und kriegskundige Männer ſcharen ſich dabei um die Häupter der Stämme und gewinnen Anſehen und Einfluß; ebenſo, wie ſchon erwähnt, die Sänger und Opferprieſter. Der kriegeriſche Sinn, die Luſt an Abenteuern treiben die anwachſende Bevölkerung weiter nach Oſten, nach dem Jamunafluß hin; die Verdrängung und Unterwerfung der Einwohner führt dazu daß die Indier ſich in größere Maſſen zuſammenſcharen und daß die Macht der Fürſten in den Eroberungskriegen bedeutender wird. Aus der Zeit der anhebenden Wanderung nun ſind uns einige Kriegs- und Siegesgeſänge in dem Rigveda erhalten, die uns zugleich mit den Namen zweier prieſterlichen Dichter bekannt machen; ſie waren von politiſchem Einfluß, und die berühmte Büßerlegende hat ſich ſpäter an ſie angeknüpft; auch hier ſtehen ſie ſchon gegenſätzlich zueinander, und in ihren Familien werden ſie ſchon durch die Sage ver-

herrlicht: Viſvamitra geleitet die zehn Stämme, unter denen die Bharata hervorragen, welche ſich zum Kampf gegen den König Sudas vereinigen, der über die Tritſu herrſcht, und das Prieſtergeſchlecht der Vaſiſthas ſich verbündet hat. Viſvamitra erſcheint nun an zwei Flüſſen, welche zum Angriff auf die Tritſu überſchritten werden müſſen. Das Lied hebt erzählend an:

Vipaça und Saladru mit ihren Wellen
Eilen begierig hervor aus den Bergabhängen;
Wie Roſſe losgelaſſen im Weltlauf,
Wie hellfarbige Mutterkühe zu den Jungen.

Nun redet Viſvamitra die Flüſſe an:

Von Indra getrieben, Ausgang fordernd
Rollt ihr zum Meer wie Krieger im Streitwagen;
In vereintem Lauf mit ſchwellenden Wogen
Fließt ihr ineinander, ihr klaren.

Die Flüſſe erwidern:

Mit dieſen vollen Wellen wallen wir
Zum Ziel das der Gott uns geſteckt hat;
Nicht wendet ſich der uns angeborene Lauf;
Was begehrt der Weiſe von den Flüſſen?

Der Weiſe:

Horcht der lieblichen Rede freudig,
Haltet an, einen Augenblick haltet an
Euere Schritte nach dem Meer; ich, Kuſhika's Sohn,
Mit kräftiger Andacht bitt' ich darum.

Die Flüſſe:

Indra, der Träger des Blitzes, hat Bahn uns gemacht,
Ahi erſchlug er, den Umlagerer der Flüſſe;
Savitri bildete uns, der ſchönhandige Gott,
Nach ſeinem Gebot wallen wir in breitem Strom.

Der Weiſe:

Zu preiſen immerdar iſt die Heldenthat,
Indra's Werk, daß er Ahi zerriß;
Da ſein Wetterſtrahl den Umlagernden ſchlug,
Floſſen die Waſſer, die zu fließen verlangenden.

Die Flüſſe:

Dies Wort, o Sänger, vergiß es nicht,
Was künftige Zeit auch künden dir mag;
In Liedern, o Sänger, ſei uns hold,
Schmäh' uns nicht, und Ehre ſei unter den Menſchen dir.

Der Weiſe:

Und ihr, Verſchwiſterte, horcht auf den Sänger,
Gekommen iſt er mit Roß und Wagen,
Neigt euch nieder, werdet fahrbar, ihr Ströme,
Nicht an die Achſen mögen euere Wellen reichen.

Die Flüſſe:

Wir horchen deines Wortes, o Sänger,
Gekommen biſt du von fern mit Roß und Wagen;
Nieder neig' ich mich dir wie das Weib dem Kinde
die Bruſt reicht,
Wie das Mädchen den Mann will ich dich umarmen.

Der Weiſe:

Wann erſt die Bharata dich überſchritten,
Der reiſige Haufe voll Haſt, indrageſtachelt,
Dann ſtröme wieder euer angeborener Lauf.
Eure, der Opferwürdigen Gunſt, erwähl' ich.

So entwickelt ſich das Lied in lebendiger Wechſelrede, indem es die Geſchichte dramatiſch in die Gegenwart rückt. Aber die Bharatas wurden geſchlagen, und Vaſiſhtha hob das Siegeslied an:

Zweihundert Kühe, zwei Wagen mit Weibern,
Dem König Sudas als Beute ertheilt,
Umwandle ich preiſend wie der Prieſter die Opferſtätte.
Dem Sudas gab Indra das Geſchlecht ſeiner Feinde dahin,
Die eiteln Schwätzer unter den Menſchen.
Mit Kleinem hat Indra das Große gethan,
Den Löwengleichen ſchlug er durch den Schwachen,
Speere zerbrach er mit einer Nadel;
Jegliche Güter hat er dem Sudas geſchenkt.
Zehn Könige dünkten ſich unbeſiegbar,
Doch hielten nicht Stand wider Sudas, Indra und Varuna;
Wirkſam war unſer, der Opfernden, Loblied.
Wo die Männer zuſammentreffen mit erhobenem Banner,
Wo das Verderben herrſcht, wo das Leben erbebt,
In der Feldſchlacht habt ihr Muth geſprochen
Ueber uns, die wir auf euch ſchauten, Indra und Varuna.

Sechzig hundert der rieſigen Anu und Dhruju entſchliefen,
Sechzig Helden und ſechs fielen vor dem frommen Sudas.
Indra brach die Burgen der Feinde
Und vertheilte die Habe der Anu im Kampf den Tritſu.
Vier Roſſe des Sudas, preisgeſchmückte, bodenſtampfende
Werden Geſchlecht gegen Geſchlecht zum Ruhme führen.
Ihr ſtarken Winde, ſeid ihm gnädig,
Nie alternde Herrſchaft gebet dem Frommen!

Ein anderes Lied erzählt wie die zehn Könige den Sudas und die Seinen umzingelt hielten; aber da habe Indra den Lobgeſang Vaſiſhta's gehört, und herangerufen durch den Somatrank und des Gebetes Kraft habe er die Bharata zerbrochen wie Stäbe des Ochſentreibers; ſo ward den Tritſu Raum geſchafft, daß ihre Stämme ſich ausbreiteten.

Hier waltet noch nicht die Ruhe des Gemüths mit welcher der Epiker auf die vollbrachten Thaten zurückblickt und ſie in verherrlichender Erzählung der Ordnung gemäß wieder vorführt, hier glüht und wogt die erregte Seele in der unmittelbaren Empfindung der Kampfesluſt und Siegesfreude, und folgt das Wort dem Flug und Schwung der Gefühle in einer Lyrik, die man bei den Ahnen der traumſeligen Indier kaum erwartet hätte, die gleichmäßig an die Araber der Wüſte oder die nordiſchen Germanen erinnert.

Ein viel milderer Ton, aber ein gleich mannhaft edler Sinn zeigt ſich auch in den Liedern die ſich auf Tod und ewiges Leben beziehen. Der Körper wird den Elementen wiedergegeben, die Erde empfängt die Aſche, aber bei der Verbrennung bildet ſich ein ätheriſcher Leib, ein Wagen für die Seele, der ſie zum Himmel trägt. Das Auge möge zur Sonne, der Athem zum Winde gehen, dem Waſſer und den Pflanzen gegeben werden was vom Körper ihnen gehört; die Mutter Erde möge den Staub umhüllen wie den Sohn die Mutter in ihr Gewand hüllt, dem Frommen wie eine wollig weiche Jungfrau ſein; der Geiſt aber, mit Flammen angethan, in den Harniſch Agni's gekleidet, möge emporſteigen zu Jama, zu Varuna; die Sonne, die weltdurchwandernde, die alle Himmelspfade kennt, der Mond, der Hirt, der ſeine ganze Heerde unverletzt bewahrt, ſie ſollen die Seele geleiten. Den Weg bewachen Jama's Hunde, dem Böſen furchtbar, den Gerechten aber zu Jama führend. Dort genießt er gleich den Germanen in Walhalla, gleich den Hellenen auf den Inſeln der Seligen ewige Wonne und der Wünſche Befriedigung.

Auf den Scheiterhaufen ward die Witwe zum Gatten geſetzt, aber vor der Verbrennung herabgehoben mit den Worten:

Steh auf, o Weib, komm zu der Welt des Lebens!
Du ſchläfſt bei einem Todten: komm hernieder!
Du biſt genug jetzt Gattin ihm geweſen,
Ihm der dich wählte und zur Mutter machte.

Auch der Bogen ward herabgeholt:

Den Bogen nehm' ich aus der Hand des Todten,
Für uns zum Ruhm, zum Schutze wie zum Trutze;
Du bleibe dort, wir bleiben hier als Helden,
In allen Kämpfen ſchlagen wir die Feinde.

Nach der Beſtattung heißt der Leiter des Opfers die Lebenden des Lebens eingedenk ſein. Die Leidtragenden, die Hausgenoſſen aber ſitzen auch am andern Tage noch einmal um ein Feuer bis in die ſtille Nacht, von den Thaten der Alten ſingend. Der Vorſtand heißt dann die Verwandten des Verſtorbenen rein und fromm ſein, daß längeres Leben und Wohlergehen ihnen zu Theil werde. Er gießt Spenden über einen Stein, und ſpricht:

So wie die Tage aufeinander folgen,
Mit Jahreszeiten Jahreszeiten wechſeln,
So gib, o Schöpfer, dieſen hier zu leben,
Daß Jüngere nicht den Aeltern einſam laſſen.

Die nichtverwitweten Frauen, auf edle Männer ſtolz, erheben ſich zuerſt, dann fordert der Leiter auch die Männer auf:

Der Wildbach fließt dahin, nun rührt euch alle,
Steht auf und ſchreitet weiter, ihr Genoſſen.
Dort laſſen wir die trauernden Geſellen,
Wir ſelber gehn zu neuem Kampfe freudig.

Die Todtenopfer ſtellen in der Verehrung der Väter eine ſich fortſetzende Lebensgemeinſchaft der Familie dar; und ganz im allgemeinen bemerkt Max Müller: „Das Opfer wird als eine ununterbrochene Kette von Handlungen angeſehen, welche die jetzigen Menſchen mit ihren Vorfahren verbindet und das Band der Menſchen mit Gott aufrecht hält.“ Ein Vers im Rigveda lautet: Ich glaube mit des Geiſtes Auge die zu ſehen welche früher dies Opfer gebracht.

Indem ich mich zur Darſtellung der philoſophiſchen Anfänge in den Veden wende, glaube ich aus Max Müller's engliſch er-

ſchienener Geſchichte der Sanskritliteratur zuerſt einiges auszugsweiſe mittheilen zu ſollen. Man hat verſchiedene Hymnen der zehnten Mandala für ſpätern Urſprungs gehalten, weil nicht blos einzelne Sprüche derſelben in die Upaniſchaden übergegangen, ſondern an den Ton derſelben erinnern; allein die Upaniſchaden ſelbſt, von denen wir ſpäter reden, ſind allmählich erwachſen und haben eben ihre erſten Keime in den Veden. Weil wir in dieſen Ideen oder Ausdrücke finden, die wir, wenn ſie uns bei Griechen, Römern, Juden begegnen, für neuern Urſprungs halten, ſo haben wir noch kein Recht ihnen das Alter in der Geſchichte des indiſchen Geiſtes abzuſprechen. Die Vedas eröffnen uns ein Gemach im Labyrinth des menſchlichen Geiſtes, durch welches die andern ariſchen Nationen längſt hindurchgegangen waren, ehe ſie uns im Licht der Geſchichte ſichtbar hervortreten. Und wäre die Sammlung der altindiſchen Lieder erſt vor funfzig Jahren geſchrieben in irgendeinem Theile der Welt den der Strom der Civiliſation nicht berührt, ſo wäre ſie doch alterthümlicher als die Homeriſchen Geſänge, weil ſie eine frühere Phaſe des menſchlichen Fühlens und Denkens repräſentirt; denn hier iſt noch flüſſig und organiſch lebendig was bei Homer ſchon erſtarrt, unverſtändlich, trümmerhaft vorliegt in der Sprache wie in der Mythologie. Den Glauben an den einen Gott pflegen wir als eine der letzten Stufen anzuſehen, zu denen die Griechen aus den Tiefen der Vielgötterei emporſtiegen; der eine unbekannte Gott war das Reſultat, zu dem die Jünger des Platon und Ariſtoteles gekommen waren, als ſie in Athen den Apoſtel Paulus predigen hörten. Wie können wir denſelben Gedankengang in Indien vorausſetzen? Mit welchem Recht Lieder für modern erklären in welchen die Idee des einen Gottes durch die Wolken einer polytheiſtiſchen Redeweiſe bricht? Laßt einen Dichter nur einmal inne werden daß er zum Göttlichen ſich durch dieſelben Gefühle wie zu ſeinem Vater hingezogen fühlt, laßt ihn in ſeinem Gebet dann nur einmal das Wort „mein Vater" ausſprechen, und über die trockene Wüſte durch welche das philoſophiſche Nachdenken Schritt vor Schritt hindurchwandelt, iſt er mit einem Sprung hinausgekommen. Wenn die Juden oft in die Vielgötterei, ſo ſcheinen die Arier vielmehr in den Monotheismus zurückzufallen; beides nicht in einem ſtufenförmigen regelmäßigen Gang, ſondern nach perſönlichen Antrieben und Regungen. Denn der Monotheismus iſt dem Polytheismus in den Veden vorangegangen,

und bei den Anrufungen ihrer vielen Götter bricht durch die Nebel der Mythologie die Erinnerung an den einen und unendlichen Gott hindurch wie der blaue Himmel durch vorüberziehende Wolken.

Das Nachdenken über die Geheimniſſe der Schöpfung betrachtet man gewöhnlich als einen Ueberfluß, welchen die Geſellſchaft erſt dann geſtatte wenn reichlich für alle niedern Forderungen der menſchlichen Natur geſorgt ſei. Allein dieſe Bedürfniſſe waren in den Ebenen Indiens leicht befriedigt, und das einfache Leben der alten Zeit nahm die Kräfte der höher Begabten nicht in Anſpruch, und weder der Staat noch die Kunſt eröffnete dem Genius ein Feld zur Uebung ſeiner Fähigkeit, oder thaten dem Ehrgeiz ein Genüge. Und gibt es denn wirklich eine höhere Angelegenheit, oder iſt etwas geeigneter die Kraft des Geiſtes aufzurufen, als die Frage unſers Daſeins, die rechte Lebensfrage nach unſerm Anfang und Ende, nach unſerer Abhängigkeit von einer Macht über uns, nach unſerer Sehnſucht eines beſſern Zuſtandes? Mit uns ſind dieſe Schlüſſelnoten der Gedanken untergetaucht in das Geräuſch irdiſcher Geſchäftigkeit, künſtliche Intereſſen überwuchern das natürliche Verlangen des Gemüths, oder übereinkömmliche Löſungen wie religiöſe Wahrheiten werden ſchon den Kindern überliefert. In Indien war es anders. Lange vor andern wiſſenſchaftlichen Forſchungen waren die Gedanken auf das eine immer wiederkehrende Räthſel gerichtet: Was bin ich? Was iſt der Sinn der Welt um mich herum? Gibt es eine Urſache, einen Schöpfer, einen Gott, oder iſt alles Täuſchung, Zufall, Schickſal? Wieder und wieder ringt die Seele der Riſhis um dieſe eine Erkenntniß. Ich bin weit entfernt die Meinung zu vertheidigen daß die tiefſte und reinſte Weisheit in den religiöſen Myſterien und mythologiſchen Ueberlieferungen des Oſtens enthalten ſei, daß eine Schule von Prieſtern und Philoſophen bis in das graueſte Alterthum reiche; aber man geht zu weit wenn man dagegen behauptet daß jeder Gedanke der die philoſophiſchen Probleme berührt, ein modernes untergeſchobenes Erzeugniß ſei, daß jedes Wort das an Moſes, Platon oder die Apoſtel erinnert, auch aus jüdiſchen, griechiſchen, oder chriſtlichen Quellen entlehnt ſein müſſe. Das Suchen nach Wahrheit, jene immerdauernde Philoſophie von der Leibniz ſpricht, iſt nicht in Schulen eingeſchloſſen. Ihre Sprache iſt nicht ſo ſcharf beſtimmt wie die des Ariſtoteles, ihre Begriffe ſind ſchwankend, und ihr

Licht mehr ein abendliches Wetterleuchten als ein wolkenloſer Sonnenaufgang. Und doch kann der Philoſoph wie der Hiſtoriker hier vieles lernen, — zunächſt wie ein für das ſtille Sinnen nach dem Ewigen begabtes Volk dieſer ſeiner Eigenthümlichkeit ſchon in früher Jugend zu genügen ſucht.

Ich habe von Anfang an darauf aufmerkſam gemacht wie in jedem beſondern Gott doch das allgemeine Göttliche verehrt werde; man gewinnt allmählich ein Bewußtſein davon und ſchreibt einem Gott die Werke aller zu, nennt ihn auch mit ihren Namen. So heißt es von Indra er ſei Agni, er kleide ſich in verſchiedene Formen, die ganze Natur ſei ſeine Geſtalt, was wir ſehen ſei Er. Alle Opfer kommen zu Indra, kommen zu Agni. Das Schwebende, minder Plaſtiſche, minder Formenbeſtimmte der indiſchen Göttergeſtalten machte ein Ineinanderfließen leicht. Dann wird Agni als der Vritratödter angerufen, und hinzugefügt: Geboren biſt du Varuna, entzündet biſt du Mitra; Sohn der Kraft, alle Götter ſind in dir. Licht iſt Agni, Licht iſt Indra, Licht iſt Soma. — Ich ſage bei mir ſelbſt: Alles iſt in Varuna begriffen, äußert ein Sänger, und eine große Hymne die den Namen Dirghatamas trägt und im einzelnen an manche mythologiſch gelehrte Ausführungen gemahnt wie deren in der Edda vorkommen, ſpricht es deutlich aus: der Gottesgeiſt der den Himmel durchdringt, heißt Indra, Mitra, Varuna, Agni; es iſt ein Weſen, das die Weiſen mit verſchiedenen Namen nennen. Ein anderes Lied nennt den Höchſten und Einen Viſvacarma (der alle Thaten in ſich hat), und beginnt bereits im Ton des unterſuchenden Nachdenkens:

Wie ward erbaut dies herrliche Gebäude?
Wann ward ſein Grund gelegt?
Als Viſvacarma ſchuf die Erde, breitet'
Er auch des Himmels Wölbung aus.

Des Gottes Häupter, Augen, Arme, Füße
Ihr ſeht ſie allerwärts.
Der Eine machte mit dem Arm den Himmel,
Die Erde mit dem Fuß.

Aus welchem Wald nahm er das Holz zum Werke,
Zum Erd- und Himmelsbau?
Ihr Weiſen ſagt, mit euerm Wiſſen ſagt es:
Wer ſteht den Welten vor?

Der Herr des heil'gen Wortes, Visvacarma,
Schnell wie Gedankenflug!
Er möge huldreich dies Gebet vernehmen,
Verleihn uns Schutz und Glück.

Und wiederum lesen wir von Visvacarma daß er sich mit Glanz erhebt und allen Dingen Schönheit und Kraft gibt. Die sieben Rishis, die großen Weisen und Sänger der Vorzeit, bilden in ihm ein Wesen. Er ist der Schöpfer der alles in sich enthält und alles kennt, der die Götter hervorbringt, den alles als Herrn verehrt. Auf des Ungeschaffenen Nabel ruhte das worin alle Welten waren (das Weltei). Ihr kennt ihn der alles geschaffen hat, es ist derselbe der auch in euch ist. Aber für unsere Augen ist alles bedeckt wie mit einem Wolkenschleier, unser Urtheil ist Dunkel und die Menschen gehen dahin und singen ihre Lieder. In einem andern Hymnus stehen die Worte die seit drei Jahrtausenden das Morgengebet jedes Brahmanen sind: „Vertiefen wir uns in Gedanken über den anbetungswürdigen Abglanz des Schöpfers, unsers Gottes: möge Er unsern Geist erwecken!"

Diese Weise mehr der philosophischen Betrachtung als der Dichtung findet sich in mannichfaltigen Aussprüchen wie in den folgenden: das war in der That ein großer Künstler, der herrliche Werkmeister, der Himmel und Erde bereitet hat weit und schön, glänzend und tief, und der in seiner Weisheit ihnen die gemeinsame Bewegung gab. — Von Erde stammt Athem und Blut, aber woher stammt die Seele? — Wer kennt hienieden und kann sagen die Wege der Götter? Die untern Stufen ihres Wirkens sehen wir wol, aber ihre Thaten setzen sich fort in die obern geheimnißvollen Regionen. — In der früher erwähnten Hymne des Dirghatamas erklingen die vereinzelten Orakelsprüche: das Unsterbliche liegt in der Wiege des Sterblichen. Der Mensch handelt und ohne es zu wissen thut er nichts als durch Gott; ohne ihn zu sehen sieht er nur durch ihn. Der Himmel ist mein Vater, er hat mich gezeugt, das himmlische Heer ist meine Familie. Ich weiß nicht wem ich gleiche; einwärts gekehrt wandele ich, gefesselt in meinem Gemüth. Wann der Erstgeborene der Zeit mir nahe kommt, dann empfange ich meinen Theil am Wort. Wer Augen hat sieht es, der Blinde versteht es nicht. Der Dichter, ein Kind, hat es gefaßt; wer es begreift wird der Vater seines Vaters.

Den Geiſt des Gebets, das Heilige, das Brahma, faßt ſchon eine Stelle des Samaveda als den Urgrund der Welt:

Das Brahma ward gezeugt vor allem von der Urzeit her,
Vom Brahma aus entfaltete des ſchönen Glanzes Anmuth ſich.
Sein ſind die höchſten Stellen, ſein die tiefſten auch,
Enthüllt wird Seins und Nichtſeins Grund durch Brahma nur.

Ein andermal heißt es im Atharvaveda: Diejenigen welche Brahma im Menſchen kennen die kennen das Höchſte; und Gott, den Geber aller Güter, nennt ein alter Sänger ſein Leben, ſeinen Athem, ſeinen glänzenden Herrn und Hort. Man ſieht wie das Bewußtſein aufdämmert daß wir in Gott weben und ſind, Er in uns waltet und ſich offenbart.

Ein rührender und erhabener Geſang aus dem 10. Buch des Rigveda wird von Max Müller in der anmuthigen Uebertragung, die Bunſen's Buch „Gott in der Geſchichte" mittheilt, „dem unbekannten Gott" gewidmet; hier erregt die Tiefe des Gedankens und die dichteriſche Weihe der Sprache gleiche Bewunderung; die Brahmanen haben aus dem Refrain einen Gott Wer oder Welcher herausgeleſen!

Im Anfang trat hervor der goldne Lichtkeim:
Er war allein der Welt geborner Herrſcher:
Er hielt die Erde, hielt den Himmel droben:
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Der Leben gibt und Kraft, er deſſen Segen
Sie alle, ſie die Götter ſelber anflehn;
Unſterblichkeit und Tod ſind ſeine Schatten —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Er der allein der Welt allmächt'ger König,
Der athmenden, erwachenden geworden;
Er der des Menſchen, der des Thieres waltet —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Er deſſen Macht die ſchneebedeckten Berge
Und mit dem fernen Fluß das Meer verkünden.
Er deſſen Arme wie die Himmelsweiten —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Durch den der Luftraum hell, die Erde ſicher,
Der Himmel feſt, ja ſelbſt der höchſte Himmel,
Der in der Wolkenſchicht das Licht gemeſſen —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Auf den mit bangem Geiſte Erd' und Himmel,
Sie die ſein Wille feſtmacht, zitternd blicken,
Ob deſſen Haupt die Morgenſonne leuchtet —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Wohin ins All die mächt'gen Waſſer eilten,
Träger des Keims, des Lichts Gebärerinnen,
Von dorther kam der Götter Lebensodem —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Der mächtig über jene Waſſer blickte,
Träger der Kraft, des Heils Gebärerinnen,
Der ob den Göttern einzig Gott geweſen —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Er ſchlag' uns nicht, er der die Erd' erſchaffen,
Der auch den Himmel ſchuf, der Wahrheit Hüter,
Der auch die Waſſer ſchuf, die mächt'gen hellen —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Am weiteſten aber geht das eigentlich Philoſophiſche in einem Gedicht deſſen Anfang ſogleich an die eleatiſchen Philoſophen in Griechenland, an die deutſchen Myſtiker des Mittelalters, ja an Hegel erinnert, ein Gedicht das mit erſtaunlicher Kühnheit alles beſtimmte und gegebene Sein aufhebt um zum Grunde aller Weſen zu gelangen; es nennt ihn das Eine, lebendig, aber nur in ſich, athmend, aber nicht eine Luft außer ihm, wie wir thun; der Ocean in dunkler Nacht iſt ſein Bild. Doch von Liebe bewegt wird das Eine der Quell alles Lebens und Lichts; die Liebe wird zum Band des Geſchaffenen und Ungeſchaffenen, und die Schöpfungsthat vergleicht ſich dem Scheinen des Lichts in die Finſterniß. Und nun ahnt der weiſe Sänger plötzlich daß das Eine, der Grund der geordneten Welt, ein allſehendes, überſchauendes, ſelbſtbewußtes Weſen, daß es Geiſt ſein müſſe, alles wiſſend. Und wie deuten wir die räthſelhafte Frage am Schluß? Ich denke als eine Frage der Herausforderung: wie, oder ſollte auch er es nicht wiſſen? Das wäre unmöglich!

Da war nicht Sein, nicht Nichtſein — nicht das Luftmeer,
Nicht das gewobne Himmelszelt da droben —
Was hüllte ein? Wo barg ſich das Verborgne?
War's wol die Waſſerflut, der jähe Abgrund?

Da war nicht Tod — Unſterbliches war nirgends —
Nichts ſchied die dunkle Nacht vom hellen Tage.
Es hauchte hauchlos in ſich ſelbſt das Eine;
Anders als dies iſt fürder nichts geweſen.

Und dunkel war's, ein unerleuchtet Weltmeer;
So lag dies All im Anfang tief verborgen;
Das Eine nur, gehüllt in dürrer Hülse,
Wuchs und erstand kraft seiner eignen Wärme.

Und Liebe überkam zuerst das Eine,
Der geist'gen Inbrunst erster Schöpfungssame.
Im Herzen sinnend spürten weise Seher
Das alte Band das Sein an Nichtsein bindet.

Der Strahl den weit und breit die Seher sahen
War er im Abgrund, war er in der Höhe?
Man streute Samen, es entstanden Mächte —
Natur lag unten, oben Kraft und Wille.

Wer weiß es denn, wer hat es je verkündet,
Woher sie kam, woher die weite Schöpfung?
Die Götter kamen später denn die Schöpfung —
Wer weiß es wol von wannen sie gekommen?

Nur er aus dem sie kam die weite Schöpfung,
Sei's daß er selbst sie schuf, sei's daß er's nicht that,
Er der vom hohen Himmel her herabschaut —
Er weiß es wahrlich! Oder weiß auch er's nicht?

Heldenthum und Volksepos.

Im Fünfstromland war der kriegerische Sinn der Indier erwacht, und es begannen für sie die Tage die wir mit der Völkerwanderung der Germanen vergleichen; sie drangen südöstlich vor und eroberten die Gangeslande, sie bemächtigten sich des Dekkhan und Ceylons. Der Streit nach außen wechselte mit heimischen Fehden der Heerfürsten untereinander und mit dem Kampf der geistlichen und weltlichen Macht. War anfänglich jeder freie Mann zugleich Arbeiter als Hirt oder Ackerbauer, zugleich Krieger und Priester im eigenen Hause gewesen, so entwickelte sich jetzt die Unterscheidung der Stände. Zunächst erschien der Gegensatz der unterworfenen oder zurückgedrängten Urbewohner mit den arischen Siegern, jene wurden die Dienenden, diese die Herrschenden, die Farbe selbst schied sie voneinander, und von ihr ward der indische Name Varna für Kaste entlehnt. Die Unterworfenen sind die Shudras. Ihnen standen die Volksgenossen gegenüber, die Vaiçja, aber der Name blieb nur für die Gemeinfreien, für das Ackerbau und Gewerbe treibende Volk, während

die kriegerischen Edeln sich als Kshatrija, die Priester als Brahmanen über dasselbe erhoben. Die Kriegszüge mußten die Herrschaft in die Hände der Heerkönige legen, und als die Arier im neugewonnenen Lande seßhaft wurden, überließ die Mehrzahl in der Sorge für den Herd und die Geschäfte des Friedens allmählich und gern die Führung der Waffen denen die der kriegerische Geist dazu trieb und die so großen Besitz erlangt hatten daß sie nicht selbst für sich zu arbeiten brauchten. Auch die Familien der Weisen und Sänger, die im Alterthum als Berather und Opferpriester den Stammeshäuptern zur Seite gestanden, schlossen sich eng zusammen, und sie bemächtigten sich um so mehr der Geister als sie die weltliche Herrschaft den von ihnen geleiteten Königen überließen. Die Volkszustände sind solche die an das germanische Mittelalter erinnern. Waren auch die Unterschiede der Stände schon uralt und kommen die Namen schon im Rigveda vor, so wurden sie jetzt kastenmäßig voneinander abgeschieden.

Der Spiegel der Heldenzeit sind die volksthümlichen Heldenlieder, aus welchen das Epos der Indier erwachsen ist. Wol fand es frühe einen künstlerischen Abschluß ähnlich wie die griechische Heldensage durch Homer; aber während dessen Gesänge treu bewahrt, rein überliefert und ein Vorbild des nachfolgenden Lebens und seiner Bildung wurden, haben die spätern Indier bis in die Zeit nach Christus ihr Epos nicht blos durch fremdartige Einschiebungen erweitert, sondern auch mannichfach überarbeitet um es den neuen religiösen Anschauungen, den neuen Zuständen gemäß zu machen, indem das Bestreben herrschte diese als das Alturſprüngliche, Immergeltende erscheinen zu lassen. Indeß läßt sich das alterthümlich Echte in ganzen Erzählungen leicht herauserkennen, während andere sich durchweg als spätere Anfügung ergeben. Rama z. B. bleibt im Ramayana im zweiten Gesange Mensch, während der erste, ein späterer Zusatz, ihn zum Gott macht, und das Göttliche und das Menschliche liegen auch in der Folge leicht scheidbar nebeneinander. Es ist ein Verdienst Holtzmann's daß er in seinen indischen Sagen das Ursprüngliche aus der Ueberwucherung des Spätern herauszuschälen und herzustellen versucht hat.

Der lyrische Ton der Schlacht- und Siegesgesänge, die den Thaten unmittelbar folgten, ging allmählich in die epische Erzählungsweise über; nur das Größte und Bedeutendste blieb in

der Erinnerung haften, und solche Helden und Ereignisse wurden dann der Kern an welchen die reiche Liederfülle sich anschloß, die Phantasie erhielt wie von selbst die Aufgabe solche Thaten und Männer zum Typus und Idealbild der ganzen Zeit, des ganzen Volks zu gestalten. Die Gesänge lebten in mündlicher Ueberlieferung: noch die viel spätere Sage, die den Valmiki zu Rama's Zeitgenossen macht, läßt ihn das Ramayana nicht aufschreiben, sondern vom göttlichen Geist angehaucht das Werk in schweigendem Sinnen hervorbringen und es dann den Zwillingssöhnen Rama's lehren, die es zuerst in einer Waldeinsiedelei, dann am Königshofe vortragen, und nach dem Namen der beiden Jünglinge Cusa und Lava sollen die Sänger Cusilava genannt worden sein. Auch bei feierlichen Opfern, in der Zwischenzeit der heiligen Handlung, hörte das Volk die Lieder von den Thaten der Götter und den Helden der Vorzeit, und bei den Todtenfesten sollte die Erzählung von den Ahnen nicht fehlen. Der Sänger ist weniger Erfinder als Hüter des Sagenschatzes, er steht innerhalb des Volksgeistes, die Stimmung des Volks beherrscht ihn, nur dasjenige was ihr gemäß ist wird behalten, er bildet die im Volksgemüth wurzelnden Keime weiter aus. Er ist der Vjasa, der Ordner und Sammler, oder der Samasa, der schon mit freierm Blick die Sagen überschaut und sie künstlerisch ausführt. Es ist uns in einzelnen Theilen der großen epischen Sammelwerke beides erhalten, die einfache, volksthümliche, kürzere Erzählung und die reichere und feinere Durchbildung der Sage, in welcher bereits eine dichterische Kunst ihrer Kraft und Aufgabe sich bewußt wird und durch die Gliederung des Ganzen wie durch den Schmuck der Rede im Einzelnen nach dem Eindruck der Schönheit strebt.

Vieles gemahnt uns an die Homerischen Gesänge. Zunächst die Götter. Sie haben die menschliche Gestalt gewonnen, und erhalten in ihrer Theilnahme an den menschlichen Begebenheiten selbst ihre Geschichte. Die menschliche Gestalt ist noch nicht mit den vielen Köpfen und Armen oder den Elefantenrüsseln und symbolischen Attributen der spätern Zeit überladen, sondern voll Hoheit und Anmuth, im Glanz einer ewigen Jugend, die auch die Kränze auf dem Haupt der Götter nicht welken läßt, während die lichte Natur derselben es verhütet daß der Körper einen Schatten wirft; die Augen blinzeln nicht, sondern blicken in stetiger Offenheit klar in die Welt, und die Füße haften nicht am Boden, weil die Götter in freier Beweglichkeit dem Gesetz der

Schwere nicht unterthan gedankenſchnell dahinſchweben. Sie geſellen ſich den Menſchen, ſie verkehren mit ihnen, Helden ſind ihre Söhne und ſteigen zu ihrem Himmel empor. Vorzugsweiſe werden die vier Welthüter genannt, Indra der Herr des Himmels, der im Feuer auf der Erde waltende Agni, dann Varuna, der aber von dem umſchließenden Himmelsgewölbe zum erdumgürtenden Meer als deſſen Herrſcher herabgeſtiegen, und Jama, der König der Unterwelt und der Todten. Neben ihnen tritt beſonders der Sonnengott hervor, und der heilige Strom, die Ganga, wird als Jungfrau perſonificirt und die Mutter eines ſie umwohnenden Geſchlechts. Indra's Genoſſen und Diener ſind die Gandharven und Apſaraſen, ſie helfen ihm im Kampf und ſind ſeine Sänger und Muſiker; die Winde und lichten Wolken der Veden bilden die Naturgrundlage auf der ſie ſich erhoben haben.

Aber auch die Menſchenwelt erinnert an das Homeriſche Heroenthum. Eine jugendliche Friſche der Empfindung, die Wahrheit des allgemein Menſchlichen, der Herzſchlag einer geſunden Natur dringt durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch und findet trotz ſo manches Fremdartigen einen Widerhall auch heute noch in jeder rein und dichteriſch geſtimmten Seele. Die Selbſtkraft der Perſönlichkeit iſt das Entſcheidende; ſie macht im Kampf ſich geltend, ſie freut ſich der Ehre und des Ruhms, die Leidenſchaften ſind gewaltig, und wo der Wille ſie nicht bändigt, da bringen ſie die ſittliche Weltordnung durch das Verderben zum Bewußtſein das ihnen folgt. Ein frommer Sinn erkennt daß die Himmliſchen den wieder lieben und ehren der ſie liebt und ehrt. Die Frau iſt des Mannes hochgeachtete Genoſſin, die hingebende Milde und Reinheit des Herzens wird geprieſen. Des Mannes Leben iſt der Ruhm, und wer ihm muthig im Kriege entgegengeht, der vereint ſich im Tode mit dem Gott der Schlachten. Wenn Helden die durch Kraft und Kunſt in der Führung der Waffen hervorragen, miteinander kämpfen, dann ſchauen die andern zu und man läßt ſie allein ihren Gang machen; es iſt das Geſetz der Ehre daß kein Fechtender von hinten durch einen dritten angefallen werde, daß man den Wehrloſen nicht morde, daß man mit der Keule nicht tiefer als der Nabel ſchlage; doch will der Freund dem Freunde in der Gefahr helfen, ein Krieger der vom Feinde niedergeworfen war, will den nicht leben laſſen der ihn ſchwach geſehen, und wenn es die letzte Entſcheidung gilt, werden auch die Beine zerſchmettert. Wie in der Ilias und auf den

Bildwerken Aegyptens und Aſſyriens ziehen die Fürſten auf Streitwagen in die Schlacht, wann die Muſchelhörner und Trommeln das Zeichen zum Angriff geben. Sie ſchießen zunächſt mit Pfeilen und ſind ſo gute Schützen daß ſie eine gegen ſie geſchleuderte Lanze im Flug zu treffen und ſo zu zerſtücken vermögen. Sie ſpringen dann von den Wagen und zücken die Schwerter, und wenn die Schilde zerhauen ſind, rennen ſie zum Ring- und Fauſtkampf gegeneinander an oder ſchwingen die erzbeſchlagenen Streitkolben. An der geiſtigen oder körperlichen Ueberlegenheit eines Kriſhna, Bhiſhma, Karna wie an der eines Odyſſeus, Aias, Achilleus hängt der Enderfolg des Kriegs.

Als geſchichtliche Grundlage des Mahabharata darf wol Folgendes angenommen werden. An der Jamuna und am obern Ganges hat Bharata ein größeres Reich gegründet. Seinen Thron beſteigt in der Folge ein neues Herrſchergeſchlecht mit Kuru; deſſen Nachkommen bietet das Geſchlecht Pandu's den Kampf um die Herrſchaft, der mit wechſelndem Erfolg geſtritten wird bis die Kuruinge gefallen ſind. In das geſchichtliche Ereigniß ſind aber ſchon ältere Erinnerungen verflochten, und es ſcheint ein ähnliches Verhältniß zu beſtehen wie zwiſchen dem niederdeutſchen Dietrek und Theoderich, oder wie in der Verbindung dieſes Gothenkönigs mit Attila. Es iſt in Indien ein Bürgerkrieg, damit ein Bruderkampf. Das Epos ſagt daher daß Santanu zwei Söhne gehabt, Dhritaraſhtra und Pandu. Der ältere war blind, darum ward dem jüngern das Reich. Dhritaraſhtra aber erhält einen Sohn Durjodhana, der nach dem Tode des Oheims Pandu die Herrſchaft ergreift, während deſſen Sohn Judhiſhthira mit ſeinen Brüdern im Walde aufwächſt, aber die Tochter des Fürſten von Pantſchala, Draupadi, zur Gattin gewinnt, und nun Theil am Reich verlangt und erlangt. Durjodhana behauptet den Königsſitz von Haſtinapura am obern Ganges, die Panduſöhne gründen Indraprаſtha an der Jamuna. Auf ein Würfelſpiel aber folgt der Krieg um die Alleinherrſchaft, und das Geſchlecht Pandu's beſteigt endlich den Thron von Haſtinapura. Die älteſten Stücke des Gedichts nehmen Partei für die Kuruinge, andere aber, nachdem die Herrſchaft der Panduinge begründet war, für dieſe. Vielleicht daß in der älteſten Form des Gedichts dadurch jene gleiche Liebe für das Große und Herrliche in beiden Heeren erreicht war, die wir bei Homer in Bezug auf Achäer und Troer bewundern.

Zum Epos ward die Geschichte durch ihre Verknüpfung mit der Götterſage. Karna, die Achilleus- und Siegfriedsgeſtalt, iſt des Sonnengottes Sohn, in deſſen Geſchick der Sonnenmythus nachklingt. Ardſhuna war urſprünglich ein Beiname Indra's; Dämonenkämpfe, die das Epos von dem Helden berichtet, erzählt ein Brahmana als Thaten des Gottes. Zum Großvater der miteinander kämpfenden Könige aber wird Bhiſhma, ein menſchgewordener Gott, der für den Santanu um die ſchöne Satjavati wirbt, und da nach deſſen Tode auch die beiden Kinder ſterben, den jungen Frauen derſelben Kinder erweckt. Die Sage von Bhiſhma's Geburt erzählt daß zu dem betenden Fürſten Pratip eine reizende Jungfrau aus des Ganges Flut geſtiegen, der ſie zur Gemahlin ſeines Sohnes Santanu erwählt; ſie wird die Seine unter der Bedingung daß er nie nach ihrem Namen frage und keine That ihr wehre. Sie leben in Himmelswonne, nur eins erfüllt den Gemahl mit Entſetzen, ſo oft die Herrliche ein Kind geboren, trägt ſie es zum Waſſer, ſpricht: „Ich liebe dich", und wirft es in den Strom. Als der achte Sohn das Licht der Welt erblickt, da ruft der König: „Den tödte nicht! Wer biſt du daß du die eigenen Kinder morden kannſt?" Da erwidert die Frau: „Das Kind wirſt du nun behalten, aber mich verlieren. Ich bin die Göttin Ganga." Die Vaſu — Genien des Lichts — ſollten nach einem Zauberwort Vaſiſhta's, des Sohnes von Varuna, als Menſchen geboren werden; deshalb hat die Flußgöttin ſich in menſchliche Geſtalt gekleidet und dem König Santanu ſich vermählt; jedes der Kinder war ein Vaſu, ſie warf ſie in den Strom, damit ſie nicht für lange Zeit aus der Götterwelt verbannt blieben; der achte aber, dem jeder der andern einen Theil ſeines Weſens überließ, war der Erhaltene, war Bhiſhma, die Verkörperung des Dju, den wir als den lichten Himmelsgott der Urzeit (gleich dem Zio der Deutſchen, gleich Zeus und Jupiter) kennen gelernt. Er wollte unvermählt bleiben, aber die Söhne die er dennoch erzeugte, banden ihn an die Erdenwelt, bis endlich ſein Geſchlecht mit ihm im Kampf den Untergang findet; und der Tod iſt damit für ihn und ſie die endliche Heimkehr, die Erlöſung des göttlichen Geiſtes aus den irdiſchen Schranken. Auf dieſem mythologiſchen Hintergrunde, der eine tiefſinnige Idee, die das Indierthum kennzeichnet, zum erſten mal großartig darſtellt, ruht das Gedicht: Das Göttliche, der Geiſt, iſt hienieden in die Feſſel des Leibes, der Endlichkeit gebannt, dem Kampf

und Leid unterworfen; der Tod ist die Befreiung, der Eingang in das wahre Leben. Auch Ardschuna, Judhischthira, Bhima sind Söhne Indra's, Dharma's, des Gottes der Gerechtigkeit, Vajus, des Gottes der Winde genannt. Krischna, der Hirtensohn, repräsentirt die List und Verschlagenheit wie Jakob bei den Israeliten, ihm gilt es mehr um Vortheil und Sieg als um Ehre und Recht; doch je mehr die Folgezeit die geistige Kraft über die körperliche stellen lernte, desto höher stieg sein Ansehen, bis ihn die Ueberarbeitung zur Verkörperung Vischnu's machte und er zum Volkshelden der spätern Zeit emporwuchs.

Judhischthira, so beginnt das Gedicht, wird mit seinen Brüdern Ardschuna und Bhima von Durjodhana festlich bewirthet; sie beginnen zu würfeln, und in der Leidenschaft des Spiels verliert Judhischthira den ihm gewährten Antheil des Reichs, seine Brüder, sich selbst, und trotz aller Abmahnungen setzt er seine und seiner Brüder gemeinsame Gattin Draupadi aufs Spiel, um auch sie zur Sklavin zu machen. Durjodhana's Bruder Duchsasana kündet dies Los ihr an, und wie sie zweifelt, ergreift er sie an ihren schwarzen wogenden Locken und zerrt sie in den Saal. Darob ruft Bhischma Wehe, und meint nicht ferne sei des Hauses Untergang, seit frevelhaft ein Kurning ein Weib an ihren Haaren schleift. Den Panduingen aber that der Blick der Weinenden weher als des Reiches und der eigenen Freiheit Verlust. Draupadi fragt Bhischma, den ehrwürdigen Aeltesten des Stammes, der Recht und Unrecht scheiden kann, der nie eine Lüge sagt, ob Judhischthira, schon Knecht eines andern geworden, noch etwas Eigenes besitzen, noch sie auf das Spiel rechtlich setzen gekonnt; der Gefragte verneint dies, erklärt aber daß die Gattin dem Gatten folgen müsse. Indeß gibt sie der König Durjodhana frei, und gewährt ihr eine Bitte, die sie für die Freiheit der Panduingen thut. Der König willigt ein, nur daß Judhischthira, der ihm nach dem Reich getrachtet, 13 Jahre lang mit den Brüdern in Waldeinsamkeit lebe. So wird das Werk mit dramatischer Lebendigkeit gleich der Ilias eingeleitet.

Zu den Verbannten sie zum Kampfe zu reizen gesellen sich benachbarte Fürsten, unter ihnen als ihr Sprecher Krischna. Aber Judhischthira hat geschworen vor 13 Jahren nicht heimzukehren, und Lüge nennen die Veden der Sünden größte. Der Sophist indeß erwähnt eines andern Spruchs der heiligen Bücher: „Ein Tag in Noth und Kummer verlebt gilt einem ganzen Jahre

gleich", — damit ſei die Zeit längſt erfüllt. Auch hätte Durjodhana immer in jenem Spiel gewonnen, müſſe alſo falſch gewürfelt haben. Und Pflicht ſei es für Judhiſhthira die ihm gebührende Herrſchaft zu ergreifen, da auch ſein Vater Pandu König geweſen. So wird Kriſhna abgeordnet den Kuruingen Fehde anzukündigen. Dort mahnt Bhiſhma, für alle ſeine Enkel gleich beſorgt, zum Frieden, damit ein für alle verderblicher Bruderkrieg vermieden werde; aber der muthige Karna ſieht eine Schwäche des Alters in dem Rathe, der die Herausforderung mit Nachgiebigkeit zu beſänftigen heiße. Karna und Bhiſhma, in heftigem Wortwechſel wie Achilleus und Agamemnon, rühmen ſich ihrer Thaten gegeneinander; der Aeltere findet es unedel, des Fuhrmannsſohnes werth, daß der Jüngere mit den Thaten prahle die er erſt thun wolle, und Karna antwortet daß er fortan nie mit Bhiſhma zuſammen am Kampf theilnehme, damit die Völker erkennen was ein jeder vermöge.

In meinem Zelte werde ich ſitzen in Ruhe, während euch der Feind
Im Felde bedrängt, bis Hülfe zu ſuchen zu mir, dem Fuhrmannsſohne, der Sohn
Der Könige kommt, Durjodhana ſelbſt, im Königsſchmuck der Kuruing!

Der Kampf hebt an und wogt zehn Tage lang unentſchieden hin und her. Noch iſt von den ſtreitenden Fürſten keiner gefallen, ſo große Thaten ſie auch gethan, ſo ſehr ſie auch von Wunden triefen wie Roſenſtöcke von Roſen bedeckt zur Sommerszeit. Die Schlachtſchilderungen ſind lebendig und zeigen die Freude der Dichter am Spiel der Waffen. Eigenthümlicher Art iſt die Theilnahme der Elefanten, die bald die feindlichen Männerſcharen niedertreten, bald wuthentbrannt einander anfallen. Einzelne Epiſoden ſind ergreifend; ſo der Tod des herrlichen Jünglings Aſimanju, Ardſhuna's Sohn, der die Schlachtordnung der Kuruinge durchbrochen hatte, aber als die Scharen ſich wieder ſchloſſen, nun abgeſchnitten war, und er allein in der Mitte des feindlichen Heeres dem Andrang der Menge erlag, von Freund und Feind beklagt. In der Nacht des 10. Tages verzweifelt Judhiſhthira an der Möglichkeit des Sieges dem gewaltigen Bhiſhma gegenüber. Da räth Kriſhna zu einer Liſt. Bhiſhma meide den Kampf mit Sichandin, den er für ein Weib halte. Er habe nämlich früher für ſeine jüngern Brüder die Königstöchter von Kaſi entführt, die älteſte, Amba, aber, die dem Fürſten von

Salwa verlobt war, wieder freigegeben. Doch der Bräutigam verschmähte sie, und vergebens focht Rama für sie Tage lang mit Bhishma; da verbrannte sie sich selbst und ward als Tochter des Königs Drupad wiedergeboren, der sich gar sehr einen Sohn wünschte, sodaß Mutter und Amme das Kind für einen Knaben ausgaben und Sichandin nannten. Um den vermeintlichen Jüngling warb der König Hiranjavarma für seine Tochter; aber nach der Hochzeit erkannte die Braut daß sie einem Weibe vermählt war, und um das zu rächen zog Hiranjavarma mit Heeresmacht gegen Sichandin's Vater. Sie aber wollte sich das Leben nehmen, als sie mit einem Diener von Kuvera, dem Gott des Reichthums, zusammentraf, der auf einige Zeit das Geschlecht mit ihr tauschte, aber von seinem Gott verurtheilt ward so lange Weib zu bleiben bis Sichandin in der Schlacht falle. Darum aber mag Bhishma nicht mit Sichandin fechten. Und darum räth Krishna daß Ardschuna das Banner und die Waffen Sichandin's nehme und mit seinen furchtbaren Pfeilen den Greis treffe, der die Geschosse des Sichandin nicht fürchten und als unschädlich erwarten werde.

Im Heer der Kuruinge aber ist Durjodhana zu Karna gegangen, und hat ihn zur Theilnahme am Kampf gebeten, weil doch Bhishma die feindlichen Fürsten, auch seine Enkel, nicht angreife. Karna erklärt sich bereit. Aber der alte Held will nicht zu Hause bleiben; er sitzt lange schweigend, dann sagt er:

Geh hin, o König und schlafe beruhigt, denn morgen schlag' ich eine Schlacht
Von der die Menschen singen und sagen solang die Erde stehen wird;
Und keinen werd' ich morgen verschonen der mir begegnet im Gefecht,
Nur den Sichandin, wenn ich ihn im Kampfe treffe, schlag' ich nicht.

Aber die Nacht durch sinnt der Held über die schwere Pflicht, daß er die eigenen Enkel tödten soll, daß er, der Göttliche, kämpfen und morden müsse ohne einen ihm gewachsenen Gegner zu finden, daß er die Väter und die Söhne besiegt, und nun dieses Lebens müde sei und sich nach Erlösung sehne.

Wie er aber am Morgen das goldgeschmückte Heerhorn blies, da krächzten die Raben und bellten freudevoll die Wölfe, ein großes Leichenmahl witternd. Der Alte rief mit donnernder Stimme:

Heut ist euch Tapfern wieder die Pforte des Himmels aufgethan; den Weg
Den früher eure Väter und Ahnen gewandelt sind, den geht auch ihr
In Indra's Welt der Wonne und laßt auf Erden ewigen Ruhm zurück.

Wollt ihr auf eurem Schragen zu Haus in Krankheit ärmlich euern Lauf
Beſchließen? Nur im Felde ſterben iſt eines echten Kriegers Art.

Und das Heer der Feinde wogte vor ihm hin und her wie die Wellen des Meeres vor dem Sturm. Aber auf dem andern Flügel kämpfen die Panduinge ſiegreich, namentlich durch Bhima's Kraft, durch die Pfeile Arḍſhuna's, der heute Sichandin's Fahne und Waffen führt. Judhiſhthira flieht vor Bhiſhma, aber Sichandin auf Arḍſhuna's Wagen hält ihm ſtand und wird mitten ins Herz getroffen. Mit Entſetzen ſehen die Panduinge den fallen den ſie für ihren Fürſten hielten. Der Heldengreis ſah niemand mehr in ſeiner Nähe als den vermeintlichen Sichandin, dem rief er lächelnd zu: Magſt du mich treffen wie du willſt, mit einem als Weib Geborenen fechte ich nicht. Und ſo legte er Bogen und Pfeil aus der Hand. Aber Arḍſhuna begann zu ſchießen.

Da ſchaute der unbeſiegliche Greis verwundrungsvoll empor und rief:
„Wie eine Reihe ſchwärmender Bienen ununterbrochen folgen ſich
Die ziſchenden Pfeile Schuß auf Schuß, das ſind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie aus der Wetterwolke der Blitz des Indra raſch zur Erde fährt,
So fliegen dieſe Geſchoſſe daher, es ſind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie Donnerkeile alles zerreißend durch meinen Panzer, meinen Schild
Bis in die Glieder dringen ſie ein, es ſind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie zornigzüngelnde giftige Schlangen ſo beißen dieſe Pfeile mich
Und trinken meines Herzens Blut, es ſind Sichandin's Pfeile nicht.
Von Jama mir geſendete Boten ſie bringen den erſehnten Tod,
Sichandin's Pfeile ſind es nicht, es ſind die Pfeile des Arḍſhuna."

Und wie der unnahbare Held vom hohen Wagen herabſank, da fielen die Waffen aus den Händen der Kuruinge, und gedachte niemand mehr des Kampfes in beiden Heeren, vor Schreck die einen, vor Freude die andern. An der Leiche des Großvaters aber kamen ſie zuſammen die Söhne ſeiner Söhne, des Dhritaraſhtra und des Pandu, und er ſchlug noch einmal die Augen auf, hieß ſie willkommen und freute ſich ſie alle noch einmal zu ſehen. Er ſprach ſein letztes Wort:

Schließt Friede, laßt euch meinen Tod genügen, bevor die Freunde ihr,
Bevor ihr Brüder und Söhne verliert, ſchließt Friede, laſſet nicht den Stamm
Des Kuru, das ganze erhabne Geſchlecht durch euern Hader untergehn.

Schweigend ſahen die Enkel auf den Todten. Durjodhana bot dem Judhiſhthira die Hälfte des Reichs; der wies ſie mit Hohnlachen zurück, da ihm ja nun das Ganze in die Hände falle,

nachdem der Nebenbuhler Schirm und Hort nicht mehr für sie ſtreite. Und mit gefalteten Händen umwandelt Durjodhana den großen Todten dreimal rechtshin, und ruft ihn zum Zeugen an daß das hohe Geſchlecht nicht durch die Schuld von Dhritaraſhtra's Söhnen zu Grunde gehe.

Nun tritt Karna in den Vordergrund. Zu ihm kommt Kuntu, die Mutter der Panduſöhne, und bittet daß er am andern Tage dieſer ſchonen möge. Er verſpricht es, nur den Ardſhuna nimmt er aus. Denn als bei der Gattenwahl Draupadi's Karna auf den Bogen Dhriſhtadjumna's die Sehne aufgezogen und eben den Schuß thun wollte, und die Heldenbraut ſchon gewonnen erachtete, da rief ſie ihm zu daß ſie keinen Fuhrmannsſohn erwähle, und ſetzte dem Ardſhuna den Kranz aufs Haupt; und da erbat ſich Karna vom Sonnengott daß er einſt dem Nebenbuhler im Kampf gegenüber zu ſtehen komme. Da erklärte ihm Kuntu daß er Ardſhuna's Bruder, daß er ihr Sohn ſei, daß einſt der Sonnengott ſie die Jungfrau liebend umfangen, daß ihr ein Kind mit deſſen Ringen und goldenem Panzer geboren worden, das ſie aber in einem mit Wachs überzogenen Binſenkorb ausgeſetzt im Asvafluß, der es in den Ganges trug, wo der Fuhrmann Aziratḥ es aufnahm. Das Kind iſt Karna. Der hält die Rede für ein Märchen. Die Mutter darauf:

Gerecht ſind doch die waltenden Götter und jeden trifft was ihm gebührt.
Wie ich das Kindlein ohn' Erbarmen und ohne mütterlich Gefühl
Hinaus in Noth und Schrecken verſtieß wie einen Fremdling von mir weg,
So ſtößt nun mich auch ohn' Erbarmen und ohne kindliches Gefühl
Der Sohn hinaus in Schrecken und Noth wie eine Fremde von ſich weg.
Ich habe meinem Sohne das Leben verbittert, daß als Fuhrmannsſohn
Er nie das Glück, die Ehr' erlangt die ſeiner Tapferkeit gebührt,
Er aber nun verbittert auch mir das Leben daß ich ſehen muß
Wie meine liebſten Söhne ſich morden gleich Feinden in der heißen Schlacht.

Dem Karna aber erſchien im Traume darauf der Sonnengott und mahnte ihn Harniſch und Ohrringe, durch die er unverwundbar ſei, nicht wegzugeben, auch wenn Indra ihn darum bitten ſollte. Karna erwidert daß er dem Gott eine Bitte nie abſchlagen werde, und ſollte er darob dem Tode entgegengehen, ſo werde ihm das zum Ruhme gereichen. Den Ruhm erwähle er vor dem Leben. Stets habe er mit den Waffen die Feinde beſiegt und der Bittenden geſchont, mit den Waffen wolle er fechten, auch wenn er fallen müſſe. Der Sonnengott heißt ihn

an Weib und Kind denken, und wie der Ruhm dem lebenden Manne süß sei, dem Todten aber nur wie Blumen und Kränze womit man eine Leiche schmückt. Wolle er aber doch dem Indra den Strahlenpanzer und die Ringe geben, solle er wenigstens dessen immertreffende Lanze verlangen. So geschieht's. Indra bemerkt dabei daß seine Lanze, der Blitz, stets in seine Hand zurückkehre, Karna sie also nur einmal schleudern könne.

Karna dringt so siegreich vor daß Judhishthira wieder hoffnungslos klagt, bis Bhima sich zum Zweikampf aufmacht. Wie ein Adler auf die Schlange stürzt er auf Karna's Wagen, aber ruhig blickt dieser ihm entgegen, faßt ihn beim Halse, zerbricht ihm das Schwert, schlägt ihm mit dem Bogen ins Angesicht: „Stier ohne Horn, beim Schmaus ein Held, geh heim, was willst du in der Männerschlacht?" Des Versprechens eingedenk das er der Mutter gegeben, läßt Karna mit dieser Hohnrede den Bhima lebend los. Jetzt verlangt Ardshuna daß Krishna, sein Wagenlenker, die Rosse gegen Karna treibe. Aber Krishna will das nicht eher bis Karna den Speer Indra's geworfen habe, und sendet den Riesen Gatotkatsch gegen ihn, als schon die Nacht einbricht, die Zeit wo dem Riesen die Kräfte wachsen. Wie der Sturm die Bäume entwurzelt, wie ein Elefant die Saaten zerstampft, so wüthet der Gewaltige gegen die Kuruinge, und will eben Karna's Freund Asvatthaman zermalmen, als dieser den Speer Indra's gegen ihn schleudert. Der Speer, hell leuchtend wie ein Meteor, durchsaust die Luft, wie ein vom Donner getroffener Fels bricht der Riese zusammen, aber in Indra's Hand kehrt der Blitz zurück. Krishna jubelt. Karna, der nun am andern Tage mit gleichen Waffen dem Ardshuna zu begegnen hofft, bittet um einen dem Krishna ebenbürtigen Wagenlenker. Der König Durjodhana wendet sich darum an Salia, den Fürsten von Madra, der anfangs durch die Zumuthung beleidigt, doch darauf eingeht, wenn er nach Belieben zu Karna reden dürfe. Die Schlacht hebt an. Aber die Menschen und die Götter scheiden sich und stellen sich zur Rechten und zur Linken, als Krishna den Ardshuna, Salia den Karna heranführt. Mein Sohn Ardshuna besiege den Karna, sprach Indra; nein, mein Sohn Karna sei Sieger, rief der Sonnengott. Aber der übermüthige Salia reizte Karna mit höhnischen Worten, bis auch dieser endlich erwiderte, und der Wagenlenker rachgierig das eine Rad in den Sumpf fuhr, wo es tief einsank gerade als Ardshuna herankam.

Kriſhna hatte die Noth des Gegners erſpäht. Heiße Thränen entpreßte dem Karna der Zorn, daß ſein Wagen unbeweglich blieb bei dem langerſehnten Begegnen. Er ſprang zu Boden, und halt ein zu ſchießen, rief er, bis ich das Rad vom Schlamme frei gemacht! Aber Ardſhuna ſchoß dennoch. Da griff auch Karna nach dem Bogen, und am Arm getroffen ſank Ardſhuna beſinnungslos zurück. Den wehrlos Betäubten mochte Karna nicht erſchlagen, ſondern bis der ſich erholte, wollte er den Wagen frei machen. Aber Kriſhna zog den Pfeil aus Ardſhuna's Arm, beſprach die Wunde, und gegen den waffenloſen Karna, der eben mit beiden Armen das Rad ſeines Wagens emporſchob, entſandte Ardſhuna auf Kriſhna's Rath den Pfeil, der wie eine Schlange jenem in den Rücken drang, daß der Held leblos mit dem Angeſicht auf den Wagen ſank. Den Durjodhana entrückte ein Gott in einen kühlen Teich, während all der Reſt ſeiner Tapfern bis auf drei Führer erlag. Die Panduinge erhoben den Löwenſchrei und Siegesgeſang. Judhiſhthira aber wollte die Huldigung nicht annehmen, bis Durjodhana gefunden ſei. Und wie ſie ihn im Teich erblickten, erhoben ſie ein Hohngelächter. Aber der König ſprang aus dem Schlummer empor, die Eiſenkeule ſchwingend, zu fechten bereit, wenngleich die Herrſchaft keinen Werth mehr für ihn hatte, ſeit alle ſeine Freunde und Brüder erſchlagen waren. Er rief gegen den Nebenbuhler:

Das Reich der Erde wonach du ſtets gelechzet hat, ich ſchenk' es dir,
Doch nun zum Kampfe fordr' ich euch um meiner Ehre, meiner Pflicht
Getreu zu ſein. Ich ſtehe allein, des Wagens und des Roſſes bar,
Euch allen gegenüber, die ihr mit allem wohlgerüſtet ſeid.
So kommt denn, wie die Wochen heran zum Jahre ziehn und doch das Jahr
Sie alle verſchlingt, wie die Sterne der Nacht dem Tagesſtern entgegenziehn
Und alle erbleichen, wenn ſie erſcheint die Sonne mit des Morgens Licht.
Ihr aber, herrliche Helden, die ihr für mich zum Tode gegangen ſeid,
Ihr Freunde und Verwandte geſammt, ihr treuen Krieger ohne Zahl,
Euch will ich rächen; der Panduinge Schar ſoll fallen jetzt von meiner Hand.

Judhiſhthira aber erwidert: der Kampf ſei gleich. Dir, dem Einen, ſtelle ſich auch einer zum Keulenkampf. Das Reich ſei des Siegers. Und aus den Panduingen erhob ſich Bhima um mit der Keule zu fechten. Wie Stiere mit der Hörner Wucht ſtürzen die Helden aufeinander los, die Erde erdröhnt von den

Streichen, Funken sprühen in der Luft. Sie springen rechts und links um dem Streich auszuweichen oder des Gegners Blöße zu erspähen, selbst einander bewundernd als ob sie nur im Spiel des Fechtens Meisterschaft erproben wollten. Endlich trifft Durjodhanas Keule, aber Bhima wankt nicht; doch wie er zu neuem Streich ausfällt, springt der König zur Seite, und die Keule fährt dumpfdröhnend zur Erde. Ehe Bhima neue Kraft sammelt, stößt ihn Durjodhana mit Macht auf die Brust; einen Augenblick schwinden ihm die Sinne, aber in doppeltem Grimm, wie ein Löwe auf den Elefanten, stürzt er sogleich wieder auf den Gegner. Ein sausender Wind entstand wie er die Keule im Wirbel schwang; behend wich abermals der König aus und traf abermals Bhima's Brust, daß dieser blutend auf die Knie sank. Da gab ihm Ardshuna einen Wink, indem er an die Schenkel schlug, und Bhima zerschmetterte mit ungeheuerm Keulenschlag die Knochen beider Schenkel dem Kurning, daß der Männertiger wie eine Eiche zu Boden stürzte. Freudefunkelnden Blicks setzte Bhima den Fuß auf das Haupt des Löwen. Nun möge Judhishthira die Erde mit Glück beherrschen, das Reich sei sein! rief der Sieger, aber Durjodhana warf den Gegnern mit brechender Stimme vor, wie sie unehrlich gekämpft und mit schlechter List oder gegen Heldensitte den Bhishma, den Karna und nun ihn überwunden. Er aber sterbe wie ein Held es wünsche im Dienst der Pflicht, und steige von der Schar der Freunde begleitet zu den Göttern empor. Ein leuchtender Glanz, ein Donner vom Himmel gab das Zeichen der Götter zur Bestätigung seiner Rede. Nur Krishna rühmte sich seiner schlauen Anschläge. Und wie die andern ins Lager eindrangen und all die Schätze sahen, da lobten sie gleichfalls den Listigen.

Doch die Rache war nahe. Die drei noch übrigen Helden aus Durjodhana's Heer, Kritavarman, Kripa, Asvatthaman, fanden den König noch lebend. Er freute sich als er die Freunde noch wohlbehalten sah, er wies sie auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, wie jetzt auch er statt der huldigenden Diener von hungerigen Wölfen mit funkelnden Augen umringt sei. Aber doch sollten sie nicht um ihn klagen, er habe muthig und ehrlich gekämpft und werde im Himmel selig sein. Er weihte den Asvatthaman zum Führer, und die Helden umarmten am Boden den Durjodhana und bargen sich im Walde. Der rachedürstende Asvatthaman konnte nicht schlafen und sah wie ein Uhu leise auf

eine ſchlummernde Krähenheerde herabſchwebte und eine nach der andern tödtete. Die Nachteule wies ihm den Weg. Er weckte die Genoſſen und ſie drangen heimlich ins Lager und erſchlugen die ſchlafenden Feinde oder beſtanden ſiegreich die Erwachenden bis alle gefallen waren und es am Morgen im Lager wieder ſo ſtill war wie am Abend. Durjodhana athmete noch als er die Kunde vernahm, und rief den Tapfern Heil zu und die Hoffnung des Wiederſehens.

Noch findet das Ganze einen prachtvollen Nachhall. Der alte Dhritaraſhtra herrſcht nach dem Tod der jugendlichen Helden in Haſtinapura, aber er zieht ſich bald mit ſeinem Weibe, mit den Witwen und Schweſtern der Erſchlagenen an das Gangesufer zurück. Zu ihnen kommen einmal ſpäter die andern Verwandten der Gefallenen zum Beſuch und reden von Gatten, von Söhnen und Brüdern, die ſie in der Völkerſchlacht verloren. Da tritt der weiſe Seher Vjaſa unter die Trauernden und ſpricht: Heute will ich eueren Gram heilen. Geht alle zum Ganges und badet und dann ſollt ihr die Verwandten ſehen die ihr beweint. So ſtiegen ſie zum Strand hinab und Vjaſa ſprach: Dieſe Nacht erblickt ihr was ihr erſehnt. Und der Tag ging ihnen ſo langſam dahin daß er ihnen wie ein Jahr deuchte. Als aber die Sonne hinabgeſunken, da ſtiegen ſie in die Gangesflut und badeten, und ſtellten ſich dann zu Vjaſa. Nun ſtieg auch er in das Waſſer, badete und betete, und rief mit Namen die Gefallenen, einen nach dem andern. Da begann der Strom zu wallen und zu ſchäumen, und man vernahm ein großes Getöſe, das aus den Wellen ſich erhob, als ob alle die erſchlagenen Männer wieder lebendig würden und ſie und ihre Elefanten und ihre Roſſe in ein lautes Geſchrei ausbrächen und alle Trommeln und Drometen beider Heere gegeneinander erklängen. Staunen ergriff die ganze Verſammlung bei dieſem mächtigen Sturm, und von Schrecken und Furcht waren manche niedergeworfen, als ſie plötzlich Bhiſhma und Drona in vollem Waffenglanz auf ihren Streitwagen ſitzen ſahen, und mit dieſen ſtiegen die Heere aus den Wellen empor, geordnet wie am erſten Tage der Schlacht. Zuvörderſt kam Aſimanju Ardſhuna's Sohn und die fünf Söhne der Draupadi und der Sohn Bhima's, dann Karna, Durjodhana, Duhſaſa und die andern Söhne Dhritaraſhtra's, alle auf ihren Wagen und im Gefolge ihrer Kriegsmannen. Alle erſchienen ſie in großer Herrlichkeit, ſchöner und glänzender denn ſie im Leben

geweſen, und alle kamen mit ihren Roſſen und Wagen, Bannern und Waffen. Und es war vollkommene Freundſchaft unter ihnen, denn alle Feindſchaft hatte aufgehört. Ihnen allen ſchritten ihre Sänger und Preisredner voran, die ihre Thaten rühmten, und Jungfrauen umſchwebten ſie mit Tanz und Liederklang. Als nun die Helden aus dem Strome gekommen, da waren ihre Witwen, Waiſen und Verwandten überglücklich, und blieb keine Spur des Grames zurück. Die Witwen gingen zu ihren Gatten, die Töchter zu den Vätern, die Mütter zu den Söhnen, die Schweſtern zu den Brüdern, und all das Leid der fünfzehn Jahre ſeit der Schlacht war vergeſſen im Entzücken des Wiederſehens. So verging ihnen die Nacht in der Fülle der Freude; doch als der Morgen graute, ſtiegen die Todten wieder auf Wagen und Roſſe und verſchwanden. Und Vjaſa der Weiſe ſprach: Welche Witwen mit dem Gatten ſich wieder vereinigen wollen die mögen es thun. Und die Witwen alle badeten im Ganges, küßten die Füße Dhritaraſhtra's und ſeiner Gemahlin, und dann ließen ſie ſich von den Wellen forttragen, und durch das Gebet Vjaſa's gingen ſie ein wohin ſie verlangten, zu ihren Gatten ins Land der Seligen. — Vjaſa iſt der Sage nach der Sänger, der Ordner der Heldenlieder; wie großartig ſchön ſtillt er den Schmerz des Lebens durch den Troſt der Poeſie in der Verklärung welche ſie den Helden verleiht, indem er die Todten in ihrer ewigen Herrlichkeit erſcheinen läßt wie ſie in ſeinem Geſang fortdauern und fortan vor dem geiſtigen Auge der Nachwelt ſtehen!

So endet gleich der Nibelungen Noth das indiſche Lied vom Völkerkampf als eins vom Völkeruntergang. Und gleich der deutſchen Kudrun finden wir einen herrlichen Geſang der Liebestreue von einer Innigkeit und Zartheit des Gefühls, von einer Feinheit und Klarheit der Seelenmalerei in der Ruhe und Bewegung des Gemüths, von einem ſittlichen Edelſinn, daß das Werk zu den Perlen aller Dichtung gehört, — Nal und Damajanti. Glücklicherweiſe hat die Ueberarbeitung nicht tief gegriffen, die alten Götter ſind geblieben und einige rationaliſtiſche, phantaſtiſche oder geiſtliche Zuſätze ſind leicht auszumerzen. Goldgeflügelte Gänſe, gleich den Schwänen und Schwanjungfrauen unſerer Sagen, ſingen der Königstochter im Vidarferland, Damajanti, vom König Nal, der ſchön ſei wie einer des Asvinen: die Einzige mit dem Einzigen ſollte zu ihrem Heil verbunden ſein. Da erfaßte ein Sehnen der Jungfrau Herz, und ihr Vater berief die Fürſten

von nah und fern, daß die Tochter sich den Gatten wähle. Da machen auch die Welthüter, die vier großen Götter, sich auf, und treffen Nal auf dem Wege, und verwundert über den Glanz seiner Herrlichkeit rufen sie ihn an, daß er, der treu und wahrhaft sei, ihnen eine Botschaft bestelle, — daß er Damajanti ankündige Indra, Agni, Varuna, Jama werben um sie, ihrer einen möge sie wählen. Er hat versprochen ihnen zu Gefallen zu sein, sie halten ihn beim Wort, er besteht den Conflict und verrichtet den Auftrag: die Liebliche, Zartgliederige möge nun thun was sie wolle. Sie erklärt sich für Nal. Und als die Götter in Nala's Gestalt im Saal stehen, betet sie zu ihnen daß ihre Augen aufgethan werden und sie den Geliebten erkenne. Die Götter geben Brautgeschenke, und Nal gelobt der holden Gemahlin stets ihres Wortes achtsam zu sein und nie von ihr zu lassen. Aber Kali, der Dämon des Neides stellt den Glücklichen nach. Dem alten Liede genügt die Gefahr des Glücks um es zu erklären daß eine Leidenschaft dämonische Gewalt über den Menschen gewinne, daß spätere Brahmanenthum schob das absurde Motiv nach äußerlichen Reinheitsceremonien unter, daß Kali Macht gewonnen als Nal einmal in urinnassen Boden getreten. Nal ergibt sich der Spielsucht, vergebens warnen die Freunde, die Räthe des Reichs, der Wagenlenker; da mahnt ihn Damajanti an sein Gelübde daß er auf ihr Wort achten wolle. Er spielt fort. Sie sendet die Kinder zu ihren Aeltern. Als Nal sein Reich verloren hat, will er doch Damajanti nicht aufs Spiel setzen, sondern legt den Königsschmuck ab und verläßt das Schloß. Schweigend folgt ihm Damajanti in die Wildniß, und theilt ihr Gewand mit dem Gatten, sodaß sie unter Einem Mantel weiter ziehen. Er weist ihr die Wege nach dem Schloß ihrer Aeltern, aber sie erwidert mit zitterndem Herzen, mit thränenerstickter Stimme:

Mein König, wenn du müde bist, mein Gatte, wenn dich Hunger quält,
Und wenn du an verlornes Glück im Walde hier mit Kummer denkst,
Dann laß zu deiner Pflege mich, zu deinem Troste bei dir sein.
Der Aerzte beste Arzenei ist für den Mann doch nicht so gut
In jedem Leid, in jeder Noth als ein geliebtes treues Weib.

Als aber Damajanti einmal im Walde schlummert, fürchtet Nal sie möge zu Grunde gehen wenn sie bei ihm bleibe, wenn sie sich aber allein finde, dann hofft er werde sie zu ihren Aeltern heimkehren; er läßt sie mit der Hälfte des Kleides zurück. Mit tiefster Rührung hören wir die Klage der erwachenden Verlassenen,

nicht um ſich ſelber, ſondern um den Gemahl, der doch gelobt nie von ihr zu ſcheiden. Eine Schlange umwindet ſie, der Jäger, der das Unthier erlegt, entbrennt von Leidenſchaft zu ihr, fällt aber wie vom Blitz getroffen durch das Wort der Reinen zu Boden. Sie fragt beim Tiger und bei dem weitſchauenden Berg nach Nal, und ſchließt ſich an eine Karavane an. Da aber des Nachts eine wilde Elefantenheerde in dieſelbe verwüſtend eingebrochen, wird Damajanti wie eine Sünderin, ſolcher Noth Urheberin verſtoßen. Einſiedler weiſſagen ihr Erneuerung des verſchwundenen Glücks, und der Aſokabaum — der Name bedeutet kummerfrei — fängt zu blühen an als ſie ihn anfaßt und um ein Zeichen bittet, daß er ſie kummerfrei mache. Sie verdingt ſich als Magd bei der Königin von Dſhedi, an Nal ſtill denkend, vertraueneinflößend, auch im ſchlechten Gewande leuchtend wie hinter Wolken der Vollmond.

Nala indeſſen ſinnbethört fortirrend kommt an einen Flammenwall, aus deſſen Mitte er ſeinen Namen rufen hört. Furchtlos dringt er durch und rettet den Schlangenfürſten Karkotaka, deſſen Biß dem Dämon in Nal zur Qual wird, und Nal's Geſtalt häßlich und unkenntlich macht. Nal, ſagt er, ſoll ſich bei König Rituparn als Wagenlenker verdingen, der werde ihm die Zahlenkunſt verleihen und damit werde er Reich und Weib wiedergewinnen. Ich ſehe im Gang durchs Feuer ein Symbol innerer Reinigung, Nal's ganze Wanderung mit ihren Schmerzen iſt ein ſolcher; er verliert äußerlich ſeine Schönheit, weil er ſie innerlich eingebüßt; weil er ſich nicht ſelbſt beherrſchte, muß er andern gehorchen; durch Selbſterniedrigung und freiwillige Dienſtbarkeit erlangt er die Selbſterhöhung. Als Fuhrmann Vahuka denkt er der treuen Gemahlin, und wenn alles ſtill worden des Nachts ſingt er den Vers:

Wo weilt die Tugendreiche jetzt in Hunger, Durſt und Müdigkeit?
Und denkt ſie dieſes Thoren noch, oder iſt ſie einem andern hold?

Indeß ſendet Damajanti's Vater Boten aus nach ihr und Nal. Einer ſieht ſie bleich und abgemagert im Gefolge der Königin von Dſhedi, und überlegt ob ſie es ſei:

So wie ich einſt die Holde ſah mit rundem Vollmondsangeſicht,
In Schönheitsfülle alles erleuchtend, wie Sri, des Glückes Göttin, ſelbſt,
So iſt ſie's nicht, ſie leuchtet nur wie wenn des Neumonds ſchmaler
Streif

Verhüllt erſcheint von ſchwarzen Wolken, wie eine Lilie zart und fein,
Die aus dem klaren Teich geriſſen vom Sonnenſtrahl getroffen wird.

So kam Damajanti zu den Aeltern. Und Nal's gedenkend ſchickte ſie Boten aus das Lied vom Spieler zu ſingen der die Gattin mit halbem Gewand allein gelaſſen, der ſich der Weinenden erbarmen ſolle. Da am Hofe Rituparn's ſagt der Wagenlenker ſeufzend dem Träger der Botſchaft:

Es hüten edle Frauen fürwahr, wenn auch ein herb Geſchick ſie trifft,
Die guten, die den Himmel verdienen, ſich ſelber durch ſich ſelbſt allein.
Wenn auch der Gatte ſie verläßt, ſie grollen doch und zürnen nicht.
Der Tugend lichter Harniſch ſchirmt ihr Leben gegen jede Noth.
Und dieſe die ein Glückverlaßner, ein Thor im Walde ſchlafend ließ,
Ob Gutes oder Schlimmes ſie von ihm erfuhr, ſie mög' ihm doch
Nicht zürnen, ihrem Gatten, der des Reichs beraubt im Elend lebt.

Das vernahm Damajanti mit Thränen, und griff nun zu der Liſt daß ſie dem König Rituparn melden ließ, da Nal verſchollen ſei, wolle Damajanti des andern Tags wieder einen Gatten wählen. Nal verſpricht in einem Tage hinzufahren. Varſhneja wird noch mitgenommen, Nal's früherer Wagenlenker, der den Herrn an ſeinem Fahren erkennt. Und wie die Roſſe windſchnell dahinbrauſen, verwundert ſich König Rituparn, und verſpricht dem Nal für die Wagenkunde die Zahlenkunde die er ſelbſt beſitzt, kraft der er ſofort angibt wie viel Früchte an einem Baume hängen. Wie Nal die Zahlenkunſt beſitzt, fährt zitternd der böſe Geiſt aus ſeinem Leibe: die Macht des Maßes treibt die Leidenſchaft aus oder bändigt ſie. Kali ſagt noch daß er alles gelitten was Damajanti erduldet, daß ihr Fluch ihn hart beſtraft, — wie der Böſe alles ſich ſelber zum Schaden thut was er andern Uebles zufügt.

Und am Abend wieherten die Roſſe Nal's, die einſt Varſhneja mit den Kindern zu Damajanti's Aeltern gebracht, und Damajanti ſelber hörte das Räderrollen, das Wagendröhnen, und ihr Herz ſchlug lauter vor Freude; er iſt's der Männerkönig Nal! Sie weiß von keinem erlittenen Unrecht, er hat ſie nie beleidigt, er war immer edel und gut! Als Rituparn aber anlangt, ſchaut ſie ſorgenvoll vom Dach herab, denn ſie ſieht den Gatten nicht. Sollte ein anderer fahren wie er? Sollte er der misgeſtaltete Wagenlenker ſein? Sie läßt von Nal jenes Botenwort wiederholen, da wiederholt auch er weinend ſeine Erwiderung. Nun heißt Dajamanti auf alles merken was er thut. Enge und

niedere Pforten werden vor ihm weit und hoch, er sieht die Töpfe an und sie füllen sich mit Wasser, er wirft Stroh auf das Holz und die Flamme schlägt lichterloh empor. Das waren die Hochzeitsgaben der Welthüter an Nal. Und das Fleisch das er gebraten, kostet die Gattin und erkennt ihn auch daran. Sie ließ die Kinder zu ihm bringen. Er umarmte sie lautschluchzend. Nun ließ ihn Damajanti holen und stand in dem halben Mantel vor ihm wie er sie verlassen. Da konnte er sich nicht halten, bekannte seine sinnverwirrende Leidenschaft, seine Schuld, fühlte sich aber entsühnt und frei, alles Leides los, und eilte in Sehnsucht zur Gattin. In ihren Armen hatte seine Gestalt wieder ihre frühere Herrlichkeit und voll Entzücken drückte er Damajanti ans Herz. Der Zahlenkunst mächtig gewann er dann sein Reich wieder, und beide, im Leid bewährt, lebten selig wie die Götter.

Gern bekennen wir mit A. W. Schlegel daß dies Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaft wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen unübertrefflich sei. Hier ist echte Naturpoesie und zugleich künstlerische Durchbildung im Ganzen und Einzelnen. Hier empfinden wir jene reine edle Rührung, die nur das vollendet Schöne weckt, in welchem alle Gegensätze sich lösen und die Liebe als der Grund und das Band aller Dinge, der Sieg der Harmonie im Sieg des sittlichen Geistes sich offenbart. Im märchenhaft Naiven liegt ein hoher Sinn, das phantastisch Wunderbare deutet sich leicht als das poetische Gebilde tiefer Gedanken, und ohne daß der Dichter hervortritt hat er das Ganze mit der Innigkeit seiner Empfindung durchdrungen, sodaß ein seelenvoller Zauber ihm alle Herzen gewinnt.

Ein liebliches Bild von der Liebe Macht gibt auch die kleine Erzählung von Rishiasringa. Er ist der fromme Knabe eines Büßers; wenn es gelingt ihn aus der Waldeinsiedelei in die Stadt zu locken, dann wird dem Lande der ersehnte Regen wieder kommen. Aber kein Mädchen will das wagen, bis auf des Königs eigenes Töchterlein. Dem holden Kinde wird ein Schiff mit Blumen und Bäumen gerüstet und so ging die Fahrt zum Büßerhain. Rishiasringa huldigte mit seinem Gruß dem Mädchen, und wollte es wie einen himmlischen Gast anbeten; aber Santa faßte den blöden Knaben am Halse, schlang den Arm um ihn und küßte ihn herzlich. Dann floh sie auf das Schiff zurück. Der Knabe beichtete dem heimkehrenden Vater:

Ein Schüler mit geflochtenen Haaren war hier, ganz weiß von Angeſicht,
Mit ſchwarzen Augen, lächelndem Munde, mit ſchmalem Leib und hoher Bruſt;
Wie wenn im Mai der Kokila ſingt, ſo lieblich klang es wenn er ſprach,
Und um ihn ſchwebte köſtlicher Duft, wie wenn der Wind im Lenze weht;
Von unſern Früchten aß er nicht und trank aus unſerm Brunnen nicht;
Er gab mir andre Früchte, die ſchmeckten ſo herrlich, und von ſeinem Trank
Wie ich ihn koſtete ward mir ſo wohl, der Boden fing zu wanken an.
Dann faßte mich der Knabe am Haar und zog mein Haupt zu ſich hinab,
Und ſetzte ſeinen lieblichen Mund auf meinen Mund, und machte da
Ein klein Geräuſch; das machte daß mir ein Schauder durch die Glieder fuhr.
Nach dieſem Schüler ſehn' ich mich, wo er iſt möcht' ich immer ſein;
Mir iſt in meinem Herzen ſo weh, ſeit ich ihn nicht mehr ſehen kann.
Die Buße die der Knabe gelernt die möcht' ich lernen, die gefällt
Mir beſſer als die Buße die du, mein Vater, mich gelehret haſt.

Der Vater warnt den Sohn vor böſen Geiſtern in gleiſender Hülle, und eilt zornig ſie zu ſuchen. Da kam die Königstochter wieder, Riſhiaſringa folgte ihr auf das Schiff, fuhr mit ihr weg, und wie er ausſtieg, ſtrömte der erwünſchte Regen, und der König vermählte ihm die Tochter. Aber ergrimmt eilte der Einſiedler einher. Doch wie er fröhliche Hirten und glückliche Bauern fand, die den Segen dem Riſhiaſringa dankten, da klang es ihm ſchon wohl in den Ohren, und kühlte ſein Zorn ſich ab, und wie er endlich den Sohn und die liebliche Maid ſo glücklich ſah, da konnte er nicht fluchen, da erhob er die Hände zum Segnen.

Statt der Kämpfe der Indier untereinander hat das Ramayana ihre Ausbreitung unter den Urbewohnern des Landes nach Süden hin und ihren Streit mit denſelben zum Inhalt; die Thaten Rama's werden in die Zeit vor dem großen Bürgerkriege geſetzt, aber die Darſtellung trägt ein ſpäteres Gepräge als die urſprüngliche Dichtung im Mahabharata. Der Gegenſtand liegt ſchon ferner, die Phantaſie hat aus den nicht ariſchen Stämmen ſchon Affen und Rieſen gemacht, die Thaten werden ſchon mit wunderbaren Waffen vollzogen, die Abenteuerluſt, die Kampfesfreude waltet nicht mehr um ihrer ſelbſt willen, ſondern ſtellt ſich in den Dienſt religiöſer Pflicht, und Ergebung, Gehorſam, Opfer gelten mehr als der Trotz auf ſelbſtändige Heldenkraft. Der milde Sinn, der betrachtende Geiſt des Indierthums iſt ſchon erwacht, von einer friedlichen Seelenſtimmung aus werden die alten Ge-

ſchichten dargeſtellt, und es iſt ein Unterſchied der beiden Epen etwa wie des Parcival und der Gralſage vom Nibelungenlied.

Das Ramayana iſt von einem kunſtverſtändigen Dichter, Valmiki, entworfen und planmäßig ausgeführt, die ſpätern Anlagerungen ſind leicht zu erkennen; ſo gleich der ganze erſte Geſang, der den Rama zur Verkörperung Viſhnu's macht. Das alte Lied beginnt damit daß er von ſeinem Vater Daſaratha zum Thronfolger in Ajodhja (Oude) geweiht werden ſoll. Der König hatte drei Frauen, Kauſalja, Sumitra, Keikeja, und von jeder einen Sohn, Rama, Lakſhmana, Bharata. Einſt hatte ihn die Keikeja aus dem Schlachtgetümmel gerettet und ſeine Wunden geheilt und da gelobte er ihr die Gewährung zweier Bitten. Eine buckelige Sklavin reizt nun die Keikeja daß ſie von dieſer Zuſage jetzt Gebrauch macht und die Krönung ihres Sohnes, die Verbannung Rama's fordert. Schon hier iſt der anfängliche Widerſtand, die Ueberredung und dann der veränderte Sinn der Königin in wohlgelungener Seelenmalerei geſchildert. Noch lebendiger wird die Darſtellung wenn dann der König die Keikeja ohne Schmuck auf bloßer Erde wie einen ausgerauften Blumenſtock liegen ſieht, nach ihrem Kummer fragt, ihr von neuem der Wünſche Erfüllung gelobt beim Haupte Rama's, ohne den er nicht einen Tag leben könne, und nun die verhängnißvolle Bitte erfährt. Wie ein gefällter Baum, wie eine verzauberte Schlange liegt der König am Boden und fleht zum Weibe um Mitleid. Was habe ihr Rama gethan, der Reine, der ebenſo Milde als Tapfere, der Gehorſame, Fromme? Wol möge die Welt eher ohne Sonne und der Reis ohne Waſſer gedeihen, als er ohne Rama leben könne; und deſſen Einſetzung ſei ſchon verkündigt. Kalt erinnert ſie ihn daran daß er ſein Wort halten müſſe.

Am andern Morgen iſt alles zur Feier bereit, nur der König fehlt. Sein Wagenlenker tritt an das Lager des noch Regungsloſen.

Sowie der Ocean ſich freut, wenn ſich das Tagesgeſtirn erhebt,
So laß, o König, ſelbſt erfreut uns deines Anblicks frohe ſein.
Wie ſtrahlenhell der Sonnengott die hehre Weſenträgerin,
Die Erde wach am Morgen ruft, erweck' ich nun, o König, dich.

Da hört er das Geſchehene und beruft den Rama ins Gemach. Dem ſtreut das Volk Blumen und beglückwünſcht ſich ob der Tugend des neuen Herrſchers, als er zur Burg des Vaters

geht. Wie er dieſen in ſchweigender Trauer erblickt, und Keikeja ihn fragt ob er erfüllen wolle was Daſaratha ihr verheißen, erklärt er ſich bereit für den Vater ins Feuer zu gehen, und als er erfährt, daß er ſtatt den Thron zu beſteigen ſich verbannen ſoll, kennt er nichts Heiligeres als Gehorſam gegen die Aeltern; den alten Weiſen ſtrebt er nach und jagt nicht nach irdiſchem Gewinn. Er tröſtet die eigene Mutter, die in freudeſtrahlender Hoffnung ihn als König begrüßen wollte. Aber der Bruder Lakſhmana mag von einer Ergebung in das Schickſal nichts hören. Das ſei kein Götterwille daß der Schlechtere herrſche und der Beſſere in den Wald gehe, ſondern ein ſchlau erſonnener Verrath, dem man widerſtehen müſſe.

Wer furchtſam iſt und ohne Kraft, der füge ſich in ſein Geſchick,
Wer tüchtig iſt mit eigner Kraft das Schickſal zu bewältigen,
Der iſt ein Mann, den nie ein hart Verhängniß ſeines Glücks beraubt.
Die Welt ſoll heut von meiner Kraft des Schickſals Macht bewältigt ſehn.

Er will Rama krönen, den Vater und die Mutter ſtatt ſeiner verbannen. Aber dem Ausbruch des Heldentrotzes erwidert Rama, er kenne des Bruders Muth und Treue; doch hier gelte das Gebot der Pflicht.

Es ſollte freilich ſtets die Pflicht mit Glück und Luſt vereinigt ſein
Wie eine treue Gattin, die umgeben von den Kindern iſt.
Wenn ſie geſchieden aber ſind, ſo handle wie die Pflicht gebeut.
Wie kann der Götter Huld ein Menſch erwerben, die ihm ferne ſind,
Wenn er nicht achtet auf das Wort des Vaters, der ihm nahe iſt?

Er will nicht Ruhm und Seligkeit verlieren, indem er irdiſche Macht für kurze Lebensfriſt erwähle. Segnend entläßt ihn die Mutter. Er geht zu Sita, der geliebten Gattin. Als er ſie ſieht, entfärbt ſich ſein Angeſicht und der Schmerz prägt ſich in ſeinen Zügen aus. Erſchrocken fragt ſie warum ſeine Stirn nicht mit Milch und Honig genetzt ſei, kein Herold und kein Sänger ihm voranziehe, kein Volk ihm nachfolge, ſein Ausſehen ſo traurig ſei. Er erwidert daß er komme um ſich von ihr zu verabſchieden. Sie möge züchtig und gottesfürchtig am Hofe leben, bis er nach 14 Jahren wiederkehren dürfe. Doch Sita will Glück und Leid mit dem Gemahl theilen.

Nur dem Gemahle ſoll das Weib im Leben folgen und im Tod.
Wenn heute du, o Rama, wirſt hinaus zum wilden Walde gehn,
So brech' ich vor dir her das Gras, daß nicht ein ſcharfer Halm dich ſticht.
Jahrhunderte verſchwinden mir, wenn ich bei dir bin, wie ein Tag,
Und ohne dich kenn' ich kein Glück und keinen Himmel ohne dich.

Er gedenkt der Noth und Entbehrungen im Walde, der wilden Thiere, der Flüſſe und Sümpfe, der Nattern und des Gewürms; ſie erwidert mit Stolz und Liebe:

Ermüden werd' ich nicht! Mit dir geh' ich als wär's auf Teppichen.
Die Dornen ſcheinen Seide mir und Stacheln rühr' ich an wie Sammt,
Wenn ich dir folge, und den Staub, der mich im Sturm umwirbeln wird,
Acht' ich dem beſten Sandel gleich. O welche Wonne auszuruhn
Auf weichem Mooſeshügel und auf grünem Raſen ausgeſtreckt.
Die Wurzeln und die Früchte die du ſelber brichſt und ſelbſt mir reichſt.
Sei's wenig oder viel, es wird mir ſchmecken wie Ambroſia.

Da will auch Rama ſein Glück nicht verhindern, das ihm ihre Nähe gewährt. Auch ſein Bruder Lakſhmana will nicht von ihm laſſen. Die beiden Gatten vertheilen ihre Habe an die Armen und die Prieſter und verabſchieden ſich vom alten König. Der will ihnen ein großes Gefolge mitgeben; aber Rama wünſcht nicht Glück und Macht, ſondern daß er ſchuldlos bleibe und das gegebene Wort des Vaters gehalten werde. Er hat der Welt entſagt, was ſoll ihm das Gefolge? Was hat der Zaum für Reiz, wenn man das edle Roß verſchenkt hat, oder wer grämt ſich um die Sattelgurt, wenn er den Elefanten hingibt? Nur Schwert und Bogen will er mitnehmen. Nachdem ſie einander Lebewohl geſagt, rufen Kinder und Greiſe aus dem Volk nach Rama wie Dürſtende nach dem Quell. Langſam möge der Wagenlenker fahren, daß ſie die geliebten Züge ſeines Angeſichts noch einmal ſehen. Aber Rama hieß ihn die Roſſe antreiben. Der alte König ſank zur Erde als er die Geſtalt des Sohnes in der fernen Staubwolke nicht mehr erkannte. Kauſalja pflegte ſein.

Wenn Rama auch es einen Augenblick beklagt daß er nicht fürderhin an der Saraju Ufern jagen könne, er getröſtet ſich der Hoffnung einer Wiederkehr, die ihn den Aeltern vereine ohne daß jemand Schuld auf ſich geladen. In der Wildniß fragt ihn Sita nach Bäumen und Blumen, und ſie freuen ſich der Herrlichkeit des einſamen Urwaldes im Blütenſchmuck des Frühlings

mit dem Gesang der Vögel, den würzigen duftigen Hauchen des Windes, den rauschenden Wassern; sie bauen sich eine Hütte und verlangen aus dieser wonnigen Natur nicht in die Stadt zurück.

Der König Dasaratha starb bald vor Gram, denn er sehnte sich nach dem Sohn; die Wunde von Feindeshand ist zu tragen, aber nicht das selbstverschuldete Herzeleid. Und er fand daß er eine Sünde der Jugend zu büßen habe, da er auf der Jagd unvorsichtigerweise den einzigen Sohn eines Blinden erschossen, und nun den Schmerz der Verlassenheit selber fühlen müsse. Kausalja bestieg den Scheiterhaufen mit der Leiche des Königs, ihres Gatten. Bharata ward berufen vom Reich Besitz zu nehmen. Er verweilte bei den Schwiegereltern im Norden, und unkundig des Geschehenen verwunderte er sich wie es so still und öde zu Ajodhja sei; keine Laute erklang, keine bunten Kränze schmückten Tempel und Märkte. Als er die Verbannung Rama's hörte, nannte er seine eigene Mutter, die arglistige Keikeja, eine Mörderin, die sich einen Strick um den Hals binden möge, da nirgends mehr ein Heil für sie sei. Nicht er, Rama, der Aeltere, Vortrefflichere, soll König werden. Er will den Edlen zur Stadt zurückbringen wie das Opferfeuer auf den Herd, und Verzeihung für Keikeja von ihm erbitten.

Im Walde aber wo die drei Verbannten ihr Mahl verzehrten, vernahm man ein Getöse, daß die Vögel aufflatterten, die Hirsche flohen, die Büffel sich umsahen und die Löwen aus der Höhle kamen. Lakshmana bestieg einen Baum, und rief von oben Sita solle in die Hütte gehen, Rama das Feuer auslöschen und Pfeil und Bogen ergreifen, ein Heer nahe, der Feind sei da, wie freudig wollten sie die schlagen die sie ins Elend hinausgestoßen! Aber Rama beschwichtigte den Bruder. Gewiß komme Bharata nicht in böser Absicht; auch den Himmelsthron aber möge er durch kein Unrecht erlangen. Und Bharata bückte sich bis zu Rama's Fuß, Rama aber nahm ihn bei der Hand und küßte ihn und fragte nach dem Vater. Weinend meldete Bharata dessen Tod. Rama tröstete die andern mit der Erinnerung an des Vaters wohlvollbrachtes Leben und mit den Gedanken die seitdem in Indien so geläufig geworden.

Wie jede Frucht, indem sie reift, dem sichern Fall entgegengeht,
So kommt der Mensch von der Geburt dem Tode näher jeden Tag,
Und wie ein festgestütztes Haus doch endlich morsch zusammenbricht,
So schwindet auch der Mensch dahin, dem Tod und Aller unterthan.

Die Nacht, die abgelaufene, ſie kehret nimmermehr zurück,
Sie fließt vorüber wie der Strom der in den Ocean verrinnt.
Es ſchwinden unſre Tage hin, und aller Weſen Leben iſt
Dem Dunſte gleich zur Sommerzeit, den aufwärts zieht der Sonnenſtrahl.
Was klageſt du um andere? Dich ſelbſt beklage, deſſen Zeit
Und deſſen Leben wo du ſtehſt und wo du geheſt, ſtets vergeht.
Denn dich begleitet überall der Tod; er ſetzt ſich mit dir hin,
Und wenn du noch ſo ferne ziehſt, der Tod kehrt wieder mit dir heim.
Der Sonne Aufgang wird begrüßt, man danket wenn ſie untergeht,
Und man bedenkt nicht daß zugleich das eigne Leben kürzer wird.
Man freuet ſich ſo oft der Lenz mit neuem Glanze wiederkehrt, —
Der Jahreszeiten Wechſel führt die Lebenden dem Tode zu.
Wie dort am Lotosblatte ſich ein Tropfen Thaues zitternd hält,
So iſt dem ſteten Falle nah' des Menſchen zitternd Erdenglück.
Im weiten Meere treffen ſich zwei Splitter Holz, — wie kurze Zeit
Sind ſie zuſammen, bis die Flut ſie wieder auseinander treibt!
So Gattinen und Gatten auch, und Kind und Aeltern, Hab' und Gut;
Sie kommen heut zuſammen wol, und morgen ſind ſie ſchon getrennt.

Darum heißt Rama das ewige Heil ſuchen und Gutes thun. Und Bharata bewundert dieſe Geſinnung, die Schmerz und Elend überwindet.

Wer iſt den ich mit dir, o Held, in dieſer Welt vergleichen kann,
Den nie ein Unglück niederſchlägt und keine Freude trunken macht?
Dich Jüngling ehren Greiſe hoch und hören gerne was du ſagſt;
Du lebſt als wäreſt du ſchon todt und Sein und Nichtſein iſt dir gleich.

Rama nimmt des Bruders Vorſchlag nicht an; er müſſe vor allem das Wort wahr machen das er dem Vater gegeben habe.

Nur Treue und Mildthätigkeit iſt Fürſtenſitte immerdar.
Auf Treue ruht das Königthum auf Treue ſteht die ganze Welt.
Nur Treue iſt der Herr der Welt und jeder Segen ruht auf ihr.
Land, Ruhm und Glück und Ehre iſt wonach das Menſchenherz verlangt,
Sie folgen ſtets der Treue nach, drum trachte immer treu zu ſein.
— — — — — — — — — — — — — —
Du wohne glücklich in der Stadt, ich lebe froh im grünen Wald;
Dir kühle die erhitzte Stirn des gelben Schirmes Schattenwurf,
Mir fächelt kühlern Schatten noch der Eichen dichtbelaubtes Dach.
Der Mond ſei ohne Lieblichkeit und ohne Eis der Himavat,
Es trete aus der Ocean, ich halte treu an meinem Wort.

So zeigt ſich uns in Rama das Ideal des gottergebenen milden Sinnes, der Unrecht lieber leidet als thut, neben dem Ideal der männlichen und jugendlichen Heldenkraft in Bhiſhma und Karna. Nach dem Rathſchluß der Götter beſteht er die

Kämpfe mit den Riesen, indem er dazu Indra's Bogen und Schwert empfängt. Seine Wanderungen im Walde führen ihn zu verschiedenen Büßereinsiedeleien, und da gibt das Gedicht Gelegenheit zu spätern Einschiebungen der Legenden, welche die Macht der Weltentsagung und Selbstpeinigung feiern. Davon ist bei Rama selbst noch keine Rede, er freut sich ja der Schönheit des Waldes und lebt glücklich mit Sita in ihr. Einen Mittelpunkt gewinnen seine Kämpfe dadurch daß ihm der Riesenkönig Ravana von Lanka (Ceylon) die Gattin raubt. Er verbindet sich mit dem Affenkönig Hanuman, dessen Volk bei Rameswara eine Brücke übers Meer nach der Insel schlägt, und nach siebentägigem Kampf mit Rama fällt der Riese. Sita beweist ihre Reinheit und Treue durch die Feuerprobe, und nach Verlauf der 14 Jahre kehrt Rama heim um den Thron seiner Väter zu besteigen.

So lang die Berge hoch ragen und Flüsse rauschen durch das Thal,
So lang wird von dem Ruhm Rama's Valmikis Lied nicht untergehn.

Mit diesem Wort verheißt der Sänger sich selbst die Unsterblichkeit. Die Sage macht ihn auch zum Erfinder des epischen Verses, des Shloka. Er habe einen Reiher durch einen Pfeilschuß fallen sehen und das Weibchen jammern hören, und dabei seine Verwünschung gegen den Jäger in diesem Maße ausgesprochen, indem aus dem Schmerz (Soka) die Bindung (Shloka), aus dem Leid das Lied entsprang. Das Metrum folgt dem schon in den Veden vorhandenen Grundsatze daß der Vers aus zwei Hälften besteht, deren jede in einem ersten Theil volle Freiheit der Längen und Kürzen gewährt und die Silben nur zählt, im zweiten aber eine bestimmte Folge des Rhythmus bewahrt. Der Shloka, ein sechzehnsilbiger Vers, hat dies Schema:

⏑⏑⏑⏑ ⏑–⏑–, ⏑⏑⏑⏑ ⏑–⏑–

Also nach willkürlichen Anfängen einmal ein antispastischer, das andere mal ein iambischer Ausgang, am Schluß der ersten Hälfte ein ungelöster Gegensatz, der am Ende der zweiten sein Ziel in gleichem Gange erreicht. Freiheit und Ordnung wirken nicht ineinander, wie beim Hexameter, sondern liegen nebeneinander, und das Disharmonische, Schwere, Harte tritt immer wieder auf um in Harmonie überwunden zu werden.

Der Vers ist für uns nicht wohllautend; das obige Distichon und spätere Mittheilungen von Sprüchen geben Proben davon;

für längere Stellen hat Holtzmann passend den Grundton des Jambus beibehalten und ihm vor der Cäsur etwas raschere Bewegung durch einen anapästischen oder daktylischen Gang gegeben.

Das indische Epos ist wortreicher als das deutsche oder griechische, es gefällt sich in der Häufung der Bilder, und die Sprache wetteifert in kühnen Zusammensetzungen mehrerer Wörter zu einem Ganzen mit den Pflanzen die sich üppig wuchernd ineinander schlingen. Wohlklingende Beiwörter geben den Gegenständen mehr ihren Preis als daß sie bestimmt zeichneten wie bei Homer; selbst da fehlt die maßvolle Klarheit der Hellenen, wenn wir auch in Bezug auf Weitschweifigkeit und Wiederholung manches auf Rechnung der Ueberarbeiter setzen, oder es damit entschuldigen daß dem Hörer, dem beim Vortrag manches entgeht, die wiederkehrende Schilderung nicht so ermüdend ist als dem Leser, der das Werk vor Augen behält. Die Schilderung, mehr noch die Betrachtung macht sich neben der Handlung geltend, und gibt allerdings zugleich dem indischen Gedicht den eigenthümlichen Vorzug des Tiefsinns, des Gedankenreichthums. In den mitgetheilten Stellen suchte ich diese charakteristischen Züge zugleich hervorzuheben, indem ich die indische Phantasie für sich selber reden ließ.

Das Brahmanenthum.

Die Eroberung der Gangeslande hatte die Ausbildung eines Kriegerstandes und der Königsmacht zur Folge; das eigentliche Volk entwöhnte sich der Waffen und beschäftigte sich mit den Künsten des Friedens, indem es seßhaft wurde. Es erfuhr die Einflüsse der Natur, die nun eine geistige Uranlage der Indier zu voller Entwickelung brachten, ich meine die Liebe zur Ruhe, zur Betrachtung, die sich bald in ein gegenstandloses Hinbrüten verliert, bei welchem dem Denken alle bestimmten Gedanken ausgehen und der Mensch wie ein Wassertropfen im Meer des Unendlichen versinkt. Die Glut der Sonne, die Schattenkühle der Wälder, ihr Reichthum an wildwachsenden Früchten luden zu einem Leben der Muße; die Ueppigkeit und Pracht des Pflanzenwuchses, die Mannichfaltigkeit der Thierwelt, die Herrlichkeit der Landschaft, der unablässige Wechsel des Keimens, Blühens und Welkens erregte die Phantasie zum Wetteifer in einer überwuchernden Bilderfülle, erregte den Geist zum Nach-

denken über den einigen Grund dieſer wunderbaren Vielheit, über das Bleibende in dieſem Rauſch des Entſtehens und Vergehens. Ein tiefes Naturgefühl aber war zu allen Zeiten Grundzug des indiſchen Weſens; und darum waren die Natureinflüſſe wol nirgends mächtiger als hier. Die Prieſter, deren Stand ſich allmählich aus den vediſchen Familien von Sängern, Weiſen und Opferern gebildet und einig zuſammengeſchloſſen hatte, wurden die Träger dieſer neuen Cultur. Je mehr das ganze Volk dem Zuge derſelben folgte, deſto eher konnten ſie zum höchſten Anſehen emporſteigen und das Uebergewicht über die kriegeriſchen Edeln gewinnen. Dies geſchah nicht ohne manchen Kampf, und vollzog ſich ſo daß die Brahmanen nicht nach weltlichem Glanz und äußerer Macht trachteten, ſondern ſich an der oberſten Würde und der geiſtigen Führung genügen ließen, während Weltentſagung und Vereinigung mit dem Ewigen auf dem Wege des einſamen Denkens zu ihren Pflichten gehörte. Sie deuteten die Anſicht der Veden daß Gebet und Opfer, in rechter Weiſe dargebracht, dem Willen des Menſchen Einfluß auf die Götter gewähren, in ihrem Sinne dahin aus daß es auf beſtimmte Formen und Formeln ankomme, daß ihre Geſchlechter im Beſitz derſelben ſeien, von ihnen alſo das Heil in allen Unternehmungen abhange. Sie ſtanden der Menge als Wundermänner gegenüber, von deren Wiſſen und Wirken Regen und Sonnenſchein, Nachkommenſchaft, Reichthum und Ehre abhänge. Sie galten für die ſichtbare Erſcheinung der Gottheit; ſie herrſchten dadurch daß immer ein Brahmane der Purohita, der Berather und Leiter des Königs war.

Die fromme Gemüthsrichtung des Volks, die Liebe zu ruhigem Sinnen und wieder die Phantaſie die am Sinnlichen als dem Symbol des Geiſtigen feſthielt, das alles kam den Beſtrebungen der Brahmanen von ſelbſt entgegen; eine gemeinſame Regel verband ſie über die einzelnen Stämme hinaus zu einem Ganzen, und während ſie ſich für ſich immermehr abſchloſſen, ſtellten ſie die allmählich erwachſenen Kaſtenunterſchiede als durch göttliche Satzung von Anfang an geordnet dar, indem aus dem Haupte des Höchſten die Brahmanen, aus ſeinen Armen die Krieger, aus ſeinen Schenkeln die Gewerbtreibenden, aus ſeinem Fuß die Shudra entſprungen ſeien. In welcher Kaſte aber der einzelne Menſch geboren werde, das ſei Folge ſeiner Thaten in einem frühern Leben; dies Los müſſe er ertragen und durch Ergebung in ſein Schickſal, durch Frömmigkeit und Gehorſam ſich bei

einer neuen Wiedergeburt eine höhere Stufe erwerben. Denn der Menſch werde dasjenige dem er ſich verähnliche, ein Thier, wenn er der Sinnlichkeit fröhne, ein Krieger, wenn er muthbeſeelt ſeine Pflicht thue, ein Brahmane, wenn er der Weisheit und dem göttlichen Geiſte ſich ganz ergebe. An jener gottgeordneten Gliederung der Stände durfte fortan niemand rütteln, in ſeiner Sphäre ſollte jeder ſtill dahinleben, und jeder Stand erhielt ſeine beſondere Pflicht, der Shudra ſollte den obern Klaſſen dienen, der Vaiçja Ackerbau und Handel fleißig betreiben, der Kſhatrija das Volk beſchützen, der Brahmana opfern, die Vedas ſtudiren, über das Göttliche nachdenken. Das Leben des Brahmanen ſelbſt ward mit Ceremonien von früh bis ſpät umgeben um ihn rein zu bewahren und dem Göttlichen nahe zu erhalten; er hatte keine andere Arbeit als geiſtige, dafür war es Pflicht der andern Stände ihn durch Geſchenke zu erhalten. Er ſollte im Geiſte lebend das Irdiſche und Sinnliche überwinden, die Welt abthun und ſich allein auf das Ewige richten. Deshalb ſollte er Herr ſeiner Begierden ſein, und wenn er alt wird und die Kinder der Kinder erblickt, ſein Haus verlaſſen und Waldeinſiedler werden, von Früchten lebend, den Leib kaſteiend, mit ſtillem Sinnen ſich in den allgemeinen Grund aller Dinge verſenkend. In der That haben die Brahmanen ihre Herrſchaft durch faſt drei Jahrtauſende dadurch bewahrt daß ſie die Weiſen, die Lehrer des Volks, die Männer des Wiſſens waren. Sie gründeten ihre Macht nicht blos auf den Aberglauben der Menge, ſie bewahrten nicht blos durch Auswendiglernen die Ueberlieferung der Vorzeit, ſondern ſie entwickelten auch dieſelbe durch ihr eigenes Nachdenken und brachten Kenntniſſe aller Art in die wiſſenſchaftliche Form. Sie ſchufen nicht blos philoſophiſche Syſteme; auch die Ziffern deren wir uns bedienen ſind von ihnen gefunden und das damit zuſammenhängende Rechnungsweſen angebahnt, und namentlich in der Grammatik ſind die Leiſtungen eines Panini noch heute oder vielmehr ſeit der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft erſt recht die Bewunderung der Kenner in Europa.

Wir ſahen ſchon in den Veden wie Brahmanaspati, der Träger des Brahma, des Wachsthums und Gedeihens, der Triebkraft der Natur, als das über die Götter Mächtige verehrt, als höchſtes göttliches Weſen angerufen wurde; wir fanden das Beſtreben aus der Vielheit der Götter zur Einheit zurückzukehren und den Urſprung des Mannichfaltigen im Einen zu ergründen.

Dabei ließ der Wandel der Naturformen die Außenwelt als eine nur werdende und vergehende erſcheinen; die Dauer im Wechſel, das Geſetz im Spiel der Kräfte ſuchte man in der Innerlichkeit, in der Seele, in der man ja auch im Menſchen das Eine und Bleibende bei der Vielheit der Glieder und der raſtloſen Veränderung des Leibes hatte. In einer allgemeinen Weltſeele fand man den Grund aller Dinge, das Weſen, das ohne ſelbſt eine der beſondern Erſcheinungen zu ſein, ſie erſtehen ließ, beherrſchte, wieder zu ſich zurückführte. Man vereinte die Weltſeele mit dem Brahma, und faßte ſie als die ewige geiſtige Einheit, den geheimnißvollen Grund alles Lebens. Die alten Götter wurden zu den erſten Ausſtrahlungen Brahma's, zu den von ihm eingeſetzten Hütern der Welt, die Schöpfung war ein Ausſtrömen aus Brahma, das ſich, je mehr es ſich von ſeinem Quell entfernte, um ſo mehr vergröberte, verdichtete, materialiſirte; aber dieſelbe Stufenleiter von Steinen, Pflanzen, Thieren, Menſchen, Geiſtern ſollte wieder zum Einen zurückführen, das Leben ein ewiger Aus- und Eingang ſein. Wer der ſinnlichen Welt ſich ergibt, ſinkt tiefer und tiefer, bis er im Feuer der Hölle geläutert ſich wieder aufwärts wendet, wer dem Leibe abſtirbt, wer die Sinnlichkeit abtödtet und all ſein Sinnen und Denken auf nichts anderes als das Eine und Göttliche richtet, der geht in daſſelbe ein.

Eine religiöſe Literatur der Brahmanen ſchloß ſich an die altheiligen Hymnen, die Veden, an. Es wurden die Gebräuche aufgezeichnet welche die Opferlieder begleiten ſollten, und daran anderes Wiſſenswürdige angereiht, es wurde danach getrachtet die neugewonnene Gottes- und Weltanſchauung in die Gedichte hinein oder aus ihnen heraus zu erklären. Es bildete ſich nach und neben dem epiſchen Volksgeſang eine wiſſenſchaftliche Proſa in den Büchern zu den Veden, die man Brahmanas und Sutras nennt; Sutra heißt Schnur: in kurzgefaßten Auszügen wird das Skelet der Kenntniſſe, werden die Ceremonien und prägnante Sprüche zuſammengereiht.

Die große Bedeutung des Opfers und der mit ihm zuſammenhängenden Gebräuche hat beſonders M. Haug klar gemacht; das Ganze iſt für die Indier charakteriſtiſch und hat ſeine Wurzeln in der Zeit wo ſie mit den Iraniern noch zuſammenlebten, indem Homa und Soma daſſelbe Wort ſind und das Somaopfer das höchſte bleibt, indem der Genuß des Tranks die Opferer mit dem Himmelskönig Soma vereint. Manche vediſche

Hymnen ſind bereits aus Opferſprüchen hervorgegangen, wie chriſtliche Kirchenlieder aus Bibelſprüchen. Durch das Opfer glaubte man Macht in dieſer und jener Welt zu erlangen; aber es kam darauf an daß es regelrecht gebracht werde, jedes Verſehen entzog ihm ſeine Kraft, und die Aufſeher über das Ganze, die ritualkundigen Opferer erhielten dadurch ihr großes, ja herrſchendes Anſehen. Die Lieder, die Geberden, die Darbringung der Spende bildeten eine zuſammenhängende Kette, in welcher kein Glied fehlen durfte. So ſollte das Ganze von Ewigkeit da ſein, eine göttliche Kraft und Weſenheit welche zur beſondern Aeußerung und Thätigkeit erweckt wird, wie die Reibung die lebende ſchlummernde Wärme oder Elektricität hervorruft. Die Kraft des Worts dachte man an ſeine Form gebunden und ſchrieb daher den verſchiedenen Versmaßen verſchiedene Geltung zu; ſie wurden dem einen oder andern Gott geweiht und ſollten der Weſenheit deſſelben theilhaftig ſein. Form und Inhalt waren eine und dieſelbe Offenbarung des Ewigen und Idealen. Die Prieſter bringen das Opfer, ſingen die Hymnen, ſprechen die Gebete; aber auch der für welchen es gebracht wird darf nicht unthätig ſein, ſondern muß durch Worte und Handlungen ſich alles aneignen, damit die Güter die er verlangt, Nachkommenſchaft, Reichthum, Ruhm, Kunſt, Wiſſenſchaft und dergleichen, und die das Opfer aus der idealen Welt in die reale verſetzt, ihm perſönlich zu Theil werden.

In den Brahmanas nun wurden Ausſprüche hervorragender Brahmanen geſammelt; und ſo haben wir in ihnen den aufgehäuften Gedankenſchatz vieler Jahrhunderte über Gott und Welt und eine Menge von Legenden, zum Theil alterthümlicher Art, wie etwa die Erzählungen von der Flut oder von Sunahſepa. Der König Harischandra wünſcht ſich ſehnlichſt einen Sohn, und der Prieſter ſagt ihm er ſoll denſelben von Varuna erbitten und zugleich zum Opfer geloben. Der Knabe wird geboren, und die Opferung hinausgeſchoben bis er erwachſen iſt. Da wird der König krank, während ſein Sohn Rohitar im Wald herumwandert. Dort trifft dieſer einen Prieſter, welcher ihm den eigenen Sohn, den mittleren von dreien, Sunahſepa zum Stellvertreter gewährt. Zuerſt will ihn aber niemand anbinden, dann niemand tödten, bis der eigene Vater das Meſſer ſchleift. Da betet Sunahſepa heilige Hymnen zu den Göttern, ein Gott verweiſt auf den andern, bis er ſie alle angerufen und verherrlicht hat; da fallen ſeine

Feſſeln ab und der kranke König iſt geneſen. Wir ſehen hier wie bei Abraham und der Iphigenia daß urſprünglich Menſchenopfer vorkamen, ja das Liebſte gefordert ward, daß aber Stellvertretung eintrat, und daß endlich die Einſicht aufdämmert wie die Hingabe des Willens, des Herzens an Gott das wahre Opfer iſt. Dann aber ſind andere Geſchichten erſonnen, weil die urſprüngliche Poeſie der heiligen Lieder unverſtändlich ward. Wie Homer von den Roſenfingern der Morgenröthe, ſo redet für uns deutlich genug der vediſche Sänger von dem Goldarm der Sonne; die Brahmanen laſſen nun die Sonne eine Hand im Kampfe verlieren und dieſelbe durch eine goldene erſetzt werden. Der wahre Begriff des Opfers wird durch das Gewicht faſt erdrückt das man auf Nebendinge legt. Der für uns bedeutendſte Zweig dieſer Literatur führt den Namen Aranyaka, Waldbetrachtungen, von denen zu leſen, die einſiedleriſch hauſen. Ein Theil davon ſind die Upaniſhaden. Das Wort bedeutet Niederſitzung des horchenden Schülers zu Füßen des lehrenden Meiſters. Es ſind Betrachtungen über die Natur Gottes, die Weltſchöpfung, die Beſtimmung des Menſchen, nicht in der Form wiſſenſchaftlicher Unterſuchung, ſondern im phantaſievollen Ausdruck perſönlicher Ueberzeugung und innerer Offenbarung. Hier liegen die Wurzeln der philoſophiſchen Syſteme; abgeſehen davon daß neue Sekten neue Upaniſhaden ſchmiedeten, iſt der Reichthum der alten echten an mannichfachen Gedanken ſo groß, daß jede Schule hier anknüpfen konnte.

In immer neuen Gleichniſſen wird das All als die Entfaltung der Weltſeele oder Brahma's dargeſtellt; die Welt geht aus ihm hervor wie der Strom aus der Quelle, der Baum aus dem Keim, die Woge aus dem Meer, das Feuer aus der Kohle, der Faden aus dem Seidenwurm. Wie der eine Mond ſich in vielen Wellen ſpiegelt, ſo Brahma in den Dingen der Welt. Wie der Duft in den Blumen ruht, das Gold im Geſtein, das Oel im Seſam, ſo ruhen alle Dinge wie eine Perlenſchnur in der Weltſeele. Darum ſind alle Dinge einander verwandt, denn es iſt ein Weſen in ihnen, und darum kann man ſie alle am Menſchen vorüberführen und zu ihm ſagen: das biſt du. Die Weltſeele iſt der Lebenshauch aller Lebendigen. Das Das, das unbeſtimmte reine Weſen, war ſeiend, war das Ei, das ſich ſpaltete, deſſen obere goldene Schale der Himmel, die untere ſilberne die Erde. Wie vielfarbige Kühe die gleiche weiße Milch

geben, ſo kommt das verſchiedene Wiſſen zu Einem. Die eine Wahrheit ſteckt in den Dingen wie die Butter in der Milch, man muß ſie herausſcheiden, das Nachdenken der Seele iſt der Quirlſtock dazu; die Erkenntniß iſt die des Weſens, das aller Dinge Wohnung iſt und in allen Dingen wohnt; und wer es begreift, der fühlt und ſagt: Es iſt auch mein Weſen, das Brahma bin ich. Dazu gehört aber die Abkehr von der Mannichfaltigkeit und die Verſenkung in ſich ſelbſt. Ins Herz ſchließend den höchſten Herrn, den Geiſt ganz in ſich ſammelnd, auf die Naſenſpitze ſchauend, den Athem einhaltend ſage man Om.

Wie Cymbelſchall und Glockenklang verhallt in ſanfter Harmonie,
So dient das Om zur Seelenruh jedem das All Erforſchenden.
Und wann der heil'ge Laut verklingt, ſo löſt er auf in Brahma ſich:
Und wer das Brahma ewig denkt erringt ſich die Unſterblichkeit.

Das Meer der Erſcheinungswelt mit Geburt und Grab verſchwindet wie eine Phantasmagorie, wie ein Traum vor dem Auge des Geiſtes, der das Eine, das göttliche Weſen erkennt, der es in ſich und ſich in ihm findet, der es als das allein Seiende ergreift. Auf der höchſten Stufe gibt der Brahmane alles auf, auch den Topf, den Stock, den Gürtel, die ſonſt den bedürfnißloſen Einſiedler kennzeichnen: das Heilige, Brahma, iſt ſein einziger Beſitz, ſein einziger Ruheort, ſein einziges Denken. Gott und die eigene Seele als eins ſchauend hebt er allen Unterſchied auf, in dieſem ſeligen Gefühl der Einheit mit dem Unendlichen iſt er ſelbſt Brahma. Wer dies nicht erlangt, wer nicht Wiſſen, Geduld, Ruhe übt, ſondern blos als Bettler lebt, der handelt böſe, ſich ſelbſt zum Leid. Die Seele ſoll ihrer hohen Würde, ihrer Einheit mit dem Allgeiſt eingedenk ſein, und deshalb nur ihrer würdige Handlungen vollbringen. Weithin weht der Duft der reinen That wie der des blühenden Baumes; die Wahrheit iſt die Stütze des Alls und das Licht der Sonne. — Ein Weiſer befragt den Tod nach der Löſung des Zweifels ob der Menſch, wenn er geſtorben, noch ſei oder nicht. Lange ſträubt ſich der Tod und ſucht den Forſchenden abzubringen, dann offenbart er ihm das Geheimniß: Tod und Leben ſind nur zwei Phaſen der Entwickelung; der wahre Weiſe erkennt ſich in ſeiner Einheit mit dem Allgeiſt, und damit iſt er über den Wechſel der Dinge, über Tod und Leben erhaben.

Die Philoſophie ſuchte dieſe Gedanken ſowol zu begründen

als in den Veden nachzuweiſen. Sie erhob Widerſprüche und widerlegte dieſe durch Gegengründe. Man kam dabei bereits auf die Frage nach dem Erkennen ſelbſt, und bildete unter dem Namen Njaja ein Syſtem der Logik ſcharfſinnig und ſpitzfindig aus. Daneben ſtrebte die Philoſophie aber ſelbſtändig das Weſen der Dinge zu erforſchen, und ſchlug dabei die zwei Wege ein, die wir auch in Griechenland bei den Eleaten und Atomiſten, oder in der Neuzeit bei Spinoza und Leibniz, bei Hegel und Herbart finden. Man ging entweder von der Idee und dem Allgemeinen aus, oder ſah die Principien im Individuellen und ſeiner Vielheit; woran ſich ſofort der Gegenſatz einer idealiſtiſchen und realiſtiſchen Richtung anſchließt. Die Anfänge für Indien ſind die älteſten in der Menſchheit, ſie liegen bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. zurück, während die Ausbildung bis ins Mittelalter geht; nach indiſchem Brauch haben aber auch hier die Nachfolger die Vorgänger aufgezehrt und das ſpäter Erreichte für das Urſprüngliche ausgegeben. Die freie Forſchung, Mimanſa, erkennt zunächſt in Brahma die Weltſeele und damit das reine und allein wirkliche Weſen; die Welt iſt mit ihrer Vielheit und ihrem Wechſel nur Erſcheinung, der Menſch ſoll ſich alſo vom Vergänglichen ab zum Wandelloſen wenden: wer ſich der Sinnlichkeit und den Begierden hingibt, verfällt ihrem Strudel, wer ſich über ſie erhebt und das Eine erkennt, vereinigt ſich mit ihm und befreit ſich zu ſeiner Wahrheit. Ward hier die Natur als eine Entfaltung, ein Ausfluß, eine Verdichtung des reinen geiſtigen Seins bezeichnet, und ihrer Mannichfaltigkeit die Realität abgeſprochen, da ſie in raſtloſer Auflöſung ja auch wieder in ihren Grund zurückkehre und nicht beſtehe, ſo blieb die Frage wie denn das Eine dazu komme daß es ſich zur Vielheit und zur materiellen Welt entfalte; und man bezeichnete das als ein Spiel Brahma's:

Zahlloſe Weltentwick'lungen gibt's, Schöpfungen, Zerſtörungen,
Spielend gleichſam wirket er dies, der höchſte Schöpfer für und für.

Kühnere Geiſter gaben die Antwort damit daß ſie die Wirklichkeit der Welt leugneten und für einen bloßen Schein, für ein Blendwerk der Einbildungskraft erklärten, für eine Täuſchung, welche aufhöre indem ſie erkannt werde. Das Verlangen der Weltſeele ſich zu offenbaren läßt wie ein Bild im Waſſer den Widerſchein der Welt vor ihr vorüberziehen; dieſer Zauber der Maja verſtrickt die Sinne, aber das Denken durchbricht ihn. Es

ist nur ein Geist, Brahma, die Seelen sind keine Wesen für sich, sondern nur Funken seines Feuers, Strahlen seines Lichts, das Seiende in ihnen ist er; nur durch die Maja, die Täuschung der Phantasie, glaubt der Mensch außerhalb seiner zu sehen was in ihm ist, glaubt er einer äußern Welt mit Schmerzen und Freuden unterworfen zu sein, während er doch ungetrennt von Brahma lebt, der das eine Wesen in allem ist. Wer so sein Selbst als das allgemeine Selbst erfaßt, sich in Gott erkennt, für den hören alle Scheindinge auf, der ist erhaben über Geburt und Tod, und sieht nur das eine sich selbst gleiche unendliche Sein und Leben in allem. In ihm ruhend, ihm vereint, ist er befreit vom Leid der Erde und von den Banden des Körpers: er weiß daß in beiden nichts Ewiges und Wesenhaftes ist, und in das allein wahre Sein sich versenkend fühlt er dies und nur dies auch in sich, sagt er: Ich bin Brahm.

Wie wir auch die Kühnheit bewundern mit welcher diese indischen Weisen das Zeugniß des Gedankens, der nach Einheit und Ewigkeit im Sein trachtet, über die Meinung der Sinne stellten, und die Sinnenwelt, die Materialität, die in ihrer Handgreiflichkeit den Menschen für das Reale gilt, geradezu für Schein und nichtig erklärten, immerhin blieb unerklärt woher der Schein der Vielheit in dem ruhenden Einen, der Schein der Körperlichkeit in der Weltseele komme. Die Natur und ihre Mannichfaltigkeit drängte sich dem Bewußtsein immer wieder auf, und eine zweite philosophische Richtung, die Sankhja, an ihrer Spitze Kapila, fragte nach der Ursache der Erscheinungswelt, und fand sie in einer ursprünglichen Vielheit der für sich wirklichen Seelen, und in einer ursprünglichen Natur. Alle materiellen Dinge gehen aus dieser hervor, aber das Licht kann nicht aus der Finsterniß stammen, die Intelligenz bedarf eines eigenen Princips, und das sind die Seelen. Die Einwirkung der Intelligenz auf die Natur ist die Scheidung der Elemente, die Bildung der Dinge. Die Seele, in sich ewig, bekleidet sich mit dem Stoffe des Körpers, aber soll nicht von ihm gefesselt, sondern frei sein; die Enthüllung und Befreiung des Menschen ist seine Lösung von den Banden der Sinnlichkeit, die Erhebung in seine geistige Wesenheit, mag auch die körperliche Natur noch bestehen, wie der Umlauf des Rades vermittelst des einmal gegebenen Anstoßes fortdauert. So ist auch hier die Selbstheit des Menschen durch seine Erhebung über die Materie gewonnen, und der Zweck ist daß das Indi-

viduum ſich dem raſtloſen Umtriebe der Welt entziehe, in ſeiner Innerlichkeit von äußerm Glück und Leid ſich nicht anfechten laſſe, zu einem auf ſich ſelbſt beruhenden, ſich ſelbſt genügenden ewigen Sein gelange. Zeitliche Mittel, Opfer, Ceremonien können dazu nicht führen, ſondern allein die Macht über Begierden und Leidenſchaften, die Stille der Seele und der reine Gedanke.

In ihrem Ziel, in der Ueberwindung der Welt, in der Ruhe des Gemüths durch die Einkehr in die reine Geiſtigkeit ſind alſo beide Richtungen einig; aber wie ſie ſelbſt im Gegenſatz verharren, und die eine von der Einheit nicht zur Vielheit, die andere von der Vielheit nicht zur Einheit kommt, ſo bleiben ſie beide im Dualismus, indem die Sankhjalehre Natur und Seele nebeneinander ſtellt, die Mimanſa aber nicht dazu fortgeht den Schein der Welt vielmehr als Erſcheinung, als Selbſtentfaltung des Weſens zu begreifen.

Der Grund von beidem liegt im indiſchen Charakter, in ſeiner Sehnſucht nach Ruhe. Sie iſt ein Großes, die Sammlung, die Einkehr der Seele in ſich ſelbſt aus dem Treiben der Welt und aus der Verſtrickung des äußern Lebens iſt ein Heilſames und Nothwendiges, und es als ſolches erkannt zu haben gereicht den Indiern zur Ehre. Aber ſie machten es zum alleinigen Ideal, und ſo verbanden ſie den Begriff des Seins nicht mit dem der ſich ſelbſt beſtimmenden Thätigkeit, ſondern mit dem der beſtimmungsloſen Ruhe. Die Welt mit ihrem Unterſchied und ihrer Bewegung ſollte nicht ſein, — war ſie dennoch, ſo war das ein Unglück oder eine Täuſchung, und ſollte überwunden werden. Alles wahre Sein iſt Selbſtſein, das fühlten ſie wol, aber daß das Selbſt Ich und Geiſt iſt, und dies nur ſein kann als ſich ſelbſt erfaſſende, ſich ſelbſt ſetzende Thätigkeit, daß die That des Geiſtes, das Denken, ſofort ein Unterſcheiden iſt, alle Beſtimmtheit aber, alle Thatſache, als Selbſtbeſtimmung und That des urſprünglichen Seins ebenſo ſehr in ihm iſt als von ſeinem allgemeinen Weſen auch unterſchieden wird, dieſe weitere Folgerung zogen ſie nicht; ſie löſten die Welt auf in Gott, Gott war nicht der wirkende, ſondern der ruhende beſchauliche Geiſt, damit aber in ſich thatlos, und ſtreng genommen konnte die Verneinung des Willens, die ſtille friedſelige Paſſivität das Ziel der indiſchen Weiſen ſein. Sie hatten in der Mimanſa die Wahrheit des Pantheismus, das eine Weſen in allen Dingen, dies daß

nur Gott durch ſich ſelbſt, alles andere in ihm und durch ihn iſt; ihn in allem zu finden und nur ihn haben zu wollen, über die Welt ſich zu erheben und ſich in ihm zu verſenken, in ihm Frieden zu gewinnen, dies in aller echten Myſtik ſtets wiederkehrende Streben und Erlangen war ihnen eigen, war ihre weltgeſchichtliche Größe, aber auch ihre Einſeitigkeit. Sie gingen unter in Gott, ſtatt in ihm wiedergeboren zu erſtehen und ſein Reich aufzubauen. Nicht ſchöpferiſch in ſeinem Geiſte zu wirken und in perſönlicher Liebe ſich mit ihm eins zu wiſſen erſchien ihnen als das Höchſte, ſondern in ſeiner Ruhe zu ruhen, ja, wie ſie ſich ausdrückten, in ihm zu verlöſchen. Statt eines weltüberwindenden Wirkens ward deshalb ein weltentſagendes Leiden das Grundgeſetz ihrer Sittlichkeit.

Die Sinnlichkeit ſollte nicht ſein, man ſollte ſie als das Nichtige erkennen, man ſollte ſie an ſich abtödten. Deshalb gingen die Brahmanen nicht blos in die Waldeinſamkeit um ſich in ſtillem Sinnen in Gott zu vertiefen, ſondern ſie kaſteiten auch ihren Leib durch Entſagung des Genuſſes und durch Selbſtpeinigung. Es genügte ihnen nicht die Welt in Gedanken abzuthun und ſich nur auf Gott zu richten, die Feſſeln des Leibes ſollten möglichſt gebrochen, der Körper durch Hitze wie Regenguß, durch ſelbſtbereitete Schmerzen allmählich abgetödtet werden. Statt ihn zu beherrſchen und zum Organ des Geiſtes, zum Werkzeug idealen Wirkens zu machen, ſollte der Leib zerbrochen werden als die Schranke welche die Seele von der Weltſeele ſcheidet. Der ehemalige Heldenſinn des Volks in freudiger Thatkraft war erſchlafft, Ergebung und Entſagung ward geprebigt, aber daraus erwuchs wieder ein Muth des Duldens, ein Heroismus des Schmerzertragens und der bis zur Vernichtung fortſchreitenden Aſceſe. Und zwar kam eine eigenthümlich indiſche Betrachtung hinzu. In jeder Sünde ſah man ein Leid das der Sündigende einem andern Weſen zufügte; das Geſetz der Gerechtigkeit forderte daß er zur Sühne gleiches Leid erdulde. Wer nun aber mehr Leid auf ſich nähme als er andern angethan, der gewönne dadurch einen Ueberſchuß an Tugend und Verdienſt, und dies erhöhte ſeine geiſtige Macht, ſein Anſehen bei Gott. Das Wahre was in dem Gedanken liegt iſt die Erkenntniß von der Bedeutung des Leidens für das Wachsthum der Seele, von der erziehenden Heilſamkeit des Schmerzes; wenn der Dichter von unſern Thaten ſagt daß ſie ſo oft den Gang unſers Lebens hemmen, ſo ergibt

ſich wie von ſelbſt die Kehrſeite daß Leiden, wenn wir ſie recht aufnehmen, uns fördern, indem ſie die Kraft bald ſtählen bald mildern, und die Seele vom Vergänglichen zum Ewigen lenken. Wie die Indier aber ſchon in der Zeit der Veden überzeugt waren durch Gebet und Opfer einen Einfluß auf die Götter zu gewinnen, ſo bildeten ſie die Anſicht von der Aſceſe phantaſtiſch dazu fort daß durch das Verdienſt der über Gebühr ertragenen Schmerzen und freiwillig bereiteten Leiden der Selbſtpeiniger ein Recht gewinne nun wieder für ſich etwas zu fordern, daß ihm Gott ſeinen Willen erfüllen müſſe, daß der Büßer durch die Kraft der Buße über die Götter mächtig werde.

War die Welt ſelbſt in raſtloſem Auf- und Untergang nur ein Spiel Brahma's, ein Traum, ein Spiegelbild der Phantaſie, ſo hatte an den Geſetzen der Wirklichkeit die Einbildungskraft keine Schranke mehr, ſondern waltete und ſchaltete ungehemmt von Raum und Zeit und von der Naturordnung. Der klare Lebensblick, die Naturfreude, die Thatenluſt der frühern Tage wich einer Weltentſagung, einer friedſeligen Ergebung, einem träumeriſchen Idealismus auch in der Poeſie. Schon in Rama ſahen wir das Muſterbild des Gehorſams, der nachgiebigen Tugend; jetzt treten die Büßer an die Stelle der Helden, und die Innerlichkeit des Gemüths oder die Tiefe und Sinnigkeit der Betrachtung wird jetzt das Werthvollſte in der Dichtung. Wir geben aus dem Mahabharata einige Proben.

Als Indra nach der Tödtung Vritra's ſich zurückgezogen und Nahuſha ſich des Thrones bemächtigt hat, da meint dieſer ſich durch nichts mehr als der mächtigſte aller Bewerber um die Götterkönigin zu erweiſen, als wenn er ſeinen Wagen von den Riſhis, den heiligen Weiſen der Vorzeit ziehen laſſe. Sein Uebermuth ſtürzt ihn, den in eine Schlange verwandelten, zu Boden, als er ſie frevelhaft mit dem Fuße ſtößt ihren Gang zu beſchleunigen.

Im Kampf der Götter und böſen Geiſter iſt Uſanas der Opferprieſter dieſer letztern, er weckt ſtets die Gefallenen wieder auf; die gleiche Kunſt zu lernen tritt Katſha nach dem Wunſch der Götter bei Uſanas als Schüler ein. Die Dämonen merken das, hacken ihn in Stücke und werfen ihn den Wölfen vor. Aber ſchon kann die Tochter Uſanas, Dewajani, nicht leben ohne ihn, und wie ihr Vater ihn ruft, kehrt er aus den Leibern der Wölfe unverletzt nach Hauſe. Sie werfen ihn ins Meer, es gibt ihn

zurück. Sie brennen ihn zur Asche und mischen sie in Usanas Wein, und wie er in dessen Leib ist, empfängt er selbst die Wiederbelebungskunst; der Vater stirbt als er ihn ruft, aber der Schüler belebt ihn wieder. Später wird Dewajani in Scherz von der Königstochter beleidigt; diese muß ihr dafür als Magd dienstbar werden, wiewol der Brahmane sagt: Wer die Schmähungen anderer mit Geduld und Sanftmuth trägt der hat die ganze Welt besiegt. Dewajani faßt den König Jajati als er sie aus einem Brunnen zieht bei der Hand, daß er ihr Gemahl werde; aber nur vom Vater will der sie empfangen, denn gefährlich ist die giftige Schlange, gefährlicher des Feuers Wuth, aber das Gefährlichste wäre der Zorn eines Brahmanen. Der Vater gibt ihm die Tochter zum Weibe, aber ihre Dienerin solle er nicht ehelichen. Als indeß diese von ihm dennoch drei Söhne, die Gattin aber nur zwei erhalten hat, da wünscht ihm der Brahmane daß er sofort seine Jugendkraft verliere. Er wendet sich an die Söhne daß sie ihm für 1000 Jahre das Alter abnehmen, dann wolle er ein Greis sein und solle der Sohn wieder jung werden. Aber der eine haßt das Alter weil Trank und Speise nicht mehr munden, der andere weil es der Liebe Lust vermißt, der dritte weil man nicht mehr reiten und fahren kann, der vierte weil es zu unverständlichem Reden führt; nur der Jüngste opfert sich für den Vater. Wie dieser aber die 1000 Jahre in Sinnenfreude lebt, erkennt er daß die Begierde der Lust keine Befriedigung im Genuß findet, vielmehr der Mensch als ihr Sklave ruhelos hin und her getrieben wird; er gibt dem Sohne die Jugend wieder, weiht ihn zum König, und widmet sich dem einsamen Denken an Brahma. Er besiegt seine Leidenschaften, lebt im Walde von Wurzeln, versinkt in Schweigen, nährt sich 30 Jahre von Wasser und ein Jahr von Luft, steht ein Jahr zwischen fünf Feuern auf einem Bein; er verdient sich so den Himmel und zieht zu den Göttern ein. Indra fragt den Jajati wem er an Frömmigkeit gleiche; der Büßer meint er fände nicht einen der ihn erreiche. Indra versetzt: Weil du in Hochmuth dich über die Gleichen und Bessern erhebst, hast du dein Verdienst im Himmel getilgt. Denn Buße und Tugend sind die Wege zum Himmelsthor, aber es öffnet dem sich nicht der sie aus Ehrgeiz übt oder hochmuthsvoll auf sie blickt. Und Jajati fällt zur Erde hinab. Zum Glück verrichten gerade vier seiner Enkel ein Opfer, und er schwebt sanft auf dem Himmel und Erde verbindenden Strom

des duftenden Rauches hernieder. Die Enkel fragen ihn ob sie einen Platz im Himmel haben, er bejaht es: einer habe durch Freigebigkeit, der andere durch Frömmigkeit, der dritte durch Tapferkeit, der vierte durch Treue und Wahrhaftigkeit den Himmel verdient. Da schenkte jeder dem Ahnen seinen Platz im Himmel und Jajati stieg auf ihr Wort wieder empor; zugleich aber erschienen vier feurige Wagen um die frommen Enkel gleichfalls zur ewigen Herrlichkeit einzuführen.

Wol die schönste Dichtung dieser Zeit, dem Lied von Nal und Damajanti aus dem Heldenalter vergleichbar, ist die Sage von Savitri. Dem frommen König von Madra wird spät ein holdes Kind geboren. Wie die Tochter zur Jungfrau erblüht, schmal um den Leib, die Hüften breit, lotosäugig, flammend in Schönheitsglut, da wagt niemand sie zur Gattin zu begehren, so blendend ist der Glanz ihrer Herrlichkeit. Mit unausgesprochenem Verlangen legt sie eines Tages den Rest der Opferblumen zu Füßen des Vaters und steht mit gefalteten Händen neben ihm. Da heißt er sie den Wagen besteigen und von Ort zu Ort, von Hain zu Hain fahren bis sie den Mann finde den sie zum Gemahl wähle. Die Heimkehrende erzählt daß sie im Walde den Satjavat gefunden, der dem erblindeten und des Throns beraubten Vater in die Einsamkeit gefolgt, den wünsche sie zum Gatten. Der weise Narada preist die Tugend und Schönheit des Jünglings, aber beklagt es daß derselbe in Jahresfrist sterben müsse. Doch Savitri bemerkt, nachdem ihr Herz entschieden, ihr Mund gesprochen habe, möge auch das Werk vollbracht werden. Der König geleitet sie in den Wald, die Vermählung wird gefeiert und Savitri ist nicht blos das Entzücken des Gemahls, sondern wird durch Tugend, Zucht und Freundlichkeit beliebt bei jedermann. Im Herzen gedenkt sie aber an das schwere Wort des Heiligen und legt das Borkengewand der Büßer an. Als es noch vier Tage bis zu Satjavat's Tode sind, sagt die Herrliche daß sie zufolge eines Gelübdes drei Tage und Nächte lang regungslos und fastend stehen wolle. Als der vierte Morgen graut da opfert sie mit Seufzen. Die Brahmanen grüßen sie mit dem Wunsch daß sie nie Witwe werden möge, sie nimmt es kummervoll an. Satjavat will mit dem Beil nach Holz in den Wald gehen. Sie begleitet ihn. Er preist ihr die Reize des blütenvollen Hains, sie sieht nur ihn, den Gemahl, der furchtbaren Stunde gedenkend die nun kommen soll. Und Satjavat

wird müde, fühlt einen Schmerz im Haupt und legt es in Savitri's Schos und entſchlummert. Da tritt ſchrecklich ſchön, eine Schlinge in der Hand, der Todtengott Jama zu ihr hin und zieht aus Satjavat's Leibe die Seele wie ein daumengroßes Männchen hervor, bindet ſie mit ſeiner Schleife und geht von dannen. Stumm und gramvoll folgt ihm die gattentreue Savitri. Kehre um, ſagte er, du haſt den Gatten weit genug begleitet, halte die Todtenfeier. Sie verſetzt: Meine Pflicht iſt den Gatten überall hin zu begleiten. Man ſagt mit wem man fünf Schritte gegangen der ſei ſchon unſer Freund; drum höre freundlich was ich ſagen will:

Nicht unvorſichtig iſt im Walde wohnen
Mit Tugendübung; denn die Weiſen nennen
Die Tugend ihren Schutz und ihre Wohnung
Bei Guten iſt die Tugend drum das Erſte.

Durch Eines Tugend nach der Guten Glauben
Sind alle wir zum Weg des Heils gekommen,
Und ſuchen keinen Zweiten, keinen Dritten.
Bei Guten iſt die Tugend drum das Erſte.

Der ſchöne Spruch entzückt Jama, ſie ſoll eine Gnade wählen, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünſcht daß ihr blinder Schwiegervater ſehend werde. Es ſei, du Fromme, ſagt der Gott. Aber jetzt kehre um, du ermüdeſt. — Wo mein Gatte iſt ermüde ich nimmer, erwiderte Savitri. Ich folge dir wo du ihn hinführſt. Höre weiter meinen Spruch:

Die Guten dürfen einmal nur ſich finden,
Dann werden ſie als Freunde ſich erkennen;
Der Guten Freundſchaft iſt von großem Segen;
Drum unter Guten wähle deine Wohnung.

Jama nennt ihr ſchönes Wort herzerquickend und verſtanderleuchtend, und verheißt ihr eine neue Gnade, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünſcht daß ihr Schwiegervater wieder in ſein Reich eingeſetzt werde. Dann fährt ſie fort, als Jama ſie umkehren heißt:

Wohlwollen, geben, hülfreich ſein wie mit dem Worte mit der That
Von Herzensgrund ohn' Unterlaß das iſt des Guten ſtete Pflicht.
Das übet dieſe Welt wol auch aus Menſchengunſt und Menſchenfurcht;
Die Guten aber lieben auch, wo ſie ihn treffen, ihren Feind.

Dem Gott ist diese Rede süß wie Wasser dem Dürstenden, er gewährt ihr noch einen Wunsch, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie erbittet einen Sohn für ihren Vater. Es sei, sagt der Gott, doch kehre jetzt um, du bist schon weit gegangen. — Nicht weit ist wo mein Gatte ist, noch weitere Sehnsucht hat mein Herz, erwidert sie, und bittet vom Herrn des Rechts im Gehen um weiteres Gehör;

Nicht auf sich selbst vertrauet man wie auf die Guten man vertraut,
Deswegen muß den Guten auch ein jeder Mensch gewogen sein.
Vertrauen faßt man leicht zu dem der ohne Falsch und Misgunst ist,
Deswegen kann Vertrauen nur da walten wo es Gute gibt.

Jama verheißt ihr eine vierte Gnade, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünscht Nachkommenschaft für Satjavat und sich. Der Gott gewährt es. Sie fährt fort:

Die Guten sind für andre immer thätig,
Nicht um sich Gegendienste zu verdienen;
Sie wirken immer, weil sie wol erkennen:
So wandeln ist der Wille des Verehrten.

Doch nicht vergeblich ist der Guten Wirken
Und ihres Handelns Frucht ist nicht vergänglich;
Der Gute führt durch Wahrheit selbst die Sonne,
Der Gute hält durch Frömmigkeit die Erde.]

Da sagt der Gott:

Je länger du so sittlich wahr, gemüthlich, sinnreich, lieblich sprichst,
So mehr verehr' ich, Fromme, dich; drum wünsche was du haben willst.

Savitri:

Diesmal ist deine Gnade nicht wie sonst der Seligkeit beraubt;
Gib mir das Leben Satjavat's, gib mir das Leben des Gemahls!
Gib mir mein Leben wieder, gib mir Himmel, Glück und Seligkeit.
Zum Ueberflusse wünsch' ich noch was du mir schon verwilligt hast;
Denn da du mir und Satjavat Nachkommenschaft verliehst, da schon
Gabst du mir den Gemahl zurück; drum gib das Leben Satjavat's!

Jama gab ihr mit Glück- und Segenswünschen den Geist des Gemahls zurück, und sie ging wieder dorthin wo der entseelte Leib lag, und nahm das Haupt wieder auf den Schos. Satjavat erwachte wie aus tiefem Schlaf, und fragte warum sie ihn nicht geweckt habe, da die Nacht schon hereingebrochen; die

Aeltern würden in Sorge ſein. Er hieb einen dürren Aſt ab und zündete ihn zur Fackel an:

Zur Wehre führte Satjavat die Axt in ſeiner rechten Hand,
Und mit der Linken faßte er die linke Schulter Savitri's.
Sie aber mit der Linken trug den Brand, und ſchlang den rechten Arm
Um Satjavat. So wanderten die beiden durch den finſtern Wald.

Der blinde Dumatjaſen ſaß aber unter den Brahmanen, die ſeine Angſt um die Kinder mit frommen Sprüchen und Erzählungen beſchwichtigten. Und auf einmal konnte er ſehen wie Satjavat und Savitri eintraten. Savitri erzählte den Verwunderten wie ihr Leid in Freude verwandelt worden, und wo man Frauentugend rühmt, wird ſie zuerſt genannt.

Erinnern wir uns daß Jama nach alt-ariſcher Mythe der erſtgeborene paradieſiſche Menſch war, der dann als Erſtling der Geſtorbenen im Jenſeits der König der Seligen, der Herr der Gerechtigkeit iſt, ſo wird offenbar daß mit dem einen Gerechten, der uns allen den Weg zum Heil gewieſen, er ſelber gemeint iſt. Und ſo ſagt auch Savitri ſie ſei dem Gotte nachgegangen, ihn mit Wahrhaftigkeit preiſend, bis er ihr Gnade verliehen. Was die Feindesliebe angeht die ſie fordert, ſo ſtimmen mit dieſen Worten zwei andere indiſche Sprüche: man ſolle keinen verachten, denn der Mond beſcheine auch die niedrigſte Hütte, die des ausgeſtoßenen Tſhandala; man ſolle Böſes mit Gutem vergelten, wie der Sandelbaum noch die Axt, welche ihn fällt, mit Wohlgeruch fülle.

Ich kenne in keiner Literatur ein Gedicht in welchem die thatkräftige und hingebende Liebe durch das Wort ſittlicher Wahrheit ſolchen Sieg erringt und ſo verherrlicht wird, wenn wir nicht Goethe's Iphigenie bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit doch in dieſer Hinſicht heranziehen wollen.

Das Buddhiſtenthum.

„Es war eine wunderbare Welt welche die Phantaſie der Brahmanen geſchaffen hatte. Die Erde war mit wandernden Seelen bevölkert, die Ueberwindung und Abtödtung des Fleiſches befreite von den Schranken des individuellen Lebens, die Thaten der Heiligen griffen über die Grenzen der Erde hinaus, ihre Zaubereien ſchalteten mit den Geſetzen der Schwere, mit den

Bedingungen der natürlichen Exiſtenz nach Wohlgefallen. Die bunten Bilder welche die Natur des Landes zuerſt in dem Geiſt der Indier geweckt und erregt hatte, ſpiegelten ſich allmählich immer krauſer und ſonderbarer in den Legenden von den Wunderthaten der großen Heiligen und Büßer. Ueber dieſen Märchen, über den Wundern welche auf Erden und im Himmel geſchahen, vergaß das Volk den gedrückten Zuſtand in welchem es lebte. Je länger die Indier in dieſer Zauberwelt der Götter und Heiligen verweilten, um ſo gleichgültiger wurden ſie auch gegen den wirklichen und proſaiſchen Zuſammenhang der Dinge, um ſo ſtumpfer wurde der Sinn für das was in der realen Welt vorging. Da die Götter und Geiſter nach den Legenden der Brahmanen beſtändig in das Leben der Menſchen eingriffen, die Heiligen ohne Unterlaß den Himmel erſchütterten, verſchwammen allmählich die Grenzmarken beider Welten, Himmel und Erde wurden zu einem formloſen Chaos durcheinander gewirrt. Das Bedürfniß des Wunderbaren wuchs mit ſeiner Befriedigung. Um das zu überbieten was man bereits beſaß mußten immer ſtärkere Farben aufgetragen werden, die Phantaſie mußte immer ſtärker angeſpannt werden um den überreizten ermüdeten Sinn von Neuem reizen zu können. So kam es daß die Indier am Ganges endlich von der Welt der Götter mehr wußten als von den Dingen auf der Erde, daß ſie dem wirklichen und thatkräftigen Leben wie kein anderes Volk entfremdet wurden, daß das Reich der Phantaſie ihr Vaterland und der Himmel ihre Heimat wurde."

Dieſen treffenden Worten Max Duncker's, die den Fortgang der indiſchen Geſchichte unter dem einmal entwickelten Brahmanenthum bezeichnen, fügen wir hinzu daß eine Unmaſſe von Gebräuchen und Ritualvorſchriften an die Stelle des lebendigen Glaubens, der innerlichen Gottesverehrung trat, daß die Hierarchie jede Verletzung ihrer Gebote mit einem Syſtem gegenwärtiger Peinigungen ahndete und mit zukünftigen Qualen bedrohte, daß im bürgerlichen Leben die Standesunterſchiede durch prieſterliche Satzung als eine göttliche Ordnung befeſtigt und den untern Kaſten ihr Los als eine Strafe für das frühere Leben dargeſtellt, Ergebung in den Druck von oben gepredigt wurde, daß das Volk die ſelbſtthätige Führung ſeiner Angelegenheiten verlor, und die Könige in den vielen nebeneinander beſtehenden Reichen für den Schutz, den ihre Macht gewährte, die Frucht der Arbeit von Bauer und Bürger in Anſpruch nahmen. Das Geſetzbuch des Manu ſtellte alle dieſe

Satzungen als göttliche Ordnung und Offenbarung der Urzeit zusammen. So ward dem Volke in der That das Leben eine Strafe, eine Qual, so ward die Sehnsucht der Seele darauf gerichtet endlich einmal zur Ruhe zu kommen, dem Kerker des Leibes zu entfliehen ohne von neuem in ihn gebannt zu werden. Die Philosophie welche die Lösung von der Fessel der Natur, welche die Versenkung der Seele in das reine bewegungslose Sein der Weltseele lehrte, war eine Folge und ein Trost dieser Stimmung; wenn die ganze Wirklichkeit nur ein verworrenes Traumbild war, aus dem man in Brahma erwachen sollte, so galt auch die Kastenordnung und der äußere Cultus dem erleuchteten Sinne nichts im Vergleich mit der Vertiefung des Geistes in das Göttliche, mit seinem Aufgehen in ihm.

Bei einer solchen Weltlage war es daß um das Jahr 600 v. Chr. in den südlichen Abhängen des Himalaja in Kapilavastu ein Königssohn im Geschlecht der Sakja geboren wurde. Er ward ritterlich erzogen und führte früh ein genußvolles Leben, kam aber im zwanzigsten Jahr in ein Dorf, wo er das Elend des Volkes sah, und wie er auf einer Lustfahrt einem Kranken, einem Greise, einem Leichnam begegnete, da versank er in Nachdenken über die Uebel der Welt und kam zu dem hochherzigen Entschluß dem Thron zu entsagen, die Ursache über die Noth der Menschen zu erkennen und auf ihre Linderung zu sinnen. Das Leben, sagt er, gleicht dem Funken, der durch Reibung aus dem Holz hervorspringt; er entzündet sich und verlöscht, ohne daß wir wissen woher er kam, wohin er geht. Es gleicht dem verhallenden Ton der Lyra. Es muß eine höchste Geisteskraft geben, in der wir Frieden finden; könnte ich sie erreichen, so könnte ich der Menschheit Licht bringen, wäre ich selbst frei, so könnte ich die Welt befreien. Er begab sich in eine brahmanische Einsiedelei, aber er fand hier weder die rechte Erklärung noch die Mittel zur Hülfe für die Leiden der Menschheit. Er nahm selbst jahrelange strenge Bußübungen auf sich, und fand in tiefstem Nachdenken, in welchem er in leidenschaftsloser Ruhe der Welt entrückt war, die Erleuchtung, den Frieden. Als Bettler durchzog er zwanzig Jahre lang das mittlere Indien. Nicht in Bergen oder Wäldern und unter heiligen Bäumen, predigte er, sei die Zuflucht zu finden welche vom Schmerz befreit, sondern in der Erkenntniß der vier Wahrheiten: des Uebels, seiner Entstehung, seiner Vernichtung, und des Wegs welcher dahin führt.

Buddha, der Erweckte, der Erleuchtete, wie nun der Einsiedler aus dem Geschlecht der Sakja (Sakjamuni) genannt wird, betrachtet zunächst die gegenwärtige Welt nicht als das wahre in sich vollendete Sein, sondern als ein rastloses Entstehen und Vergehen, das niemals zur Ruhe kommt, vielmehr in immerwährendem Umschwung herumgetrieben wird und in diesem Wechsel seine Nichtigkeit beweist. Aber die Seele ist in diesen Naturlauf hineingestellt, und es ist eine Qual für sie wenn sein Wirbel sie fortreißt. Wir leiden in diesem Triebwerk die Stöße seiner Räder, und selbst wo es uns Freude bringt, lauert der Schmerz daneben, weil der Gegenstand der Lust uns alsbald entrissen wird. So ist für uns im Diesseits kein Heil, die Seligkeit winkt erst am andern Ufer, im Jenseits, nicht in der Welt des getheilten werdenden und wieder vergehenden, sondern in der Sphäre des reinen und einen, ewigen in sich beruhenden Seins. Darin aufzugehen, durch die Vernichtung des Eigenwillens, der Begierde, der Selbstsucht Ruhe und Frieden zu finden ist das höchste Ziel. Der Weg dazu ist daß man das Herz vom Irdischen losbindet, bedürfnißfrei dem Wechsel der Außenwelt nur zuschaut, auch an den Ursachen des Vergnügens, die ja durch ihre Vergänglichkeit den Schmerz im Gefolge haben, nicht fester hängt als der Regentropfen am Lotosblatt, daß man Herr seiner Sinne, Herr seiner selbst wird, und durch die Befreiung von allem Begehren die Stille der Seele erlangt, die alles von sich abthut was sie nicht selber ist, auch die wandelbaren Empfindungen und Vorstellungen. Der Weg zum Heil ist die Weltentsagung, Armuth und Keuschheit. Das verlangt der Weise von seinen Jüngern, aber jede Selbstpeinigung sei eine die Schmerzen vermehrende Thorheit, das Böse werde durch Bekenntniß und Reue überwunden. Durch Bezähmung der Sinne, durch Selbstentäußerung sollen wir der Vergänglichkeit entfliehen und im Ewigen und Wandellosen Ruhe finden.

Dies Ziel des Geistes, das Nirvana, bezeichnet die bildliche Sprache als Verwehen, als Verlöschen gleich einer Lampe. Ich nehme es nicht als Vernichtung. Der Buddhismus lehrt ja gerade das völlige Ungenügen, die Nichtigkeit der Welt, die niemals wirklich ist, sondern immer vergeht; die Flucht aus ihr ist die Einkehr in das wahre Sein. Da herrscht Einigung, hier Zwiespalt und Trennung, da Frieden, Ruhe, Seligkeit, hier Kampf, Schmerz, Rastlosigkeit. Buddha redet eine ganz ähnliche

Sprache wie christliche Mystiker: wir müssen uns selbst absterben, alle Selbstsucht, aller Sonderwille muß aufhören; aber der Geist soll nicht ausgetilgt, vielmehr befreit werden, aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit eingehen. Auch Buddha hielt an der Seelenwanderung fest: der Mensch muß durch die Schöpfung wandern, seine jetzige Stellung ist bedingt durch sein früheres Dasein, ist eine Folge früherer Handlungen; der Tod als solcher ist nicht der Weg zum Nirvana, zur seligen Ruhe, vielmehr wird der leiblich Sterbende wiedergeboren nach Maßgabe seines Lebens, und das Schicksal ist kein blindwaltendes Verhängniß, sondern das Werk der Geschöpfe selbst, die nothwendig fortwirkende Folge ihrer Thaten; die neue Geburt ist die Frucht der im vorhergehenden Leben vollbrachten Werke. Vom Weltall und von der Naturordnung selbst sagt der Buddhismus nicht blos daß sie um der Individuen willen vorhanden seien, nein, wie Köppen dargethan hat ist ihm der Umschwung der Dinge in Entstehen und Vergehen eine Folge des Verdienstes oder der Schuld der lebenden Wesen, und die Welt in ihrem Verlauf ein Resultat der sittlichen Zustände und der Handlungen der Seelen. Und diesem schmerzvollen Umgetriebenwerden will der Geist entfliehen, von diesem Wirbel will er frei werden. Buddha hat die Noth, die Unvollkommenheit, das Ungenügen des gegenwärtigen Lebens richtig und tiefsinnig erkannt; er streift daran den letzten Grund im Abfall des Geistes, des Geschöpfes von seinem Wesen, von Gott, im Trug der Selbstsucht zu erfassen. Und wenn er als den Weg aus dem Leiden des Diesseits zur Ruhe des Jenseits die Sinnenbändigung, die Selbstentäußerung, die hingebende Liebe für alle Wesen bezeichnet, so ist das kein Weg ins leere Nichts, denn das wäre der Selbstmord, sondern die Umkehr aus dem Schein und Stückwerk in das Sein und die Vollendung, die Gottseligkeit. Buddha hat das wahre Wesen zu wenig positiv bestimmt, er hat den Geist zu wenig als die Energie erfaßt die das Seinsollende verwirklicht, ihn zu sehr als die Stille der Beschaulichkeit und der Ruhe einseitig angesehen, und daher auch für den Menschen statt der Weltüberwindung und Weltvollendung, der Begründung des Gottesreichs, die Weltentsagung gelehrt. Wie die Indier überhaupt zu wenig den Willen, diese Achse des Geistes, verstehen und ausbilden, sondern einseitig dem Grübeln und Brüten der Intelligenz und dem willkürlichen Spiele der Phantasie sich ergeben, hat auch für Buddha die Willenlosigkeit und Passivität

ſich in den Vordergrund geſtellt; wie die Indier überhaupt hat er in der Welt nur den Schein, nicht die Erſcheinung des Weſens geſehen und darum das Walten Gottes in der Natur und in der Geſchichte, ſeine Offenbarung in der natürlichen und ſittlichen Weltordnung nicht gefunden. Darum iſt ihm auch das Jenſeits in ſeiner Lehre leer geblieben, und der Sieg über die Selbſtſucht ward von den Seinen in die Selbſtloſigkeit geſetzt. Aber das darf uns nicht hindern den Wahrheitskern in ſeinem Streben und Wirken hochzuachten.

Was die Seelenwanderung angeht, ſo hat Bunſen bemerkt daß die philoſophiſche Verfolgung dieſes Glaubens ſchon die alten Aegypter dahin führte als Ziel die wahre Seligkeit, das Aufhören dieſes Wechſels der Geſtalten und Formen des irdiſchen Daſeins anzuſehen. Das Ziel war die Vereinigung mit dem höchſten Gott, mit Oſiris, keineswegs ein Aufhören des Selbſtbewußtſeins. Aber die Trennung der Seele von Gott hört auf. Ihr beſonderheitliches, oder mit Tauler zu reden, creatürliches Leben hört auf, aber es iſt nicht ihr eigentliches Leben, das iſt vielmehr hienieden verborgen, aber es nähert ſich ihm der Menſch welcher die Nichtigkeit der Dinge einſieht, als die ihr Weſen nicht in ſich ſelbſt haben, ſondern in Gott. Da will er nichts mehr für ſich ſein, ſondern in ſeinem Weſen, in Gott leben. Bunſen weiſt daneben auf die alte Erzählung von Buddha's Ende hin, wo der Weiſe, aus tiefem Sinnen erwachend, ausruft: „Der Einſiedler hat verzichtet auf ein Sein welches verſchiedene Eigenſchaften hat, und auf die Elemente welche dieſes Leben bilden; feſthaltend am Geiſt, in ſich vertieft, hat er ſeine Muſchel zerbrochen, davon eilend wie der Vogel der aus dem Ei ſchlüpft. Ich war haſſend, leidenſchaftlich, irrend, unfrei, unterworfen der Geburt, der Sorge, dem Leid; nun hab' ich erlangt die höchſte Weisheit und bin ohne Selbſtſucht, ohne Begehren, ohne Feindſchaft. Mögen viele Tauſende als Heilige leben und wiedergeboren werden in der Theilhaftigkeit der Welten Brahma's und ſie in zahlloſen Scharen erfüllen." Da iſt offenbar im Ausdruck der Ruhe, des Friedens, der ſeligen Gemeinſchaft mit Gott die Perſönlichkeit erhalten, aber als eingegangen in das wahre und vollendete Sein. — Und ſo beginnt die Seligkeit für den Erleuchteten ſchon hier; der reine Weg zum Himmel iſt geöffnet Buddha iſt am andern Ufer, iſt eingetreten in die Straße des Nirvana; er kann im Liede ſagen daß er den Grund für das

ſinnliche Leben gefunden und überwunden habe, die irdiſche Begierde, die ſtets den Leib von neuem baut:

Geburtenkreislauf zahllos ſtünde mir bevor, hätt' ich
Gefunden nicht des Baues Meiſter welchen ich geſucht;
Fürwahr, Geborenwerden ohne End' iſt ſchmerzenvoll.
Du biſt erſchaut, des Baues Meiſter! Nun wirſt du
Das Haus nicht wieder bau'n! Zerbrochen ſind
Die Balken dir, des Hauſes Giebel iſt geſtürzt:
Der Geiſt, der eingegangen in Nirvana iſt,
Hat des Begehrens Durſt mir gänzlich ausgelöſcht.

Die Lehre Buddha's ſchließt ſich theoretiſch an die Philoſophie Kapila's, und ſein Aufgehen im reinen ewigen Sein iſt nicht viel verſchieden von dem Sinnen des Brahmanen, der in ſich vertieft ſeine Einheit mit Brahma, der Weltſeele, ausſpricht. Aber von Haus aus war der Grundzug ſeiner Natur ein echt religiöſer, das Mitgefühl mit den Leiden der Menſchheit, und die Befreiung von denſelben ſollte nicht durch Selbſtquälerei oder auf theoretiſchem Wege, ſondern durch Reinigung von der Sünde, durch Selbſtbeherrſchung und Gemüthsruhe erlangt werden. Indeß auch mit dieſer Wendung hätte Buddha wol nur als ein Sektenſtifter gewirkt, zumal ſeine Forderung der Eheloſigkeit und geſchlechtlichen Enthaltſamkeit mit der menſchlichen Natur nicht beſteht, und dieſe entweder aufhören, oder jene ſich auf einen engen Kreis beſchränken muß. Dieſer engere Kreis waren die Entſagenden und Geweihten, die Prieſter Buddha's, die ihm nachfolgten und nach ſeinem Tod in klöſterlicher Weiſe lebend ſeine Lehre ausbreiteten und deren Prieſter ſind. Aber der große Schritt den er that beſtand darin daß er ſich an das ganze Volk, nicht an eine Kaſte wandte, daß er ſich gerade an die Armen und Unterdrückten mit ſeinem Troſte richtete, daß er ſein Geſetz ein Geſetz der Gnade für alle nannte. Auch wer hier nicht zur völligen Befreiung von der Welt gelangte der ſollte doch darauf vorbereitet, deſſen Zuſtand ſollte doch erträglich werden. Und ſo fordert er ein ſtilles friedſames Leben von allen. Jeder ſolle Ruhe in ſeine Sinne bringen. Die Menſchen ſollen ſich als eine große Leidensgenoſſenſchaft anſehen, die einander nicht noch Schmerz zufügen, ſondern Mitleid miteinander haben, Barmherzigkeit und Liebe üben ſollen. Nicht Opfer, nicht Ceremonien frommen und beſeligen, ſondern die Erfüllung dieſer ſittlichen Geſetze; ja ſelbſt ohne gute Werke, durch Glauben und Liebe wird der Menſch

selig. Das Gebot des Glaubens und der Liebe aber gilt für alle; die Kaste ist gleichgültig; sie ist allerdings ein Werk des Geschicks, das sich der Mensch durch frühere Thaten bereitet hat, aber in jedem Stande, in jeder Lage kann er durch Bezähmung der Begierden, durch Buße und Liebe die höchste Seligkeit erlangen. Damit war das Wort gesprochen das für ganz Indien das befreiende hätte werden können, wenn das Volk über dem Jenseits nicht das Diesseits vergessen, sondern die praktischen Ziele des gegenwärtigen Lebens sich gesetzt hätte. So aber erhob sich gegen ihn der Widerstand der Brahmanen, denen nach vielhundertjährigem Kampfe auch der Sieg gelang, freilich um unter die Fremdherrschaft der Muhammedaner, dann der Europäer zu kommen. Die Muhammedaner nahmen indische Culturelemente auf und pflanzten sie fort, die Europäer gründeten das Studium des indischen Alterthums; aber noch warten wir darauf daß ihre Bildung im Bunde mit dem Christenthum einen neuen freien Lebenstag für den Osten heraufführe.

Wie Christus zur Samariterin, so trat Buddha's Lieblingsjünger Ananda zum wasserschöpfenden Tschandalamädchen und begehrte zu trinken; sie entgegnete daß sie ja eine der Ausgestoßenen sei, deren Berührung verunreinige. Er versetzte: Meine Schwester, ich frage nicht nach deiner Kaste, gib mir zu trinken. Und Buddha nahm das Mädchen unter die Geweihten auf. Wie Christus durchbrach er die Schranken der Nationalität, sein Gesetz sollte allen Völkern verkündigt werden. Wie Christus meinte er daß es schwerer für die Reichen und Glücklichen sei zum Heil zu gelangen als für die Mühseligen und Beladenen. Wie bei Christus ist die allgemeine Liebe der Mittelpunkt seiner Sittenlehre. Mildthätigkeit, Aufopferung für die Brüder ist der Kern seiner Forderungen, ja nicht blos den Menschen, auch den Thieren soll unser Wohlwollen, unser Erbarmen gelten. Ist bei Buddha in ethischer Beziehung ein Mangel, so liegt er darin daß er mehr ein Dulden, Hingeben und Mitleiden, als ein Ringen und Wirken, ein positives Schaffen der Liebe lehrte, mehr zum Quietismus als zu großen Thaten führte. Aber gerade dadurch hat seine Religion unter den rohen Völkern, die sie annahmen, sittigend, sänftigend ihren wohlthätigen Einfluß geübt.

Unter dem Namen Dhammapada sind die Sprüche gesammelt, die man Buddha selber zuschreibt; wir übersetzen den Titel wol am besten: Weg des Heils, da Dhamma sowol die Satzung des

Glaubens als das Geſetz des Willens bedeutet, durch beides aber die Seligkeit erreicht werden ſoll. Ich ſtelle daraus einige der bezeichnendſten und ſchönſten Gedanken zuſammen. Welch milder Seelenadel herrſcht in ihnen, wie ſind ſie fern von allem Ceremoniöſen, Aeußerlichen, rein auf ſittliche Wahrheit hingewandt; ein neues Zeugniß daß die Gründer der Religionen das Weſentliche rein hervorheben!

Das was wir ſind iſt das Ergebniß von dem was unſer Herz gedacht:
Wer Böſes denkend ſpricht und handelt das Uebel folgt ihm dräuend nach,
Wer Gutes denkend ſpricht und handelt der führt das Glück als Schatten mit.

Wer nach der Luſt der Sinne trachtet, ſich müßig, kraftlos nicht beherrſcht,
Ihn überwältigt der Verſucher ſowie der Wind den ſchwachen Baum;
Wer nicht nach Luſt der Sinne trachtet, maßvoll und ſtark ſich ſelbſt beherrſcht,
Der widerſtehet dem Verſucher ſowie dem Wind ein Felsgebirg.

Nachdenken iſt der Weg zum ewigen Leben,
Gedankenloſigkeit des Todes Pfad;
Die ſterben nicht die mächtig ſind im Denken,
Gedankenloſe ſind ſo gut wie todt.
Die weiſen Denker kommen nach Nirvana
Zum Wohl der Ruhe, zur Glückſeligkeit.
Zwar Wenige kommen an das andre Ufer,
Das meiſte Volk rennt auf und ab am Strand;
Doch die dem Wort der Wahrheit treulich folgen
Gehn durch des Todes Macht hindurch zum Heil.
Und wie den Freund, der heimkehrt, ſeine Lieben
Empfangen ihre guten Werke ſie.

Gutes thun und Böſes meiden, ſeine Seele reinigen,
Das iſt des Erweckten Lehre, das der rechte Weg des Heils.
Trägheit iſt der Weg des Todes; Wachſamkeit des Lebens Weg.

Wirf weg Unreinigkeit, ſo wirſt du frei von Schuld
Und gehſt ins Himmelreich der Auserwählten ein.

Wer niemand kränkt, wer ſtets ſich ſelbſt beherrſcht,
Der geht zum ewig Wandelloſen ein,
Und droben gibt es keine Leiden mehr.

Die Welt iſt eine Waſſerblaſe, ein leichtverwehtes Wolkenbild;
Wer alſo auf ſie niederblicket den ſieht der Todeskönig nicht.

Wer nichts liebt noch haßt iſt frei von Feſſeln,
Von der Luſt ſtammt des Verluſtes Sorge,
Von Begierde ſtammet Furcht und Schmerz.

Ueberwindet Haß durch Liebe, Böſes durch des Guten Kraft,
Ueberwindet Lug durch Wahrheit, Habgier durch Freigebigkeit.

Wie die Biene Nektar ſammelt und der Blumen Duft und Glanz
Nicht verſehrt, ſo geht der Weiſe rein und ruhig durch die Welt.

Weiſe Männer, wenn ſie treulich folgen des Geſetzes Spruch,
Werden ſeelenrein und heiter gleich dem klaren ſtillen See.

Wie im Haufen Schutt und Moder duftig hold die Lilie wächſt,
So erglänzt der Wahrheit Jünger, folgt er Buddha's lichter Spur,
In dem Volk, dem modergleichen, das da geht in Finſterniß.

Gleich der Blume die in Farben pranget, doch des Dufts entbehrt,
Sind die unfruchtbaren Worte deß der anders thut als ſpricht;
Gleich der Blume die in Farben pranget, ſüßen Duftes voll,
Sind die fruchtbar edlen Worte deß der thut ſo wie er ſpricht.

Du ſelber thuſt das Böſe und ſchaffſt das Leiden dir;
Du ſelber fliehſt das Böſe und ſchaffſt dir Läuterung;
Du mußt dich ſelbſt erlöſen, kein andrer macht dich rein,
In dir liegt Heil und Rettung, Selbſt iſt der Herr von Selbſt.

Wer einen harmlos guten Menſchen kränkt,
Die Miſſethat fällt auf ihn ſelbſt zurück
Wie leichter Staub den gegen den Wind er wirft.

Wenn tauſend Worte reihten ſich in deiner Sprüche leerem Schwall,
Viel beſſer iſt ein Spruch voll Sinn, der einem Menſchen Ruhe ſchafft.

Sich ſelber zu beſiegen iſt ein ſchön'rer Sieg als Schlachtenſieg,
Der Sieg deß der ſich ſelbſt bezähmt, ſich ſelber zu beherrſchen weiß.

Ob einer hundert Jahre lebt am Herzen matt, am Geiſte ſchwach,
Viel beſſer iſt ein einz'ger Tag der feſte Willenskraft bewährt.

Kein Kerker iſt dem Haſſe gleich, kein Feuer der Begierde,
Kein Netz iſt gleich der Leidenſchaft, kein Strom gleich dem Verlangen.

Wer in der Welt ſich ſelber quält
Dem mehren nur die Schmerzen ſich,
Doch wer Begier und Leidenſchaft bezwingt,
Deß Schmerzen fallen nieder wie vom Blatt die Tropfen.

Nie wird der Zorn durch Zorn geſtillt, er wird es durch Verſöhnlichkeit.

Die beſte Andacht iſt Geduld, die milde, ſtets;
Wer abgethan das Böſe heiße Brahmana.

Wer Leid und Freude hinter ſich in Ruhe lebt, des Elends los,
Wer überwunden dieſe Welt, die feindlich ihm entgegentritt,
Wer ſtörungsfrei, begehrungsfrei zum Ufer jenſeits hingelangt,
Wer nichts als eigen haben will, ja dieſen nenn' ich Brahmana.

Selbst Burnouf in dem grundlegenden Werk über den Buddhismus, und Köppen in der lichtvollen Darstellung und Geschichte dieser Weltanschauung nehmen als das Ziel und den Gegensatz des gegenwärtigen Lebens das Nichts; Nirvana ist ihnen das völlige Vergehen, der Buddhismus das Evangelium der Vernichtung. Köppen und Max Duncker erwähnen daß kräftige Völker nach der Bewahrung des Lebens, nach persönlicher Unsterblichkeit streben, die ruheliebenden Indier aber durch den Druck der weltlichen und geistlichen Tyrannei und durch die Furcht einer fortwährenden Erneuerung solches qualvollen Lebens in der Seelenwanderung dahin gebracht worden seien das Heil im Vergehen, im Tode zu suchen. Köppen verweist auf Schopenhauer, der allerdings in seiner Weltbetrachtung so pessimistisch ist wie Buddha, und in der Verneinung des Willens zum Leben die wahre Erlösung sieht. Schopenhauer verweist auf die Ascese der Heiligen, und sieht nicht im Welteroberer, sondern im Weltüberwinder die echt menschliche Größe. Er sagt am Schluß seines mit Recht berühmt gewordenen Werkes: „Wenden wir den Blick von unserer eigenen Dürftigkeit und Befangenheit auf diejenigen welche die Welt überwanden, in denen der Wille, zur vollen Selbsterkenntniß gelangt, sich in allem wiederfand und dann sich selbst frei verneinte, und welche dann nur noch seine letzte Spur mit dem Leibe, den sie belebt, verschwinden zu sehen abwarten, so zeigt sich uns statt des rastlosen Dranges und Treibens, statt des steten Uebergangs von Wunsch zu Furcht und von Freude zu Leid, statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen besteht, jener Friede der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüths, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Rafael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes und sicheres Evangelium ist: nur die Erkenntniß ist geblieben, der Wille ist verschwunden. Wir aber blicken dann mit tiefer und schmerzlicher Sehnsucht auf diesen Zustand, neben welchem das Jammervolle und Heillose unsers eigenen durch den Contrast in vollem Lichte erscheint.... Was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle die welche noch des Willens voll sind, allerdings Nichts. Aber auch umgekehrt ist allen denen in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen — Nichts."

Dieſe Schlußworte ſind mir ſchon vor Jahren ein Wink zum Verſtändniß des Buddhismus geweſen, das ich nun glaube deutlich eröffnet zu haben. Das Nichts iſt eben relativ. Wäre für Buddha die irdiſche Welt das wahre Sein, dann wäre das Jenſeits, ihr Gegenſatz, allerdings das reine Nichts. Aber die Welt iſt ihm vielmehr ein bloßes Werden, ein immerwährendes Verändern und Vergehen, die damit gerade ſelbſt ihre Nichtigkeit beweiſt; der Gegenſatz dieſer äußern Scheinexiſtenz iſt die in ſich ſeiende Ruhe des einen wahren Seins und ſein ewiges Beſtehen. Das Verlöſchen der Endlichkeit iſt der Eingang in die Unendlichkeit. Nirvana, ſagt auch Köppen, iſt die gänzliche Vernichtung des Schmerzes und der Attribute oder Aggregate der Exiſtenz, das heißt des gegenwärtigen Daſeins und alles deſſen was das Weſen der Seele nicht ausmacht, was ſie auch hier ſchon von ſich abthun kann und ſoll. Nirvana iſt alſo das Jenſeits des Sanſara, des Wechſels von Geburt und Tod, der Herrſchaft der Zeitlichkeit, Nirvana wird als ſelige Ruhe, als höchſtes Gut geprieſen; mit Recht ſagt Obry daß das denkende Princip erhalten bleibe. Buddha's Worte bezeichnen ihn als einen der zum andern Ufer gelangt, da muß doch ſowol ſeine Perſönlichkeit als das Jenſeits ſein. Völlig entſcheidend aber iſt dies daß Buddha ſich zur Lehre Kapila's bekannte, welcher die Seelen in ihrer individuellen Vielheit als ewige Principien annahm, und den Eingang in das reine geiſtige Sein aus dem Treiben der Außenwelt für den Zweck des Lebens hielt. So kommt die Seele durch Nirvana wahrhaft zu ſich ſelbſt. Wenn Julius Mohl auch ohne Beweis das Nirvana für die Vereinigung mit Gott erklärt, ſo hat er das Rechte getroffen. Es iſt der andere Ausdruck für das Einswerden mit Brahma. Mit Mohl ſtimmt Bunſen überein, wenn er ſagt: Buddha's Lehre wurzelt in denſelben ethiſchen Grundſätzen welche die Gottesfreunde in Strasburg und Köln predigten, Eckard, Tauler, Suſo: Entſelbſtung iſt die Bedingung alles göttlichen Lebens; wer ohne Begehr iſt, ſich ſelbſt abgeſtorben, der lebt im Wahren. Damit habe ich ſchon in der „Philoſophiſchen Weltanſchauung der Reformationszeit" die indiſche Lehre des Verwehens der Seele in die Gottheit verglichen; hier füge ich einen ganz ähnlichen Ausſpruch Fichte's an: „Solange der Menſch noch etwas ſelbſt zu ſein begehrt, kommt Gott nicht zu ihm; ſo bald er ſich aber rein, ganz und bis in die Wurzel vernichtet, bleibet allein Gott übrig und iſt Alles in Allem."

Das ist es: Die Selbstsucht, der Sonderwille oder Eigenwille muß überwunden werden, dann vereinigen wir uns mit dem allgemeinen Willen, mit Gott, und sind ein Glied und Moment seines seligen Lebens. In Bezug auf die Gelassenheit sagt auch Goethe einmal so schön: Wenn du stille bist wird dir geholfen. Die europäische Auffassung Nirvana's ist übrigens nur ein Reflex des Zwiespaltes der darüber in Asien bei den Buddhisten selber herrscht; auch bei ihnen ist es den einen die Befreiung von Alter, Krankheit, Tod, damit ein ewiges Leben seliger Ruhe in Gott, und den andern die Vernichtung des Daseins, Empfindens und Denkens. Daß Buddha selbst diese letztere Ansicht nicht hatte, glaube ich dargethan zu haben; das Leben wäre ja sonst der Mühe und der Opfer nicht werth gewesen die er verlangte. Die Ueberwindung der Leidenschaften und der Selbstsucht sollte zu einem Frieden des Gemüthes führen, der nicht Nichts ist, sondern als das wahre Sein gefühlt wird, zu dem der Weise sich hier schon erhebt, dem er im Jenseits, der Unruhe der Vergänglichkeit entrückt, ganz einverleibt wird.

Buddha's eigenes Leben war ein vorbildliches für die Seinen, dem sie nachfolgen sollten in Selbstbeherrschung und hingebender Liebe. Gleich dem Leben anderer Religionsstifter ward es bald mit Wundern ausgeschmückt, je üppiger bereits die indische Phantasie zu seiner Zeit sich in Büßerlegenden ergangen hatte. Nun soll er, im Götterhimmel thronend, beschließen zur Erlösung der athmenden Wesen Mensch zu werden; als fünffarbiger Lichtstrahl soll er von der jungfräulichen Mutter empfangen werden ohne männliches Zuthun; Sonne und Mond stehen still bei seiner Geburt, aber die Blinden sehen, die Tauben hören. Aus dem Kelch einer Lotosblume überschaut das Kind die ganze Welt. Die Götter dienen ihm auf seinem Wege. Die Götter fliehen als der Versucher, Mara, der Fürst dieser Welt des Verlangens, gegen ihn sich aufmacht, aber die Naturgewalten mit denen er Buddha in Sturm und Feuerregen schrecken will, erkennt dieser für Täuschung. Ebenso erliegt der Versucher im Wortkampf, und vergebens versucht er Buddha durch die Reize seiner Töchter zu verführen. Der so Bewährte siegt nun über die Brahmanen durch seine Weisheit wie durch seine Wunderthaten. Diese tragen indeß alle das Gepräge der erbarmenden Liebe, der rettenden Hülfeleistung.

Es ist menschlich, es ist religiös das Andenken der dahin-

gegangenen Aeltern, Freunde, Wohlthäter, und in weiteren Kreisen das der großen und verdienten Männer, der Lehrer und Hirten der Völker zu ehren und zu feiern, ihr Bild oder was Irdisches von ihnen übrig ist oder was sonst lebendig an sie erinnert, hoch und theuer zu halten. Heilig sind die Stätten wo sie im Leben gewandelt, heilig ihre Ruhestätten, heilig die Reliquien die uns als Pfänder des Andenkens geblieben sind. Diese menschliche Pietät ist allen Zeitaltern und Völkern gemein, jeder gute und gemüthvolle Mensch bekennt sich zu ihr, sie ist ein wesentliches Element aller Religionen. Ihrer Quelle nach rein und lauter wird aber auch sie zum Aberglauben und Fetischismus, wenn einerseits die Roheit und Dummheit wähnt sie zur Befriedigung ihrer sinnlichen und selbstsüchtigen Zwecke benutzen zu können, und andererseits die Lüge sich ihrer bemächtigt um sie zur Beherrschung und Verthierung des großen Haufens auszubeuten. Wenn also der Priester lehrt und der Pöbel glaubt daß das Bild oder die Reliquie mehr sei als ein Mittel der Erinnerung oder Vertiefung, daß vielmehr übernatürliche Kräfte denselben einwohnen, außerordentliche Dinge durch dieselben vollbracht werden können, so hat es mit der Religion ein Ende und der Fetischdienst beginnt. Wir eignen dies Wort Karl Friedrich Köppen's uns an. Wir werden später sehen wie das Bild Buddha's der Ausgangspunkt der bildenden Kunst, die Errichtung von Bauten zur Aufbewahrung seiner Reliquien der Anfang der freien Architektur geworden ist. Er, dem das Irdische eine Wasserblase war, hat sicherlich nicht daran gedacht, seine Zähne, seine Haare, seine Röcke zu Gegenständen des Cultus zu machen, aber die Priesterschaft hat solche Dinge benutzt um dem auf das Aeußere gewandten Sinn der Menge ein Zeichen zu geben, über dem wie so oft die Sache vergessen ward. Ist man doch auch innerhalb des Buddhistenthums so weit gegangen aufgeschriebene Gebete in ein Rad zu werfen und diese Gebetmaschine stundenlang zu drehen; die Götter möchten selbst die besten Bitten herausnehmen! Allerdings ist das bloße Hersagen mit den Lippen ebenso mechanisch, und ebenso nutzlos und ohne den Zweck des Gebets, der Erhebung des Herzens zu Gott, der Ergebung des menschlichen Willens in den göttlichen, zu erreichen.

So wenig wie die Verehrer Brahma's und der Weltseele, so wenig wie Sokrates hatte sich Buddha gegen die Götter des Volksglaubens erklärt; nur die Ceremonien und Opfer, mit denen

die Brahmanen die Gewiſſen ſo arg beſchwerten, hatte er ungenügend zur Heilsbeſchaffung genannt, und als den wahren Weg die Bezähmung der ſelbſtſüchtigen Begierde und die Liebe zu den Mitgeſchöpfen bezeichnet. Die Buddhiſten machten die Götter zu höhern Geiſtern, zu Bewohnern des Himmels, der wie eine Vorhalle der reinen Seligkeit und des wahren Seins ſtufenförmig ſich zu demſelben aufbauen ſollte, bevölkert mit den Heiligen und Frommen, die ſich dort von aller Trübung mehr und mehr befreien und dem reinen Lichte zuwenden. Dem Himmel in der Höhe ſollte die Hölle in der Tiefe entſprechen, wo die Ruchloſen geſtraft werden. Denn die Seele, meinte man, werde je nach ihrem Verdienſt, wenn ſie nicht in Nirvana einging, auf Erden, im Himmel oder in der Hölle wiedergeboren. Aber wie vom Himmel bei fortwährender ſittlicher Lebensaufgabe ein Herabſinken auf die Erde möglich war, ſo ein Aufſteigen aus der Hölle zu beſſerm Sein. Auch die Hölle hat ihre Kreiſe, die gleich denen des Himmels die Zuſtände der Beſeligung oder der Verdammniß ſymboliſiren. Dante's würdig iſt die Schilderung wie die Mörder, die Zweifler und Verächter des Heiligen geſtraft werden. Sie ſind als Ungeheuer von ſcheußlicher Geſtalt wiedergeboren im kalten Dunkel. Wie Fledermäuſe ſuchen ſie ſich an den Wänden anzuklammern, aber von Haß und Neid beſeelt beißen und zerreißen ſie einander und ſtürzen in das ätzende Waſſer tief unten, das die Leiber auflöſt; aber aus der Zerſtörung fliegen ſie ruhelos wieder empor zu friſchem Kampf und Sturz. Anders geht es bei den Gierigen: ſie leiden Hunger und Durſt und finden nur ekelhafte Nahrung, und dabei iſt ihr Schlund eng wie ein Nadelöhr.

War Buddha wie ein Nüchterner unter Trunkenen mit ſeinen einfach edeln und klaren ſittlichen Principien aufgetreten, ſo erfuhr ſeine Lehre doch ſehr raſch in der angedeuteten Weiſe die Einflüſſe der indiſchen Phantaſie, während ihre Bekenner bald nach ſeinem Tode ſein Grundgeſetz in urſprünglicher Reinheit feſtzuſtellen und zu bewahren ſuchten. Er und ſeine Nachfolger verlangten und gewährten in religiöſen Angelegenheiten Duldung in einer Weiſe die an unſere Zeit erinnert. Er war um 540 v. Chr. geſtorben; bald nach ſeinem Tode geſchah die erſte ſchriftliche Abfaſſung ſeiner Satzungen. 120 Jahre ſpäter fand eine Verſammlung von 700 angeſehenen Männern ſtatt um von neuem eine Feſtſtellung des guten Geſetzes vorzunehmen, da Abweichungen

und Spaltungen eingeriſſen waren. Eine dritte große Verſammlung zu ähnlichem Zweck hielt 250 v. Chr. König Aſoka von Maghada; die Dogmen wurden hier unter dem Einfluß der Zeit in feſte Form gebracht wie auf den chriſtlichen Concilien, der König iſt paſſend mit Konſtantin verglichen worden. Die Ausbreitung des Buddhiſtenthums vollzog ſich geräuſchlos innerhalb der indiſchen Lebensordnung. In Maghada, ſeinem Hauptſitze, gewann es erſt durch Aſoka das Uebergewicht. Von dort aus gingen dann die Sendboten des neuen Glaubens nach Hinterindien, Ceylon und zu den nördlichen Völkern. Zur Zeit Chriſti wuchs die Macht des Brahmanenthums wieder ſo bedeutend daß es den Kampf gegen die Buddhiſten aufnahm und ſie allmählich aus den indiſchen Ländern dieſſeit des Ganges verdrängte. Dafür breitete ſich ihre Religion in China und Tibet aus; der große Mongolenfürſt Chubilai nahm ſie an. Sie zählt heute noch über 300 Millionen Bekenner.

Ein Grundmangel iſt daß der Dualismus des Dieſſeits und Jenſeits, des Geiſtes und der Natur, des unendlich Einen und der endlichen Vielheit ſich auch im Dualismus der Prieſter und Laien wiederholt. Buddha ſtiftete nicht zuerſt die Gemeinde, die dann aus ihr ſelbſt Prieſter und Vorſtände hervorgebracht hätte, ſondern er gründete ein Mönchsthum der ſtrengen Anhänger, die als Geweihte und Erwählte die Geiſtlichkeit darſtellten, welche ein Mittleramt für das Volk übernahm, das die zur Vollendung geforderten Gelübde der Armuth und eheloſen Keuſchheit nicht ablegen mochte. Damit ward das Volk nicht geiſtig befreit, nicht zur Kindſchaft im Gottesreich berufen, ſondern durch die Hierarchie des Klerus bevormundet und geleitet. Der Buddhismus hofft auf einen neuen und wahren Erlöſer, den der Name Maitreja als den Liebevollen, Barmherzigen bezeichnet. Er ſoll die reine Lehre herſtellen und Gerechtigkeit auf Erden einführen. Damit weiſt der Buddhismus ſelbſt über das Negative, Quieciſtiſche, Paſſive ſeiner Moral hinaus: der Friedensfürſt der Zukunft ſoll des Recht zur Geltung bringen. Der Sieg des Rechts iſt aber der Sieg der Freiheit, die gewiſſenhafte Durchführung des für wahr Erkannten durch die Kraft des Willens. Damit hört das Dieſſeits auf ein gottverlaſſenes Gewirr, ein Jammerthal, ein Trug zu ſein, wenn es göttlicher Ordnung gemäß zum Wohle der Menſchen organiſirt wird; dann kann der Geiſt der Erde froh und doch im Himmel heimiſch ſein.

Im Großen und Ganzen der Weltgeschichte, sagen wir mit Bunsen, ist der Buddhismus gleichsam als ein Ausruhen der Menschheit vom Joche drückenden Brahmanenthums unter den Indiern oder wilder Naturfeiern unter den Mongolen anzusehen. Dies Ausruhen ist das eines müden Wanderers, den nichts so sehr vom Treiben des göttlichen Werkes auf dieser Erde abhält als die vollkommene Verzweiflung an Recht und Wahrheit in dem wirklichen Leben, besonders im Staat. Der Schlummer der buddhistischen Völker dauert lange, aber er ist doch ein sanfter; und wer weiß ob nicht bereits der Auferstehungsmorgen tagt? Zu Buddha's Zeit predigte Jeremias auf den Trümmern Jerusalems das neue Gottesreich innerer Gerechtigkeit, die Hoffnung auf den Erlöser der Menschheit; zu Buddha's Zeit gab Solon in Athen das menschliche Gesetz des freien Volksstaats und eröffnete die Reihe der Weisen, die in der Welt das Ewige und Göttliche zu erkennen, die göttliche Vernunft als das alldurchwaltende Princip des Universums darzustellen, die Einsicht des selbstbewußten Geistes zur Geltung und Herrschaft zu bringen strebten.

Vishnu und Siva. Abschluß des Epos. Die Bhagavadgita und die Puranas.

Während die Brahmanen und Buddhisten den Geist über die Natur erhoben und aus der Welt des Werdens und der Vielheit in die Ruhe des einen Wesens sich versenkten, übte die Natur fortwährend auf das Volksgemüth ihre Macht aus, sodaß die Idee des Göttlichen im Anschluß an die Poesie der Vedas sich in ihre Formen kleidete. Indra war allerdings mehr und mehr der Gott der Krieger geworden. Wir erinnern uns wie ihm Rudra, der Herr der Winde, zur Seite stand, wie auch Rudra den Blitz schwang, wie er als der Gewaltige und Furchtbare und zugleich als der Segenbringende angerufen wurde. Der Beiname der ihn als den Glücklichen, Beglückenden bezeichnet, ist Siva (sprich Schiwa); der Beiname ward zum Hauptnamen. Um den Gewittersturm unschädlich zu machen und im Bewußtsein seiner wohlthätigen Wirkungen ward der Gott des Windes als der Glückliche (civa) statt des Heulenden (rudra) angerufen. Man muß die große Bedeutung der regelmäßigen tropischen Winde in

Indien erwägen, wie sie die Regenzeit und das klare Wetter bringen, um zu erkennen wie die in ihnen waltende Gottesmacht zur allbeherrschenden gesteigert werden konnte; der Gott des Sturmes war der Beweger der Welt, und bei der nahen Verwandtschaft, in welcher die Luft als Lebenshauch, als Athem mit dem Geiste stand, war er der Allgeist. So wird er in einer der Upanischaden geschildert.

Das Volk bedarf lebendiger anschaulicher Götter, und was auch die Denker von der Nichtigkeit der Natur sagen mochten, es empfand ihren Einfluß, und in den Thälern des Himalaja und an den Bergen des Dekkhan, wo die Fruchtbarkeit des Landes von den tropischen Regengüssen abhing, die aber mit einer niederschmetternden Wucht ihren Segen spendeten, nahm der Gott, der im Gewittersturm seine Macht verkündete und verheerend einherbrauste, aus der Zerstörung jedoch die Fülle neuen Lebens hervorblühen ließ, folgerichtig die erste Stelle ein. Je erschreckender er mit Blitz und Donner hereinbrach, desto mehr galt es ihn durch Gebet und Opfer sich gnädig zu machen, desto mehr fühlten die Menschen mit Furcht und Zittern ihre Abhängigkeit von ihm. Er war seinen Verehrern der Gott vorzugsweise; er thronte auf den Gipfeln der Berge. Nach dem Naturbild das den Sturm mit einem heulenden Raubthier vergleicht und ihn als Tiger personificirt, ward dem in Menschengestalt vorgestellten Gott das Tigerfell zum Gewand gegeben. Die lebenschaffende befruchtende Kraft führte dazu ihn wie einst den Indra als Stier anzurufen, ihn dann auf dem Stier reitend darzustellen; aufgerichtete Steine, Phallussymbole, waren ihm geweiht.

Anders war es im Gangesthal. Da hatte das Volk weder mit den wilden Urbewohnern der Berge zu kämpfen, noch entband sich der Segen der Natur auf so gewaltsame Weise, vielmehr entfaltete er ganz milde seine üppige Pracht und Herrlichkeit. Der vedische Luft- und Lichtgeist Vishnu, der an der höchsten Stelle des Himmels thronen und von dort freundlich zur Erde niederschauen sollte, ward zum Gott des blauen Himmels, der sich im klaren Wasser spiegelt, und aus der Höhe wie aus der Tiefe durch den Segen der Feuchtigkeit und die Wärme des Lichts das blühende Leben hervorruft. Die blaue Lotosblume ist sein Symbol, er entschlummert zur Regenzeit auf dem Lotosblatt, das auf den Wassern schwimmt, so lange die Flut des Ganges steigt, so lange der heitere Himmel verhüllt ist; er wendet

ſich im Schlaf, wenn das Waſſer wieder ſich zum Fallen neigt und wie die Luft wieder heiter wird, erwacht der Gott mit der neu aufgrünenden Natur. Oder er reitet auf dem Wundervogel Garuda, gleich den Schwänen anderer Mythen eine Perſonification lichter Wolkenbildungen. Oder er lagert auf der Schlange ohn' Ende, Ananta, dem Symbol des in ſich geſchloſſenen Kreislaufs der Natur, der ſich alljährlich verjüngt wie die Schlange ſich häutet. So war Viſhnu die im Naturleben waltende Gotteskraft, und das friedſame ſinnige Volk huldigte ihm als dem gemäßeſten Bilde ſeines eigenen Charakters.

Dieſe Fortbildung des alten mythologiſchen Volksglaubens neben der prieſterlichen Speculation des Brahmanenthums fand um die Zeit von Buddha's Auftreten ſtatt oder war vielmehr bald nachher mächtig, und zwar ſo daß am Himalaja und im Dekkhan der Sivacultus, am Ganges die Verehrung Viſhnu's der Mittelpunkt der Religion ward. Der Ausbreitung des Buddhismus ſuchten nun die Brahmanen gerade dadurch zu begegnen daß ſie beide wieder mehr realiſtiſche Göttergeſtalten in ihr eigenes idealiſtiſches Syſtem hereinzogen. Sie erklärten ſie nicht für falſch, ſondern ſie geſellten ſie zu Brahma. War Brahma die urſprüngliche eine und reine Weſenheit, ſo wurde in ihm nun der geheimnißvolle und verborgene Grund aller Dinge, die weltſchöpferiſche Macht, angebetet, und die Erhaltung und Fortgeſtaltung der Welt fiel Viſhnu zu. Er herrſchte im Leben der Natur und griff wohlthätig fördernd in daſſelbe ein, er war beſonders der milde hülfreiche Gott, und ſein Wirken ging von der Natur auf die Geſchichte über; wo Erſchlaffung des Rechts und Erhebung des Unrechts eintrat, da rief man ihn als Rächer und Retter an, da ſah man im Fortgang und im Gericht der Geſchichte ſein Werk. So ward er weſentlich der Träger der ſittlichen Weltordnung, und das Walten Gottes in der Welt, das die Brahmanen und Buddha in ihrer Weltentſagung, in ihrer Sehnſucht nach der ſeligen Ruhe am andern Ufer im Schoſe des Ewigen nicht erkannten, ward nun wieder gläubig angenommen, der Dualismus von Gott und Welt, von Geiſt und Natur ward hauptſächlich im Viſhnucultus überwunden, dem Volk auch in der Gegenwart Troſt und Hoffnung bereitet. Man blickte in die Vergangenheit, und wo aus derſelben im Gedächtniß des Volks oder in den Liedern und Sagen noch große Thaten lebendig waren, die durch Weisheit oder ſittliche Kraft die Menſchheit ge-

fördert hatten und gotteswürdig schienen, da war es Vishnu, der sie vollbracht hatte. So bildete sich in Indien die Idee einer Menschwerdung Gottes; denn nicht blos in seinem göttlichen Wesen, sondern in sichtbarer Gestalt sollte der Gott auf Erden erschienen sein und die Thaten vollbracht, der sittlichen Weltordnung zum Siege geholfen haben. Nach und nach nahmen die Brahmanen acht solcher Verkörperungen oder Avataren des Gottes an, und sahen unter anderm ihn auch in der Gestalt der königlichen Helden die dem Priesterthum treu ergeben dessen Herrschaft über die Krieger begründet hatten.

Das Leben ist der Wechsel des Entstehens und Vergehens; ward in Vishnu vorzugsweise die Gottheit verehrt insofern sie die fortschreitende Bewegung leitet, so hoben die Brahmanen in Siva die verheerende und zerstörende, das Endliche ins Gericht führende, aus dem Tode aber neues Leben erzeugende Macht hervor. Er verschmolz mit Agni, das Feuer ward sein Symbol als das im Auflodern verzehrende Element. Aber auch der Linga, das Sinnbild männlicher Zeugungskraft ward in seinen Heiligthümern aufgerichtet in Gestalt konischer Steine, die vom Himmel gefallen sein sollen. Siva heißt der Männerverderbende, seinen Hals schmückt eine Kette von Schädeln, er ist mit der Asche der Todten gesalbt. Hieß schon Rudra der flechtentragende Gott nach dem Gewölk das er in Knäuel zusammenflocht, und trugen die brahmanischen Büßer Haarflechten, so ward nun Siva auch der Gott ihrer Selbstpeinigung, und sollte durch solche seine große Macht erlangt haben.

Brahma, Vishnu, Siva erhielten als die schaffenden, erhaltenden, zerstörenden und aus der Zerstörung neuschaffenden Götter auch weibliche Hälften zugesellt, Sarasvati die Göttin der Weisheit, des Wohllauts und Ebenmaßes, Lakshmi die Göttin der Liebe, der Fruchtbarkeit, und Bhavani oder Pervati, die Schöpferinnen der Thränen wie der Lust. Söhne von Siva und Pervati sind der Haus und Familie beschirmende friedsame Ganesas und der kriegerische Kartikeya. Auch Indra ward als der Gott des Himmels fortwährend angerufen. Der Liebesgott war Kama. Die weibliche Hälfte der großen Götter heißt Shakti, besondere Verehrer derselben, Shaktas üben ihre obscönen Riten heimlich aus.

In diesem Sinne nun wurde das Epos überarbeitet. Der schlaue Rathgeber der Pandusöhne im Mahabharata, Krishna,

ward als eine Verkörperung Vishnu's aufgefaßt, der Mensch geworden sei um dem jüngern Geschlecht zum Sieg zu verhelfen, und neben die alten Listen, die keineswegs alle verwischt werden, tritt nun die göttliche Weisheit mit ihren Offenbarungen. Krishna bleibt mit Ardshuna, mit Judhishthira am Leben, sie nehmen Besitz von der Herrschaft, beklagen die Todten und ergehen sich in langen Betrachtungen. Judhishthira wird zu einem Sohn des personificirten Gesetzes, des Dharma, Ardshuna zu einem Sohn Indra's, dessen Beiname er indeß auch ursprünglich war. Im Walde führen die im Würfelspiel Besiegten nun ein Büßerleben. Dadurch gewinnt Ardshuna Indra's Waffen, und der Wagen des Gottes, nicht mehr von zwei, sondern von 10000 Falben gezogen, holt ihn zum Himmel empor. Dort um Indra sind die seligen Helden und Weisen, die den Ankömmling huldigend begrüßen. Und die schönste der Wolkenmädchen oder Apsarasen Indra's wird für ihn bestimmt. Sie schmückt in der Abendkühle ihr langwogendes Lockenhaar mit Blumen, und das Auge, der Mond ihres Angesichts, fordert den Mond, das Auge des Himmels, zum Wettkampf des Glanzes. Die frisch entfalteten Blumen ihrer Brüste tragen Knospen von lieblichem Roth und bewegen sich schwellend bei ihrem Gang, ob des Busens Last beugt sie sich bei jedem Schritt. Unter dem bunten Gürtel erheben sich die Hüften, zwei Hügel in runder Fülle, des Liebesgottes Sitz, nur von leichter Hülle umspielt. So mischt sich das sinnlich Reizende in das Ascetische. Dadurch daß Ardshuna ihrem Zauber widersteht, erlangt er die Götterwaffen. Aber mit diesen soll er nun statt Indra's zuerst die bösen Geister der Finsterniß und der Dürre bezwingen. Sie überschütten ihn mit einem Hagel von Steinen und Geschossen und hüllen alles in Nacht, sie verwandeln sich in Berge und stürzen sich über ihn, aber er besiegt sie doch. Andere Dämonen kommen ihm auf 60000 Wagen entgegen und kämpfen mit Zaubereien, aber er besiegt sie doch, und soll damit Indra übertroffen haben. Das heißt die alten einfachen Naturſagen werden jetzt ins Maßlose mit abenteuerlichen Ueberschwenglichkeiten gesteigert.

Auch Rama ward jetzt zum Gott, und deshalb dem Ramayana ein ganzer Gesang vorangeschoben. König Dasaratha, seit einigen tausend Jahren kinderlos, bringt jetzt eins der großen Roßopfer, die mit jahrelangen Vorbereitungen und sinnlosen Ceremonien sehr schwer richtig zu Ende zu führen waren, und ein

Stolz des Brahmanenthums sind. Die Götter verheißen ihm Nachkommenschaft. Sie klagen dann bei Brahma über den Riesenkönig Ravana, dem Brahma bewilligt habe daß ihn kein Gott und kein Dämon tödten könne, und der darauf pochend die Welt verwüste und verwirre, daß wo er auftrete die Sonne nicht mehr scheine, der Wind nicht mehr wehen wolle. Brahma bemerkt daß der Unhold an die Menschen nicht gedacht, als er jene Bitte um Unverletzlichkeit gestellt, und die Götter bitten Vishnu er solle als Mensch sich gebären lassen um den Riesen zu bezwingen. Ein lichtes Wesen, bergeshoch, von Löwenmähnen umwallt, tritt mit dem Schritt des Tigers zu Dasaratha und reicht ihm eine Schale, daraus solle er seine Weiber trinken lassen. Er gibt der Kausalja die Hälfte, der Sumitra drei Viertel des Uebrigen, der Keikeja den Rest; dadurch empfangen sie Söhne, in jedem wohnt Vishnu, aber im Sohn der Kausalja, im Rama, am meisten. Visvamitra erlangt dann später Rama's Hülfe gegen den Riesen; das alte Heldenlied hatte den Kampf gegen denselben dadurch motivirt daß er die Gattin Rama's raubte, was gleichfalls blieb, wie denn überhaupt der ursprüngliche Mensch neben dem Gotte steht.

An die Stelle der Helden aber sind die Büßer getreten und ihre Legenden werden jetzt in das Epos eingeschoben und mit der Maßlosigkeit vorgetragen, die von da aus für den Grundzug des Indierthums genommen wurde. So die Sage von der Herabkunft Ganga's. Der heilige Fluß strömte früher nur im Himmel. Als König Sagaras in Ajodhja hundert Jahre lang Bußübungen sich hingegeben um Kinder zu bekommen, ward ihm geweissagt daß die eine seiner Frauen einen Sohn, die andere aber, des Vogelfürsten Garuda's Schwester, sechs Myriaden zur Welt bringen werde. Die letztere gebar einen großen Kürbis, und wie sie dessen Schale aufbrachen, regten sich statt der Kerne darin 60000 kleine Gestalten, die nun in Krügen voll geläuterter Butter aufgenährt wurden. Die andere Frau ward Mutter des wilden Asamandsha, den aber der Vater des Landes verwies, und dessen Sohn Anshuman zum Thronfolger ernannt wurde. Der nun führte das Roß zu dem Opfer, das sein Großvater Sagaras bringen wollte; aber eine Schlange kam und riß das Roß in den Abgrund, und das Opfer war unterbrochen. Sagaras entsandte die 60000 Söhne das Roß zu erspähen, während er in der Stellung des Weihenden verharren wollte. Sie durchwühlten die

Erde und kamen zu dem Elefanten, der sie auf dem Rücken trägt und seinerseits auf einer Schildkröte steht; wann der Elefant sich einmal schüttelt, gibt's ein Erdbeben. Sie gruben von da seitwärts, fanden das Roß bei Vishnu, und rannten gegen ihn an; aber der Gott schnaubte mit der Nase und die 60000 lagen in Asche. Anshuman ward nun nach ihnen geschickt. Er wollte ein Trankopfer spenden daß ihre Seelen in den Himmel kämen, hatte aber kein Wasser in der Tiefe. Er wandte sich an den Oheim Garudas, den Vishnu reitet, und erfuhr daß kein irdisches Wasser, sondern nur die Himmelsfürstin Ganga zur Entsündigung dienen könnte. Anshuman brachte zunächst das Roß dem Großvater, der nun das Opfer vollzog, aber auch während der 30000 Jahre seines fernern Lebens nicht wußte wie die Ganga herabkommen sollte. Anshuman ward König, und wiewol er sich 32000 Jahre gepeinigt hatte, und sein Sohn Dvilipas das Gleiche als Nachfolger gethan, so ward doch erst dessen Erben Bhagirathas die Bitte nach dem himmlischen Strom gewährt. Aber die Erde wäre zu schwach den Sturz zu bestehen, darum ward Siva durch neue Bußübungen gewonnen daß er sich auf den Gipfel des Himalaja stellte und den göttlichen Strom herabfallen hieß. Zornig gehorchte die Göttin. Aber ihre Wogen fielen auf Siva's Scheitel und verirrten sich Jahrtausende lang in seinen Haarflechten, bis endlich von dort sieben Flüsse niederrauschten, die sich später zum heiligen Strom des Ganges vereinigen. Die Götter selbst staunten ob dem Weltwunder, und wer eine Schuld auf sich hatte reinigte sich in der Flut die von Siva niederbrauste. Bhagirathas fuhr voran, die Wogen folgten ihm. Zwar schluckte sie der Büßer Jahnus einmal, ließ sie aus seinem Ohr aber wieder herausquellen. So kamen sie zum Meer und in die Tiefen der Erde, wo die Asche der 60000 entsündigt wurde und die Seelen nun zum Himmel stiegen. Ganga aber blieb von den Menschen verehrt auf Erden als der heilige Strom.

Wie die Helden des Volksepos, so wurden die alten weisen Sänger der Vedas in diese Phantastereien hineingezogen. Visvamitra war ein die Bharatas im Krieg berathender Opferpriester, dessen Gesänge wir noch kennen; er ward jetzt zu einem König, der die Welt mit Heeresmacht durchzieht. Vasishtha, der in den Veden ihm gleichfalls als Priester gegenübersteht, ward zu einem brahmanischen Einsiedler, der im blumenreichen Walde lebt, umringt von 60000 Weisen, entsprungen aus Brahma's

Haaren und Nägeln, alle das heilige Wort Om ſummend. Zu ihm kommt Viſvamitra, und Vaſiſhtha bewirthet ihn trefflich mittels der Zauberkuh Sabala, die auf ſeinen Wunſch jede Speiſe hervorbringt. Viſvamitra möchte die Kuh haben und bietet für ſie Gold und Geſchmeide, 800 Wagen, 14000 Elefanten, 11000 Roſſe, eine Million Kühe. Vergebens. Da raubt ſie der König. Aber ſie wird wild, tödtet 1000 Krieger und legt ſich dann zu Vaſiſhtha's Füßen. Ihr Brüllen erſchlafft ein Heer, und da die verzehrende Glut der Andacht Vaſiſhtha's noch mitwirkt, iſt das ganze Gefolge Viſvamitra's bald vertilgt, und verzweifelnd ſteht er einſam da wie ein Meer ohne Brandung, wie eine Schlange ohne Zahn, wie eine lichtberaubte Sonne, wie ein ſchwingenloſer Vogel. Dann geht er an den Himalaja um durch Selbſtqual Siva's Gunſt zu erlangen. Auf den Spitzen ſeiner großen Zehen, mit aufgehobenen Händen, wie eine Schlange von Luft gefüttert ſteht er 100 Jahre; damit erlangt er die Bogenkunſt, und nun verwüſtet er Vaſiſhtha's Hain. Aber mögen die Götter vor ſeiner Waffe in Schrecken gerathen, der Heilige fürchtet ſie nicht, ſie wird vor deſſen Stab zu Schanden. Da beſchließt der König ſich zum Brahmanen emporzubüßen. Nach 1000 Jahren wird er für einen königlichen Weiſen erklärt; betrübt hebt er von neuem an ſich zu peinigen. Da fällt es mittlerweile dem Fürſten Triſanku ein lebendigen Leibes gen Himmel zu ſteigen und ſo in ſeinem körperlichen Zuſtand unter die Götter zu kommen. Er wendet ſich deshalb an Vaſiſhtha, der ſolches Begehren verflucht; aber Viſvamitra will ihm zur Ausführung ſeines Verlangens helfen, tritt zum Opfer, erhebt den heiligen Kochlöffel und heißt den Triſanku gen Himmel fahren. Der thut's auch, aber Indra wirft ihn aus dem Himmel wieder herab. Viſvamitra ſieht ihn fallen, hört ihn um Hülfe ſchreien, und ruft ihm halt zu. Da bleibt Triſanku zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend. Viſvamitra aber erſchafft einen neuen Himmel mit neuen Göttern, und Götter und Weiſe flehen ihn an daß er doch die gute alte Ordnung nicht alſo ſtören möge. Sie verſtändigen ſich darauf daß alles beim alten bleibe, Triſanku aber einen Platz im Himmel erhalte. Die fortgeſetzte Kaſteiung Viſvamitra's unterbricht einmal die Nymphe Menaka, die durch ihn die Mutter der Sakuntala wird. Aber aus dem Sinnentraum erwachend fängt er ein neues Jahrtauſend von Strengigkeiten an. Nichts reizt ihn mehr zur Liebe, nichts zum Zorn; mit angehaltenem Athem ſteht er ſtumm. Da wird es den

Göttern bange, Schrecken ergreift die Welten, das Sonnenlicht scheint finster vor seinem Glanz, der Wind weht nicht mehr, die Berge wanken, Visvamitra ist durch seine Buße so mächtig daß das All in seiner Gewalt ist, daß er es zerstören könnte, wenn ihm sein Wunsch, die Brahmanenwürde, versagt werden sollte. Die Götter flehen darum zu Brahma, der sie ihm gewährt. Die Buße aber hat alles weltliche Verlangen, alles Rachegefühl in Visvamitra ausgetilgt, und so versöhnt er sich mit Vasishtha, der sammt den Vedas ihn als Brahmanen anerkennt und beide strahlen vereint im Glanze des Brahmanenthums.

Tugend, Gedächtniß, Ausharren, Weisheit, Milde, Geduld, Verstand,
Buße, Freiheit und Allkunde, Güte, Mäßigung, Dankbarkeit,
Gleichmuth — dieses versteht nämlich unter Brahma wer Brahma kennt.

Das auf solche Art überarbeitete, mit Episoden überfüllte, von ihnen überwucherte, sie endlich nur einrahmende Epos gleicht nun allerdings dem Ashvatthabaum, der seine Zweige wieder zur Erde senkt, wo sie Wurzeln treiben und neu aufsprießen, sodaß der Mutterstamm zum ganzen Wald wird, den die Schlingpflanzen umranken und mit Blüten schmücken. Von den so im Lauf eines Jahrtausends angewachsenen Gedichten gilt dann was Fortlage sagt: Sie führen uns in unabsehbare Waldungen, bewohnt von frommen Einsiedlern, durchstreift von Halbgöttern, Riesen, Menschenfressern und sinnbezaubernden Nymphen. Wir sind in eine warme treibhausartige Atmosphäre versetzt, wo der Geist eine magische Gewalt über die Körperwelt ausübt, und wo die scharfen Umrisse aller Dinge in einem reizenden Nebel verschwimmen. Hier büßen sich Menschen zu göttlicher Würde hinauf, Götter steigen in Menschen- und Thiergestalt auf die Erde herab, das Leblose erscheint bald als lebendig, bald das Lebendige als leblos; wir sind im Lande der Wunder, wo aus dem Kleinsten das Größte wird und aus dem Größten das Kleinste, wo der Geist alles kann und der Einsiedler kraft seiner Buße neue Firmamente schafft. Alle Gegenstände erscheinen weich wie Wachs, umformbar ineinander gleich den Organen der Pflanzen.

Aber auch in der Philosophie suchten die Brahmanen nicht blos durch die Vedanta das Ansehen der Vedas und Upanischaden zu behaupten und ihre Lehre, daß Brahma das ewige wahre Wesen sei, gegen die Buddhisten zu vertheidigen, sondern sie trachteten auch ihre Auffassung von der Weltseele oder dem Brahma,

deſſen Theile die einzelnen Seelen ſind und vor welchem die Natur nichtig und nur ein Traum iſt, auszugleichen mit der Anſchauung des Kapila, der an der Wirklichkeit der Einzelſeelen und der Natur feſthielt, und mit dem Buddhismus, der die Ueberwindung der Welt durch Leidenſchaftsloſigkeit und die Befreiung vom Kreislauf des Endlichen durch den Eingang ins Ewige anſtrebte. Die Jogalehre, die Vertiefung des andächtigen Geiſtes, die Selbſtinnigkeit der Seele im reinen Gedanken, ſpricht dieſe Verſchmelzung aus; auch ſie fand Eingang in das Epos, indem ſie Kriſhna als Viſhnu dem Ardſhuna wie eine Offenbarung der Geheimniſſe des Lebens vorträgt. Brahma, der ruhende Urgrund der Welt, erſcheint hier aufgegangen in Viſhnu, dem alldurchwaltenden Herrn des Lebens. Er iſt in ſich eins, die Seele der Welt, und zugleich in allen Dingen gegenwärtig, das was ihr eigentliches Weſen ausmacht, der Glanz im Metall, das Leuchten des Feuers, der Verſtand des Verſtändigen, die Kraft des Starken. Die Natur, die Materie beſteht als das immerdar Wechſelnde, indem die Seelen aus dem Stoff ſich immer neue Körper als ſo viel Formen oder Gewänder bereiten, bis ſie ſich wieder zur Weltſeele, zum Unendlichen erheben, und in den Grund eingehen aus dem ſie hervorgegangen. Gott in allem gegenwärtig, alles aus ſich erzeugend, alles in ſich hegend, über allem waltend, ſich in ſeiner Einheit ſelbſt erfaſſend, Gott als welteinwohnender und weltbeherrſchender Geiſt, dieſe höchſte Idee der Philoſophie iſt hier ausgeſprochen einige hundert Jahre vor Chriſtus und dem menſchgewordenen Gotte ſelbſt in den Mund gelegt. Kriſhna läßt den Ardſhuna ihn mit ſeinem Gottesauge anſchauen, und er ſieht wie Gott alle Weſen in ſich vereinigt, wie Brahma ſelbſt im Lotoskelche Viſhnu's ruht, deſſen Leib das ganze Univerſum iſt. Wir ſtellen einige Sprüche aus der Bhagavadgita (Lied von Bhagavad, einem Beinamen Viſhnu's) zuſammen; bekanntlich hat Schlegel dieſe Epiſode des Mahabharata mit lateiniſcher Ueberſetzung herausgegeben und Wilhelm von Humboldt eine treffliche Abhandlung darüber geſchrieben.

Ich bin der Welten Urheber, ihr Untergang geſchieht in mir,
Wie an die Perlenſchnur Perlen ſo iſt das All an mich gereiht.

Ich fließ' in allen Meerfluten, ich leucht' in Sonn- und Mondenſchein,
Der Männer Geiſt, der Luft Schatten, der Erde ſüßer Duft bin ich.

Und keineswegs verlier' ich mich im Werke meiner Schöpfungskraft,
Darin ich wohn' und ſtill walte, unbewegt wie es wogen mag.

Sowie die Sonn' alleinſtrahlend dennoch die ganze Welt erhellt,
So wird von meinem Urlichte erleuchtet aller Menſchen Geiſt.

Der Anfang aller Weltweſen und Mitt' und Ende das bin ich,
Mein Auge nimm, das göttliche, dein menſchliches genüget nicht.

Was alles ſich mit Luſt reget und was da unbeweglich bleibt,
Sollſt du in meinem Leib ſchauen, denn in mir iſt und lebt das All.

Mit mannichfachen Antlitzen, mit Himmelszierden ſiehſt du mich,
Mit Himmelskronen lichtſtrahlend, Gewändern himmelsduftumweht.

Aus tauſend Augen glanzvollen dringt überall mein Feuerblick,
Allwunderkräftig, ohn' Ende der Waffen führ' ich jegliche.

Du ſiehſt die Welt die vieltheil'ge in meinem Gottesleib vereint,
Alle Götter und Erdweſen ſie ſteigen auf und ab in mir.

Ich ſelbſt bin der Untheilbare und bin der Allgeſtaltete,
Ich bin der ſtete Rechtſchützer, bin immerdar der gute Geiſt.

Ich bin der Herr, ich bin alles, alles iſt meines Weſens voll,
In mir beſtehend, mir dienend freut ſeines Ruhmes ſich das All.

Die ſittlichen Lehren nähern ſich dem Buddhismus oder nehmen ihn in ſich auf. Der Menſch ſteht einmal innerhalb des bedingten und getheilten Seins, iſt einmal mit dem Körper behaftet, darum muß er deſſen Bedürfniſſe befriedigend und handelnd die Forderung des Tages erfüllen. Das iſt ſeine Pflicht. Leben iſt Leiden. Der Menſch, der es überwinden will, ſoll über der Körperlichkeit ſtehen und innerhalb der Verkettung der Endlichkeit doch frei ſein, er ſoll ruhigen Gemüths, ohne Leidenſchaft handeln, ohne ſein Herz von der Welt feſſeln zu laſſen, und ſoll ohne Rückſicht auf den Erfolg, auf Glück oder Unglück in reiner Gottergebenheit ſeine Pflicht erfüllen. Steine und Gold ſoll man gleichachten, aber wohlgeſinnt ſein für alle Geſchöpfe und ihr Beſtes ſuchen.

Wer mit treuem Glauben irgendeinen Gott verehrt der iſt ein wohlgefälliger Diener des Höchſten und Einen; dieſer iſt der Genießer aller Opfer, welcher Name auch dabei angerufen werde; Blüten und Früchte, wenn ſie ein demüthiger Sinn darbringt, empfängt er gern. Der Gläubige iſt wie das Weſen woran er glaubt, er gelangt nach dem Tode zu dem welchem er ſich gewidmet hat, der Inhalt des Glaubens iſt ein Abbild des Herzens (in ſeinen Göttern malt ſich der Menſch). Die rechte Buße iſt nicht Selbſtpeinigung, ſondern Selbſtbeherrſchung, Geduld und

daß man fernerhin das Herz vor Schuld bewahrt. Höher als Opfer und äußerer Brauch steht die Innerlichkeit des Gemüths, das sich von Leidenschaften entstrickt, ruhig und still sich in sich und in das ewige Selbst vertieft; dadurch erhebt sich der Geist aus der Endlichkeit zu Gott, dem Ewigen und Einen. Einsam soll der sich der Vertiefung Widmende auf Opfergras sich niederlassen, unbewegt den Odem einziehen, nirgends umherblickend auf die Nasenspitze die Augen richten und den geheimnißvollen Namen der Gottheit Om summen; — so machen sich doch brahmanische Aeußerlichkeiten wieder geltend. Indeß darüber erhebt sich die Forderung der Seelenreinigung und Gemüthsruhe. Den Gliedern der Schildkröte gleich soll der Vertiefte die Sinne von dem Stoff des Sinnenreizes zurückziehen, still halten vertieft in Selbstvertiefung, wie die Lampe die kein Wind bewegt, und seine Gedanken in das eine Wesen, in die Weltseele versenken. So geht er mit seinem Selbst ein in das göttliche Selbst.

Indem auch diese bewunderungswürdige tiefsinnige Gedankendichtung dem Mahabharata eingeflochten wurde, gestalteten die Indier dasselbe mit Absicht zu einem Sammelwerk alles Wissenswürdigen; das Gedicht nennt sich selbst ein großes Lehrbuch des Nützlichen, ein Lehrbuch des Rechts, ein Lehrbuch des Angenehmen, ausgesprochen durch Vjasa vom unermeßlichen Geist. Die didaktische Tendenz gesellte sich zur ursprünglichen Lust an der dichterisch freien Darstellung, während die Priester den alten Sagenstoff umprägten und ihre Anschauung in das Werk hineinarbeiteten. Damit hing zusammen daß man den Unterschied der Poesie und Prosa, den die vorbuddhistische Zeit in der Lyrik der Hymnen und dem Epos sowie in den Brahmanas und der Philosophie schon hervorgebildet hatte, wieder aufgab, und für die Literatur auch der Wissenschaft die metrisch gebundene Form nahm.

Das Brahmanenthum übte nach der Berührung mit den Griechen seine Einflüsse über Alexandrien, die orientalischen Ideen wirkten zur christlichen Gnosis mit. Die Idee der Menschwerdung Gottes war den Indiern eigen wie dem Christenthum, und sie faßten nun auch die drei großen Götter Brahma, Vishnu, Siva zur Einheit, zu einer Dreigestalt, zusammen, zur Trimurti: es ist dasselbe göttliche Wesen das sich dreifach offenbart als Schöpfer, als Erhalter, als Zerstörer und Auflöser des Endlichen, sodaß aber der Tod sogleich die Wiege neuen Lebens wird. Wie indeß Siva in den Bergen, Vishnu am Ganges seine ersten und meisten

Verehrer hatte und die Brahmanen an Brahma festhielten, so entstanden Sekten welche immer in einem dieser Götter den alleinwahren Gott sahen und die andern nur für besondere Namen seiner Thätigkeit oder seiner Eigenschaften erklärten. Ihre Lehren sind in den Puranas dichterisch ausgesprochen. Sie verhalten sich zum Mahabharata wie Hesiod zu Homer.

Die Puranas reden vom Ursprung der Welt, geben die Genealogie der Götter und alten Könige, und reihen daran neue Dichtungen über den Gott dem sie huldigen, oder wandeln die alten Mythen im Geist der Sekten um. Da erscheint vieles noch maßloser als in den spätern Theilen des Epos, und manches ist völlig absurd; dazwischen aber erklingen wieder Töne von einer seelenvollen Sinnigkeit, und große oder sittlich schöne Gedanken durchbrechen oder tragen die phantastische Wunderwelt. So kämpft Kasipu der Riesenkönig gegen Vishnu, unterjocht die Erde, baut sich als Weltthyrann ein Schloß auf dem Himalaja und zwingt selbst die Götter zu seinem Dienste; nur Brahma, Siva, Vishnu entziehen sich unsichtbar der Krone. Aber in Kasipu's Knaben Prahrada keimte die Verehrung für Vishnu, die Außendinge schienen ihm Schatten ohne Wirklichkeit, nur im Gefühl der Vereinigung mit dem ewigen Geist fand er seine Freude. So bekannte er dem Vater daß er gelernt habe das Eine was zu wissen noth thut, zu verehren den Urgrund der in allem ist wie alles in ihm. Das Kind ward eingesperrt und gegeiselt daß es widerrufe, aber es fuhr fort zu bekennen daß in dieser Scheinwelt nur Vishnu die Wirklichkeit und Wahrheit sei. Kasipu ließ die Riesen mit schweren und schneidigen Waffen auf den Knaben schlagen; sie verwundeten ihn nicht; er ließ ihn vom Elefanten zerstampfen, aber er blieb unverletzt; er ließ ihn in eine Schlangenhöhle werfen, aber die Zähne der Nattern waren stumpf gegen ihn und ihr Gift wandelte sich in Balsam; die Flammen des Scheiterhaufens leuchteten wie kühle duftige Blumen um ihn. Den von der Klippe Gestürzten trugen die Lüfte sanft zu Boden. Laß von deinem blinden Wüthen, sagte er dem Vater, und erkenne die Macht des Allgegenwärtigen; Sonne, Mond und Sterne, Meer und Wälder sind Glieder seines Leibes; wer auf ihn baut den schirmt seine Huld, wer ihm trotzt der flattert in das Feuer seines Zorns wie Mücken ins Licht. Nun ward der fromme Knabe ins Meer versenkt; aber im Abgrund des Oceans rauschte sein Loblied Vishnu's durch die Wogen:

Sei gepriesen, Seele du des Weltalls,
Größer als das Größte und doch kleiner
Als das Kleinste, immerdar du selber
Und doch tausendfach verschieden bist du,
Wie das eine Licht in tausend Farben
Sich und Strahlen bricht. In allen Räumen
Waltest du und klopfst in allen Adern,
Denkst in allen Seelen, Herr und Meister.
Alle Opfer flammen dir und alle
Stimmen sind ein Chor zu deinem Lobe.
Als Gefäß von deinem Geiste bin ich
So wie du unsterblich, in dir lebend
Bin ich eins mit dir des Weltalls Seele.

Da sprangen seine Fesseln und die Flut hob ihn empor. Der Riese schalt die Schergen, aber der Sohn entschuldigte sie, nur der allgegenwärtige Gott habe ihn befreit. Der Riese versetzte höhnisch: Wenn denn Gott, von dem du fabelst, in allen Dingen ist, sag' mir, ist er nicht in dieser Säule? Und mit geballter Faust schlug er gegen eine Jaspissäule des Palastes. Sie spaltete sich und der Gott, halb als Löwe, halb als Mensch gebildet, stand in ihr, und trat hervor und erschlug den Riesen mit gewaltiger Pranke. Neu athmete die befreite Welt, und der Gott erschien wieder in seiner Milde mit der blauen Lotosblumenkrone, Ruhe kam in die Natur, rosiger Schimmer verklärte die Luft, als er den Prahrada zum König weihte.

Minder sagt es uns zu wenn der betende Bharata, der schon durch Sinnentödtung die Welt überwunden, sich einer vor dem Löwen ins Wasser springenden Antilope erbarmt, und durch die Sorge für das Thier der Frucht seines Strebens verlustig geht, denn sie zieht seine Gedanken in das Weltliche zurück, der Tod kommt über ihn, sein brechendes Auge hängt an dem zärtlichen Thier, und er wird als Antilope wiedergeboren statt in die Weltseele einzuströmen. Oder wenn der Klausner Saupari einen Fisch mit seiner Brut spielen sieht und auch Kinder und Enkel möchte, und sie auch in reicher Glücksfülle bekommt, denn seine Buße war so mächtig gewesen daß er allen Königstöchtern als der schönste Jüngling erschien, — und wenn er dann zu den Enkeln die Urenkel wünscht und dabei inne wird daß für Hoffen und Wünschen kein Ende sei und ein böser Zauber in jenem Fisch ihn vom Weg der Ruhe und des Heils abgelockt habe. Der Dualismus wird so auch in der Vishnuverehrung nicht völlig

überwunden, Gott bleibt als der bestimmungslos reine Eine der vielfältigen Welt mit seinem wahren Wesen und Selbst doch ein Jenseits, so sehr er als allgegenwärtig und in allen Dingen lebendig gepriesen wird. Immer wieder ertönt mit religiöser Weihe die Mahnung:

Alles Sinnliche, glaub' es,
Dran dein Herz du heftest, ist so flüchtig
Und so leer wie ziehender Morgennebel,
Ja ist nur die wesenlose Schöpfung
Deines Geistes, schneller noch vergangen
Als entstanden; drum dem Wahn entsagend
Daß die Welt der Sichtbarkeit, die Quelle
So von Schmerz wie Freude, dauern könne,
Richte fest und unverrückt die Sehkraft
Deiner Seele auf das Eine Ew'ge
Wandellose! Zu dem großen Urgeist
Flüchte dich! In ihm nur ist die Ruhe,
Nur in ihm der Frieden.

Das Mahabharata fand noch eine Fortsetzung oder Erweiterung in einem Epos das die Geschichte Krishna's und seiner Familie behandelt und nach seinem Beinamen Hari den Titel Harivansam führt. Eine Episode erzählt die reizende Liebesgeschichte von Pradyumna und Pradhabati, schwärmerisch, duftig, märchenhaft. Und so nimmt denn überhaupt die spätere epische Dichtung diese Wendung daß die Liebe ihr Mittelpunkt wird, daß der Ton ans Lyrische anklingt und daß die Dichter in künstlichen Versmaßen und in der Ueberwindung von Formschwierigkeiten ihre Virtuosität zur Schau stellen. So schrieb Bhatti die Geschichte Rama's ganz ausdrücklich zur Erläuterung der Grammatik und zur Darlegung schwieriger Reime und Versmaße. Ja man ging so weit Gedichte abzufassen die einen verschiedenen Sinn gaben wenn man die Silben anders abtheilte und dadurch aus den gleichen Silben verschiedene Worte bildete, und es gibt ein Werk von Kaviradsha, das der Leser auf diese Art entweder als Mahabharata oder als Ramayana herausklügeln kann, indem es den großen Bürgerkrieg oder die Thaten Rama's erzählt, je nachdem man sich die Worte aus dem Silbenchaos abtheilt. Auch Indien zeigt in solchen Formspielereien den Verfall der echten Kunst, deren Form ursprünglich aus der Größe und Anmuth des Inhalts und aus der erhobenen harmonischen Seelenstimmung des Künstlers entsteht und der naturwüchsige Ausdruck der Idee

iſt, dann aber der äußerlichen gehaltloſen Nachahmung anheimfällt, und in jenen Verſchnörkelungen zu Grunde geht, in welchen ein eitler Sinn mit der zweckloſen Beſiegung zweckloſer Schwierigkeiten prunkt. Als Heil- und Verjüngungsquell ſtrömt auch in Indien daneben das Volkslied, aber es harrt noch vergebens des Künſtlergeiſtes der ſich ihm anſchließt, wie nach der Zeit der Pegnitzſchäfer Goethe in Deutſchland, wie zum Trotz des höfiſchen Stils Shakeſpeare in England gethan.

Lehrdichtung. Fabeln und Märchen.

Wie ſchon in der älteſten indiſchen Literatur der Gedanke in der Dichtuug hervortritt und ſie auszeichnet, ſo nahm ſie, wie wir ſahen, allmählich eine lehrhafte Richtung an und die Erfindung der Phantaſie ward dem Zweck dienſtbar einen Spruch der Sittlichkeit oder Lebensklugheit einzuſchärfen. Auch im buddhiſtiſchen Kreiſe finden wir die Lehrweiſe Chriſti eine Idee dem Volk durch die Einkleidung in eine Erzählung anſprechend vorzutragen und zugleich das Nachdenken zur Erfaſſung des zu Grunde liegenden Sinnes anzuregen. Die religiöſen Wahrheiten wurden in Parabeln und Legenden dargeſtellt.

Eine Sammlung von Parabeln dient zum Commentar von Buddha's Sprüchen; wahrſcheinlich hat er ſelbſt von Anfang an wie Jeſus Erzählungen und Gedanken miteinander verbunden. In ſolchen Geſchichten wird häufig ein räthſelhaftes gegenwärtiges Geſchick dadurch erklärt daß Buddha die Zeiten durchſchaut und auf frühere Thaten in andern Lebensperioden der Seelen hinweiſt. Denn der Menſch erfährt an ihm ſelber was er andern gethan, wenn nicht alsbald, dann nach dem Tod durch die Art und Weiſe wie er wiedergeboren wird und was dann ſein Los iſt. Andere Geſchichten zeigen die Macht des Sittengeſetzes. Da hört ein König, der in Liebe zu der Frau eines andern entbrannt iſt, als er im Halbſchlummer unruhig ſich hin und her wirft, die ihn erſchreckenden Töne du sa na so. Er wendet ſich an ſeinen Brahmanen, der ein großes Opfer verlangt; von allen Gattungen lebendiger Weſen ſoll eines dargebracht werden. Daß hier auch ein Menſch bluten ſoll das rührt die Königin, und ſie wendet ſich an Buddha. Dieſer deutet die geheimnißvollen Töne. Es waren einmal vier Brüder, die beriethen ſich wie ſie ihr

Erbe durchbringen sollten, und kamen zum Entschluß sie wollten Frauen damit verführen. Sie thaten es und kamen dafür in einen siedenden Höllenkessel, wo sie dreißigtausend Jahre hinabsinken bis sie den Boden berühren; dann steigen sie wieder empor, und kommen einen Augenblick an die Oberfläche; da möchten sie nun jeder einen Spruch betend ausrufen um Gnade zu erlangen, aber ihre Schuld ist noch nicht gebüßt, jeder spricht nur eine Silbe aus, und von neuem sinken sie in die Tiefe. Der Augenblick ist gerade gewesen wo sie oben waren, und der König hat ihre Stimmen gehört. Der König wird dadurch gebessert, die zum Opfer bestimmten Wesen werden befreit. — Oder das Huhn wird bös auf das Mädchen, das täglich das frisch gelegte Ei verzehrt, und wird als Katze, das Kind als Henne wiedergeboren, und nun frißt die Katze die Küchlein; aber die Henne grollt darob und wird zum Leopard, die Katze zur Gazelle, und der Leopard verzehrt ihre Jungen; so geht es fort fünfhundert Jahre lang, bis das Mädchen wieder ein Mensch geworden und die Predigt Buddha's hört, daß man nicht grollen, sondern das Böse durch das Gute, den Haß durch Liebe besiegen müsse. Die schönste mir bekannte Parabel ist die von Kisagotami. Ein reicher Mann im Savatthiland sah eines Morgens all sein Gold in Kohlen verwandelt. Ein Freund erkennt daß er des Reichthums nicht werth gewesen, und räth ihm er solle die Kohlen zusammenschichten und zum Verkauf ausbieten. Frage aber jemand warum er Gold und Silber verkaufe, so solle er antworten: Bring es mir. Und wenn er das Gebotene in seine Hand nehme, werde es wieder Gold und Silber sein. Geschehe das durch eine Frau, so solle er ihr seinen Sohn vermählen und beiden seine Habe überlassen. Und eine Jungfrau namens Kisagotami, die würdig der Schätze war, trat zu dem Mann, der vor seinem Kohlenhaufen stand, und fragte ihn warum er Gold und Silber neben den Waaren der andern Kaufleute feil biete. Gib mir doch das Gold und Silber, war seine Antwort. Und die Jungfrau reichte ihm eine Hand voll Kohlen, die wieder zu Gold und Silber wurden, wie sie aus ihrer in seine Hand kamen. Da vermählte er sie seinem Sohn und überließ ihnen sein Vermögen. Beide lebten froh und glücklich. Kisagotami gebar einen Sohn. Aber wie der laufen konnte, da starb er. Und sie nahm das todte Kind an ihren Busen und ging von Haus zu Haus und fragte ob niemand ihr eine Arzenei geben könnte. Die Leute schüttelten

den Kopf, wie wenn sie den Verstand verloren habe; ein Weiser aber dachte: Die Frau ist jung und glücklich gewesen und kennt das Gesetz des Todes noch nicht; ich will sie trösten. Und er sprach zu ihr: Gehe zu Buddha, er wird dir helfen. Und Buddha sagte ihr: Bringe mir eine Hand voll Senfkörner, die geben deinem Kind das Leben wieder; aber du mußt sie in einem Hause holen wo noch kein Gatte, keine Kinder, keine Aeltern gestorben sind. Da ging sie von Thür zu Thür, überall bot man ihr Senfkörner, aber wenn sie fragte, ob auch nicht Gatte, Kind oder Aeltern in dem Hause gestorben seien, da hatte jedes Haus seine Todten zu betrauern. Da begrub sie ihr Kind im Walde und kam wieder zu Buddha. Ich habe, sagte sie, die Senfkörner nicht gefunden; der Todten sind viel, der Lebenden wenig. Und Buddha sprach: Du dachtest du habest allein einen Sohn verloren; aber das ist das Gesetz des Todes, daß alles Lebendige vergänglich ist. Da ging sie beruhigt nach Hause. Und wie sie des Abends in die Lichtflamme blickte, da dachte sie: Mein Zustand ist dem der Lampe gleich. Und sie vernahm Buddha's Worte: Alles Lebendige gleicht der Lichtflamme, einen Augenblick leuchtend, im andern erloschen; nur in Nirvana ist dauernder Frieden. Da ruhte ihre Seele in stiller Beschaulichkeit.

In der Thiersage haben wir ein Gemeingut der Urzeit; während Deutschland sie am reinsten hielt und am meisten episch ausbildete, bewahrte doch auch der reale Geist der Griechen in der Fabel die Natur der Thiere; bei den Indiern aber schlug theils der Zweck der Lehre so mächtig vor, theils ließ sie der Glaube an die Seelenwanderung in allen lebenden Wesen so sehr dieselben Seelen erblicken, daß die Thiere nur zur Maske der Menschen wurden, daß ihre eigenthümliche Art nur ganz äußerliche Berücksichtigung fand. Wenn auch von A. Weber nachgewiesen ist daß durch die Griechen nach Alexander eine Reihe von äsopischen Fabeln nach Indien kam, so steht doch denselben ein großer Reichthum originaler Erzeugnisse zur Seite. Daß auch der Kleine dem Mächtigen helfen kann, war einmal eine Erfahrung der Urzeit. In Indien füllen Mäuse die Grube in die der Elefant gestürzt ist; in Griechenland zernagt die Maus den Strick, in welchem sich der Löwe gefangen hat; Elefanten und Löwen sind Thiere die in der Urzeit unbekannt waren, die aber nach der Scheidung der Völker sich die einen in Indien, die andern in Griechenland als die besonders gewaltigen darstellten;

die Maus war aber im gemeinsamen Alterthum bekannt. Es sagt ihr besser zu daß sie den Strick zernagt; die spätere indische Fassung läßt sie das dann auch beim Elefanten thun. Durch mannichfaltige Fortbewegung im Munde des Volks gewinnen solche Geschichten gleich Rollsteinen endlich die runde präcise Form, den treffenden Ausdruck.

Was aber die Indier auch aus dem Occident empfingen, sie haben es reichlichst durch die novellenartigen Geschichten und die Märchen heimgezahlt. Die Quelle liegt hier wie im Epos theils in der Mythologie, theils in der Lebenserfahrung; der nachhaltige Reiz den die Offenbarung eines tiefen Sinnes in phantasiereich spielender Form gewährt, beruht auf der Verschmelzung beider Elemente. Für Indien war das Auftreten des Buddhismus und dann neben und nach ihm das Fortbestehen des Brahmanenthums maßgebend. Die Naturpoesie der Veden, die Göttersage war schon im Epos mit der menschlichen Geschichte verschmolzen; die mythologischen Ideen verschwanden dem Bewußtsein bei den religiösen Neuerungen, aber so viele dichterische Ausdrücke, so viele ihm lieb gewordene Züge hielt das Volk fest und knüpfte sie nun an neue Ereignisse und motivirte sie nun auf neue Art nach Zeit und Sitte. Zu den Trümmern und Motiven der alten Sagen gesellte sich der Kreis von Legenden, von Geschichten der Heiligen, durch welche die Phantasie der Buddhisten ihre Lehren veranschaulichte, um so mehr als auf das vorbildliche Leben des Religionsstifters so großes Gewicht gelegt war. Die Nichtbuddhisten ließen den Heiligen weg, behielten aber das Wunderbare und sinnvoll Gefällige der Erzählung bei, gaben ihr andere menschliche Träger oder verwandelten die Legende in eine Fabel mit Thiernamen. Wir finden in Indien bereits im 6. Jahrhundert eine Sammlung von derartigen Erzählungen mit eingeflochtenen Sittensprüchen so berühmt daß der Perserkönig Kosru Nushirvan eine Uebersetzung anfertigen ließ; das Werk war als Fürstenspiegel abgefaßt in 12 Büchern und bildet die Grundlage für den unter dem Namen Hitopadesha, freundliche oder heilsame Unterweisung, angefertigten Auszug, wie für die spätere indische Bearbeitung, welche Pantshatantra, fünf Bücher, heißt und hauptsächlich den fünf ersten Büchern der alten Sammlung folgt, Erzählungen der spätern aber einschachtelt. Denn wie in der Schlußredaction des Epos wird auch hier die Sitte herrschend eine Erzählung zum Rahmen zu nehmen und in ihren

Verlauf andere einzufügen, in die wieder andere hineingeſchoben ſind wie beim Gewicht der Krämerwage. Bedeutſame Lehren ſollen ſtets nicht durch eine, ſondern durch mehrere Begebenheiten veranſchaulicht, durch eine Sammlung von Sprüchen eingeprägt werden. Dieſe moraliſirenden Erzählungen ſagten den Indiern beſonders zu. Die Phantaſie ergeht ſich in freiem Spiel mit Zeit und Raum, mit den Formen der Dinge, und verſetzt die Bilder welche früher religiöſe Ideen verſinnlichten, als Wunder in die unmittelbare Wirklichkeit; alle Gegenſtände werden belebt und beſeelt; ſie wechſeln gelegentlich ihre Formen, ſtreifen ihre Geſtalt ab wie Schlangen ihre Häute und verwandeln ſich in neue Erſcheinungen; in dieſem Treiben, ſo ſeltſam es uns vorkommen mag, enthüllt ſich doch eine höhere Lebenswahrheit, oder es ſpringt aus ihm eine Klugheitsregel für den Hörer hervor. Das Märchen war geboren und übte fortan ſeinen Zauber auf das Kindergemüth. Es ging aus dem Volksmund über in das Buch, die Bücher wurden überſetzt, aber aus der Ueberſetzung kamen die Geſchichten wieder in den Mund der andern Völker, von Reiſenden wurden ſie einhergetragen wie Samenkörner von wandernden Vögeln; was unverſtändlich war, was nicht zuſagte ließ man fallen; man behielt den Sinn bei, gab aber der Erzählung das Gepräge heimiſcher Sitte, oder ergänzte, erſetzte ſie durch ähnliche Begebenheiten eigener Erfahrung; oder man gab das Ganze als ſolches auf, aber einzelne Züge, einzelne Motive prägten ſich der Erinnerung ein und wurden bald der Keim ſelbſtändiger neuer Geſchichten, bald wurden ſie beſtehenden Sagen zu deren Fortgeſtaltung eingepflanzt. Das alles geſchieht allmählich, abſichtslos; iſt aber die rechte Geſtalt gefunden, dann haftet ſie nun im Volksgemüth oder wird wieder von der Literatur aufgenommen. Die indiſchen Märchen kamen durch den Buddhismus zu den Mongolen, die zwei Jahrhunderte in Oſteuropa herrſchten und dadurch ihre Kunde den Slawen überlieferten. Andererſeits drangen islamitiſche Völker in Indien ein, und eigneten ſich Juden und Araber nicht blos durch mündliche Erzählung, ſondern durch Ueberſetzung der Sammlungen die indiſchen Märchen an. Von beiden kamen ſie durch den Verkehr im Oſten ſeit den Kreuzzügen oder von Weſten her durch die Mauren in Spanien zu den romaniſchen und germaniſchen Nationen. Meiſterhafte Erzähler, ein Boccaccio im Dekameron, ein Don Manuel im Conde Lucanor, ein Straparola bemächtigten ſich ihrer, und

durch sie wurden sie so recht in Europa wiedergeboren und kamen von neuem in den Mund des Volks, in die Poesie eines Arioſt und Shakespeare.

Theodor Benfey hat in der so gelehrten als geschmackvollen Einleitung zu seiner Verdeutschung des Pantschatantra den Nachweis geliefert wie die indischen Märchen durch ihre innere Vortrefflichkeit meistens das was bei den Europäern schon Aehnliches vorhanden war, in sich aufnahmen, sodaß in der Umwandelung vielfach nur ursprünglich getrennte Züge und Motive kaleidoskopisch vermischt wurden, wodurch die scheinbar so große Masse europäischer Märchen sich auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen reducirt, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick durch theils volkliche, theils individuelle Thätigkeit vervielfältigt haben. Denn das Märchen berührt viele Herzensſaiten, und die eine Bearbeitung hält diesen, die andere jenen Ton vorzüglich fest, alle aber verlangen nach dem gesunden sittlichen Volksbewußtsein den Sieg der sittlichen Weltordnung, der auch bei schnurrenhafter Laune der heitern Behandlung bewahrt bleiben soll. Jene Grundformen aber sind es welche den unversiegbaren, immer neu aufsprudelnden Born bilden, an welchem das ganze Volk, hoch und niedrig, am meisten aber dasjenige dem sonst wenig Quellen geistigen Genusses fließen, sich immer von neuem erfrischt.

Für das Phantasieleben der Menschheit haben diese Erzählungen daher eine Bedeutung die man nicht zu hoch anschlagen kann, und deshalb scheint es am Orte das Gesagte durch einige Beispiele zu erläutern.

Das indische Epos hat folgende Erzählung: Zu König Usinara flüchtet hülfesuchend eine vom Habicht verfolgte Taube. Der Raubvogel behauptet sein Recht auf Nahrung, der König gibt aber lieber ein Stück des eigenen Fleisches so schwer wie die Taube, als daß er die ihm vertrauende, schutzflehende auslieferte. Da wiegt die Taube stets schwerer denn das ausgeschnittene Fleisch, bis daß Habicht und Taube sich als die Götter Agni und Indra offenbaren, die des Fürsten Tugend prüfen gewollt, und ihn mit sich in den Himmel nehmen, während sein Ruhm auf Erden ewig währt. Die Grundlage bildet hier eine Legende des Buddhismus, der sich bei seiner erbarmenden Liebe gegen alle lebenden Wesen, auch gegen die Thiere, in solchen Opfererzählungen gefiel, während den Nichtbuddhisten das Ausschneiden des Fleisches,

das Abwägen desſelben gegenüber einem fordernden Gläubiger, dem man nicht genug thun konnte, etwas Abſchreckendes hatte, und der Blick ſich von dem hingebenden Dulder, der urſprünglich verherrlicht werden ſollte, auf den hartherzigen Dränger wandte, deſſen Unerbittlichkeit zuletzt ihren Lohn finden mußte. Und ſo begegnen wir denn in einem mongoliſchen Märchen, und nach ihm im ruſſiſchen Urtheil des Schemäka, einer Reihe von ſcharfſinnigen Entſcheidungen ſtreitiger Rechtsfälle, in denen der Beklagte gewöhnlich abſichtslos ſchuldig geworden und durch eine kluge Wendung freigeſprochen wird, und bei der muhammedaniſchen Faſſung dieſer Erzählung beginnt ſie mit dem Soldaten, der dem Juden für geborgtes Geld ein Pfund Fleiſch verſchreibt, und der Richter heißt den Juden das Fleiſch ausſchneiden, aber ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. In Hagen's Geſammtabenteuer kommt die Geſchichte in Bezug auf einen Kaufmannsſohn vor, und während der Jude ihm nach dem Hof des Kaiſers folgt, geht es ihm ganz ähnlich wie in der mongoliſchen und muhammedaniſchen Darſtellung, er überreitet ein Kind, fällt durch einen Sturz aus der Höhe einen alten Mann todt, und der Richter ſagt er ſoll der Frau wieder ein Kind ſchaffen, den Sohn des Alten auf ſich herabſtürzen laſſen. Shakeſpeare ließ die andern Dinge bei Seite, erfaßte aber die Idee von der Dialektik des Rechtsbegriffs, daß er einſeitig auf die Spitze getrieben ins Unrecht umſchlägt, daß der Buchſtabe tödtet und der Geiſt lebendig macht, daß nicht auf ſtrengem Recht, ſondern auf freier Sittlichkeit und Gnade das Leben beruht, daß die Geſinnung in allen Verhältniſſen die Hauptſache iſt, und fügte dem Mittelpunkt der Geſchichte vom Fleiſchausſchneiden die Wahl der Käſtchen und den Streit um die Ringe in erheiternder Weiſe zur Vervollſtändigung des Grundgedankens hinzu.

War hier das Motiv beibehalten, aber der Sieg nicht durch Selbſtaufopferung und Dulden, wie im Buddhiſtenthum, ſondern durch Geiſteskraft und Energie der Liebe errungen, ſo zeigt uns eine andere Parabel die fortſchreitende Ausbildung des anfänglichen Grundſtocks. Der Reiſende der im Walde auf einem Baum geſchlafen hat, ſieht unter ſich den Tiger lauern, über ſich die Schlange; er weiß vor Angſt nicht was er thun ſoll; wie aber von obern Zweigen etwas Honig herabträufelt, naſcht er davon und vergißt der Lebensgefahr. So die einfach indiſche Erzählung. Die muhammedaniſche Faſſung erweitert das zu einem Bilde wie

leicht die Menschen das Leben nehmen. Ein Mann flieht vor einem Elefanten und stürzt in einen Brunnen; er hält sich an zwei schwachen Zweigen, seine Füße stehen auf Schlangenköpfen, auf dem Grund der Grube sperrt ein Drache drohend den Rachen auf; der Mann sieht zu seinem Schrecken wie eine schwarze und eine weiße Maus die ihn haltenden Zweige zernagen; aber er vergißt alles als er einen Bienenkorb in der Nähe gewahrt und strebt dem Honig nach. Der Brunnen ist die Welt, der drohende Elefant die Noth und Gefahr des Lebens, die Schlangen sind die Säfte des menschlichen Körpers, die sich in Gift verwandeln, wenn man ihr Gleichmaß stört, die Mäuse sind Tag und Nacht, der Drache der Tod, der Honig der sinnliche Genuß. Rückert in seiner anmuthigen Dichtung läßt die Schlangen weg und läßt an den beiden Zweigen selbst Brombeeren reifen, nach denen der Mann greift, und so hat bei ihm die Parabel, nachdem sie auch durch Dschelaleddin Rumi's Hand gegangen, wol eine endgültige Form gefunden.

Wer dächte daß der Milchtopf, den Gellert's Marthe, gehörig aufgeschürzt, nach der Stadt trägt, und der sie Eier, Hühner, ein Kalb u. s. w. in steigendem Gewinn hoffen läßt, schon als Reistopf über dem Bett des Brahmanen hing, der im Eifer des Projectenmachens ihn herabstieß? Die Erzählung ist durch Tausendundeine Nacht, durch Conde Lucanor und Lafontaine's Fabeln allmählich unter die deutschen Lehren der Weisheit und Tugend gewandert. Eine ähnliche indische Geschichte kommt in immer neuer Weise vor: Ein Jäger will eine Honigscheibe verkaufen, ein Tropfen fällt auf den Boden; des Kaufmanns Katze leckt ihn auf, des Jägers Hund beißt sie todt, der Krämer erschlägt den Hund, der Jäger und der Krämer rufen im Streit ihre Freunde zu Hülfe, sie fechten bis sie alle todt sind — um einen Tropfen Honig!

Erzählungen vom Dank der Thiere und vom Undank der Menschen weisen auf den Buddhismus als ihre Quelle. Wenn aber die Legende sagt daß Buddha in früherer Existenz einmal Hirsch gewesen und dem König von Benares vorgestellt er solle das Jagen sein lassen, und täglich ein Stück Wild geliefert erhalten, so ist es in ihrem Sinne wenn der Heilige sich selbst statt einer trächtigen Hirschkuh dahingibt, der König aber gerührt der Jagdlust entsagt und den Wald den Hirschen freiläßt. In einer verwandten Fabel will eine Kuh ihren Herrn retten und

ſtatt deſſen ſich dem Tiger ausliefern, nur noch einmal bittet ſie ihr Kalb ſäugen zu dürfen, was denn auch den Tiger erbarmt. Die Nichtbuddhiſten aber machen jene Legende zur Fabel; dem Löwen gibt ſich täglich ein Stück Wild zum Fraße, damit er nicht mehr jagt; ein Häslein fürchtet den Tod, ſchleicht ſpät heran, behauptet von einem andern Löwen aufgehalten zu ſein, und führt den Löwen, um ihm den Nebenbuhler zu zeigen, an einen Brunnen, wo er dann ſein eigen Bild erblickt und kampfwüthig hinabſtürzt. Hier wird der Schwache durch Liſt befreit und der Tyrann ins Verderben gelockt, indem der Schluß durch die Aufnahme einer wahrſcheinlich uralten Geſchichte herbeigeführt wird, die uns im Aeſop wie im Reinecke Fuchs begegnet, das täuſchende Erblicken des eigenen Bildes im Waſſerſpiegel.

Die Heilung eines Halsgeſchwürs durch Lachen, die von Erasmus gelegentlich der Briefe der Dunkelmänner berichtet wird, ſtammt gleichfalls aus Indien. Dagegen ſcheint das Märchen vom Schlangenkönig und der Holzhauerstochter aus der Mythe von Eros und Pſyche entſprungen zu ſein oder mit ihr eine gemeinſame Grundlage zu haben. Wie Pſyche den Eros verliert als ſie ihn beim Licht der Kerze betrachtet, dann aber durch Thaten der Buße ihn wiedergewinnt, dieſe Geſchichte der Seele, die durch Schuld des ihr geſchenkten Heils verluſtig geht, bis ſie es mit Gottes Hülfe durch Reue und Arbeit ſich verdient, — dies findet ein Gegenbild im indiſchen Märchen, wo ein altes Weib die Holzhauerstochter mistrauiſch macht, daß ſie den Namen des Gemahls erfrage, der ihr unter der Bedingung daß ſie es nicht thue, ein glückliches Leben in ſeinem Palaſt bereitet. Er ſagt den Namen und alle Pracht iſt verſchwunden. Nun dient ſie wie Pſyche der Mutter des Eros, der Mutter des Schlangenkönigs, ſammelt mit Hülfe der Bienen den Duft von tauſend Blumen in ein Gefäß, ſetzt mit Hülfe eines Eichhorns aus Samenkörnern einen Schmuck zuſammen, bis ſie endlich den Geliebten wiedererlangt. Auch in der Schwanenritterſage verliert die Gattin den Gemahl, wenn ſie nach ſeinem Namen fragt. Und die Morgenröthe darf den Geliebten, die Sonne, nicht nackt ſehen, ſonſt hat die Liebesnacht ein Ende und ſie wird vom Bräutigam verlaſſen, was ebenſo bei Eros und Pſyche wie in der Legende von Urvaſi aus der Urzeit nachklingt. — Der Urzeit gehörten auch Gottesurtheile an; es ſcheint aber ſchon aus Indien eingedrungen, wenn bei Gottfried von Straßburg Iſolde ſich von dem als Pilger ver-

kleideten Triſtan aus dem Schiff heben und ſich mit ihm zu Boden fallen läßt, und nun darauf die Feuerprobe beſteht daß ſie in keines Mannes Arm außer dem ihres Gatten und jenes Pilgers gelegen habe; denn ganz ähnlich kommt die Sache mehrfach in indiſchen Erzählungen vor.

Die Indier wiſſen auch bei aller Frauenverehrung etwas von böſen Weibern zu erzählen. Einem wandernden Brahmanen will ein Dämon nichts zu Leide thun, da er ſchon zu ſehr von ſeiner Frau gequält werde, ſondern eine Gunſt erweiſen; der Dämon hat die Zänkiſche kennen gelernt, als er einen Baum neben dem Hauſe des Brahmanen bewohnte und vor ihr daraus flüchtete. Der Dämon will in eine Prinzeſſin fahren, der Brahmane ſoll ihn beſchwören, da will er ſie verlaſſen. Der Dämon weigert ſich indeß doch, nur als der Brahmane ihn mit der Frau droht, verläßt er die Prinzeſſin. Die Geſchichte iſt im Buch der Vierzig Veziere fortgebildet. Ein junger Holzhauer hat eine böſe Frau; er will ſich zu ſeiner Errettung einen Strick kaufen, ſie aber meint er wolle das Geld einer Geliebten bringen und folgt ihm in den Wald. Da denkt er ihrer los zu werden, indem er von einem Brunnen ſpricht worin ein Schatz liege; ſie verlangt daß er ſie am Strick hinablaſſe, er thut's, zieht das Seil dann herauf und geht von dannen. Doch nach einigen Tagen fühlt er Reue und Mitleid, läßt den Strick wieder in den Brunnen hinab und ruft: Klammere dich daran. Was er aber herauszieht iſt ein Dämon, der ihm die Rettung vor dem böſen Weibe dankt, das ihm ſeit Kurzem ſeine Wohnung verleide. Zum Lohn dafür fährt er in des Königs Tochter, daß ihn der Holzhauer dort banne; es geſchieht und der Beſchwörer wird des Königs Eidam. Der Dämon fährt in die Tochter eines andern Königs, dieſer hat von der Wundercur im Nachbarland gehört und bittet daß man ihm den ehemaligen Holzhauer ſende. Wie der hinkommt, ſchnaubt ihn der Dämon zornig an, ob das der Dank für eine Wohlthat ſei, daß er ihm nun ſeine Geliebte entreißen wolle. Der Gerufene erſchrickt, faßt ſich aber und ſagt, er komme nicht der Prinzeſſin wegen, ſondern ſei auf der Flucht vor dem böſen Weib, das wieder den Brunnen verlaſſen habe und ihn verfolge. Da geräth der Dämon in Angſt, fährt aus und flieht von dannen.

Ich übergehe andere Faſſungen in Europa, und erinnere an Machiavelli's Novelle Belfagor. Als viele Seelen in der Hölle

ſich beklagen ihr ganzes Unglück ſtamme daher daß ſie eine Frau genommen, ſoll der Teufel Belfagor in Menſchengeſtalt eine Probe machen ob es wirklich ſo ſchlimm mit böſen Weibern ſei. Er heirathet eine ſtolze herrſchſüchtige Florentinerin, die das Vermögen durchbringt und ihm das Leben ſo ſauer macht, daß es ihm ganz recht iſt als er vor den Gläubigern flüchtig gehen muß. Ein Bauer verſteckt ihn, und den will er zum Dank dadurch reich machen daß er in Weiber fahre und ſich nur durch ihn wieder austreiben laſſe. Es geſchieht mehrmals und der Bauer erhält großen Lohn. Dann ſagt Belfagor jetzt ſei ſeine Verpflichtung erfüllt und der Bauer ſolle ſich hüten ihm wieder zu begegnen. Als Arzt wider Willen, (ein in andern indiſchen Märchen gleichfalls geläufiges Motiv) wird aber der Bauer gezwungen dennoch zur Tochter des franzöſiſchen Königs zu reiſen. Wie Belfagor ihn erblickt ſchnaubt er ihn an, aber der Bauer erwidert: Ich wollte dir ja nur ſagen daß deine Frau kommt. Darauf fuhr der Teufel entſetzt aus und lieber geradeswegs in die Hölle als in die Arme der Florentinerin.

Von einem böhmiſchen Volksmärchen endlich, das Frau B. Nemec ganz trefflich in Wenzig's weſtſlawiſchen Märchen mittheilt, bemerkt Benfey mit Recht, es zeige was ein poetiſch reich begabtes Volk durch vollſtändige Aneignung aus einem überkommenen Stoff zu machen vermag. So viele neue Motive ſind hinzugetreten und das Ganze iſt ſo ſehr mit dem individuellen Leben des Volks, das es aufgenommen hat, verſchmolzen und davon geſättigt, daß wenn die überlieferten Ein- und Durchſchläge nicht zugleich im weſentlichen ſo rein bewahrt wären, kaum ſein hiſtoriſcher Zuſammenhang mit der indiſchen Quelle zu erkennen ſein würde. Gerade dadurch aber iſt es ſo belehrend für die Geſchichte der Märchenpoeſie.

Die böſe Käthe iſt eine alte Jungfer geworden, geht aber immer noch zum Tanz und findet immer noch keinen Tänzer. Da wandert ſie wieder einmal nach der Schenke und ſagt bei ſich ſelbſt: Wenn denn kein Burſche kommt, ſo möcht' ich meinethalben mit dem Teufel tanzen. Und wie ſie allein am Ofen ſitzt, tritt ein ſchmucker fremder Jäger heran und bietet ihr zu trinken, führt ſie zum Reigen und tanzt mit ihr den ganzen Nachmittag und Abend. Wie er ſie nach Hauſe begleitet, ſagt ſie: „Könnt' ich doch ſo durchs Leben mit Euch tanzen wie heut'." „Das kann ja geſchehen", verſetzt er, „komm mit mir, häng dich

an meinen Hals.“ Wie sie das thut, verwandelt er sich in den Teufel und fliegt mit ihr zur Hölle. Aber sie hängt fest an ihm wie eine Zange, die Teufel können sie nicht losbringen, und ihr Oberster sagt zu dem Ankömmling: „Packe dich und sieh wie du die Käthe los wirst.“ Und der Teufel kehrt mit ihr zur Erde zurück und verspricht ihr vergebens goldene Berge, wenn sie ihn freigebe. Sie kommen zu einem Schäfer. Der Teufel, der wieder wie ein Jäger aussieht, versetzt auf die Frage des Schäfers, was er da trage, es sei ein Weib das nicht von ihm lassen wolle, er gedenke sie ins nächste Dorf zu bringen, — und verständigt sich mit dem Hirten daß der sie ein Stück Wegs trage. Der Schäfer hat einen großen Pelz an, Käthe klammert sich an diesen und bei einem Teich schlüpft der Schäfer aus dem Pelz heraus und läßt ihn sammt dem bösen Weib ins Wasser fallen. Deß freut sich der Teufel, gibt sich zu erkennen und sagt dem Schäfer er werde es ihm einst reichlich lohnen. Der Schäfer ist anfänglich wie vom Schlag gerührt, dann aber denkt er: Sind alle so dumm, wie der, so ist's gut. — Das Land wo der Schäfer wohnt, beherrscht ein junger Fürst, der in Saus und Braus lebt und das Volk zwei Günstlingen zu regieren überläßt. Eines Tags fragt er den Sternseher nach der Zukunft, und hört von diesem das Schreckenswort: Bevor der Mond voll wird kommt der Teufel deine beiden Stellvertreter zu holen, und im Vollmond packt er auch dich. Da rührt sich dem König das Gewissen, er wendet sich auf den rechten Weg, lebt gottesfürchtig und verwaltet das Land selbst gerecht und weise. Die Stellvertreter aber verrammeln sich in ihren Schlössern, daß ihnen der Teufel nicht beikomme. Der begibt sich mittlerweile zum Schäfer und sagt daß er die Stellvertreter holen werde; der Schäfer solle aber, wenn er ihn auf dem Schloß des einen und dann des andern mit dem Schuldigen kommen sehe, ihn entweichen heißen; das werde er thun; dafür solle der Schäfer von jedem zwei Säcke Goldes verlangen. Aber den König solle er nicht befreien wollen, sonst werde es ihm selber die Haut kosten. Der Schäfer geht zuerst nach dem einen Schloß, dann nach dem andern, trifft jedesmal ein groß Geschrei, sieht den Teufel mit einem Stellvertreter kommen und heißt ihn verschwinden, was auch geschieht. Das hört der König und heißt den Schäfer kommen; und weil der Fürst mitterweile so gut regiert, willigt der Schäfer darein zu versuchen ob er ihn retten könne, sollte es ihm auch selbst das

Leben koſten. Der König erwartet ruhig und gefaßt unter dem Wehklagen des Volks die letzte Stunde, der Teufel kommt, der König folgt ihm hinab in den Hof, da drängt ſich der Schäfer ganz erhitzt durch die Menge auf den Teufel zu und ſchreit: „Lauf ſchnell, ſonſt wird dir's ſchlimm ergehen!" „Wie wagſt du es mich aufzuhalten?" fragt der Teufel, aber der Schäfer verſetzt: „Du Narr, hier handelt ſich's nicht um den Fürſten, ſondern um dich! Ich komme deinetwegen. Käthe lebt und ſucht dich!" Da iſt der Teufel ſogleich wie weggeblaſen, und der König macht den Schäfer zu ſeinem Rathgeber, und der Schäfer gibt die Säcke Goldes den Armen wieder, von denen ſie die Stellvertreter erpreßt hatten, und lebt mit dem König glücklich weiter.

Eine buddhiſtiſche Legende, der ich zum Schluß noch gedenke, läßt Buddha gleich jenem Kind des heiligen Auguſtin das Weltmeer mit einer Muſchel ausſchöpfen wollen; die Götter lachen über das Bemühen, aber der Knabe verſetzt: „Wenn ein Menſch von ganzem Herzen eine Handlung vornimmt, ſo gibt es nichts was er nicht auszuführen vermöchte." Da helfen ihm die Götter. In anderer Faſſung iſt Buddha in früherer Exiſtenz ein Eichhorn, dem der Sturm die Jungen vom Baum in den Fluß geſchleudert, der Fluß hat ſie ins Meer getragen, und das Eichhorn taucht ſein Schwänzchen in die Wellen und ſpritzt das Waſſer auf das Land, ſo hofft es den Ocean auszutrocknen. Indra lacht darüber, als er aber die ausharrende Kindesliebe ſieht, bewirkt er daß die Jungen wieder ans Land kommen. Unter der Hand der Brahmanen wird daraus die Fabel vom Vogel Strandläufer, der die lächerliche Figur macht, ſeine Füßchen des Nachts während des Schlafs in die Höhe zu ſtrecken, weil er ſich einbildet der Himmel ſtürze ein, wenn er ihn nicht alſo ſtütze. Sein Weibchen trägt Bedenken die Eier nahe an das Meer zu legen, er aber ſagt: Was kann uns das Meer thun? Das Meer dachte bei ſich: Ich will doch ſehen was er macht, wenn ich die Eier fortſchwemme, — und die Flut nahm ſie mit. Da wollte der Strandläufer, während das Weibchen ihm bemerkte daß ihn ſein Hochmuth zu Fall gebracht, das Meer mit ſeinem Schnabel austrocknen. Denn dieſe welche die Kraft der Standhaftigkeit beſitzen, ob ſie auch klein ſind, beſiegen doch die Mächtigen. Auch kann man ja die andern Vögel zu Hülfe rufen, denn vieler Einigung bringt Stärke, ob ſie gleich einzeln ſchwach ſind; aus

Gräſern wird das Seil geflochten, das ſelbſt den Elefanten hält. Und ſie wandten ſich an den Vogelkönig Garuda, den Viſhnu reitet, der wandte ſich an Viſhnu, und dieſer hieß das Meer die Eier herausgeben. So wird der feſte Wille des Schwachen doch ſieghaft.

Aus der Zeit des herrſchenden Buddhiſtenthums ſtammen dann auch die Spottgeſchichtchen von der Dummheit der Brahmanen, ähnlich wie in den Tagen der Reformation die Mönche lächerlich gemacht wurden. Daß die Brahmanen auch im Drama häufig eine komiſche Figur ſpielen, weiſt gleichfalls auf den buddhiſtiſchen Urſprung ſolcher Dichtungen hin; in jüngern Werken werden ſie wieder verherrlicht und dann haben buddhiſtiſche Mönche auf ihre Koſten für den Spaß zu ſorgen. Im Kampf und Wetteifer der Parteien hat ſich auch in Indien die Komik entwickelt und mitunter zu heiterm Humor erhoben.

Auch in den Volksmundarten entſtanden mancherlei novelliſtiſche Sammelwerke. Eine berühmte Sammlung indiſcher Märchen und Novellen, eingerahmt in eine romanhafte Geſchichte, und in Shlokas abgefaßt, rührt von Somadeva her, der ſie zur Ergötzung der Großmutter des Königs Herſha Deva von Kaſhmir im 11. Jahrhundert niederſchrieb. Ein ſchlichter Ton der Erzählung verbindet ſich mit epigrammatiſch zugeſpitzten Gedanken. Das Buch führt den Titel Vrihat Katha, Meer der Erzählungsſtröme.

Spruchdichtung und Kunſtlyrik.

Wenn ſchon in den Veden und im Epos das Element des Gedankens als ſolchen hervortrat und die ſinnige Betrachtung ſich dem Aufſchwung des Gefühls oder dem Preiſe der That zur Seite ſtellte, ſo gefiel ſich der philoſophiſche Geiſt der Indier von früh an darin daß er die Frucht ſeines Sinnens in einzelne Sprüche zuſammenfaßte, und die das ganze Weſen beherrſchende Phantaſie gab denſelben am liebſten die Form des Bildes, ſei es daß die beſondere Erſcheinung die allgemeine Idee unmittelbar und metaphoriſch ausdrückt, ſei es daß ſie gleichnißweiſe und veranſchaulichend neben derſelben ſteht. Das Versmaß hilft dazu die Worte genau zu wählen, ihre beſtimmte Stellung auch im Gedächtniß feſtzuhalten und den Spruch wie einen geſchliffenen

Edelstein in der Schatzkammer des Gemüths zu bewahren. Doch finden sich auch viele solche epigrammatische Sätze ohne dichterischen Schmuck, nur vom innern Gehalt getragen. Die Beliebtheit dieser Spruchpoesie zeigen uns die Sammelwerke der erwähnten Erzählungen: denn diese sind entweder an jene geknüpft, oder bei jeder sich bietenden Gelegenheit ergießt sich der Erzähler oder eine der handelnden Personen in solchen Gedanken, oft unerschöpflich wie Sancho Pansa mit seinen Sprichwörtern, und schon vor der Grundschrift des Pantschatantra finden wir die Spruchsammlung Bhatrihari's, und die Wirkung auf die verwandte Dichtung der Orientalen war eine ähnliche wie die der Märchen. Mit Bhatrihari hat Herder bereits Deutschland in der Weisheit einiger Brahmanen bekannt gemacht. Ein Gedicht von Sankara Acharya, Mohamudgara, Thorheitshammer, stellt in 12 Strophen die Lehre von dem Leid und der Nichtigkeit der Welt, von der Einheit aller Seelen und der alleinigen wahren Wesenheit Gottes zusammen. Nur Tugend gewährt Frieden. Alles Irdische vergeht wie ein täuschendes Trugbild:

Gleichwie der zitternde Tropfen am Lotos
Schwindet das menschliche Leben dahin.

Einige Proben aus Bhatrihari werden uns den Höhepunkt sittlicher Bildung bei den Indiern und zugleich die Vorzüglichkeit ihrer Spruchdichtung darthun.

Die Freundschaft mit dem Bösen,
Gleichgültigen und Guten
Sei dir nicht einerlei.

Ein Tropfen Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen,
Man sah die Spur nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume
Und blieb ein Tropfen Thaues
Und glänzte perlengleich.

Er sank in eine Muschel
Zur segensreichen Stunde
Und ward zur Perle selbst.

Wie der Schatten früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit den Bösen,
Stund' auf Stunde nimmt sie ab;

Aber Freundſchaft mit den Guten
Wächſet wie der Abendſchatten,
Bis des Lebens Sonne ſinkt.

Was uns die Natur zu ſein vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Menſch nicht werden;
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er was er iſt und wird nicht größer;
Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur ſein Krüglein.

Ungebeten kommt die Sonne und erſchließt der Blumen Kelch,
Und der Mond erquickt am Abend ungebeten ſie mit Thau;
Ungebeten ſtrömt der Regen allerquickend auf das Land:
Alſo thut der Herzensgute ungebeten Gutes auch.

„Dies iſt einer von uns, dies iſt ein Fremder", ſo ſprechen
Niedre Seelen. Die Welt iſt nur ein einiges Haus.
Wer die Sache des Menſchengeſchlechts als ſeine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geſchick, nimmt am Verhängniſſe theil.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufſtrahlt,
So vom Schickſal gebeugt ſtrebet ein Edler empor.

Edler Menſchen Sinn iſt im Glücke lotosweich,
Aber wird beim Ungemach hart und ſtark, Felſen gleich.

Erde, du meine Mutter, und du mein Vater, der Lufthauch,
Und du, Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich ſag' euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank! Mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und jetzt geh' ich zur andern Welt, euch gerne verlaſſend;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

Früher, ſagt der Weiſe, habe er in allen Dingen nur Frauengeſtalten erblickt, ſeit die Salbe der Erkenntniß ſein Auge geſtärkt, ſehe er Gott in allem. Die Sammlung zerfällt in ein Buch der Liebe, der Pflichten, der Büßung. Und ſo zieht ſich auch durch die Sprüche ein Entweder-Oder, ein Dualismus der ſinnlichen Luſt und der Weltentſagung; „entweder im Walde Buße thun, oder an Weibes Buſen ruhn"; A. W. Schlegel hat einen doppelt reimenden Shloka der Art glücklich wiedergegeben:

Wohn' an der Ganga Stromfluten, ſündentrückenden, quellenden,
Oder an zarter Bruſt Hügeln, ſinnentzückenden, ſchwellenden.

Und so stellt sich der buddhistisch-mönchischen Enthaltsamkeit und Weltflucht eine genußsüchtige und nur sinnliche Liebeslyrik gegenüber. Wo man es verschmäht die Triebe zu ethisiren, zu durchgeistigen, mit dem Sittengesetz zu versöhnen, da brechen sie in thierischer Nacktheit aus der Unterdrückung wieder hervor. So stören ja auch Nymphen die Bußübungen der Selbstpeiniger. Kalidasa's Wolkenbote und der zerbrochene Krug (Ghatakarpara) zeigen noch einige Sinnigkeit. Dort klagt der Liebende der vorüberziehenden Wolke sein Sehnen und gibt ihr Grüße an die Geliebte, hier bedauert die Frau daß sie bei der Regenzeit dem Manne fern sein muß; in beiden Gedichten wird die Natur bald zum Spiegel bald zum Contrast der Gemüthszustände. Aber auch hier schon herrscht mehr das Verlangen nach der leiblichen als nach der geistigen Gemeinschaft. Und so schildern auch Kalidasa's Jahreszeiten die Natur und den Wechsel von Blühen und Welken, von Sonnenschein und Regen um in allen Erscheinungen ein Motiv für sinnlichen Liebesgenuß aufzuspüren. Funfzig Strophen eines andern Gedichts von einem jungen Brahmanen Tschaura geben sich den Anschein als seien sie auf dem Gang nach dem Richtplatz gedichtet, den der Sänger wandeln muß, weil er heimliche Minne mit einer Königstochter gepflogen; jede Strophe hebt an: Auch jetzt noch, — denn noch immer denkt er der Geliebten, und trotz des bevorstehenden Todes möchte er mit ihr kosen. Auch jetzt noch denkt er des Königsschwans, der im lotosreichen See der Lust des Nachts mit ihm verweilt und des Morgens wonnewachenbleich, matt von voller Lusterschöpfung von dannen ging; auch jetzt noch denkt er wie sie die Hände zusammenflochten, die Lippen wund bissen oder blutig küßten, wie denn auch die Nägelmale des Mannes auf der Brust des Weibes in dieser brünstigen Schwelgerei niemals fehlen. Den Gipfel dieser Lyrik bildet Dschajadeva's Gitagovinda, das Lied vom Kuhhirten Krishna, der bekanntlich als die Verkörperung Vishnu's angesehen ward, was dann auch hier zur mystischen Deutung Veranlassung gab als werde die Liebe Gottes und der Natur in diesem Sinnentaumel gefeiert, und demzufolge sind dann religiöse Hymnenklänge zwischen das mann- und weibstolle Girren und Schmachten oder das verzückte Stammeln und endliche Ermatten der brünstigen Ueppigkeit eingeschoben. Nur äußerlich vergleicht sich das Gedicht dem Hohenliede. Der sittliche Gehalt, die innige Liebestreue und der echte Naturlaut im Hebräischen erhebt sich hoch über

das nur Sinnliche und über das künſtliche Formenſpiel und Reimgeklingel des Indiſchen. Radha, die Hirtin, ſucht Kriſhna, der mit andern Mädchen ſpielt, und wünſcht ſich ſeine Umarmung; dann wirbt er ſchmachtend um ſie, bis endlich ihre Vereinigung in Verſen geſchildert wird, welche die europäiſchen Ueberſetzer auslaſſen oder mildern. Hören wir als Stilprobe in Rückert's genialer Nachbildung wie eine Hirtin der Schmollenden Kunde bringt:

Wo er zur Wohnung der Wonnebelohnung genaht iſt im Schmucke der Liebe,
Stattlich Gelendete, ſäume nicht, wende dich ſchnell zu dem Herrſcher der Triebe!
Unter dem Duftſtrauch an Jamuna's Lufthauch harret der Hainbekränzte.

Schwingt eine Taube ſich, regt es im Laube ſich, meinet er daß du gekommen,
Schmücket das Lager dir, blicket mit zager Begier dir entgegen beklommen;
Unter dem Duftſtrauch an Jamuna's Lufthauch harret der Hainbekränzte.

Oder Radha ſagt am Morgen nach der durchſchwärmten Nacht:

Holder Geſell, an die Augengazellenbewegungs-umhegenden Ohren bring
Hier den geſchickt ſich wie Mandana's Fangſtrick dehnenden ſehnenden Ohrenring.
Fang ins Geflechte die flatternden, lange wie Bienen in ſchwärmenden Flocken mein
Lilienlicht des Geſichtes umhangenden, fange die lockeren Locken ein.

In ſolchem Wortgeklingel, in ſolcher Formverkünſtelung bei ſteigender Gehaltloſigkeit hat ſich dann die indiſche Lyrik mehr und mehr verloren, während dem Volksgemüth allerdings da und dort bis in die neue Zeit hinein innig empfundene einfache Lieder entſprießen. Schon das Gedicht Ghatakarpara hat ſeinen Namen daher erhalten daß der Verfaſſer am Ende gelobt jedem der ihn an künſtlichen Reimen und Rhythmen beſiege, Waſſer in einem zerbrochenen Krug holen zu wollen. Von den Wechſelgeſängen der Gitagovinda ſagt auch Roſenkranz, der ſonſt von einer zarten verſchämt wollüſtigen Haltung der Indier redet: Alle Launen einer leidenſchaftlichen Liebe, ihr Verlangen und Bangen, ihr Schmollen und Grollen, ihr Tändeln und Koſen ſind mit einer orgiaſtiſchen Ueppigkeit beſchrieben, die ſich in dem wechſelnden überkünſtlichen Metrum, in der wollüſtigen Muſik der Verſe wider-

ſpiegelt, und die lüſternſte Sinnlichkeit mit pantheiſtiſchen Entzückungen vermiſcht, wie ſie nur in Indien möglich waren. Und Fortlage findet in der indiſchen Lyrik eine Liebe welche nicht verglichen werden kann mit der erfriſchenden Roſe, nicht mit der edeln Lilie die zum Himmel weiſet, nicht mit dem erquickenden Veilchen, ſondern welche gleich dem Duft des Jasmin berauſcht und betäubt. Ich finde unſer Wort Liebe zu edel für dieſe Raffinerie der Wolluſt, die in ihrer überladenen bilderverſchnörkelnden Sprache nur die Ausartung des Volks und der Kunſt bezeichnet.

Das indiſche Drama.

Die Anfänge des Dramas auch der Indier liegen in der Wiege der Religion. Die Feſte der Götter wurden mit Muſik, Geſang und Tanz gefeiert, der Tanz entwickelte ſich zu einer pantomimiſchen Darſtellung, und indem dieſe dem Wort ſich geſellte, war das Schauſpiel vorhanden. Das Epos zeigt uns vielfach die Wechſelrede, und ſchon in den Veden begegnet uns balladenartiger Wechſelgeſang wie in der ſpätern Lyrik. Daß das Drama und die dramatiſche Kunſt ſich doch erſt nach dem Muſter der Aufführung griechiſcher Werke entwickelt habe, ſcheint zweifelhaft, zumal die indiſchen Dichtungen durch bunten Sceneuwechſel, durch Fülle der Begebenheiten und durch die Liebesgeſchichten an die romantiſche Bühne Englands und Spaniens erinnern, ohne daß hier irgend ein Einfluß vorliegt; die indiſchen Dramen ſind kein Nachklang des griechiſchen, ſondern das ſelbſtändige aſiatiſche Gegenbild des romantiſchen Schauſpiels, und die Liebesleidenſchaft iſt ihr Lieblingsſtoff, durch Leid und Rührung zu Glück und Freude zu führen ihr Lieblingsweg. Der Buddhismus mag das Seine beigetragen haben daß ſie den gottesdienſtlichen Charakter verloren und ein weltliches Gepräge gewannen. Bei feſtlichen Gelegenheiten, Krönungen, Hochzeiten, Geburt eines Prinzen fanden an den Königshöfen Aufführungen ſtatt, eine ſtehende Bühne gab es nicht, große Säle oder Höfe wurden für das Theater eingerichtet. Die Decorationen mußten durch die Einbildungskraft erſetzt werden, und die Handlung ſelbſt ward oft ſo dargeſtellt daß eine Perſon auf der Bühne den Vorgang erzählt, den ſie zu ſehen vorgibt, wie das ja auch bei uns in Bezug auf Schlachten üblich iſt.

Indeß legte doch schon die sinnliche Gegenwart der Darstellung und die Anschauung der Wirklichkeit der Phantasie eine Fessel an und führte zu größerer Bestimmtheit und Lebenswahrheit, als der spätern indischen Epik eigen war. Das Drama ward zum Spiegel der menschlichen Verhältnisse, der Zeiten und Sitten. Es forderte Verständlichkeit, und neben der Schriftsprache, dem Sanskrit, das die Hauptheldeu reden, drangen die lebendigen Mundarten ein, das weichere Prakrit, das Sprache des gewöhnlichen Lebens bedeutet und sich in mehrere Tonarten zerlegt, die zugleich den Charakter oder Stand der auftretenden Personen hervorheben: der Dialekt von Saurasena gehört den Frauen an, Dienern und Kaufleuten der von Ardha, Haremsdiener sprechen Magadhi, Soldaten die Sprache des Dekkhan; die Dämonen reden ein eignes Kauderwälsch Paishatshi. Grenzten alle diese Dialekte nicht nahe aneinander, so wäre ein unverständliches Gemisch entstanden; es war die Aufgabe des Dichters sie für die Kunst zu gestalten und das Allgemeinverständliche mundartlich zu schattiren. Dabei wechselt Vers und Prosa je nach dem Stoff, und der Dialog ist bald die Rede des gewöhnlichen Lebens, bald ergießt sich das Gefühl in den schwierigsten Versmaßen.

„Wenn du sagst, ich bin allein mit mir, so wohnt in deinem Herzen immerdar jenes höchste Wesen als aufmerksamer und schweigender Beobachter von allem Guten und allem Bösen; dieser Richter in deiner Seele selbst ist ein unbeugsamer Vergelter. — Die Sünde begangen in dieser Welt bringt wie die Erde nicht sogleich ihre Früchte, aber allmählich wachsend stürzt sie den der sie begangen. Trifft die Strafe nicht ihn selbst, so doch seine Kinder, so doch seine Enkel unabwendbar. Nie ist die begangene Sünde ohne Folge für den Urheber; durch Ungerechtigkeit gelangt er für einige Zeit zum Glück, aber zuletzt geht er zu Grund mit seiner Familie und mit allem was ihm gehört.“ Diese Sprüche im Gesetzbuch Manu's zeigen daß im indischen Bewußtsein die Principien des germanischen und des hellenischen Dramas vorhanden waren, das Gewissen und die Nemesis. „Ohne die That des Menschen geht das Schicksal nicht in Erfüllung“ lautet ein Brahmanenwort. Doch werden Schuld und Sühne nicht zum Kern des Tragischen gemacht, vielmehr wollen die Indier einen heitern Ausgang, und statt durch Selbstverschuldung den Untergang sich zu bereiten sind die Helden mehr um ihrer Tugend

willen das Opfer der Verfolgung; allein das Leid läutert und verklärt sie, macht sie des Glückes werth das sie endlich erlangen.

Das indische Drama hat die Elemente des Epischen und Lyrischen nicht zur völligen Durchdringung gebracht. Es ist zu wenig Darstellung der That, das heißt der Selbstverwirklichung des Willens und seiner überlegten Entschlüsse zur Erreichung eines Zweckes, zu sehr nur Schilderung von Begebenheiten, die sich gerade zutragen und die Menschen in mannichfache Verhältnisse bringen. Diese Situationen werden dann verwandt um die durch sie veranlaßten Gefühle lyrisch auszudrücken, die in ihnen waltenden Seelenstimmungen zu äußern; statt der Selbstentwickelung der Handlung erhalten wir eine sinnvolle Betrachtung des Geschehenen. Der Geist schaut zu wenig in die Zukunft, und der Dialog stellt die Empfindungen und Gedanken der sich Unterredenden mehr nebeneinander hin, als daß er sie in Wechselwirkung zeigte und aus der Gegenseitigkeit des Einflusses, den sie aufeinander üben, den Fortschritt der Handlung hervorgehen ließe. Selten treten streitende Mächte einander energisch gegenüber, noch seltener aber ist der innere Conflict, dieser eigentliche Nerv des Dramatischen, der den Gegensatz der Principien und damit den Kampf in die Seele des Helden selber aufnimmt. Dadurch fehlt die Concentration und die Spannung, die wir mit Recht vom Drama fordern; statt ihrer gefällt sich die indische Phantasie im Reichthum und Reiz der Situationen und in der wohllautenden Entfaltung zarter Gefühle. Die mannichfachen und wechselnden Ereignisse sind zu sehr ein äußerliches Schicksal, das mit den Menschen spielt und spielend sie zum Ziele führt; sie werden zu wenig aus den Charakteren abgeleitet, und die Motivirung ist selten gründlich, wir müssen zufrieden sein wenn sie nur leicht angedeutet ist, wenn Zufall, Zauber und Wunder nicht allein herrschen, und von dem Belauschen und Belauschtwerden ein mäßiger Gebrauch gemacht wird. Auch die Charakterzeichnung ist nicht vorzugsweise betont; sie gibt weder ideale Typen der Menschheit in plastisch durchgebildeter Vollendung, noch entwickelt sie die Persönlichkeit aus dem ursprünglichen Kern des originalen Wesens zum individuellen Leben in der Weise wie das eine von Sophokles und Schiller, das andere von Shakespeare und Goethe geschieht. Doch finden sich Ausnahmen, und König Sudraka weiß idealschöne und genrehaft drastisch ausgeführte Gestalten in bewunderungswürdigem Contrast gegenüberzustellen und sie im Verlauf der

Handlung zu vertiefen, zu entwickeln. Andrerseits finden wir im Intriguenstück und auch sonst manchmal eine so folgerichtige Planführung, daß die Geschicke der Menschen die Ergebnisse klug ersonnener und wohlgeleiteter Anschläge werden. Indeß ist die Energie des selbstbewußten freien Willens nicht die Achse des indischen Dramas, da sie dem indischen Leben fehlt; aber was den Indiern eigen ist, tiefsinnige Betrachtung, Innigkeit der Empfindung, Phantasiefülle und das Wohlgefallen an der Schönheit sprachlicher Darstellung in Versen und Gleichnissen, das findet sich in vollem Maß auch in ihren hervorragenden Dramen wieder.

Die Indier selbst haben eine dramaturgische Literatur und ihre Poetik stellt die Regeln und Formen der Kunst wenn auch ziemlich äußerlich zusammen. Ein Vorspiel macht die Zuschauer mit dem Verfasser und Stoff des Stückes bekannt; der Leiter des Schauspiels, der die Bühne aufgeschlagen, unterredet sich darüber mit einem Mitglied der Gesellschaft, nachdem er mit Gebet und Segenswunsch die Götter angerufen. Das Stück selbst wird in viele Acte zerlegt, es kommen deren mehr als zehn vor. Den Actschluß bezeichnet nicht ein Zusammensein, sondern gerade der Abgang sämmtlicher Personen von der Bühne. Man unterscheidet die vorbereitenden Umstände oder die Exposition, dann einen Nebenumstand der die Handlung hemmt oder fördert, die Retardation die auf verdeckte Weise dennoch dem Ziele näher bringt, den Umschlag ins Entgegengesetzte und das erreichte Ziel; man unterscheidet den Samen als den eigentlichen Kern und Keim der Begebenheit, von dem Tropfen, einem zufälligen Nebenumstande, von der Fahne oder der episodischen Verzierung, und von dem Zweck in welchem das Ganze seine Erfüllung findet.

Von dem niedern Lustspiel, das sich mit Gesang und Tanz dem Vaudeville gleich an die Massen wendet, und sie mit derben Späßen, Wundern und Zauberpossen ergötzen will, zählen die Indier wieder nach ganz äußerlichen Merkmalen 18 Spielarten auf. Sie unterscheiden es von dem höhern Schauspiel, welches stets Ernst und Scherz miteinander mischt, auch der Satire durch die moralische Tendenz einen ernsten Hintergrund gibt, auch die düstern Anfänge und bedenklichen Verwickelungen zu einem heitern Ausgang führt. Die komische Figur ist der Vertraute des Helden, in der Regel ein ebenso furchtsamer als eßlustiger Brahmane. Den Indiern fehlt die eigentliche Tragödie, sie haben statt ihrer das Versöhnungsdrama. In der Tragödie darf nur die sittliche

Nothwendigkeit, nicht die Laune des Zufalls als Schickſal walten; der Untergang des Helden, den er ſich nicht durch ſeinen Charakter und ſeine Thaten ſelbſt bereitet, ſondern der als ein blindes Verhängniß über ihn kommt, würde in der That unverträglich ſein; wenn aber das Spiel des Schickſals am Ende zum Guten ausſchlägt, mag man ſich deſſen erfreuen und die vorhergehende Verwirrung als eine Aufgabe oder Prüfung hinnehmen. So erſcheint denn auch das Leid weniger als Sühne der Schuld denn als heilſame und weihende Schickung, als Mittel die Innigkeit der Empfindung, die Treue des Herzens, den Heldenſinn des Duldens zur Erſcheinung zu bringen, und märchenhafte Motive ſind auch im ernſten Drama gewöhnlich. In den meiſten Stücken bildet eine Liebesgeſchichte den Mittelpunkt, und der Conflict verliert ſchon dadurch von ſeiner Schärfe daß dem Mann der höhern Stände mehrere Frauen geſtattet ſind, und die Helden alſo nach der Form der Gandarvenehe mit einer neuen Geliebten ſofort das Brautlager beſteigen ohne daß dies in ihre frühern ehelichen Verhältniſſe ſtörend eingriffe; die Ehefrau eines Brahmanen glaubt ſich in ihrem Recht nicht beeinträchtigt, wenn eine Hetäre ihn ſchwärmeriſch liebt und Erhörung findet.

Das höhere Schauſpiel hat bei den indiſchen Theoretikern wieder 10 Arten, die den vorhandenen Stücken angepaßt ſind. Sie unterſcheiden die Darſtellung von Begebenheiten aus dem Kreiſe der Götter, Helden, Könige, von dem bürgerlichen Drama, in welchem die höhern Stände auftreten; ſie unterſcheiden Intriguenſtücke von Schauſpielen des heroiſchen Pomps und Spectakels, oder von Schauerſtücken, einactige von vielactigen Werken, und nehmen auch die poſſenhafte Satire noch auf, wenn der Träger derſelben ein König oder Brahmane iſt.

Die Indier ſelbſt geben keine Entwickelungsgeſchichte ihres Dramas, ſie nehmen auch hier nachträglich das Fertige für das Urſprüngliche, und laſſen es durch einen alten Weiſen Bharata erfinden und vor den Göttern ſelbſt aufführen. Den Höhepunkt bezeichnet Kalidaſa. In Bezug auf ihn ſagt ein indiſcher Spruch: „Die Poeſie war eine fröhliche Tochter Valmiki's, ſie ward erzogen durch Vjaſa, und wählte den Kalidaſa zum Bräutigam, iſt aber nun alt und weiß nicht in weſſen Hütte ſie den Fuß ſetzen ſoll.“ Nach einem Vers der ihn mit acht andern als die neun Edelſteine am Hof Vikrama's nennt, nahm man dieſen für Vikramaditya, den man wieder ohne rechten Grund 56 v. Chr.

ſetzte, weil ſeine noch jetzt gebräuchliche Aera dort beginnt. Es gab aber mehrere Könige jenes Namens, und die nahe Verwandtſchaft Kalidaſa's mit Bhavabhuti's Stücken, die dem 8. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung angehören, ward die Veranlaſſung auch jenen in dieſer Zeit herabzurücken und dieſelbe als die Blütenperiode des indiſchen Dramas anzunehmen. Kalidaſa's Sakuntala war das erſte indiſche Dichtwerk das vollſtändig nach Europa verpflanzt ward. William Jones überſetzte es ins Engliſche, danach Georg Forſter ins Deutſche. Die Wirkung war eine große. Goethe begrüßte das Drama mit den Verſen:

Willſt du die Blüte des frühen, die Früchte des ſpäteren Jahres,
Willſt du was reizt und entzückt, willſt du was ſättigt und nährt,
Willſt du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakontala dir und ſo iſt alles geſagt.

Herder ſchrieb die Einleitung zu einer neuen Ausgabe von Forſter's Ueberſetzung und bemerkte darin: „Mit Blumenketten ſind alle Scenen gebunden, jede entſpringt aus der Sache ſelbſt wie ein ſchönes Gewächs natürlich. Eine Menge erhabener ſowol als zarter Vorſtellungen finden ſich hier, die man bei einem Griechen vergebens ſuchen würde: denn der indiſche Welt- und Menſchengeiſt ſelbſt hat ſie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehaucht ... Alles iſt in der indiſchen Natur belebt, hier ſprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, die ganze Schöpfung iſt die Erſcheinung eines Gottes, nah und fern wirken Geiſter auf Geiſter, die umgebenden, darſtellenden Formen ſind eine liebliche Täuſchung. In dieſer Vorſtellungsart, in der alles ſich ſo leiſe und ſo zart berührt, kann mit Beibehaltung ewiger Urformen alles aus allem werden. Ein wechſelndes Spiel für die Sinne wird das große Drama der Welt, der innere Sinn, der es am tiefſten, innigſten genießt, iſt Ruhe der Seele, Götterfriede." Aehnlich äußerte ſich Friedrich Schlegel: „Die Sakuntala iſt dasjenige Werk, welches von der indiſchen Dichtkunſt den beſten Begriff gibt und ein ſprechendes Beiſpiel iſt von der dem indiſchen Geiſte in ſeinen Dichtungen eigenthümlichen Schönheit. Es iſt hier nicht die hohe Kunſtanforderung der Griechen, nicht der ernſte ſtrenge Stil wie in ihren Tragödien. Aber ein liebevolles tiefes Zartgefühl beſeelt alles, der Hauch der Anmuth und kunſtloſer Schönheit iſt über das Ganze verbreitet, und wenn der Hang zu einer müßigen Einſamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur,

beſonders der Pflanzenwelt, hie und da eine gewiſſe Bilderfülle, einen gewiſſen Blumenſchmuck herbeiführt, ſo iſt es doch nur der Schmuck der Unſchuld.“ Sehr bezeichnend meinte auch Schelling die Sakuntala ſei eines jener wenigen Werke von denen man ſagen könne die Seele habe ſie allein und ohne alles Zuthun des Menſchen vollendet; er findet den Grund ihres bezaubernden Eindrucks in dem Uebergewicht des Seelenhaften, der außerordentlichen Senſibilität einer ihre Hülle gleichſam durchbrechenden, ja ſie gleichſam unſichtbar machenden Seele, die ſich in der krankhaften Schwärmerei des Gedichts offenbart.

Ich ſtimme gern in alle dieſe Lobſprüche ein, aber mit dem Vorbehalt meiner allgemeinen Charakteriſtik des indiſchen Dramas, welche auch die Grenze deſſelben bezeichnet hat. Von lieblichem Reiz iſt der idylliſche Anfang, die Jagd des Königs, der heilige Büßerhain, Sakuntala unter ihren Blumen, die Liebe des Duſhmanta zu der ſchönen Jungfrau; aber es ſind Stimmungsbilder, die nach und nach an uns vorübergeführt werden. Nach des Königs Weggang kommt das Verhängniß in Geſtalt eines Fluches, den ein Büßer ausſpricht, als ihn Sakuntala nicht bemerkt hatte; Duſhmanta weiß nichts von dem Zauber des Vergeſſens, der ſich darauf ohne ſeine Schuld über ſein Gemüth legt, auch Sakuntala kennt weder ihr Vergehen, noch ihre Strafe. Zufällig verliert ſie den Ring, zufällig wird er (wol nach der griechiſchen Sage von Polykrates) im Bauch eines Fiſches gefunden und dem König gebracht, der durch den Anblick deſſelben die Erinnerung an ſeine Liebe wiedererhält. Dem Zauberſpuk fehlt hier alle menſchliche Motivirung in Duſhmanta's Seele; nicht Leichtſinn, Stolz oder Herrſcherpflicht ließ ihn die Geliebte vergeſſen, und darum fehlt auch der Wiedererinnerung der ſittliche Kampf, die läuternde Sühne, die dramatiſche Weihe. Wenigſtens leiſe angedeutet iſt eine Verſchuldigung, wenn Sakuntala in Liebesglück und Trennungsſchmerz ihrer ſelbſt und der Welt vergißt, das Heilige nicht wahrnimmt, und dafür von Duſhmanta vergeſſen wird. Aber ganz märchenhaft iſt das Ineinanderſpielen der Götter- und Menſchenwelt, die Entrückung Sakuntala's unter die ihr verwandten himmliſchen Nymphen, die Ausfahrt Duſhmanta's auf Indra's Wagen gegen die Dämonen, und das Wiederfinden der geliebten Gattin und des Sohnes.

Gleichfalls an die alte Sage angelehnt, in der Ausführung noch muſikaliſcher, leidenſchaftlich bewegter und ſingſpielartiger iſt das andere Drama Kalidaſa's, Vikramorvaſi, oder der Held und

die Nymphe, die Liebe des Pururavas zur Urvaſi, ein Nachklang vom Mythus der Sonne und der Morgenröthe. Die ſchöne Nymphe verliebt ſich in den Helden und wird zu ihm aus ihrem Himmel verbannt; die Königin iſt eiferſüchtig und wird beſchwichtigt; reizend ſind die Scenen, wo Urvaſi ſichtbar den König umſchwebt, ihre Liebe zu erkennen gibt und der Gegenliebe gewiß wird. Der Glanzpunkt iſt der vierte Act, der in der Einſamkeit des Merugebirges ſpielt. Die Liebenden haben ſich dorthin zurückgezogen, einen Augenblick hat der König auf eine badende Schöne geblickt, und die Nymphe hat, darüber erzürnt, den Fuß auf ein Gebiet geſetzt, das nach dem Zauberwort eines Büßers Frauen nicht betreten ſollen. Dadurch iſt ſie in eine Weinrebe verwandelt worden. Eine Trauerweiſe durchzieht die Luft:

Es rudert ein Schwan wol über den Teich,
Wo Sonne noch den Lotos nicht erſchloſſen;
Er ſingt ein Klaglied trüb und weich,
Weil er getrennt vom liebenden Genoſſen.
Das Herz erfüllt von Trennungsqualen gleitet
Der königliche Schwan den See entlang,
Wo ſich der blühend holde Lotos breitet,
Der fernen Freundin gilt ſein leiſer Sang.

Da vertauſcht Pururavas ſein Geſchmeide mit einem Kranz wilder Blumen, und irrt im Walde einher die Geliebte zu ſuchen. Er fragt bei Wolken, Bergen, Pflanzen und Thieren nach ihr. Aber vergebens. Er ſieht wie der Pfau nun übermüthig einherſtolzirt, und nicht mehr fürchtet daß ſein Gefieder von Urvaſi's Haarflechten übertroffen werde; er ſieht wie der Schwan einem Diebe gleich flieht, der die ſchöne Haltung von Urvaſi geſtohlen. Er ſieht den Elefanten bei dem Weibe lagern, und will ihn nicht betrüben mit dem Gedanken an den Verluſt der Geliebten. Er ſpricht zum Lotos und zum Fluſſe:

Wie ſchön iſt nicht die Lotosblume! Sie zieht
Vom Weg mich ab und meinen Blick auf ſich.
Die Bienen murmeln zwiſchen ihren Kelchen.
Sie glühet wie die Lippen der Geliebten,
Wenn durch die meinigen zu hart gepreßt
Sie lang des brünſt'gen Kuſſes Spur behalten.
Ich will des Honigſammlers Freundſchaft werben.

Sag', Plünderer des Honigthaus, haſt du geſehn
Die Nymphe, deren groß und ſchmachtend Auge
In Wolluſt rollt als ob es ſchwömm' in Wein?

Doch dünket mich daß dieſe Nachfrag eitel,
Denn hätte ihren Odem je die Biene
Gekoſtet, würde ſie verſchmähn den Lotos.

Ich will am Rande dieſes Bergſtroms weilen,
Und Stärke ſammeln von dem Lüftchen, das
Aus dieſen friſchen Wellen Kühlung ſchöpft,
Indem den Fluß ich ſchaue, wie er neu
Geſchwellt dahinwogt. — Welche feine Bilder
Bemächt'gen wonniglich ſich meiner Seele!
Die Woge krümmt ſich gleich den Augenbrauen,
Die Störche flattern wie die Zunge Liebchens,
Und dieſes Stromes Wellenlinie
Iſt ihre Haltung ganz! All dies erinnert
An die Erzürnte mich; ich muß ſie ſühnen.

Eine himmliſche Stimme heißt ihn einen Edelſtein vom Boden aufheben, und nun ſieht er die Rebe; keine Blüte ſchmückt ſie, die Knospen ſind verdorrt, und einſam trauernd ſcheint ſie ihm das Bild der Geliebten, die nun ihr grundloſes Zürnen bedauert. Er drückt das melancholiſche Gleichniß ans Herz, und fühlt wie in ſeinen Armen unter ſeinem Geſange die Ranke ſich erwärmt, belebt, wieder zu Urvaſi wird. Der Edelſtein wird einem Stirnband für Urvaſi eingeſetzt. Einſt raubt ihn ein Rabe, aber ein Knabe erſchießt den Vogel, und kommt mit ihm zu Hofe; er wird als Sohn der beiden Liebenden erkannt, den Urvaſi heimlich geboren und fern dem König hat erziehen laſſen, weil ſie wieder in den Himmel zurückkehren ſoll, wenn Pururavas das Kind geſehen habe. Der König weiht den Sohn zum Nachfolger, und wird mit Urvaſi in den Himmel entrückt. Sie ſpricht die Schlußverſe, die wie gewöhnlich ein Segenswunſch ſind:

Das Glück, die Weisheit — mögen dieſe beiden
Sich niemals feindlich voneinander ſcheiden,
Nein, mögen ſie ſich treu verbünden
Der Menſchheit wahres Wohl zu gründen.

Durch naturinnige Lyrik, durch Milde und Wohllaut in der Behandlung des Stoffes wie in der Melodie der Sprache vergleicht ſich Kalidaſa den europäiſchen Dramatikern Sophokles und Goethe, während andere durch größere Lebensfülle, mannichfaltigere realiſtiſcher gezeichnete Charaktere an Shakeſpeare und Lope anklingen, wie Sudraka und Bhavabhuti; ja Viſakadhatta gemahnt uns an das verſtandesſcharfe Intrigueuſtück der Spanier und

Franzoſen, und was wir das Orientaliſche bei Calderon nennen, myſtiſche Tiefe, Sinn fürs Wunderbare und bilderprangende Schilderung in klangreichen, klangſpielenden Verſen, es hat in den indiſchen Dramen ſeine wahlverwandten Elemente. Sicherlich haben aber die europäiſchen Dichter die aſiatiſchen ebenſo wenig nachgeahmt als ſie denſelben zum Muſter gedient; aus dem gemeinſamen Grundquell des ariſchen Gemüths haben ſich die Aehnlichkeiten frei ergoſſen.

Das Drama Mrichchakati, das Thonwägelchen, wird einem König Sudraka im Prolog zugeſchrieben. Es ſpielt in der menſchlichen Gegenwart, in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft, und entrollt ein lebendiges Gemälde indiſcher Sitten. Die Hauptperſonen ſind ein Brahmane und eine vornehme Courtiſane, die durch die Liebe zu ihm geadelt und deren Erwiederung würdig wird, indem ſie ihre Gunſt dem prinzlichen Bewerber verſagt und lieber den Tod als ſeine Geſchenke will. Der Name des Stücks kommt daher daß das Kind des Brahmanen ſtatt ſeines Thonwägelchens eins von Gold haben möchte, wie der reiche Nachbarknabe, und daß die dem Vater huldigende Hetäre Sorge trägt ſolches anzuſchaffen. Zwiſchen die Liebesgeſchichte iſt mit vielem Geſchick eine politiſche eingeflochten, die Flucht eines Gefangenen, der den König ſtürzt und als gerechterer Fürſt den Thron beſteigt. Der Brahmane Tſharudatta iſt ſehr edel gehalten; er war reich und iſt durch Freigebigkeit arm geworden. Er ſagt:

Ich klage nicht um das verlorne Gut:
Doch tief betrübt mich, muß ich dir geſtehn,
Daß nicht der Gaſt mehr meine Wohnung ſucht,
Seitdem der Reichthum draus entflohen iſt.
Gleich undankbaren Bienen, die muthwillig
Des Elefanten breite Stirne fliehn,
Wenn eingetrocknet drauf der Thau verſchwunden,
So kommen ſie nicht mehr, nicht mehr zu mir.

Sein Vertrauter Maitreyas iſt ihm treu geblieben, und wacht um ihn mit gemüthvoll unwirſchem Freundſchaftseifer, bedauert aber daß er nicht mehr die duftenden Gerichte ſchmauſen könne bis er ſelber duſte, nicht mehr wie ein wiederkäuender Ochſe unter dem Thorbogen lagere. Gerade jetzt ſchenkt Veſantaſena dem Weiſen ihr Herz. Beide überbieten ſich durch Edelmuth. Vergebens wirbt des Rajas Schwager um ihre Gunſt, Sanſthanaka, ein eingebildeter blaſirter Lüſtling, der ſtets mit unpaſſen-

den Citaten aus den Epen ſich lächerlich macht. Ihr Beſuch bei Tſharudatta gibt nicht blos Gelegenheit zu prachtvoller Schilderung der tropiſchen Regenzeit, ſondern auch zu einer verhängnißvollen Verwechſelung, indem der eben entſprungene Staatsgefangene in den für ſie beſtimmten Wagen ſteigt und dadurch der Polizei entrinnt, ſie aber in einen Wagen Sanſthanaka's zu ſitzen kommt, nach ſeinem Landgut gebracht, von dem Verſchmähten erdroſſelt, aber durch einen Buddhapriester wieder gerettet wird. Der Mörder indeß beſchuldigt den Tſharudatta ſeiner Miſſethat, die Anzeichen ſprechen gegen ihn und er wird verurtheilt; ruhig geht er mit den Tſhandalas, die ihn ſchonend und ehrfurchtsvoll behandeln, zur Richtſtätte, während ſein Weib ſich den Scheiterhaufen ſchichtet. Da erſcheint Vaſantaſena, und bringt die glückliche Löſung, während zugleich der frühere Gefangene ſiegreich einzieht; der eingebildete Schwager des frühern Raja ſinkt damit in ſein Nichts zurück, und erhält Verzeihung von den Liebenden, die ſich nun vereinigen. Eine Menge von Epiſoden und Nebenperſonen, Spieler, Diebe, Kutſcher, Thorwächter, ſind nicht müßig, ſondern gut gezeichnet für ſich helfen ſie den Knoten feſter ſchürzen und die Hauptgeſtalten zur Aeußerung ihres Charakters bringen. Das Stück vornehmlich erinnert an Shakeſpeare's Zeitgenoſſen, an Greene oder Heywood und Decker, es erinnert an den Erfindungsreichthum und die Bilderfülle der Spanier, wie Lope, ja Klein vergleicht die milde Weisheit Tſharudatta's mit Leſſing's Nathan, und ganz glücklich den Maitreyas mit Al Hafi, der ja an dem Ganges ſeinesgleichen zu finden hofft und in dieſem Humoriſten finden kann.

Der ſüdindiſche Brahmane Bhavabhuti im 8. Jahrhundert n. Chr. dichtete zwei große Dramen, die ſich an das Ramayana anſchließen; das eine folgt dem Epos und gibt die Hauptſcenen deſſelben, das andere gibt die ſpätere Geſchichte des Helden, der um eines Götterwortes und um des Volks willen die ſchwangere Sita verbannt, dann ſie unter vielen Abenteuern und Liebesklagen ſucht, endlich aber mit ihr und ſeinen Zwillingsſöhnen vereint wird: auf einem Theater im Theater nämlich wird vor ihm durch den Dichter des Ramayana, Valmiki, die Geburt der Knaben und die Huld der Götter für ſie dargeſtellt, die Spielenden ſind die wirklichen Perſonen ſelbſt, alles endet in Jubel und Seligkeit. Das urſprüngliche Liebesglück der Gatten und dann ihr Trennungsſchmerz und die Weihe des Leides für die reine edle Seele wird

in dieſer Dichtung gleich vorzüglich dargeſtellt, und der Ausdruck der Empfindung kleidet ſich in die duftig zarteſten oder reizvollſt funkelnden Bilder. J. L. Klein in der Geſchichte des Dramas ſpricht ſich ebenfalls bewundernd darüber aus. „Wer von beiden bringt das mitleidwürdigere Opfer? Er der die unſchuldige Gattin dem Volkswillen zu Liebe ſich vom Herzen reißt, das all ſein Blut ihr nachweint, oder Sie, die ſchuldlos von Verbannungsſchmach Gebeugte, die mit zerriſſener Seele den königlichen Gatten von wehevollen Reueklagen gefoltert ſieht, und aus Liebe für ihn und aus Rückſicht für ſein Pflichtgelübde ſich bezwingt? Welche Unſchulds-, welche Feuerprobe iſt mit ſolcher Prüfung zu vergleichen? Das iſt das poetiſch Herrliche und Schöne der Conception daß die geſchichtlich überlieferte Feuerprobe, die Sita beſtanden haben ſoll, in unſerm Drama als eine Feuerprobe des Herzens-, des Liebe-, Pflichten- und Schickſalskampfes geſchildert wird, eine Feuerprobe die ihre Unſchuld und Gattentreue verklärt hervorgehen läßt, wie eine Heilige aus der Todesmarter. Nicht weniger tief, ſchön und groß iſt das Pflichtmotiv des Herrſchers ſeinem Volke gegenüber behandelt. Wieſern der allgemeine Volkswille im Recht oder Unrecht ſei kommt hier zunächſt nicht in Frage. Der einzelne Fall hat eine ſymboliſche Bedeutung, die dahin zielt daß die erſte und zwingendſte Pflicht eines Königs die iſt ſich und ſein Haus, ſein Theuerſtes, ſein Herz mit allen Lebenswurzeln der Liebe und ihren Beglückungen auszureißen aus ſeinem Buſen und zu opfern für ſein Volk, für das allgemeine Wohl, und daß in ſolcher Hingebung und Opferwilligkeit das wahre ruhmvolle Heldenthum eines Königs beſteht. Hier iſt die Frage in ihrem tiefſten Punkte erfaßt und gelöſt. Der von heiligen oder weiſen Klausnern unterſtützte Volkswille erweiſt ſich im Ausgang als heilſam und ſegensvoll für den König ſelbſt und ſein Geſchlecht. Auch die Verbannung des Prinzenpaares in den Wald und ihre Erziehung unter der Obſorge von Weiſen und ſchützenden Naturgeiſtern, ihre Pflege, ihr Gedeihen und Aufwachſen unter den mütterlichen Händen gleichſam der Natur ſelbſt, ihre Erſtarkung zu fürſtlichen Heldenjünglingen an den Brüſten der Natur, fern von den entnervenden, Geiſt und Herz ausmergelnden, verdummenden und veralbernden Einflüſſen des Hofes, — dieſer Gegenſatz von Natur und Hof, um den auch Shakeſpeare's von Waldesduft durchwürzte Dramen Was ihr wollt, Sommernachtstraum, Cymbelin ſich bewegen, —

dieſer Gegenſatz iſt auch hier in unſerm Ramaſchauſpiel die Tendenzangel um welche die Entwickelung ſich dreht."

Die Darſtellung der Naturſchönheit iſt in dieſen Werken ebenſo ausgezeichnet als in dem ſentimentalen Liebesdrama, der heimlichen Heirath des Miniſterſohnes Madhava mit einer Miniſtertochter Malati, die er beim Frühlingsfeſt im Hain des Liebesgottes erblickt, und ſofort mit dem Beiſtand einer Buddhapriesterin zum Weibe genommen; die Väter hatten beide für einander beſtimmt, aber Nandana, der Günſtling des Fürſten, wirbt um Malati. Die Macht der Liebe ſiegt über alle feindſeligen Geſtirne im Bunde mit der Freundſchaft, da Makaranda ſeine Neigung zu der Schweſter des Günſtlings für Madhava benutzt. Komiſch heitre und herzerſchütternde Scenen folgen einander in buntem Wechſel. Die Trennung der Liebenden, ihr Umirren in romantiſcher Bergwildniß führt das Mädchen in die Hände der Prieſter des ſivaähnlichen Gottes Chamunda, wo ſie zum Opfer gebracht werden ſoll. Da ſeufzt ſie nach Madhava: möge ſie nach dem Tode in ſeiner Erinnerung leben; denn die ſterben nicht welche in liebendem Andenken einbalſamirt ruhen. Aber ſchon iſt er nah um ſie zu retten. Das Werk iſt durch leidenſchaftliche Gewalt der Empfindung und durch ihre farbige Schilderung höchſt ausgezeichnet. Wie in Shakeſpeare's Romeo und Julie wird das Glück der heimlichen Liebe mit dem Blitz verglichen, und gegen das Ende hin, das die Liebenden glücklich vereint, heißt es einmal ſehr bezeichnend für das Ganze:

Wie ſeltſam wechſeln dieſes Tags Geſchichten!
In einem Regenſchauer miſchen ſich
Mit ſcharfen Schwertern duft'ge Sandeltropfen;
Aus wolkenloſem Himmel kommt herab
Verzehrend Feuer und wonneſüßer Nektar;
Im Trank des Lebens ſchläft ein bittres Gift,
Den Donnerkeil umſpielen Mondlichtſtrahlen.

Als Probe der Intriguenſtücke hat Wilſon ein Drama aus dem 10. oder 11. Jahrhundert überſetzt. Mudra Rakſhaſa oder das Siegel des Miniſters von Viſakadhatta. Vanda, König von Palibothra, iſt durch den Brahmanen Chanakya geſtürzt, und Chandragupta, den die Griechen Sandrakottos nennen, auf den Thron erhoben; Chanakya, der einflußreiche Leiter des neuen Regiments, ſucht nun die Hauptſtütze der Gegenpartei, den ehemaligen Miniſter Vanda's, den Rakſhaſa, für ſeinen Herrn zu

gewinnen, indem er falſche Briefe mit deſſen Siegel ausfertigt, ihn mit verrätheriſchen Freunden umgibt, mit den Fürſten entzweit die er gegen Chandragupta aufgeboten, und den Freund, der Rakſhaſa's Familie beherbergt, gefangen ſetzt und ſcheinbar zur Richtſtätte führen läßt. Da ſtellt Rakſhaſa ſelber ſich für dieſen um ihn zu retten, erfährt daß alles nur geſchehen ſei um ihn zum Miniſter des neuen Herrn zu machen, erkennt die diplomatiſche Meiſterſchaft Chanakyas an, und tritt an deſſen Stelle, — ungeachtet er vorher die Giftmiſcher gegen Chandragupta gedungen hatte. Chanakya hat ſeinen Zweck erreicht, ſeinem Zögling den Thron und den Miniſter des Gegners zum erſten Staatsmann gewonnen, und entſagt der Welt um der Betrachtung im Walde zu leben. Das Stück ſetzt all die Ränke in Scene welche die indiſche Staatskunſt übt und lehrt, Lug und Trug, Verhaftung und Mord wird um der Staatszwecke willen, das heißt um die Herrſchaft zu erlangen oder zu ſichern, gewiſſenlos geübt als ob es das Rechte wäre, aber es geſchieht nicht aus Selbſtſucht, ſondern um des Staatswohls willen, und darum ſind die politiſchen Intriguanten im Privatleben treue Freude, hingebende Naturen und liebenswürdige Menſchen.

Dagegen zeigt eine Reihe anderer Stücke daß bis in das ſpäte Mittelalter hinein die Heldenſage die beliebteſten Stoffe für das indiſche Drama und damit einen großen volksthümlichen Hintergrund bot. Auch aus dem Mahabharata wurden viele Begebenheiten dramatiſirt, und eine ſiebenactige Darſtellung der Geſchichte Rama's von Murari iſt zwar in Bezug auf Charakterzeichnung und Compoſition werthlos, aber wegen ihres correcten rhetoriſchen Stils in Indien ſehr angeſehen, während ein vierzehnactiges Stück den Affen Hanuman zum Haupthelden macht und behauptet dieſer habe es ſelbſt urſprünglich verfaßt und in Steintafeln eingehauen, Valmiki aber, der Dichter des Ramayana habe in Poeteneiferſucht die Steine ins Meer geworfen, die man ſpäter wieder herausgefiſcht, und Damodara Misra habe das Drama aus den Trümmern hergeſtellt. Bis auf den heutigen Tag ergötzen ſich die Südindier an burlesk poſſenhafter Darſtellung von Viſhnu's Verkörperungen.

Zum Schluß erwähne ich ein indiſches Gedankendrama, das an die Allegorien der mittelalterlichen Moralitäten und an deren Vollendung, die Autos sacramentales von Calderon, erinnert. Es iſt von Kriſhna Misra um das Jahr 1100 verfaßt und hat

die Verſöhnung von Philoſophie und Offenbarung, von Glauben und Wiſſen zum Stoff und Zweck; ſein Titel iſt Prabodha Chandrodaya, Mondaufgang der Erkenntniß. Der Verſtand hat ſich von ſeiner rechtmäßigen Gattin, der Offenbarung getrennt; der Irrthum iſt dadurch als Kind der Selbſtſucht entſtanden und mächtig geworden und verbindet ſich auf der einen Seite mit der Wolluſt, der Heuchelei, der Ketzerei, während auf der andern die bedrängte Religion von der Ruhe und dem Mitleid getröſtet wird. Aber auch die Erkenntniß geſellt ſich ihr, und nimmt den Kampf mit den Gegnern auf. Dabei werden nun neben den Perſonificationen der Begriffe, Tugenden, Laſter, auch die Anhänger der verſchiedenen religiöſen und philoſophiſchen Sekten auf die Bühne gebracht und oft mit einer überraſchenden Komik behandelt. Am Ende verſöhnen ſich Verſtand und Offenbarung, und der Urgeiſt erkennt ſich in beiden, beide als Formen ſeines Lebens und Wirkens.

Nachdem Rama in der Dichtung Bhavabhuti's ein Bild aus ſeinem eignen Leben als ein Schauſpiel im Schauſpiel, aufgeführt durch den Heldenſänger Valmiki, angeſchaut, da ſagt er zum Schluß die trefflichen Worte über die Wirkung echter Kunſt, die auch unſere Betrachtung der indiſchen Poeſie krönen ſollen:

Mag dies begeiſtert Spiel, das göttliche
Eingebung eingehaucht, mag es erfreuen
Und reinigen das Herz, wie Mutterliebe
Jed Leiden tilgt, und gleich des Ganges Flut
Reinſpülen uns von allen unſern Fehlen.
Mag die dramatiſche Kunſt mit tiefem Sinn-
Verſtändniß die Geſchichte ſchildern und
In wohlgefügten Verſen ſie uns deuten,
Daß ewigen Ruhmes Ehrgebühr empfange
Der große Meiſter dichteriſchen Sanges
Und tiefe Kenner auch der höchſten Lehren,
Des Brahmawiſſens und der heiligen Schrift.

Die Muſik.

Die Muſik ward von den Indiern noch nicht als ſelbſtändige Kunſt ausgeübt, ſondern blieb in Verbindung mit Poeſie, Mimik und Tanz, und auf dieſe Totalität haben wir die Wunderſagen von ihrer Wirkung zu beziehen. Der Vortrag der Poeſie

war ein musikalisch declamatorischer, und der Gesang war ein freies und überschwengliches Ausströmen der Empfindung wie in unserm Recitativ. So wurden beim Opfer Verse der Vedas von drei Priestern angestimmt, jeder hat seinen besondern Theil, den Schluß singen sie zusammen. Der Wagenlenker der Helden war zugleich ihr Sänger. Das Musikalische machte sich nicht für sich geltend, es fehlte die Gliederung und die in sich geschlossene Melodie, wenigstens als bewußte Kunstübung. Das innere Gefühlsleben, das sich im Wort aussprach, folgte dem Rhythmus und Metrum der Sprache, und der aushaltende Gesangton belebte die Poesie, und versinnlichte das Auf- und Abwogen der Gefühle im Wechsel von Höhe und Tiefe, im schnellern oder langsamern Tempo. Man bediente sich dazu der mannichfaltigsten Töne vom dumpfen Gemurmel bis zum gellenden Schrei. Wie der musikalisch-architektonische Aufbau eines Tonwerks noch nicht erstrebt wurde, so fehlte auch der Sinn für Vielstimmigkeit und Harmonie; die Instrumente begleiten den Gesang in gleicher Tonhöhe, männliche und weibliche Stimmen haben die untere und obere Octave, aber keine Quinte oder Terz wird gleichzeitig vernommen, geschweige daß mehrere Stimmen eigene Wege gingen und doch gut zusammenklängen. Die Instrumente verstärken den Gesang, und indem sie wechselnd eintreten, schattiren und illuminiren sie denselben durch ihre besondere Klangfarbe. Es ist der Rhythmus dessen Zauber zuerst den ganzen Menschen ergreift und in Bewegung setzt; Schlaginstrumente die den Rhythmus leiten und hervorheben, veranlassen zugleich eine Bewegung der Arme und Hände, die selbst die innere Stimmung zu äußerer Anschauung bringen hilft, und sich auf die Beine, auf den übrigen Körper fortpflanzt; singend, ein Instrument schlagend, neigen und beugen sich die Bajaderen zugleich im Tanz. Das gesungene Wort hebt das Metrum, den Rhythmus der Poesie kräftig hervor, und folgt ohne festes Taktmaß mit größerer Freiheit der augenblicklichen Empfindung und ihrem Verlauf in einem melodischen Erguſſe, der bei aller Ueberschwenglichkeit und Erregtheit des Stimmungsausdrucks oftmals doch durch den Schönheitssinn zu symmetrischer Gliederung, ja in sich abgeschlossener Einheit kommt. Die indische Musik kennt den Takt, und hat wie so vieles andre eine eigene Wissenschaft bei der nachdenklichen Geistesrichtung dieses Volks erhalten.

Das Brausen des Windes ist dem Arier sein Gesang;

Geiſter der reinen Luft, Genoſſen des Himmelsgottes, die Gandharven, ſind ſeine Muſiker und Sänger. Zauberkräftige, magiſche Gewalt ſchrieb man der Muſik auch über die Natur und die Götter zu, gleichwie ſie die Bewegungen des menſchlichen Gemüths nach der ihrer Töne ſtimmt und leitet. Zu den Schlag- und Blasinſtrumenten, dumpfen Hörnern oder Poſaunen und hellen Flöten, geſellt ſich das eigenthümliche Saitenſpiel der Vina. Ein Rohr von 4 Fuß Länge und 3 Zoll Weite bildet den Körper; zwei hohle, nach unten offene Kürbiſſe hängen als Reſonanzböden daran; oberhalb des Rohrs ſind über Sattel und Steg ſieben Metallſaiten geſpannt, und für die vier mittlern derſelben ſind noch bewegliche Stege vorhanden, wodurch ihre Länge von 30 Zoll auf 6 Zoll verkürzt werden kann. Der Ton iſt voll und zart. Andere Saiteninſtrumente Hinterindiens ſind äußerlich von fratzenhaft abenteuerlicher Form.

Sieben Töne, in drei Octaven wiederholt, bilden die Grundlage der indiſchen Muſik; die Ganztöne werden dann aber wieder in vier Viertelstöne eingetheilt. Die indiſche Phantaſie und Grübelei verliert ſich theoretiſirend in tauſendfache Toncombinationen ohne das Weſentliche und Naturgeſetzliche zu erfaſſen; Gehör und Schönheitsſinn aber laſſen die Muſikübung ſelbſt dem neueuropäiſchen Syſtem und ſeinen Dur- und Molltonarten nicht allzu fern erſcheinen. Das Wort Raga heißt zugleich Gemüthsbewegung, Leidenſchaft und Melodie, Combination der Töne. Das Phantaſtiſche wechſelt in den Melodien mit der Einfachheit und wehmuthsvollen Innigkeit des echten Volksliedes. Ambros gibt in ſeiner Geſchichte der Muſik eine Sammlung von Melodien, und vergleicht ſie mit den Malereien, auf denen ſich vorzüglich in der Darſtellung von Mädchengeſtalten derſelbe knospenhaft unentwickelte Schönheitsſinn und dieſelbe graziöſe Schüchternheit der Zeichnung in liebenswürdiger Weiſe findet. Er bemerkt wie der angeborene Tonſinn der Indier Rückſicht nimmt auf die natürlichen harmoniſchen Grundlagen, welche auf die Melodiebildung Einfluß haben, ohne daß ſie ſich des waltenden Geſetzes dabei bewußt ſind. Denn von Harmonie haben ſie keinen Begriff, auch kein Bedürfniß dafür. Aber der Grundton, der den Ausgang der Melodie bildet, kehrt häufig wieder, und wird als beſter Schluß empfunden, während einzelne Gänge ihr Ziel in der Quinte finden, und das Ganze der Melodie durch ſinnige Gliederung mehrerer Theile manchmal einen regelmäßigen Bau

erhält. Doch fügt der lebhafte Sinn sich schwer in taktliche Ordnung, sondern die Empfindung dehnt und beschleunigt die Töne und Tonfolgen nach ihrer eigenen Stimmung.

Die bildende Kunst.

Das alte Indien kannte keine Tempel und Götterbilder; für den Cultus genügte der Opferaltar unter freiem Himmel, das Brahmanenthum förderte statt gemeinsamer Gottesverehrung vielmehr das Einsiedlerleben im Walde, und wenn die Umrisse der Göttergestalten in der Phantasie der Vedasänger verschwebend sind und einer festen Bestimmtheit ermangeln, so steht die reine Geistigkeit Brahma's den Formen der Erscheinungswelt bildlos gegenüber. Doch scheint es uralische Sitte gewesen zu sein geweihte Stätten durch Ringe von Steinen zu umgrenzen, die man pfeilerartig in geringer Entfernung voneinander aufrichtete, eine Sitte die von den Kelten großartig ausgebildet ward, deren Spuren aber auch in Indien vorhanden sind. Das Epos und die Berichte der Griechen reden von einem glänzenden Civilbau in den Städten der Könige; die volksbelebten geraden Straßen waren durch freie Plätze, durch schattige blumenreiche Gärten unterbrochen; das Wasser strömte in Kanälen, die sich hier und da zu Teichen erweiterten, die Häuser waren oft fünf und mehr Stockwerke hoch, mit Galerien und Veranden versehen; zu den Palästen stieg man auf prächtigen Terrassen empor; die Mauern waren mit bunten Steinen geschmückt.

Der Sinn für monumentale Kunst erwachte mit dem Buddhismus, an dessen ernste Nüchternheit sich überhaupt das Wenige des historischen Sinnes knüpft das wir in Indien finden. Der König Aschoka, der um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. sich für den Buddhismus erklärte und die dogmatische Feststellung der Lehre begünstigte, gründete die ersten Denkmale der nun herrschenden Religion. Sie waren primitiver Art, aber die Anfänge der Kunst fielen in eine Zeit welche schon die Einflüsse des Westens durch Alexander und seine Nachfolger erfuhr, und dadurch auch Formen aufnahm die in Babylon, Persien und Griechenland geprägt waren. Wir finden Denksäulen und Grabmäler wie bei den Aegyptern die Obelisken und Pyramiden, aber statt der einfachen Streuge, statt der geraden scharfen Linien zeigt

ſich der weichere indiſche Sinn ſogleich durch ſein Wohlgefallen am Runden und Welligen und an zierlichem Schmuck. Aſhoka ließ am Ganges hinab Denkſäulen als Siegeszeichen des neuen Glaubens errichten, deren Inſchriften neben den Sittenſprüchen, durch die ſie den Namen Tugendſäulen ſich verdienten, auch ihren Zweck und ihren Gründer nennen. Sie ſind ſchlank, gegen 40 Fuß hoch, von einem untern Durchmeſſer von drei zu einem obern von zwei Fuß verjüngt, mit einem Capitäl von der Form einer Glocke oder eines abwärts gewandten Blätterkelches, wie ſich dieſelbe als Säulenbaſis in Perſepolis findet, und unter dem Capitäl mit einem Halſe, den ein Perlenſtab und ein Kranz von Palmetten und Lotosblumen ſchmückt, wie ihn die Aſſyrer zuerſt gewunden und die Griechen ihn ſchön ſtyliſirt haben. Oben auf der Säule ſitzt ein Löwe; Sakjaſinha, der Löwe vom Stamm Sakja ward Buddha geheißen, er war dadurch ſymboliſirt. Solche Denkmale finden ſich auch in Guzerat, bei Peſhavar und Delhi.

Buddha's vorbildlicher Perſönlichkeit iſt die religiöſe Verehrung ſeiner Anhänger geweiht; die Reliquien ſeines Leibes ſollten der Sage nach in acht Grabhügeln beigeſetzt worden ſein; dieſe ließ Aſhoka öffnen; er vertheilte den Inhalt an die Gläubigen nah und fern, und man barg dieſe Reſte nun in großen Bauten, welche die urſprüngliche Form des aufgeworfenen Erdhügels zur halbkugeligen Kuppel geſtalteten, deren Unterſatz ein Cylinder bildet, anfangs niedrig, ſpäter aber ſo hoch daß das Ganze thurmartig wirkt. Der Name Stupa oder in der Volksmundart Topa bezeichnet den Grabhügel, das gleichfalls übliche Dagop drückt den Zweck aus und bezeichnet den Bau als Körperbewahrer. Es iſt eine durchaus compacte Maſſe; nur eine kleine Zelle, von ſechs Steinplatten begrenzt, in der Achſe der Kuppel unter der Zinne gelegen, iſt hohl und enthält die Reliquien. Die Form der Halbkugel aber iſt die der Waſſerblaſe, mit welcher Buddha die vergängliche Welt verglich. Den Gipfel bekrönt ein Schirmdach, mehrere Sonnenſchirme neben oder übereinander, das Zeichen der Königswürde; ein Ständer in der Mitte trägt das buntgeſchmückte, häufig metallene Dach. Die Stupen erſtrecken ſich durch ganz Oſtindien, an drei Punkten finden ſich größere Gruppen, die Kugler mit ſeinem vielgeübten Takt drei Perioden der Baugeſchichte zuweiſt. Die älteſte iſt die Zeit Aſhoka's und ſeiner Nachfolger; ihr gehören die Dagops von Malva in Centralindien an; der größte iſt über 50 Fuß hoch,

der Durchmeſſer 120 Fuß; ein Steingeländer umgibt ihn von außen in einiger Entfernung und öffnet ſich durch vier Portale, deren Bekrönung auf Elefanten ruht und durch drei geſchweifte Architrave gebildet wird, die durch reichgeſchmückte Unterſätze voneinander getrennt ſind. Eine zweite Gruppe gehört Ceylon an, wo der Buddhismus in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. zur Herrſchaft kam. Dort iſt die cylinderförmige Baſis etwas höher und mit mehrfachen Umgürtungen verſehen, und die Kuppelwölbung wächſt aus ihr ſchwungvoll hervor und trägt eine kegelförmige Spitze; um einige Dazops reihen ſich auf viereckiger Baſis ſchlanke achteckige Granitpfeiler mit ausladendem und dann ſich zuſammenziehendem und in einer Knospe ausgehendem Capitäl, — und zwar in einem oder in mehreren Kreiſen, ein Nachklang der altariſchen Weiſe einen geweihten Ort zu begrenzen. Die dritte Gruppe zieht ſich oſtwärts vom Indus durch Afghaniſtan; in einigen von ihnen hat man Münzen gefunden die ſie der Zeit vom 2. bis 5. Jahrhundert n. Chr. einordnen; die Kuppel iſt etwas gedrückter, der Unterbau dagegen thurmähnlich.

Die buddhiſtiſchen Prieſter waren Mönche; ſie verſammelten ſich zur Regenzeit, ſie gründeten Stätten gemeinſamer klöſterlicher Anſiedelung, Viharas, und erbauten größere Säle für gemeinſame Religionsübung, die im Hintergrund ein kleines Dagopheiligthum einſchloſſen. Und wie der Buddhiſt ſich aus der Oberflächlichkeit der Welt in ſich zurückzieht und in ſich vertieft, ſo erhielt dieſe Richtung ihren architektoniſchen Ausdruck dadurch daß man unterirdiſche Grotten ſtatt freier Bauten herrichtete und ſomit in das geheimnißvolle Innere der Erde ſich zurückzog. Und wie alles in raſtloſem Umſchwung kreiſt und das Rad das liebſte Zeichen für den Wechſel des Lebens iſt, ſo ward die Decke gewölbt, das Ende der Höhle halbkreisförmig abgeſchloſſen, und ſo der ſtetige Fluß der Bogenlinien auch hier angewandt. Ueber ein Jahrtauſend lang haben die Buddhiſten dieſen Grottenbau geübt, und neben den kleinern Zellenhöhlen für die Prieſter die größern Tempel ausgehauen in den Hochlanden Centralindiens, am Weſtgathgebirge und an der Koromandelküſte. Solche Höhlentempel pflegt man als Chaitya-Grotten zu bezeichnen nach dem Schirmdach des Dagops der im Hintergrund vor der halbkreisförmigen Niſche ſteht, die den Mittelraum abſchließt; dieſer iſt um mehr als das Zweifache breiter und höher als die ſich ihm anlehnenden Seitenräume und von ihnen durch eine Reihe von

Pfeilern unterſchieden, über denen ein Tonnengewölbe ſich in der Form des Halbkreiſes oder Hufeiſenbogens erhebt. Das Ganze erinnert an die chriſtliche Baſilika. In der Grotte von Karli bei Bombay, deren Gepräge alterthümlich einfach iſt, und die noch der Zeit v. Chr. angehören mag, ſind die ſchweren Pfeilerſchafte abgekantet und breit cannelirt; ſie ruhen mit weitausgebauchter Rundbaſis auf viereckigen Platten; das Capitäl iſt noch der abwärts gewandte, aber mehr auseinander quellende Kelch, und trägt auf der Deckplatte einen Elefanten, der dann die Decke ſtützt wie die vier Weltelefanten die Erde tragen. Die Grotte iſt länger als 100 Fuß. Ueber der Eingangsthür iſt im Innern eine Tribüne, und über dieſer das große Fenſter welches allein das Ganze erleuchtet. In allem Einzelnen und Decorativen ſind die Formen der Holzconſtruction von ältern Freibauten entlehnt und auf den Fels übertragen, aus dem man ein Rippen- und Sparrenwerk herausmeißelte ohne daß es hier conſtructiv erforderlich oder von äſthetiſcher Wirkung wäre. Indeß die Bogengurten von einem Pfeiler zum andern an der Deckenwölbung verſinnlichen den Umſchwung derſelben lebhafter als die einfache Fläche thun würde, und Conſolen über den Pfeilern als Vermittler derſelben mit der Decke, die in den Viharas nicht gewölbt iſt, erfüllen ihren Zweck auf harmoniſch anſprechende Weiſe. Das Runde, Aufgebauſchte, Vorſchwellende begegnet ſich hier und da mit Motiven aus dem ſpätgriechiſchen Stil; das Einfache miſcht ſich mit dem Barocken, das ſchon um daſſelbe herumſpielt. Auch in den Viharas ſind die dort vorkommenden Pfeiler ſtämmigderb, viereckig, und die Mitte dadurch eingezogen daß die Ecken in wohlgefälliger Bogenlinie abgekantet werden. In Viharagrotten zu Ajunta und zu Baug, die der Zeit nach Chriſtus angehören, finden ſich runde Säulen, dort mit hohen viereckigen Piedeſtalen und Capitälen, ſodaß der Schaft nur ein Drittel der Höhe ausmacht, hier mit niederer Baſis und breiterm Conſolencapitäl und mit ſpiralförmigen Windungen, die dem Schaft eingegraben ſind.

Die reichſte Blüte dieſes Grottenbaues entfaltete ſich im Mittelalter, vom 6. bis 11. Jahrhundert. Das Buddhiſtenthum und das wieder aufſtrebende Brahmanenthum ſtehen in friedlich regem Wetteifer nebeneinander, das letztere nimmt die künſtleriſche Errungenſchaft des erſtern auf, bildet ſie aber phantaſtiſcher um und wirkt dadurch auf jenes zurück, bis die Brahmanen den Viſhnu- und Sivadienſt an ſich herangezogen und ſich endlich im

9. Jahrhundert mächtig genug fühlen ihre Genoſſen aus Indien zu verdrängen, ihre alte Herrſchaft zu reſtauriren, und ſich maßloſer Ueberſchwenglichkeit hinzugeben. Zwiſchen beiden Parteien ſtand die Dſhainaſekte, die Ideen wie die künſtleriſchen Formen beider mehr vermiſchend als vermittelnd. Es ſind die Felſenbauten auf der Inſel Elefante bei Bombay und im Gebirge bei Ellora, ſtaunenswürdige Wunder der menſchlichen Arbeit, die hier vornehmlich in Betracht kommen. Zu Ellora iſt der halbmondförmige Felſenkranz des Gebirges im Umfang einer Wegſtunde zu etwa 30 Grotten benutzt und die Außenſeite zu den Façaden bearbeitet, ja einzelne freiſtehende ganze Tempel ſind aus dem Gebirge abgelöſt. Eine buddhiſtiſche Tſhaitya-grotte, die jetzt Tempel des Visvakarma heißt, hat nach außen eine Säulenvorhalle, und die Pfeiler im Innern verbinden maſſige Kraft mit rundſchwellender Weichheit in ihren Grundformen, während die Verzierungen reicher geworden ſind. Die Brahmanen ſchloſſen ſich für ihre Tempel an die Viharagrotte an, indem ſie die den weiten Mittelraum umgebenden Mönchszellen wegließen und dafür Niſchen mit Götterbildern herſtellten. Die Felsſäule, wie wir ſie mit Kugler nennen wollen, empfängt ihre ausdrucksvolle Bildung. Sie bleibt maſſig, ein Unterſatz und ein Aufſatz ſind ziemlich von gleicher Höhe, auf ſteilem Würfel ſteht der kurze Schaft und ſchwillt wie eine Lotosblume empor, über ihm quillt das Capitäl wie ein bauſchiger Pfühl hervor unter der Laſt eines Würfels, der ſich wieder in der halben Höhe zu Conſolen unter der Decke erweitert; was ſeither hier und da zerſtreut war wird zu einem Ganzen verbunden, das der Beſtimmung die Laſt des Gebirges zu tragen einen Ausdruck gibt, welcher zugleich dem ſchwellenden und quellenden Formenprincip des Indiers zuſagt. Indeß behält das Ganze doch etwas Barockes und es iſt unangemeſſen daß kein tragender Schaft als die Hauptſache hervortritt. Anderwärts werden Capitäle auch durch Löwen oder Elefanten gebildet, welche mit den Rücken vereint ſind während drei oder vier Köpfe hervorſpringen. Das Prachtwerk des Brahmanenthums iſt der Kailaſa. Durch ein aus dem Felſen gemeißeltes Portal mit zwei rieſigen Wächterfiguren tritt man in einen Raum von 250 Fuß Tiefe, 150 Fuß Breite, der theils nach oben frei und offen iſt, theils dem Eingang gegenüber ſich unter das Gebirge fortſetzt; die umgebenden Felswände ſind zu Galerien ausgearbeitet, hinter denen ſich größere und kleinere Grotten befinden.

In der Mitte des freien Hofraums aber hat man eine gewaltige Felsklippe stehen lassen und sie ringsum zur Gestalt eines Tempels behauen; die Länge ist gegen 100, die Breite gegen 60, die Höhe 90 Fuß; im Innern ist eine Halle von 17 Fuß Höhe, sonst ist das Ganze massiv geblieben. Neben dem Tempel steht eine kleinere Kapelle, stehen riesige Felsenelefanten und obeliskenartige Pfeiler. In zwei Geschossen mit stark vorschwellenden Gesimsen steigt die Kapelle empor; Pfeiler mit tragenden Menschengestalten gliedern die Wände. Der Haupttempel ist einstöckig, seine Basis bildet eine Reihe von Elefanten, die ihn zu tragen scheinen. Die Massen gipfeln sich in mannichfaltiger Eintheilung und Gliederung übereinander. Die Wände sind mit Götter- und Thierbildern, die Pilaster, Gesimse und andere hervortretende Glieder mit bunter juwelierartiger Ornamentirung angefüllt, deren Feinheit mit den Massen und der Wildheit des Gebirges contrastirt. Das Ganze ist auf einen malerisch-phantastischen Effect berechnet. Eine jüngere Indragrotte in der Nähe, die dem Anfang des 2. Jahrtausends zugeschrieben wird, hat gleichfalls einen kleinen monolithen Freitempel, der zweistöckig aufsteigt; das Gesims des Untergeschosses wird von gräcisirenden Säulen getragen, das Obergeschoß verjüngt sich in schnörkelhaften Absätzen, das Ganze erinnert an späteres occidentalisches Rococo. Die Figuren sind indeß nicht brahmanisch, und das roth bemalte Werk gehört wol der Dschainasekte an.

Kleine indische Tempelbauten aus dem 1. Jahrtausend n. Chr. die in Kaschmir erhalten sind, erscheinen einfacher, geradliniger, und verhalten sich zu jenen wie ein Werk von Palladio zu dem überladenen Prunk der Jesuitenkirchen. Auf einem steilaufsteigenden Unterbau erheben sich zwei Säulen, die ein Portal einrahmen, dessen spitzer Giebel die Grundlinie des Daches durchschneidet, während die Seitenlinien mit denen des Giebels parallellaufend in einem obern Aufsatz zusammentreffen.

Endlich an der Koromandelküste sind die Werke von Mahamalaipur spätbrahmanisch; pyramidalische Felsklippen im Meer sind zu Freitempeln behauen, ebenso die Felsküste zu Grotten ausgehöhlt und außen zu Façaden gestaltet in abenteuerlicher Mischung des Architektonischen und Plastischen, ähnlich wie zu Ellora, wenn auch die Säulen freier und schlanker sind. Doch nicht blos an den Küsten Vorderindiens, auch im Innern und in Siam finden sich solche Bauweisen. So die Grotten von Malva

in Centralindien zu Dhamnar, wo die Räume theils dem Buddha, theils dem Vishnu und Siva geweiht sind, jene einfacher, diese buntgestalteter. So nicht weit von Kabul neben zwei ungeheuern in den Fels gehauenen menschenähnlichen Kolossen die vielen Nischen und Höhlen, die noch jetzt dem Volk zur Zuflucht oder Wohnung dienen.

Die düstere in das Innere des Berges eingegrabene Grotte entspricht auch hier der Versenkung des Gemüths in das geheimnißvolle Eine, in Brahma, während die Außenseite die Welt wie einen Traum des Gottes in buntem Formenwechsel erscheinen läßt; dort die Abstraction, hier die Phantastik des Inderthums, die Ausschweifungen im Vishnu- und Sivacultus. Die Bearbeitung des feststehenden Berges bindet an kein Gesetz, sondern reizt zum Wetteifer mit den Naturformen, zur Ausprägung dessen was die Einbildungskraft namentlich bei Mondschein in den Felsgestalten zu sehen meint. Darum wird auch der Eindruck dem eines verzauberten Steinbruchs verglichen, und Kunst und Natur scheinen in einem brütenden Chaos gelegen zu haben, das plötzlich erstarrte. Wol sucht sich der Geist im Buddhisten- und Brahmanenthum der Herrschaft der Natur zu entziehen, indem er sich in sich selbst und in das ewig Eine versenkt, aber dies wie das eigene Innere des Menschen bleibt eine dunkle Leere und wird weder durch Selbstbestimmung gestaltet, noch als die Seele oder das bildende Princip des Leibes angeschaut, und darum kommt die bildende Kunst weder dazu das Naturideal noch das des Gemüths zu klarer Erscheinung zu bringen; das Innere und Aeußere bedingen einander nicht, es fehlt die Harmonie, und die Einbildungskraft folgt darum doch wieder den Naturspielen, und sucht sie bald nach eigenem Sinn zu formen bald zu überbieten.

Nach dem 12. Jahrhundert finden wir den Pagodenbau. Pagode ist die tamulische Form von Bhagavada, d. h. was dem Vishnu oder Krishna (Bhagavan) gehört. Der Bau ist ein weitgedehnter ummauerter Raum, den mehrere Höfe, Teiche, Säulengänge, Tempel und Pilgerherbergen füllen; das Eigenthümliche sind die großen Hallen zur Aufnahme der Pilger, und die thurmähnlichen Pyramiden der Eingangsthore, die in vielen Geschossen aufsteigen und dieselbe Verwirrung und Verschnörkelung der Formen in sinnloser Ueberladung zeigen, wie die Innenwände der Säle und die Tempel, deren üppig formlose Formenfülle in Schmuck

und Weichheit alles occidentalische Rococo weit überbietet. Wir nennen die Pagoden von Jagernaut und Ramisseram als berühmte Beispiele, und gedenken zum Schluß unter den Bauten auf Java, die durch indischen Einfluß entstanden, und eine Mischung buddhistischer und brahmanischer Elemente zeigen, des Haupttempels von Boro Budor, der sich wie ein Berg in sechs Terrassen erhebt, deren Wände mit vielen Nischen versehen sind in welchen Buddhabilder sitzen; auf dem obern Plateau steht ein Doppelkreis von Dagopkuppeln, die innern höher als die äußern, und ein großer Dagop von 50 Fuß Durchmesser bildet den hochragenden Abschluß des Ganzen. So kraus auch die Ornamentirung sein mag, im ganzen herrscht mehr Maß, mehr Wiederkehr des Gleichen und dadurch mehr Ruhe als in den spätindischen Werken.

Es war wiederum das Buddhistenthum welches auch die indische Plastik und Malerei ins Leben rief, und zwar dadurch daß die Sehnsucht erwachte das Bild des verehrten Meisters zu besitzen, dessen Persönlichkeit ja das Ideal des menschlichen Lebens war. So suchte man in ihm den Menschen in seiner leidenschaftslosen-Ruhe, in seiner Milde und Seligkeit darzustellen, und die liebevolle Miene des siegreich Vollendeten möglichst schön zu halten. Die großen geradstehenden Augen sind in Beschauung gewöhnlich halbgeschlossen. Die Stirn ist breit und gewölbt, Kinn und Wangen sind voll, die Nase hervortretend; die indogermanische Physiognomie wird in Indien kenntlich ausgeprägt, in China und Tibet freilich machen sich mongolische Züge geltend. Die Glieder des Leibes sind rund, fleischig, weich, damit in den weiblichen Typus hinüberspielend. Buddha sitzt mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen in Nachsinnen vertieft, oder er steht als Prediger und Lehrer mit erhobener Rechten, mit belebtem Antlitz, oder er liegt in seligem Schlummer, der Welt vergessend.

Dagops und Grotten der vorchristlichen Zeit sind mitunter mit Reliefs geschmückt, Scenen des kriegerischen oder friedlichen Lebens, in naiver nüchterner Weise, in kleinem Maßstab ausgeführt. Darauf folgen (leider sehr zerstörte) kolossale Bilder Buddha's an Felswänden. Dann die Sculpturen zu Ellora, wieder in kleinern Verhältnissen, ruhig, hin und wieder mit Gestalten der alten Mythologie vermischt, die Buddha huldigend umgeben. Ein neues Prachtwerk von Fergusson veröffentlicht Sculpturen von buddhistischen Topen zu Santshi und Amravati,

die er dem 1. bis 5. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung zuſchreibt. Sie zeigen einen Fortgang von gedrückten Formen zu ſchlanken und geſchmeidig bewegten; wir ſehen faſt byzantiniſche Buddhageſtalten, ſtehend, mit erhobener Rechten, in faltigem Gewand, und dann wieder die gewöhnliche Weiſe der nackten ſitzenden Figur; wir ſehen Scenen des Kampfes, der Städteeroberung neben idylliſchen Darſtellungen des Wald- und Gartenlebens, zugleich aber auch viele Bilder eines Schlangen- und Baumcultus, der dort im Volk wol nie erloſchen war und jetzt unter dem Buddhiſtenthum wieder ſich ausbreiten konnte. Die Kraft des Wachsthums, das Walten der ſchöpferiſchen Natur ſymboliſirt ſich in den Pflanzen, und die Schlange iſt von verſchiedenen Völkern zum Sinnbild bald einer böſen und feindſeligen, bald einer geheimnißvoll klugen, ſich verjüngenden Macht oder der Ewigkeit verwandt worden.

Der größte Reichthum der indiſchen Plaſtik gehört den brahmaniſchen Felstempeln an, und füllt die Außenwände wie das Innere der Grotten. Die Gegenſtände ſind dem Götterleben und der Heldenſage entlehnt. Die Geſtalten ſind größtentheils nackt, mehr mit Schmuck am Halſe und an Arm- und Fußgelenken verziert als mit Gewändern bekleidet. Die Körper haben gute Verhältniſſe und weiche volle Formen, die mehr weibliches als männliches Gepräge zeigen. Der Bildung wie den Linien der Bewegung liegt ein ſtillbefriedigtes Daſein zu Grunde. Der Hauptzug der männlichen Figuren iſt hierdurch der einer eigenen jugendlichen Milde, welche ſich nicht ſelten bis zu einem faſt ſchüchternen Ausdruck ſteigert. Die weiblichen Geſtalten entfalten ſich aus ſolcher Weiſe der künſtleriſchen Auffaſſung manchmal zu einer faſt wunderſamen Anmuth wie namentlich in den buddhiſtiſchen Grotten zu Karli; voll in Bruſt und Hüften, elaſtiſch in den Gelenken, weich geſchmolzen in den Linien der Bewegung erſcheinen ſie als Bilder des ſüßeſten Verſunkenſeins der natürlichen Exiſtenz, zumal in Darſtellungen wo ſie mit untergeſchlagenen Beinen in koſender Gruppe ſitzen. Aber freilich gibt ſich das meiſte eben nur wie die Verkörperung eines träumeriſchen, faſt pflanzenhaften Daſeins. Die Reliefs nackter Männer- und Frauengeſtalten zu Karli zeigen die lieblich zart bewegte Haltung von Tänzern und Tänzerinnen. Es fehlt indeß der Mehrzahl indiſcher Bildwerke nicht eben nur die Andeutung ſtärkerer Muskelkraft und die hierauf beruhende markvollere Bewegung, welche ein zum

Handeln berufenes Geſchlecht ankündigt, es fehlt auch jener tiefere Impuls der den Körper als Organ eines geiſtigen Willens erkennen läßt, der die Form und Bewegung zum Ausdruck ſittlichen Daſeins oder der Conflicte eines ſolchen macht, und durch den das Weſen einer wahrhaft künſtleriſchen Idealität bedingt wird.

Unvermögend die geiſtigen Eigenſchaften der Götter durch die Formen der Geſtalt, namentlich des Angeſichts klar und voll auszuſprechen, greift die indiſche Phantaſie zu einer ſinnlichen Symbolik, und gibt dem ſtarken Rieſen viele Arme, dem weiſen Gott mehrere Köpfe. Brahma erhält als der nach allen Seiten Sehende vier Geſichter, und als Bezeichnung ſeiner Allmacht vier Hände; in der einen hält er Scepter oder Opferlöffel, in der andern einen Ring der Ewigkeit, in der dritten die Vedas, und die vierte iſt offen um ſeine fortwährende Bereitwilligkeit zur Hülfe anzudeuten. Oder man ſetzt Thierköpfe auf Menſchenleiber, und ſo muß Ganeſa zur Bezeichnung ſeiner Klugheit ſtatt einer feinen Naſe den Elefantenrüſſel vor ſich hertragen. Bei den vielgliederigen Geſtalten wird in der Mitte als Hauptſache der Menſchentypus bewahrt, und in der Vorderanſicht im Hochrelief ausgemeißelt, während ſich daran rechts und links Geſichter mit auswärts gerichtetem Profil anreihen, oder Arme deren Anſatz am Rücken man nicht ſieht, neben den beiden wirklichen in ihrer Thätigkeit ſich hervorſtrecken. Man gibt ſich keine verſtändige Rechenſchaft, es ſind Traumbilder die der Meißel verkörpert. Solche Dinge traf Goethe's Bann. Er ſagte:

Nichts ſchrecklicher kann den Menſchen geſchehn
Als das Abſurde verkörpert zu ſehn.

In der Rede geht das Dumme vorüber, aber im Bilde bleibt es beſtehen, feſſelt die Sinne und knechtet den Geiſt. Mit der „verrückten Zierathbrauerei" der Höhlenexcavationen, der Elefanten- und Fratzen-Tempel, „wo ſie treiben mit heiligen Grillen Spott, man fühlt weder Natur noch Gott", verwarf er die vielköpfigen Götter am Ganges gleich den hundsköpfigen am Nil. Auch Schnaaſe vermißt bei den Felſenreliefs die architektoniſch ſtrenge Haltung, die in Figuren von der dreifachen Höhe des Menſchen nothwendig wäre, während die koloſſalen Glieder in weichlicher Behandlung ohne deutliche Bezeichnung des Knochenbaues und der Muskeln bei ihren ſchlangenartigen Biegungen den Eindruck widerlicher Schlaffheit, machtloſer Sinnlichkeit oder eines

gespenstigen Wesens machen. Bei kleinern Maßen dagegen ist der Ausdruck eines träumerischen Behagens in den Gestalten oft anziehend, wenn sie in nachlässiger Haltung den Oberkörper nach der einen Seite neigen und das Hervortreten der entgegengesetzten Hüfte das Ganze mit einer sanftgebogenen Linie umschreibt, während auch der Kopf sich senkt wie eine volle schwere Blume auf schwankem dünnem Stängel.

Was aber in der Bildung kleinerer Gruppen vortheilhaft hervortritt mehr als in Aegypten und Babylon, das ist ein malerischer Sinn für Composition, mag derselbe auch für umfassendere Darstellungen noch nicht ausreichen, und der ordnende Geist, der künstlerische Verstand noch mangeln; jedoch ein malerisches Gefühl ist vorhanden, setzt die Gestalten in innige Wechselbeziehung und gibt dadurch den Darstellungen ruhiger Gemeinsamkeit einen seelenhaften Reiz.

Nicht blos daß wir an den Sculpturen Farbenreste finden, der malerische Trieb hat gleichzeitig mit der Plastik schon die Bauten der Buddhisten in vorchristlicher Zeit durch Wandgemälde geschmückt, deren Spuren aber durch die Zeit bis zum Unkenntlichen verwischt sind. In den Grotten von Ajunta und Baug aber sind solche erhalten und werden sehr gepriesen. Die Darstellungen einer Procession, einer Jagd, auch Schlachten, endlich die Figur Buddha's sind den Schilderungen der Reisenden nach kühn gezeichnet, mit freiem Pinsel ausgeführt, lebhaft in der Farbe, und werden allem weit vorgezogen was die indische Kunst in der Gegenwart hervorbringt. Im Drama Rama Charitra wird die dem Stück vorausliegende Geschichte dadurch dem Zuschauer mitgetheilt daß Rama und Sita die Bilder betrachten die ein Maler nach den im Epos besungenen Thaten und Scenen gemalt, und dabei sich ihrer Erlebnisse in liebevoller Wechselrede erinnern. Die neuern Werke gehören der Kleinmalerei an, und sind auf Papier oder Marienglas ausgeführt. Sie stellen neben steifen mythologischen Scenen und mancherlei phantastischen Kunststücken besonders den geselligen Verkehr der Menschen, das Büßerleben und die Wechselbeziehung liebender Paare dar; besonders das Leben der Mädchen, wie sie sich schmücken, im Bade belauscht werden, mit Gazellen kosen, mit Blumen sprechen, ist mit sinniger Anmuth abgebildet und es weht der leise Hauch eines zarten Gefühls auch in den herkömmlichen Formen und in der sanft schattirenden Farbenandeutung, welche die zarten Umrißlinien

hervorhebt. Andere Bilder wollen wieder durch bunten Farbenschmuck ergötzen. Im ganzen zeigt sich mehr Zierlichkeit als Seelenausdruck oder Naturwahrheit.

Aus der Poesie lernen wir ein tiefes Naturgefühl der Indier kennen, und es scheint daß die landschaftliche Schönheit wie sie ein Widerklang des Gemüths und seiner Stimmungen ist ihnen zuerst aufging. Das Epos vergleicht die weibliche Schönheit und ihre Wirkung auf das Herz der Beschauer gern mit himmlischen Lichterscheinungen; Damajanti ist die Vollmondnachtgleichgefallende, und in der Trauer gleicht sie dem jungen Streif des Neumonds, den schwarzes Gewölk umgibt; ähnlich heißt es im Nibelungenlied von Chriemhild:

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
Deß Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut;
Das mochte wol erheben so manchem Helden seinen Muth.

Oder ein andermal:

Da kam die Minnigliche; so tritt das Morgenroth
Hervor aus lichten Wolken.

Im Drama wiegt die Vergleichung der Frauen mit Pflanzen vor. Die innige Verwandtschaft beider hat kein Volk feiner empfunden und anmuthiger ausgesprochen als die Indier. Sakuntala's Lippe glüht wie ein zartes Blumenblatt, ihre Füße sind wie Wasserlilien, ihre Arme hängen gleich biegsamen Stängeln sorglos herab und die Hände schmücken sie wie frische Blüten. Die Madhavipflanze, spricht sie, ist meine Schwester, kann ich anders als ihrer pflegen? Der Amrabaum wird von jungen Mädchen der Bräutigam genannt; er scheint der Sakuntala mit den Fingerspitzen seiner Blätter zu winken um ihr ein süßes Geheimniß ins Ohr zu flüstern. Dushmanta vergleicht die jungfräuliche Geliebte einem jungen Blatte das noch keine Hand vom Stiel gelöst, einer Blume deren Wohlgeruch sich noch nicht ergossen hat; als sie dem Gatten folgt, nimmt sie rührenden Abschied von der Waldeinsamkeit, und klagt: Von meines Vaters Brust gerissen wie der junge Sandelbaum vom Malayagebirge wie werd' ich wachsen auf fremdem Boden? Homer dagegen vergleicht Penelope mit der klagenden Nachtigall, und seine Helden im Kampf am liebsten mit Löwen, sowie auch das

indiſche Epos die Tapfern geradezu als Manntiger, als Stiere bezeichnet.

In den indiſchen Dramen nun werden Landſchaftsbilder erwähnt und beſchrieben, und wie dabei der Stimmungsausdruck noch in der Schilderung deutlich wird, ſo ſind es wiederum Frauen die ſie malen, die dieſes weiche empfindſame Naturgefühl zur Darſtellung bringen. Der König Duſhmanta verlangt zu einem Bilde Sakuntala's die Landſchaft: im Vordergrunde ein Baum mit dunkellaubigen weitverzweigten Aeſten, daran einige Mäntel aus gewebter Rinde in der Sonne hängen und trocknen; ein paar ſchwarze Antilopen liegen in ſeinem Schatten, das Weibchen reibt ſich ſanft die Stirn am Horn des Männchens; nach dem Mittelgrunde ſchlängelt ſich der Maliniſtrom mit verliebten Flamingos am grünen Ufer; und Hügel mit Ziegenheerden leiten nach dem Hintergrund hin, den der ſchneebedeckte Himalaja abſchließt. In dem Drama „die heimliche Heirath" kommen poetiſche Landſchaftsbilder vor. Es heißt einmal:

Wie weit dehnt ſich die Ausſicht! Berg und Thäler
Und Städte, Dörfer, Wälder, helle Ströme!
Dort wo der Para ſich und Sindhu winden,
Erſcheinen Padnavatis Thürme, Tempel,
Hallen und Thore in der Flut verkehrt,
Gleich einer Stadt die aus dem Himmel ward
Herabgeworfen in die Silberwellen.

Wie der König Pururavas im vierten Act des Dramas Vikramorvaſi in allen Erſcheinungen ein Bild, einen Reflex ſeiner verlorenen Geliebten ſieht, ſo ſagt auch Madhava;

Der Liebſten Schönheit blüht in Blumenknospen,
Ihr Auge hat die Antilope, es wiegt
Mit ihrer Anmuth ſich der Schmetterling.
O ſie iſt mir getödtet, und vertheilt
Sind ihre Reize an die ganze Welt!

Solche glänzende Stellen indiſcher Lyrik zeigen zugleich jenes innige landſchaftliche Naturgefühl kraft deſſen allein der Maler vermag in Berg und Thal, in Fluß und Wald eine Gemüthsſtimmung auszudrücken. Es iſt der Bund der Menſchenſeele und der Weltſeele, der in Indien geſchloſſen ward, die Grundlage jeder künſtleriſchen Landſchaftsmalerei.

Die bildende Kunſt hat die Entwickelung des indiſchen Geiſtes

nicht begleitet und geleitet wie die Dichtung, sondern sich erst dann eingestellt als derselbe eine Reformation und Befreiung im Buddhistenthum versuchte und dagegen das Brahmanenthum seine Restauration in einer hin- und hertaumelnden, nicht fortschreitenden Bewegung feierte und wieder die Geister an seine Satzungen band. Darum hat die bildende Kunst kaum eine Geschichte. Die Künstler sind nicht dazu gelangt den Charakter der Götter oder Helden durch entsprechende Formen auszuprägen, sondern überließen sich einer phantastischen Symbolik; damit konnte kein Unterschied in der Auffassung, kein Streben und Ringen nach Vollendung stattfinden, die Originalität und Individualität der Meister sich nicht bethätigen; die Ueberlieferung und das Herkommen gaben den Ton an, der Schönheitssinn ging nicht über die allgemeinen Verhältnisse der Gestalten und den Ausdruck träumerischen Behagens hinaus. Die persönliche Freiheit war in der Scheidung der Kasten, unter dem geistlichen und weltlichen Druck im Volk erloschen, Bauen und Bilden aber war eine Arbeit, die nicht wie Sinnen und Dichten den herrschenden Brahmanen, sondern dem dienenden Volk zukam; in diesem führte der Geist ein Pflanzenleben, und wie einzelne Volkslieder, so gibt der Stimmungsausdruck einzelner Gemälde dies noch seelenvoll kund.

Iran.

Das Hochland von Iran wird östlich durch das Stromgebiet des Indus, westlich durch das des Euphrat und Tigris begrenzt; im Norden liegen die Steppen des Oxus und das Kaspische Meer, im Süden umströmt der Ocean das Gestade. Das Land ist reich an Gegensätzen. Fruchtbare Fluren wechseln mit wüsten Gebieten, winterliche Schneestürme mit wolkenlosen Sommern und ihren sonnigen Tagen, ihren sternhellen Nächten; während Mediens fruchtbare Hochebnen in immerwährendem Frühling zum Ackerbau einladen, erziehen die Berge ein rauheres Geschlecht von kräftigen Jägern und Hirten; die Thäler von Schiras im Süden wie die am Elburs im Norden prangen im Schmuck der Wälder, der blumigen Wiesen, und Reben oder Orangen- und Citronenbäume laden zum Genuß der köstlichen Früchte. Die Arbeit des

Menſchen wird aufgerufen von der Natur und zugleich belohnt. Der Boden iſt da für ein thätiges Volk, daß es des Lebens froh werde und mit Kraft und Einſicht eine eigenthümliche Cultur begründe. Da ſiedelte ein Theil der zuletzt noch im Stammland gebliebenen Arier ſich an, als ein anderer den Indus und Ganges ſich zur Wohnſtätte erkor.

Der Dienſt des lichten Himmelsgottes erhielt ſich, der Gegenſatz aber der Finſterniß, der Winterſtürme trat energiſcher hervor, und die Grundſtimmung des Volks zeigte ſich als eine ſolche die weniger in ein phantaſievolles Gedankenthum wie die Indier verſenkt, und mehr auf das handelnde Leben und die ſittlichen Ideen gerichtet war. Der Gegenſatz des Guten und Böſen knüpfte ſich an den des Lichts und der Finſterniß, des Wohlthätigen und Schädlichen; Wahrheit im Gemüth ſollte der Klarheit in der Natur entſprechen, der Menſch den großen Weltkampf von Tag und Nacht, von ſchöner Ordnung und wüſter Unordnung im verderblichen Treiben wilder Kräfte rüſtig mitkämpfen. Sein Ideal war der Dienſt des Lichts und der Wahrheit nicht in Grübeln und Träumen, ſondern in männlicher Thatenluſt; ſtatt den Willen zu vernichten und untergehen zu laſſen im Unendlichen galt es ihn zu behaupten und das Reich des guten Geiſtes durch Reinheit in Gedanke, Wort und Werk kräftig zu fördern.

Die Cultur beginnt in Oſtiran durch die religiöſe Reform und die Heldenſage; ſie entwickelt ſich im Weſten in Kampf und Sieg über die ſemitiſchen Nachbarn, in Berührung mit Aegyptern und Hellenen, und die Perſer nehmen mit verſtändig klarem Sinn die ihnen zuſagenden Formen bauender und bildender Kunſt von den Nachbarn auf um im Anſchluß an ſie dem eigenen Weſen ein Denkmal aufzuſtellen. Wie das weltliche Wirken des Menſchen ſelbſt Gottesdienſt, Prieſterthum des guten Geiſtes ſein ſollte, ſo iſt auch nicht vornehmlich das Religiöſe, ſondern das Weltliche, wie es im Staat und Königthum gipfelt, Gegenſtand der bildenden Kunſt. Die Phantaſie findet ihr Maß durch den Anſchluß an die Wirklichkeit und durch die ſittliche Idee.

Hat man in den phantaſiereichen Indiern die aſiatiſchen Griechen geſehen, ſo dürfen wir die Iranier mit den Germanen vergleichen; der Sinn iſt nüchterner, minder auf die Erſcheinungsform als auf die Innerlichkeit der Sache gerichtet, das ſittliche Moment iſt vorwiegend; die Entwickelung vollzieht ſich nach

volksthümlich ſelbſtändigen Anfängen gern und leicht in der Aneignung des Fremden, das aber im eigenen Geiſt wiedergeboren wird.

Zarathuſtra.

Wir haben geſehen wie aus der Idee Gottes, die ſich an den allumfaſſenden lichten Himmel knüpfte, ſchon in der gemeinſamen ariſchen Urzeit ſich die Mythologie zu entfalten begann, indem einzelne Seiten des göttlichen Weſens und Wirkens in den Naturerſcheinungen angeſchaut und mit ihnen verſchmolzen für ſich verſelbſtändigt wurden. Ein ſtreitbarer Lichtgott trat im Gewitterkampf neben den allumfaſſenden Himmelsgott, in der Sonne und in der Morgenröthe, im Feuer, im Sturm und in der regenſpendenden Wolke wurden perſönliche göttliche Mächte verehrt. Im Hintergrunde des Bewußtſeins blieb die Einſicht daß ſie nur mannichfaltige Offenbarungen des Einen ſeien, aber die einmal entfeſſelte Phantaſie fuhr fort die bereits beſtehenden Götter in neuer Weiſe zu feiern, neue Geſtalten ihnen zu geſellen. Dies war der Weg den die Indier gingen, und die Vedas haben uns die Zeugniſſe ihres Denkens und Schaffens gegeben. Hier lag die Gefahr nahe daß der Geiſt in der Vergötterung der Natur ſich an ſie verlor, daß ſie das Erſte, die ſittliche Idee das Untergeordnete wurde, daß im Sinnbild über dem Bild der Sinn in Vergeſſenheit kam. Ein anderer Weg war die Rückkehr zum urſprünglich Einen, die Erkenntniß ſeiner Geiſtigkeit und damit die Erhebung über die Natur, die Betonung des Sittlichen und damit des Kampfes zwiſchen gut und böſe, da das Gute ſich erſt in der Ueberwindung des Gegenſatzes vollendet. Dieſen Weg ſchlug Zarathuſtra ein, und ſeine Reformation begründete das Parſenthum.

In jüngern Vedahymnen und mehr noch im Zend-Aveſta, dem Religionsbuch der Perſer, zeigt ſich der Gegenſatz. Urſprünglich waren Devas und Aſuras Bezeichnungen für göttliche Weſen; die Iranier halten in Ahura dies letztere feſt und machen die Devas zu Urhebern des Böſen, zu Lügnern und Verführern, und nun wurden auch den Indiern die Aſuren zu Götterfeinden, und die Brahmanas reden von ihren Kämpfen mit den Devas. Die Naturgötter werden von den Iraniern für falſche Götter erklärt im Gegenſatz zu dem reinen Lichtgott, dem Geiſte des Guten

und Wahren. Die Iranier wandten ſich zum Ackerbau; das reizte ihre frühern Genoſſen, die nomadenhaft einherzogen, räuberiſche Ueberfälle zu machen, wozu dieſelben ihren kriegeriſchen Indra anriefen, und ſo konnte dieſer als ein feindlicher Dämon erſcheinen. Mit dem Ackerbau verband ſich ein geordneter, ſittlich nüchterner Sinn, während die übermächtig einherſchweifende Phantaſie den andern Theil des Volks noch nicht raſten ließ, ſondern ihn weiter ziehen und ein neues Land ſuchen hieß, deſſen Natur der geiſtigen Eigenthümlichkeit zuſagte. Gemeinſam blieb die Anzündung des heiligen Feuers beim Opfer als das Symbol der Reinigung, der Erhebung von der Erde zum Himmel, gemeinſam das Soma- oder Homaopfer und die Verehrung der in dem heiligen Trank waltenden Kraft der Begeiſterung und Lebensſtärkung als eines göttlichen Weſens, nur daß bei den Iraniern an die Stelle des gegornen berauſchenden Saftes der ungegorne trat, und die Ceremonie viel einfacher war; gemeinſam blieb die Umgürtung mit einem Strick oder einer Schnur zum Zeichen der Aufnahme in die Gemeinde. Aber die Phantaſie herrſchte bei den Indiern, die gute Geſinnung ward das Höchſte bei den Iraniern; daher ward die Weltauffaſſung dort mehr dichteriſch als moraliſch, hier mehr moraliſch als dichteriſch. Die Indier bildeten die mythologiſchen Anfänge immer reicher und blühender aus, die Iranier brachten ſie auf die einfachen Grundbegriffe zurück und läuterten ſie mit ſittlichem Geiſt.

Der urſprüngliche gemeinſame Ehrenname der prieſterlichen Sänger, Kavi, ward in Kava umgeändert, woraus Kai (Kai Kosru) geworden, Kavi aber heißen nun im Zend-Aveſta die Prieſter der falſchen Götter, während auch die Veden Götterfeinde unter dem Namen der Kavari kennen. Sie nennen ſolche auch Maghava, und gerade ſo heißen Zarathuſtra's Freunde, woraus dann die Magier wurden. Der Gegenſatz des orgiaſtiſchen Indracultus, dem die kriegeriſchen Nomaden huldigen, und des Feuerdienſtes, den die Ackerbauer ausbilden, und hiermit im Zuſammenhang die letzte Scheidung der Arier in Indier und Iranier iſt durch die Religionsbücher ſelbſt bezeugt, und damit haben wir zugleich die Beſtätigung unſerer Anſicht daß urſprünglich die Völkerſcheidung mit dem Auftauchen neuer Ideen, mit der Bildung der Mythologien und beſondern Sprachen ſich vollzogen hat. Zarathuſtra iſt alſo der Grenzſtein einer letzten Scheidung des ariſchen Stammes; in alten Liederbruchſtücken ſind die Nachklänge

heftiger Kämpfe vorhanden, unter denen die Abtrennung der Indraverehrer als Indier und ihre Auswanderung nach dem Indus, und die Entſtehung der für ſich ſelbſtändigen Iranier vor ſich ging; Zarathuſtra gehört damit in das 2. Jahrtauſend v. Chr., ein Zeitgenoß vielleicht von Moſes.

Im Zend-Aveſta ſelbſt iſt die Rede von alten Weiſen, Saoskjanto, Feueranzünder genannt, welche die guten Geiſter durch Anzünden des heiligen Feuers verehrten; dieſe wurden Ahuras, die Lebendigen, oder Masdas, die Weiſen, Weisheitſpendenden, genannt. Es ward das Ideale, das Geiſtige und Sittliche, hervorgehoben in den Mächten des Lichts und der heitern Luft, welche nach dem Volksglauben das Leben der Erde behüteten und die Dämonen des Dunkels und der Dürre bekämpften. Der Gegenſatz der fruchtbaren Thäler mit dem rauhen Gebirge und den nebelreichen Steppen und Wüſten, des milden klaren Sommers mit dem wilden nächtigen Winter, der Gegenſatz einer beginnenden ackerbauend friedſamen Cultur mit rohen nomadiſchen Räuberhorden der Steppen und Berge, der Kampf und die Arbeit die von dem Menſchen jetzt für die Erhaltung und Förderung ſeiner Wohlfahrt gefordert wurden, ließen im Bewußtſein den Unterſchied des wahren und des unwahren Seins, des Guten und Böſen beſtimmter erkannt werden. Es war Zarathuſtra der die widerſtreitenden Mächte auf die Einheit der Principien zurückführte, indem er in echt ariſcher Weiſe Wiſſen und Gewiſſen nicht trennte, den Geiſt des Wahren als den des Guten erfaßte, und einen einigen Quell und Grund des Lebens als den Schöpfer und Herrn der Weſen verkündete. Er nannte ihn Ahura Masda, den Lebendigen Weiſen. Dem Guten ſteht das Böſe, dem Wahren das Falſche gegenüber, aber keineswegs als gleichberechtigt, vielmehr wie dem wahrhaft Seienden das Nichtſeiende, nicht Seinſollende, das überwunden werden ſoll, damit durch den Kampf ſich das Rechte als ſolches bewähre. Unter dem Namen der ſchlechten Geſinnung, Akem mano, faßt Zarathuſtra die Mächte des Trugs (die Drukhs) und des Böſen zuſammen zur Einheit des Princips, das in die Welt des Poſitiven das Negative, in das Reine die Unreinheit, die Verwirrung und Verdunkelung bringt; als Angromainyus oder der Uebles ſinnende tritt der Herrſcher der Finſterniß dem guten Geiſt entgegen, die Menſchen plagend und verführend. Ihnen iſt die Wahl gegeben zwiſchen beiden, ſie ſollen ſich für das Gute entſcheiden und durch

Reinheit in Gedanke, Wort und That das Böse bekämpfen, das Reich der Wahrheit fördern. So als Diener, Priester, Helden des Lichts erlangen sie die Unsterblichkeit und Vollendung in der Lebensgemeinschaft Ahuramasda's, der sie zu sich aufnimmt in das ewige Leben.

Es ist das Auszeichnende der iranischen Phantasie daß sie Begriffe und Tugenden personificirt, daß sie die Principien der sittlichen Lebensverhältnisse und geistigen Güter verselbständigt und als die ersten Offenbarungen Ahuramasda's ihm zur Seite stellt; auch dies findet sich schon in den ältesten Liedern, auch hier erscheint Zarathustra's Genius tonangebend. So wird gepriesen Vohu mano, der gute Sinn, die edle Gesinnung, als die Lebenskraft und Grundlage alles Wirklichen, als der Weg zu Ahuramasda; daraus ward später Bahman; dann Armaiti, Ergebung und Frömmigkeit, die Hingebung des eigenen Willens an den göttlichen; daraus ward zugleich die Empfänglichkeit und Bildsamkeit der Natur, und wie die Erde, die Materie das göttliche Gesetz aufnimmt und willig vom Menschen sich bearbeiten läßt, sodaß der Iranier sie als die heilige Unterwürfige, die schöne Tochter des himmlischen Vaters anruft, so ward Armaiti verschmolzen mit der Erdseele, deren Orakelwort noch Zarathustra verkündigte; die Erde selbst führt den Namen der Kuh, in Kuh und Stier sind ursprünglich die Grundkräfte der Natur symbolisirt. Armaiti ward gewöhnlich mit dem Beiwort spanta, glücklich, segenspendend, angerufen, und aus Spanta Armaiti ward dann Sapandomad. Ein dritter Genius ist die Wahrheit, Asha vahista, woraus später Ardibehesht wurde, der Glanz des Lichtes, das überall verbreitet auch Gottes Allgegenwart bezeichnet, und in seiner wohlthätigen Macht vertritt Asha vahista die göttliche Vorsehung. Ein vierter, Kshatra, ist Macht und Reichthum; das irdische Glück wird an das Gute, an die Wahrheit geknüpft, es wird durch deren Dienst errungen; aus Kshatra ward Shahravar. Wer sich gottergeben, die Selbstsucht besiegend, dem Guten und Wahren weiht, der empfängt Macht und Besitz; wie ja ähnliche Gedanken auch durch das alte Testament gehen, und die Anschauung von der innersten Einheit der sittlichen und natürlichen Ordnung der Dinge und der Beseligung des Guten eine ewige Wahrheit ist; Bunsen erinnert an den Anfang der Bergpredigt: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

Das irdiſche Leben iſt dem Iranier die Miſchung von Sein und Nichtſein, der Streit des Guten und Böſen; das himmliſche und ewige Leben iſt der Sieg und die Vollendung; ſein waltet Haurvatat und Ameretat, Ganzheit oder Wohlſein und Unſterblichkeit. Khordad und Amerdad wurden daraus, und mit dieſen ſpätern Namen ſind dann die genannten Genien (Amaſhaſpenta) mit Ormuzd verbunden worden als die Amſchaſpands, die höchſten Lichtgeiſter, die zugleich die irdiſchen Dinge behüten, ſodaß jeder einer beſtimmten Sphäre der Welt vorſteht. Bei der Betrachtung der Veden haben wir in Varuna und den um ihn verſammelten Aſuren die älteſte dort niedergelegte Gottesanſchauung erkannt; Aſura und Ahura ergibt ſich nicht blos als ein und daſſelbe Wort, ſondern auch dort waren die Lichtgenien zugleich ſittliche Mächte; Zarathuſtra hielt reformatoriſch wiederherſtellend dies Urſprüngliche feſt, indem er die idealen Elemente beſtimmter hervorhob und ausbildete.

Auf ähnliche Art wie die reinen Geiſter dem guten werden dem todbringenden Princip des Böſen die Mächte der Finſterniß, der Unordnung, des Luges geſellt. Sie ſuchen in die Werke des guten Gottes den Samen des Unkrauts und Unheils auszuſtreuen, die Menſchen zu verführen und dadurch zu verderben.

Ahuramasda, der Heilige, Reine, Schöne, der Geber alles Guten, beruft die Menſchen für den großen Kampf des Lichts und der Finſterniß; Glaube und Gebet, Andacht und Frömmigkeit ſeiner Diener ſtehen ihm bei und helfen ihm die guten Beſitzthümer gegen die Angriffe der Feinde ſchützen; der ſtärkſte Helfer Ahuramasda's gegen die Räuber der Seligkeit, die Befehder des guten Sinnes, iſt Sraoſha, urſprünglich das Hören des reinen Worts der Wahrheit, dann der darauf gegründete Gottesdienſt. So gewinnen auch die indiſchen Götter Kraft durch die Opfer und Lobgeſänge ihrer Verehrer, aber die iraniſche Auffaſſung iſt klarer und tiefſinniger. Gott will das Gute, ſo will er es durch die Freiheit der Menſchen, ſo will er ihnen keine Gewalt anthun und wartet ihres Mitwirkens und bedarf deſſelben; die guten Menſchen fördern auf freie Weiſe das Gottesreich, und daſſelbe vollendet ſich nicht ohne ſie, ſondern durch die Gemeinſamkeit der ſittlichen Weltordnung und der individuellen Geiſter. So thront Ahuramasda ſelbſt in majeſtätiſcher Ruhe über der Bewegung des Lebens, und läßt den Kampf durch die Genien und die Menſchen kämpfen, die er beſeelt.

Die gute Gesinnung und die Wahrheit, dies Wesentliche in aller Wirklichkeit, wird in maßvoller Schönheit und Ordnung kund durch die Lieder, die rhythmischen Weisheitssprüche; sie drücken die welterhaltenden Gesetze aus; Ahuramasda ist ihr Urheber und Offenbarer, sein Himmel heißt die Liederwohnung (Garodemana, das spätere Gorotman) und die höchsten Genien werden als Sänger des Himmels gepriesen. Ahuramasda, heißt es, hat das Beste, und offenbart als der Wissende das wirkliche Lied des Wohlstandes, der Wahrheit und der Unsterblichkeit. Die großen iranischen Weisen sind die Verkündiger dieser Liedersprüche der Wahrheit; die Saoshjantos die den Weg des guten Sinnes eröffnen, daß durch Lieder und fromme Handlungen das Wohl der Welt gegründet und gesichert werde. Der hervorragendste und berühmteste unter ihnen ist Zarathustra. Die Perser nennen ihn Zerduschd, die Griechen Zoroaster. In den ältesten Bruchstücken des Zend-Avesta tritt er als Prophet Ahuramasda's auf; als Symbol des Lichtgottes und der Heiligung der Menschen für ihn behält er das Feuer bei; als Grundlage eines sittlich geordneten Lebens fordert er den Ackerbau. Anfangs stand er allein, bedrängt, verfolgt. Da hören wir die Klage seines Gebets: „Nach welchem Lande soll ich mich wenden, wohin soll ich flüchten? Keiner des Volks verehrt mich, die Herrscher sind ungläubig. Wie soll ich, lebendiger Weiser, dich ferner verehren? Ich weiß es daß ich hülflos bin. Sieh auf mich, den treuen unter deinen Getreuen, sieh wie ich weinend dich um Hülfe flehe, Lebendiger, der du das Glück verleihst wie es ein Freund dem Freunde gibt, der du das Gute des guten Sinnes als eigen besitzest, du Wahrer!“ Dann sehen wir in den ältesten Liedern daß der Stammesfürst Vistaspa, dann Frashaostra und Dshamaspa ihm gläubig, treu und hülfreich zur Seite stehen; und in dieser Stellung gehen sie durch die ganze parsische Sage. Aber Zarathustra allein hat unter allen Feuerpriestern das Meiste gethan daß die Dinge in ihrer gottgewollten Eigenthümlichkeit trotz der Vernichtungsversuche der Widersacher erhalten bleiben, und zwar durch die Dreiheit der reinen Gedanken, der reinen Worte, der reinen Thaten. Spätere Verehrer lassen den Angromainyus kommen ihn zu versuchen und ihm die Herrschaft der Erde anbieten, wenn er das Gesetz Ahuramasda's verfluche; er weigert sich deß, ob auch seine Gebeine und seine Seelenkräfte zerbrochen würden.

Unter den Gathas, den ältesten Liedern der Iranier in dem

Yasna genannten Buch des Zend-Aveſta, befindet ſich eins das ganz das Siegel der Urſprünglichkeit und des großen Reformators trägt; es ſtellt ihn dar wie er vor den Feueraltar tritt und Männer wie Frauen aufruft zwiſchen dem rechten und dem falſchen Glauben zu wählen. In Ahuramasda iſt das Heil, in ſeinem Widerſacher das Verderben; Armaiti, die Ergebenheit, wirkt die körperlichen Formen, aber der Geiſt, das erſte in der Schöpfung, iſt Gottes, und eines Weſens mit ihm. Durch das Wahre und Gute wird das Böſe überwunden. Wenn ſelbſt in alterthümlichem Spruch von Zarathuſtra geſagt wird daß er zuerſt dem Verſtande die Zunge dienſtbar machte, daß ihm der Redekunſt Anmuth verliehen war zu verkündigen in Liedern die weiſen Sprüche und die Thaten der Wahrhaftigen und die Reinheit zu fördern durch ſein Lob, ſo gibt dieſer Geſang Zeugniß davon; wir theilen ihn in der metriſchen Faſſung mit, die ihm Bunſen nach Martin Haug's wörtlicher Ueberſetzung gegeben. Im Original ſind es Strophen von je drei Verſen, die in achtſilbige Hälften gegliedert ſind; außerdem finden wir achtſilbige Verſe in vierzeiligen Strophen.

Weiſe Sprüche des Allweiſen mach' ich kund den Nahenden,
Lobgeſänge des Lebend'gen, Gottesdienſt des guten Geiſts;
Hehrer Wahrheit Aufgang ſeh' ich ſteigen aus der Flamme Wehn.

Horchet auf die Erdſeellaute, ſchauet auf des Feuers Loh';
Mann und Weib ſoll jeder einzeln nach dem Glauben ſondern ſich;
Auf, erwacht ihr alten Helden, zieht heran und ſtimmt uns bei.

Geiſter zwei, grundeignen Weſens, Zwillingspaar von Anbeginn,
Herrſchen ſie, das Gut' und Böſe in Gedanke, Wort und That.
Zwiſchen beiden müßt ihr wählen: gut denn ſeid und böſe nicht.

Alles wirken, ſich begegnend, jene beiden immerdar;
Sein und Nichtſein, Erſtes, Letztes, iſt das Schaffen dieſes Paars;
Lügnern wird das ſchlimmſte Daſein, den Wahrhaftigen das Heil.

Wählet! Aergſtes Los erküret wer den böſen Lügner wählt;
Wer erkürt Ahuramasda, der allheilig iſt und wahr,
Ehret gläubig ihn durch Wahrheit, ehrt durch heil'ge Thaten ihn.

Dienen könnt ihr nimmer beiden; Zweifelnde berückt der Feind.
„Schlechten Sinn wählt!" ſpricht der Deva; ſtürmend rennt die Geiſterſchar
Zur Bekämpfung jenes Lebens, das die Seher pred'gen laut.

Dieſes Leben ſchützt Armaiti, Mutter ſie der Körperwelt,
Mit der Macht und mit der Wahrheit und mit frommer Sinnesart;
Doch der Geiſt, der Schöpfung Erſtling, iſt, o Masda, bei dir ſelbſt.

Masda, wenn der Geiſt auf Erden kommt in Noth, ſo hilfſt du aus;
Frommem Sinne, Herr, verleiheſt du den irdiſchen Beſitz,
Strafeſt den der ohne Wahrheit, deß Verſprechen Lüge iſt.

Solches Leben zu erhalten laßt uns alle wirken treu:
Lebens wahre Fördrer ſind die Weiſen, die Lebend'gen euch;
Dort allein wo Einſicht wohnet ſuche das Verſtändniß dir.

Einſicht nur ſchützt vor dem Böſen, ſtürzet des Verderbens Werk;
Das Vollkommne wohnt im ſchönen Hauſe nur des frommen Sinns,
In dem Sinn der Weiſen, Wahren, die als Gute ehrt der Ruhm.

Uebet denn die Lehren welche ausſprach Masda's eigner Mund,
Zum Verderben, zur Vernichtung allen Lügnern, Rettungshort
Dem der wahrhaft iſt; in jenen Lehren ruhet euch das Heil.

Auf ähnliche Weiſe kann ich nun nach neuern Mittheilungen Haug's noch eine zweite Rede Zarathuſtra's metriſch wiedergeben verſuchen.

Die ihr kamt von nah und ferne, höret was ich ſagen will.
Wie die Weiſen euch verkünden zweigetheilt iſt dieſe Welt:
Gebt dem Unheilſtifter nimmer auch das künftige Leben preis.

Zwei der Geiſter ſind's die herrſchend walten in dem Strom der Zeit.
Sprach der Schöpfer zum Zerſtörer: Folgen uns nicht immerdar
Weisheit, Wort, Gedanken, Thaten, Seelen und Geſinnungen?

Nun wie ſelbſt Ahuramasda, der es kennt, mir offenbart,
Sei das Erſte dieſes Lebens auch euch allen kund gethan:
Folget ihr nicht ſeinem Worte, kommt Verderben über euch.

Was das Beſte dieſes Lebens? Masda's Sohn, der gute Geiſt,
Der in unſrer Seele wirket, der ſich nie betrügen läßt;
Seine Tochter Gottergebung; gute Werke folgen ihr.

Was in mir der Quell des Lebens offenbaret frommt auch euch;
Wer es hört wird frei von Mängeln und erlangt Unſterblichkeit:
Der Allweiſe, der Lebend'ge waltet durch den guten Geiſt.

Es beſteht durch ſeine Güte was da lebt und leben wird.
Zur Verdammniß gehn die Schlechten, Reine gehn zur Seligkeit.
Dies iſt das Geſetz des Ew'gen, deſſen die Geſchöpfe ſind.

Den mein Lied preiſt ſchaut mein Auge, den Lebendigen Weiſen, an;
Er des guten Geiſtes Weſen in Gedanke, Wort und That.
Laßt uns Lob und Ehr' ihm bringen in der Himmelſänger Schar.

Der uns Glück und Leiden ſendet wie ſein heiliger Rathſchluß will,
Der Lebendige Weiſe ſegne unſer Volk das ihn verehrt,
Er erweck' in Hohen und Niedern ſeines guten Geiſtes Kraft.

Der ſich den Lebendigen Weiſen ſelber nennt den ſingen wir,
Daß er dieſer Welt Vollendung und Unſterblichkeit gewährt,
Dieſe beiden ewigen Güter, die in ihm beſchloſſen ſind.

In einem andern Geſange kleidet der Prophet was er ſelbſt von dem in der Welt waltenden Gott in ſeinem Innern erkannt hat, in Form von Fragen an denſelben ein, der Antwort ſicher, denn der Geiſt iſt der Hort aller Wahrheit, — wie wir Aehnliches auch bei frommen Dichtern der Hebräer und Indier finden.

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:
Wer iſt aller Weſen Vater? wer ſchuf Sonn- und Sternenbahn?
Wer läßt wachſen Mond und ſchwinden? Das, Allweiſer, wüßt' ich gern.

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:
Wer hält Erd' und Wolken drüber? wer ſchuf Waſſer, Bäum' und Flur?
Wer gab Wind und Stürmen Flügel, waltet ſtets als guter Geiſt?

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:
Wer ſchuf holdes Licht und Wärme, das Erwachen und den Schlaf?
Wer heißt Tag und Nacht den Weiſen mahnen ſtets an ſeine Pflicht?

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:
Wer erhebt den Sohn dem Vater, wann er ſcheidet, wenn nicht du,
Der du biſt die heil'ge Reinheit, Allgeiſt, der Lebend'gen Quell!

An einer andern auch uralterthümlichen Stelle ſpricht der heilige Geiſt alſo zum böſen: Nicht unſere Wünſche, nicht unſere Reden, nicht unſere Werke vereinigen ſich; — und zu den Menſchen: Wer nicht nach meinem Geſetz handeln wird ſowol dem Sinn als dem Worte nach, dem wird das Ende der Welt zum Falle gereichen. Dann heißt es weiter daß Unſterblichkeit der Wunſch der reinen Seele ſei, und die Gläubigen ſagen vom Lichtgott, zu ihm wollen wir beten; denn nun iſt es den Augen ſichtbar: wer in Werk und Wort des guten Geiſtes Reinheit kennt, der kennt Gott. Ihn wollen wir mit guter Geſinnung zufrieden ſtellen, der uns dienſtbar machte das Erfreuliche und Unerfreuliche. — Reinheit iſt dem Menſchen nach der Geburt das Beſte. Wer den Sinn beſſert und gute Thaten verrichtet, der handelt nach dem Geſetz, Reichthum vereinigt ſich mit ihm nach Willen und Wunſch. Wer aufrichtig die Wahrheit anruft der hat des guten Geiſtes Weſenheit; daher iſt er mit ſolchem Sinn begabt daß er den Landbau zu fördern gedenkt. — Von Gott aber ſingt der Seher:

Der uranfänglich durch ſein eignes Licht
Der Himmelslichter Menge ausgeſonnen hat,
Durch ſeine eigne Einſicht ſchaffet er
Das Wahre, das der Grund des guten Sinnes iſt.
Dies läſſeſt du gedeihen, weiſer Geiſt,
Der du derſelbe bleibeſt, Unvergänglicher.

Dich den Allweiſen, den Urſprünglichen,
Dacht' als den Herrn des Geiſtes ich wie der Natur,
Mit Geiſtesblick hab' ich dich ja erſchaut,
Und als des guten Sinnes Vater dich erkannt,
Als den der Weſenheit des Wahren iſt,
Als Lebensſchöpfer, als lebendig Wirkenden,

Es ruht in dir die heil'ge Erde ſtets,
In dir, deß Weisheit ihren Leib ſo ſchön geformt.
Lebend'ger, Weiſer, auf den rechten Pfad,
Den du ihr uranfänglich angewieſen haſt,
Vom Landmann kommt zum Landmann ſegenſpendend ſie
Und gehet dem vorbei der ſie nicht baut.

Das heiligſte Gebet der Perſer, der uralte Honover, lautet:

Der beſchützt die beiden Leben, aller Wahrheit Quell und Herr,
Gibt den Weiſen Lebensthaten, Treugeſinnten gibt er Macht,
Er erſchuf des Lebens Kinder zum Verderb der Lügenbrut.

Haug ſelbſt betont, was aus ſeiner Ueberſetzung der Gathas hervorgeht: Die Lehre Zarathuſtra's iſt Monotheismus, der eine Gott iſt Quell alles Lebens, Schöpfer und Herr aller Dinge. Aber der Gegenſatz in der Welt zeigt den Kampf des Guten und Böſen, und ſo ſind zwei Principien als Grundkräfte und Pole der einen ewigen Weſenheit, Bejahung und Verneinung, Licht und Finſterniß, woraus Tag und Nacht, Leben und Tod, Wahrheit und Lüge hervorgehen. Der gute ſchaffende und der böſe verderbende Geiſt, Spentomainyus und Angromainyus, ſind ein Zwillingspaar, ihr Gegenſatz und Streit iſt das Leben, das ſich im Sieg über den Widerſacher vollenden ſoll. Aber je mehr Ahuramasda ſelber mit dem guten Geiſte verſchmilzt, deſto ſelbſtändiger tritt ihm der böſe Geiſt, der übelſinnende, zerſtörende gegenüber, und ſo entwickelt ſich der Dualismus, aber immer mit dem Gedanken daß er überwunden werden ſoll. Haug bemerkt ferner daß der Eigen- oder Familienname des großen Religionsſtifters Spitama, Zarathuſtra die Bezeichnung ſeiner Prieſter-

würde war; ſo nennen auch wir Jeſus von Nazareth Chriſtus, wodurch er als der Geſalbte Gottes bezeichnet wird.

Der Cultus Zarathuſtra's war vor allem die ſittliche That, die Reinheit des Lebens in Gedanke Wort und Werk; von Ceremonien ſprach er nicht. Aber ſeine Nachfolger, die ſich zum Prieſterſtand geſtalteten neben dem arbeitenden Volk und dem kriegeriſchen Adel, hielten ſich wieder mehr an das Aeußerliche und entwickelten allmählich eine förmliche Caſuiſtik in dem ausgeſponnenen Syſtem leiblicher Reinigungen; ihre Satzungen und Formeln wurden dann ebenſo misbräuchlich auf Zarathuſtra zurückgeführt und als eine Offenbarung Ahuramasda's dargeſtellt, wie die Hebräer ihr ſpäteres Ceremonialgeſetz für ein Gebot Gottes an Moſes ausgaben. Da rühmt dann Zarathuſtra neben dem Gebet den Mörſer, die Schale und den Homa, d. h. die Werkzeuge für das Homaopfer und deſſen Darbringung als die beſten Waffen gegen die Dämonen, und der heilige Trank gilt als der Lebenstrank, der den Tod fern hält. Die altererbte Verehrung des Feuers läßt daſſelbe als das beſte Mittel zur Verſcheuchung der Nachtgeſpenſter erſcheinen; ſeine Flammen ſind die Geſchoſſe in der Hand des lebendigen Gottes, mit denen er die Frevler vernichtet. Später wird das Feuer als Ahuramasda's Sohn, als der ſchnellſte der Unſterblichen gefeiert; nichts Unreines oder Todtes ſollte ihm nahe kommen, auf dem Altar ſollte es immerdar lodern. Aber auch das Waſſer iſt rein und ein Reinigungsmittel. Die in ihm waltende Geiſtesmacht iſt Anahita, die Unbefleckte, Es nährt die Bäume, die mit freudiger Lebensfülle emporſprießen und das Holz, die Nahrung des Feuers, bereiten. Sie wurden hoch gehalten; Herodot erzählt den ſchönen Zug von Xerxes, daß als er auf der Heerfahrt gegen Hellas in Lydien eine Platane von bewunderungswürdiger Schönheit ſah, er den Baum mit Goldſchmuck verzierte und ihm einen Wächter zur Hut und Pflege beſtellte. Als Thiere Ahuramasda's werden die Wächter bei Tag und Nacht, Hund und Hahn, und die dem Menſchen nützlichen, wie Roß und Rind, geprieſen, dagegen das ſchädliche Gewürm und Ungeziefer dem Angromainyus zugewieſen, der ſelber in Schlangengeſtalt erſcheint. Wer Sünde thut der ſtört auch die Naturordnung, und die unzüchtige Dirne, die ſich ohne Hemd und Gürtel preis gibt, verpeſtet auch das Waſſer und die Bäume mit ihrer Unreinigkeit.

Wenn ſich hier das urſprüngliche Naturgefühl noch ſinnig

ausspricht, so erscheinen die Personificationen der Tugenden und Begriffe immer trockener, und die spätern Gebete zeigen weniger Gemüthserhebung und Seelenschwung, als das Bestreben durch möglichste Vollständigkeit der Aufzählung, durch herkömmliche Lobsprüche all den Genien genug zu thun, die man aus Abstractionen gebildet hatte. Die Schuld sollte gebeichtet, die Befleckung sollte abgewaschen, die Uebertretung durch Schläge bestraft werden. Die Strenge und Peinlichkeit der Ceremonien zeigt die Erstarrung der Religion unter der Priesterherrschaft, die sich besonders in der Zeit ausbildete als die politische Selbständigkeit der Oberherrschaft Assyriens erlegen war. Immer aber blieb die Grundanschauung des Parsismus im Gegensatz zu der indischen Selbstqual und Weltflucht eine positive, lebensfreudige, heitere. Ahuramasda, der Lebendige, wollte das Leben; es zu fördern und zu pflegen, alle Verwirrung und Unordnung, alles Schädliche und Verderbliche in der Natur wie im Geist zu tilgen war Gottesdienst. Wachet, betet, arbeitet, freuet euch des Lebens, das blieb die Losung des Volks. Nicht Selbstvernichtung, sondern Selbstbehauptung ward gepredigt. Der Schlaf, der die bewußte Thätigkeit hemmt und unterbricht, erscheint als ein Uebel, Ahuramasda kennt ihn nicht; der Mensch soll sich ihm nicht länger hingeben als nothwendig ist. Heilig ist das Leben, aber unrein der Tod; der vom Lebensgeist verlassene Leichnam fällt in der Verwesung den unreinen Dämonen anheim; nicht das Feuer, nicht das Wasser, nicht die Erde soll durch ihn befleckt werden; man setzt ihn auf einem Steingerüst wie schwebend auf trockenem Berge aus und überläßt ihn den Raubthieren und Vögeln zur Zerstörung; seine Berührung verunreinigt und verlangt sorgsame Reinigung. Die unsterbliche Seele empfängt an der Brücke Tschinvat ihren Richterspruch; gute und böse Geister streiten über sie; ihre guten wie ihre bösen Thaten folgen ihr nach in Frauengestalt um sie entweder in den Himmel oder in die Hölle einzuführen. Aber auch in der Qual der Finsterniß sollen die Seelen nicht zwecklos gepeinigt, sondern gebessert werden; die eigene Reue wie die Gebete der Lebenden bereiten an den großen Todtenfesten Erlösung; wie bei den Indiern knüpft ein unsichtbares Band die Todten an die Lebendigen. Die Reinen treten vor den Thron des guten Geistes, er begrüßt sie, die da zum Heil herangekommen aus der vergänglichen Welt in die unvergängliche.

Jenen oben genannten hohen Lichtgeiſtern wurden unter dem Namen der Jzeds noch viele andere geſellt, perſonificirte Principien der geiſtigen Güter wie des natürlichen Gedeihens. Dazu kam die Vorſtellung der Fravaſhis oder Ferners. Sie ſind die reinen göttlichen Gedanken der Einzelſeelen, damit ſowol die lebenſpendende ſchöpferiſche Kraft, als das Jdeal, das Urbild der Seele im Geiſte Gottes; der Fravaſhi iſt der Genius als die reine Energie des Geiſtes und zugleich als das Vorbild das durch die That des Lebens verwirklicht werden ſoll. Der Gedanke iſt tiefſinnig und wahr: der Seele iſt ein Jdeal eingeboren, das ſie durch eigene Kraft im Leben geſtalten ſoll, indem ſie ihre Anlage, ihr inneres Weſen zu ihrer That macht; es iſt die Seele wie ſie im Licht der Ewigkeit vor dem Geiſte Gottes ſteht, die Seele wie ſie in der Vollendung ſein wird; um der Freiheit willen iſt ſie nicht fertig geſchaffen, ſondern es ſoll, wie Jakob Böhme ſagt, der Menſch ſeiner ſelbſt Macher ſein. Auch an Kant's Lehre von dem intelligibeln Charakter, der allen empiriſchen Erſcheinungen des Menſchen zum ewigen Grunde dient, kann die Anſchauung des Ferners erinnern.

Daneben blieb ein alt-ariſcher Gott in der Erinnerung und empfing ſeinen Cultus. Wir ſahen wie der unendliche lichte Himmel als der urſprüngliche Träger der Gottesidee in den Veden bereits zu zwei befreundeten Weſen geſondert iſt, zu Varuna, dem Allumfaſſer, und zu Mitra, dem freundlichen Licht; den Nachfolgern Zarathuſtra's wird Mithras als das geſchaffene Licht und der in demſelben waltende Geiſt der Sohn Ahuramasda's. Die ihm gewidmeten Gebete und Hymnen rufen ihn an als den wahrredenden, weiſen, tauſendohrigen, zehntauſendäugigen, wohlgebildeten, hohen, auf breiter Warte ſtehenden, ſtarken, ſchlafloſen, wachſamen; goldengeſtaltig geht er der Sonne voraus und verbreitet ſich zuerſt über die Gipfel der Berge. Windiſchmann hat die ihn betreffenden Opfergebete (Mihir Yaſht) überſetzt und erläutert. Danach erſcheint Mithra urſprünglich als das alldurchdringende, allbelebende Licht, wird aber bald auch mit der Sonne in eins geſetzt. Das Licht, das alles ſichtbar macht, heißt ſelber das allſehende, ſo wird Mithra zur Perſonification der göttlichen Allgegenwart, Allwiſſenheit; er iſt der Wachſame, der Zeuge aller Gedanken und Handlungen; er iſt der Reine, der Wahrhafte, damit der Hort des Geſetzes, der Treue, des Verkehrs unter den Menſchen; wer ihn verletzt der geht zu

Grunde. Ein Krieger mit goldenem Helm und ſilbernem Panzer fährt er einher und ſchlägt die Schlachten des Lichts gegen die Finſterniß, leitet den Kampf der guten Geiſter und guten Menſchen gegen die böſen Dämonen und ihren Einfluß in der Natur wie in der ſittlichen Welt. Aber als ein geſchaffenes Weſen arbeitet auch er ſich zur Vollendung empor, und führt ſeine Verehrer mit ſich hinan zur Unſterblichkeit. Die Seelen der Gerechten ſteigen durch die ſichtbare Lichtreligion, Mithra's Gebiet, zu Ahuramasda's Himmel, dem ewigen Urlicht; ſo wird Mithra den Todtenrichtern geſellt, ſo wird er der große Vermittler. Das geſchaffene Licht iſt nicht blos das Mittlere zwiſchen dem reinen Geiſt oder ſeinem Urlicht und der dunkeln Körperwelt, ſondern Mithra als der Genius der Wahrhaftigkeit, Treue, Gerechtigkeit, vermittelt auch den geordneten Verkehr der Menſchen untereinander, und führt die Seelen, die mit ihm gehen, zu Ahuramasda empor.

Das Glaubensbekenntniß der Lichtreligion lautet im Zendaveſta: Ich höre auf ein Devaverehrer zu ſein, und bete zu Ahuramasda, dem Feind der Devas. Ich preiſe die unſterblichen Lichtgeiſter, und alles Gute ſchreibe ich Ahuramasda zu, der da gut, wahr und leuchtend iſt, der Schöpfer alles Guten. Ich entſage den ſchlechten, falſchen, unwahren Devas, und verlaſſe ſie mit Gedanken, Worten und Werken. Auf der Seite wo Ahuramasda ſteht, wo Zarathuſtra, Kava, Viſtaspa, Fraſhoſtra und Jamaspa ſtanden, wo die Frommen und Wahrhaftigen ſtehn, da ſtehe auch ich. Ich preiſe den guten Gedanken, das gute Wort, die gute That.

An die älteſten Stücke des Zendaveſta, die Gathas, ſchließen die Jasnas ſich an, in welchen die Lichtgeiſter geprieſen werden, und die mythologiſche Phantaſie wieder mächtig wird. Im Vendidad werden die religiöſen Gebräuche und die Strafen und Bußen zuſammengeſtellt. In den Jaſhts treten die Genien bereits neben Ahuramasda, es wird aber auch Gautama, d. h. Buddha darin erwähnt, und ſomit werden wir wenigſtens in die Zeit der Perſerkönige nach Kyros herabgeführt; es ergibt ſich daraus ein ganzes Jahrtauſend für die Bildung der heiligen Schriften der Parſen. Aveſta bedeutet Wiſſen, Offenbarung, und iſt mit Veda ſtammverwandt; Zend heißt Ueberſetzung, Auslegung und dann die ſogenannte Pelviſprache.

Die Heldensage.

Als Zarathustra die Idee des einen Lichtgottes und seines Kampfes mit der Finsterniß reformatorisch fortbildete und auf das sittliche Gebiet, auf den Gegensatz des Guten und Bösen hinüberleitete, als in Ahuramasda der eine wahre Gott verehrt wurde, da stiegen die alten Naturmythen, die wir als ein Erbgut auch der Iranier kennen gelernt haben, vom Himmel auf die Erde; nach Menschenart gestaltet wie die Wesen und Vorgänge oder Ereignisse waren, verschmolzen sie mit Persönlichkeiten und Begebenheiten der Geschichte, die ihnen ähnlich erschienen, oder bildeten auch die Vorhalle der Heldensage, der epischen Ueberlieferung, die sich überall dadurch kennzeichnet daß Göttermythe und Menschenleben, Natur und Geschichte in dichterischer Auffassung sich verbinden. Die Erstgeburt des himmlischen Lichts, die Sonne die in ihrem Untergange zugleich die Pfade des Todes eröffnet, war den Indiern zum Erstling der Menschheit, zu Jama, geworden, der dann auch als der erste der Gestorbenen die dahingeschiedenen Seligen beherrschte; dies Reich der Seligen stellten aber die Iranier als ein irdisches Paradies an den Beginn des Erdenlebens, und Jima ist der Fürst eines goldenen Zeitalters. So schildern ihn die Religionsbücher. In der Heldensage heißt es daß zuerst Kajumors König auf Erden war; der wohnte in den Bergen und kleidete sich und sein Volk in Thierfelle. Sein Enkel Siamek entdeckte die Kunst Feuer aus dem Stein zu locken; er errichtete den ersten Feueraltar und lernte das Erz schmieden. Dessen Enkel wieder ist Dschem oder Dschemschid, der Jima der alten Sage, der 700 Jahre lang herrlich und glücklich über die Erde gebietet. Er führte prächtige Bauten auf und theilte die Menschen in die Stände der Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbtreibenden. So ist sein Reich nicht mehr der Friede des Naturzustandes, sondern die bürgerliche Ordnung und ihr Segen. Aber das Glück weckt den Uebermuth, und er verlangt von den Völkern göttliche Verehrung für sein Bildniß. Da wird dem Bösen Macht auf Erden.

Zu Sohak, einem Fürsten der Wüste war der böse Geist getreten ihn zu versuchen; sie schlossen einen Bund zusammen, Sohak ermordete seinen Vater und setzte sich die Krone aufs Haupt. Bist du zufrieden, sprach der böse Geist, so laß mich

einen Kuß auf deine Schultern drücken. Er that's und verschwand, aber an den Stellen die er geküßt, wuchsen zwei schwarze Schlangen hervor, und sproßten immer wieder auf, wie man sie auch abschneiden mochte. Der böse Geist aber in Gestalt eines Arztes rieth sie mit Menschenhirn zu füttern, dann würden sie den König nicht quälen. An diesen Sohak nun wenden sich die Iranier, misvergnügt über den gefallenen Dschemschid; dieser entflieht vor jenem, wird aber gefangen und mitten auseinandergesägt. Sein Enkel Feridun wird sein Rächer. Erzogen auf dem Berge Alburs erhebt sich der Jüngling gegen den Tyrannen. Ein Schmied, dessen Söhne den Schlangen geopfert worden, hat schon die Empörung begonnen und sein Schurzfell an einer Lanze befestigt; das ward das Wahrzeichen des Befreiungskampfs und sein Banner. Feridun schlägt den Sohak und schmiedet ihn in einer Bergeshöhle fest; dann herrscht er mit Weisheit und Gerechtigkeit. Aus dem lichten Gewittergott, der die finstere Wolkenschlange besiegt, ist der Held geworden, der den Tyrannen bezwingt.

Feridun's Söhne sind Stammväter der Völker, Selm, Tur und Iredsch. Er vertheilt ihnen das Reich. Neidervüllt tödten die beiden erstern den edlen Bruder, den Fürsten der Iranier; später beginnt dessen Bruder Minudscher den Rachekampf und damit hebt der Krieg zwischen Iran und Turan an, der sich nun durch die Geschichte hinzieht; der Kampf des Lichts und der Finsterniß ist zum Krieg der Iranier und Turanier, der ackerbautreibenden culturbegründenden reinen Diener des Lichts und der wilden untreuen Wüstenstämme geworden. Der große sittliche Gegensatz, sein Ernst, seine Tiefe bildet den Angel- und Mittelpunkt der historischen Sage. Wir treten mit Minudscher auf den Boden der altbaktrischen Geschichte. Die Herrscher die das Reich gründeten und ausbreiteten, Kava Kavad, Us, Husvara, Aurvataspa, Vistaspa sind auch durch die Religionsbücher beglaubigt; unter dem letztern lehrte und wirkte Zarathustra. Um den Stamm der Personen und Ereignisse aber schlingt die Volksphantasie ihr duftiges blühendes Gewinde der Dichtung. Die Thatsachen werden in der mündlichen Ueberlieferung abgeschliffen, das Bedeutsame wird verstärkt, das Auseinanderliegende verknüpft, Motive, innere Zusammenhänge erfunden; nur das Große, Echte, das der Geist des Volks ausgesprochen, zieht ihn auch fortwährend an, und was der Idee nicht gemäß ist wird aus-

gelassen und dieselbe dafür in andern freien Zügen ausgeprägt. So wird im Munde der Sänger der ideale Gehalt der Wirklichkeit künstlerisch hervorgebildet. Der Sinn der Iranier ist klarer heller nüchterner als der träumerische grübelnde Geist der Indier; unter dem reinen Himmel von Iran erscheinen die Umrisse der Dinge schärfer, und alles bleibt maßvoller. Die iranische Sage ward nicht gleich der indischen von einer spätern Phantastik überwuchert, von einer veränderten Lebensansicht nach neuen religiösen Lehren umgestaltet, sondern sie erhielt sich gleich dem heiligen Feuer auf den Altären und mit seinem Dienste durch die Jahrhunderte hindurch, sie ward von dem ritterlichen Geist der Sassanidenzeit gepflegt und erweitert, mit neuen Motiven und Sitten ausgestattet, bis sie endlich in Firdusi ihren Homer fand, 1000 Jahre n. Chr., ein Beispiel von der Zähigkeit der Ueberlieferung, ein Beweis für die echt menschliche Trefflichkeit des Gehalts, die Gediegenheit der Form. „Den Bekennern des Feuercultus wurden die Thaten der alten Könige und Helden von Iran durch die zahlreichen Hinweisungen und Beziehungen ihrer heiligen Bücher auf dieselben stets in der Erinnerung erhalten; an den Namen, die sie in ihren Gebeten täglich auszusprechen hatten, entzündete sich ihre Phantasie um die schon an sie geknüpfte Tradition zu bereichern und zu ergänzen, und so reifte an den Strahlen des heiligen Lichtes, die das Antlitz der Betenden beschienen, die Sonnenblume des iranischen Epos." (Schack.) Wir werden den das Ganze abschließenden Genius später betrachten, die alturſprüngliche Grundlage von Firdusi's Werk gehört hierher; die ritterlich romantischen Züge gab ihr die Sassanidenzeit.

Ormuzd, der reine Lichtgott, ist der Träger der sittlichen Weltordnung, die sich in der Verknüpfung von Schuld und Strafe wie in der Förderung des Guten durch die Sagen zieht und sie innerlich zusammenhält; Ahriman greift selbst als der Verführer in die Ereignisse ein, mehr noch aber erscheint sein Reich, erscheinen die Devs, die in verschiedenen, mitunter thierischen Gestalten die Helden verlocken und schädigen oder von denselben überwunden werden. Zwei wunderbare Kleinode schimmern in zauberhaftem Glanz, der Becher des Dschemschid, und Kai Kosru's Weltenspiegel, die alle Geheimnisse der Welt enthalten, in denen alles Verborgene erspäht werden kann, Symbole göttlicher Allwissenheit. Der Götterberg Alburs ist die Stätte der reinen

Geiſter. Dort wohnt auch der weiſe redebegabte Wundervogel Simurg, der Freund der Helden. Die Helden tragen Löwen- oder Partherfelle um die Schultern, ihre Hauptwaffe neben Pfeil, Bogen und Schwert iſt die Keule mit dem ſtierkopfähnlichen Knauf und der Fangſtrick. Im Kampf waltet edle ritterliche Sitte; den Sieg erkämpft der reine Wille und der feſte ſittliche Muth. Wie der ſpaniſche Cid mit gleicher Tüchtigkeit als Jüngling, Mann und Greis unter verſchiedenen Königen für Vaterland und Glauben ſtreitet, ſo auch der iraniſche Ruſtem, der perſönliche Mittelpunkt einer reichen Sagenwelt. Er iſt der Stern des Heils, der den Iraniern aufgeht, als Tur's Enkel, der Turanier Afraſiab, mächtig geworden iſt und ſein Banner auf Dſchemſchid's Thron pflanzen will. Einem Helden Minudſcher's, Sam, ward ein Kind von untadeliger Schönheit aber mit weißen Haaren geboren, Sal, wie zum Zeichen daß er mit der Weisheit und der Lebenserfahrung des Greiſes als der Neſtor der iraniſchen Fürſten einer Reihe von Geſchlechtern zur Seite ſtehen ſollte. Sam ließ das Kind ausſetzen, der Vogel Simurg trug es ſeinen Jungen ins Neſt, aber ſie thaten ihm kein Leid, und als Sam den herangewachſenen Sohn wiedergefunden, gibt ihm Simurg eine ihrer Federn; die ſolle er ins Feuer werfen wenn ihm Hülfe noth ſei, dann werde ſie, der Wundervogel, ihm zu Hülfe kommen. Rudabe, die reizende Jungfrau, löſt ihre Haarflechten auf der Zinne des Daches, daß ſie niederwallen zum Fuß des Palaſtes, und Sal an ihnen zu ihr emporklimmt. Als Sal im Räthſelrathen wie im Kampfſpiel die Weiſen und die Helden beſiegt, willigt der König in den Liebesbund. Nach vier Monden ſchon iſt das Kind unter Rudabe's Herzen ſo übermächtig, daß Sal es mit einem Dolch aus ihrem Leibe ſchneiden muß. Das iſt denn Ruſtem. Rieſenſtark, ehernen Leibes heißt er der Männerwerfer, der Löwentödter, der Beſieger der Drachen und der böſen Geiſter; zwei Meilen weit wird ſein Ruf gehört, Bäume entwurzelt er um ſie als Keule zu tragen; beim Becher wie in der Schlacht thut es ihm keiner zuvor; aber auch ſein Sinn iſt klug und ſein Herz edel.

Wie Ruſtem herangewachſen iſt weiß er ſogleich das Kriegsglück zu Gunſten der Iranier zu wenden; am Gürtel faßt er den Afraſiab in der Schlacht um ihn zu Kai Kobad zu tragen, und nur das Zerreißen des Gürtels rettet dem feindlichen König das Leben, aber wiederholt geſchlagen muß derſelbe Frieden halten.

Auf Kai Kobad folgt Kai Kavus, in dessen Seele Ahriman vermessenen Dünkel flößt, sodaß er durch verwegene Züge Gott versucht und endlich gen Himmel fahren will. Von vier Adlern läßt er seinen Thron emportragen, wird aber aus der Höhe herabgeschmettert. Der König lernt Weisheit im Leide. Da wendet sich der Böse gegen Rustem selbst. Dieser hat in der Fremde einen Sohn erzeugt, der sich aufmacht den herrlichen Vater zu suchen, aber unbekannt mit ihm in Streit geräth; stets wird das so nahe Erkennen verhindert, bis Sorab von Rustem's Hand gefallen ist, und die Aeltern nun von namenlosem Schmerz ergriffen werden.

Kai Kavus Sohn Sijawusch ist die Siegfriedsgestalt der iranischen Sage. Rein und schön wie der Lichtstrahl des Himmels, geht er aus den Ränken siegreich hervor, die ihm eine böse Stiefmutter spinnt; seine Reinheit bekundet ein Ritt durch die Flammen. Alle Herzen schlagen ihm entgegen, er trägt den Frieden in sich und bringt ihn mit sich wo er hinkommt. Den Frieden welchen er den Turaniern gewährt, will sein Vater nicht gutheißen; um das gegebene Wort zu halten und die Treue nicht zu brechen verläßt der Jüngling lieber das Vaterland. Die Turanier nehmen ihn freundlich auf, er erhält des Königs Tochter zur Gemahlin. Aber der Sohn des Lichts soll keinen Bund eingehen mit den Mächten der Finsterniß, denn sie lauern ihn zu verderben, und die kleine Schuld bringt großes Weh. Auch Sijawusch wird von den neidischen Verwandten heimtückisch ermordet. Aber wie auf Siegfried's Tod nun der Nibelungen Noth und Untergang und wie auf Achilleus' Tod der Brand Trojas, so folgt auch hier ein furchtbarer Rachekrieg. Siegreich besteigt des Sijawusch Sohn Kai Kosru den Thron von Iran. Er war in der Verborgenheit der Hirten erzogen und hatte der Kämpfe noch viele zu bestehen, die gewöhnlich Rustem zu glücklichem Ende führt. Diesen trägt einmal ein Dämon in Gestalt eines Waldesels hoch in die Luft und läßt ihn dann ins Meer fallen; aber der unerschrockene Held kämpft mit der schwertbewaffneten Rechten gegen das Ungethüm, während er mit der Linken schwimmend ans Land rudert. Auch in die Sage von Bischen und Menische wird er verflochten. Der jugendliche Bischen hat landverwüstende wilde Eber gejagt, sein Begleiter Gurgin, der an der gefahrvollen Jagd keinen Theil genommen, scheut nun mit Unehren heimzukommen und wird zum Verräther. Er weist Bischen auf

das Frühlingsfeſt hin, das die turaniſche Königstochter Meniſche in einem nahen Hain feiere; die holde Meniſche erblickt den prächtigen Jüngling, beide entbrennen in Liebe; drei Tage lang freut er ſich mit ihr, dann ſinkt er wein- und liebeberauſcht in einen tiefen Schlaf, während deſſen Meniſche ihn mit ſich nach Hau'e nimmt. Dort, das Henkerbeil vor Augen, genießen ſie der heimlichen Minne. Aber die Sache wird entdeckt, Biſchen gefangen, gefeſſelt, in einer Höhle an den Felſen geſchmiedet und ein Stein vor den Eingang gewälzt. Da gräbt Meniſche mit ihren Händen ein Loch in den Rand der Höhle, durch das ſie mit dem Geliebten reden und ihm das Brot reichen kann, welches ſie täglich für ihn erbettelt. Gurgin indeſſen lügt in Iran daß ein dämoniſches Roß ſeinen Genoſſen entführt habe; aber in Dſchemſchid's Weltenbecher erblickt der König den Gefeſſelten. Ruſtem wird heranberufen und erklärt daß hier nur Liſt helfen werde. Er verkleidet ſich und ſeine tapferſten Mannen als Kaufleute und fährt nach der turaniſchen Königsburg, wo ſie ein Zelt aufſchlagen, ihre Schätze ausbreiten. Meniſche kommt um die Fremden zu bitten daß ſie Kunde von Biſchen's Los nach Iran bringen ſollen, aber Ruſtem will ſich auf nichts einlaſſen, gibt ihr indeß für den angeſchmiedeten Freund ein gebratenes Huhn, in das er ſeinen Ring legt. Lant erlacht Biſchen als er die Gabe und dies Zeichen empfängt, und ſendet die Geliebte wieder mit der Frage an Ruſtem, ob ſein Roß Rekſch heiße. Da mistraut der Held nicht länger und heißt ſie nachts ein Feuer anzünden, das ihn zur Höhle leite. Den Stein, den viele ſeiner Mannen zuſammen nicht lüften können, ſchleudert er allein hinweg, befreit den Jüngling, den er vorher verſprechen läßt dem Verräther zu verzeihen, und kehrt mit Biſchen und Meniſche heim, nachdem ſie dem Afraſiab höhnend noch einen Einfall in ſein Schloß gemacht und reichlich Hochzeitsgut für die Braut geraubt haben.

Kai Kosru hat Turan bezwungen und lebt in Ruhm und Frieden. Da erbangt ſein Herz vor der Gefahr des Glücks, daß es ihn übermüthig und böſe werden laſſe wie den Dſchemſchid, und er betet zum Gott des Lichts daß er ihn heimrufe in die ewigen Hallen. Er vertheilt ſeine Schätze, ernennt den Lohrasp zum Nachfolger, und zieht, von wenigen Getreuen begleitet, ins Gebirge. Dort verſchwindet er bei Sonnenaufgang im Brauſen des Sturms, und ſeine Begleiter werden von einem Schneegeſtöber begraben, ſodaß niemand weiß wo der König hingekommen.

Die Sage erinnert an die Bergentrückung unserer deutschen Kaiser Karl und Friedrich Rothbart, aber auch an Oedipus und Elias. — Lohrasp tritt bald seinem Sohne Gustasp (Vistaspa) den Thron ab. Unter diesem verkündet Zarathustra (Serdusch) die gereinigte Lichtreligion. Afrasiab's Enkel Ardschasp von Turan feindet die neue Lehre an, Gustasp stellt seinen Sohn Isfendiar jenem an der Spitze des Heeres gegenüber. Isfendiar wird von dem Propheten gegen alle Gefahren gefeit und am ganzen Leib durch Zauber gehärtet; nur in den Augen ist er verwundbar, aber auch nur mit dem Zweig einer einzigen Ulme; und wer ihn tödtet, dem soll kein Glück mehr auf Erden blühen und ihm selber alsbald der Tod verhängt sein. Der siegreiche Isfendiar wird beim Vater verleumdet er strebe nach der Krone, und gefangen gesetzt. Jetzt dringen die Turanier wieder vor, der König wird geschlagen, nur der befreite Sohn kann ihn retten. Aber immer noch argwöhnt der Vater und sendet den Sohn auf Abenteuer aus; er muß mit Drachen und Löwen, mit Zauberweibern und Wölfen streiten, durch reißende Ströme sich den Weg bahnen, bis er aus einem verzauberten Schloß die gefangenen Fürstinnen befreit. Wir meinen uns in die Artus- und Gralsage versetzt, während der Gott Baldur und Siegfried in Isfendiar ein Gegenbild finden.

Gustasp hat in der Freude des Sieges dem Sohn die Krone versprochen, bereut aber seine Zusage, und sendet den Mahnenden mit dem Auftrag nach einem von Rustem eroberten Grenzlande, wo dieser unabhängig schaltet; der greise Held versäume seine Lehnspflicht, darum soll Isfendiar ihn gebunden nach Iran bringen. Mit düsterer Ahnung erkennt Isfendiar die Absicht des Vaters, und sendet seinen Sohn Bahman mit der Botschaft an Rustem. Noch niemand, versetzt dieser, hat mich in Bande gelegt, und es soll's auch niemand. Aber laß deinen Vater mit seinem Heer kommen, wir wollen zusammen trinken und jagen, ich will euch meine Waffenkunst lehren, ich will meine Schätze aufschließen und euch zum König begleiten, daß er versöhnt werde. Isfendiar läßt antworten daß er den Befehl des Vaters vollziehen müsse, daß er's mit schwerem Herzen thun werde, daß er, sobald er die Krone erlangt, den Rustem mit allen Ehren entlassen werde. Die beiden Helden kommen zusammen, sie erzählen einander beim Becher ihre Thaten. Dann aber schreiten sie zum Zweikampf mit Lanzen, Schwertern, Keulen, mit Pfeil und Bogen.

Ruſtem, von Pfeilen ſtarrend, flüchtet des Nachts auf einen Berg, wo ihm der Wundervogel Simurg das Blut aus den Wunden ſaugt und ihn vom Kampf abſtehen heißt, weil ſterben müſſe wer den Isfendiar verletze. Mag mein Leib dem Tode anheimfallen, wenn nur der Ruf meiner Mannheit beſteht, wenn nur mein Name bleibt, — erwidert der greiſe Held. Nun entführt ihn Simurg ans Meer zu dem verhängnißvollen Ulmbaum, und Ruſtem bricht den Zweig zum Pfeil. Am folgenden Tage verſucht er vergebens den Isfendiar zum Aufgeben des Kampfes zu bewegen, dann ſchießt er ihm den Pfeil ins Auge. Der Sterbende reicht ihm die Hand und bittet ihn daß er ſich des jungen Bahman annehme; weinend um den Gefallenen verheißt es Ruſtem.

Bei dem Fürſten von Kabul, der Ruſtem zinspflichtig geworden, lebt deſſen böſer Bruder Schegbad. Beide machen einen Anſchlag gegen den Unbeſiegbaren; ſie graben Gruben im Walde, ſtecken aufgerichtete Lanzen und Schwerter hinein und bedecken ſie oben mit Reiſig; ſie laden Ruſtem zur Jagd, und wie er den Wald durchbirſcht und das ahnungsvolle Roß an der aufgelockerten Erde zurückſcheut, da treibt er es voran, und es ſpringt auf die Reiſer und bricht mit dem Reiter hinab und ſtürzt mit ihm in die Lanzen und Schwerter. Doch vermag noch Ruſtem einen Rachepfeil auf den hinterliſtigen Mörder zu entſenden.

Felſen mit Bildwerken, Brücken, Dämme tragen in Iran Ruſtem's Namen bis auf den heutigen Tag, ähnlich wie in Europa die Rolandſteine verbreitet ſind. Wir ſchreiben auf ſein Denkmal die Verſe Homer's:

> Dies iſt Götterbeſchluß, und beſtimmt ward ſterblichen Menſchen
> Unterzugehn, daß auch ein Geſang ſei ſpätern Geſchlechtern.

Weſtiran. Bildende Kunſt.

Das Land der Perſer und Meder ſtand unter aſſyriſcher Oberherrſchaft. Zarathuſtra's Reformation konnte in Weſtiran um ſo leichter Eingang finden als die Grundlagen des ariſchen Glaubens in ihr erhalten waren; der erbliche Prieſterſtand ſuchte ſie dogmatiſch feſtzuſetzen und legte auf das Ceremonielle und Aeußerliche jenes Gewicht und verhängte gegen die Uebertretung der Satzungen und Bräuche jene harten Strafen, jene Schläge mit den Stacheiſtöcken, von denen die heiligen Bücher

ſo viel reden, und die dem freien ariſchen Geiſt ebenſo widerſprechen als ſie einem Prieſterregiment unter der Oberherrſchaft eines fremdländiſchen Despotismus gemäß erſcheinen. Die Magier vereinten in ihrer Hand zugleich auch die richterliche und die den Urtheilsſpruch vollziehende Gewalt und verknüpften dadurch geiſtliche und weltliche Herrſchaft im Rath der Prieſter. Wie die Natur des Landes es mit ſich brachte, lebte der Städter neben dem Ackerbauer oder dem Hirten; die alten Geſchlechtsverbände und Stammeshäupter blieben beſtehen. Einem ſolchen Fürſten, Dejokes, gelang zur Zeit als Sanherib's Heer in Judäa zu Grunde ging, die Erhebung Mediens gegen Aſſyrien und der raſche Aufbau eines Staats; die Richterſprüche des Dejokes wurden gleich denen Salomo's im Morgenlande ſprichwörtlich. Ekbatana ward zur befeſtigten Hauptſtadt gemacht; auf der Höhe des Berges lag die Burg und das Schatzhaus, und ſieben concentriſche Mauerringe ſchirmten dieſelben in der Art daß zwiſchen ſolchen die Bürger angeſiedelt waren, die Mauern aber, den Berg hinanſteigend, mit ihren Brüſtungen eine über die andere hervorragten. Die Zinnen der äußerſten Mauer waren weiß, die zweiten ſchwarz, die dritten purpurn, die vierten blau, die fünften hellroth, das alles durch glaſirte Ziegel ausgeführt, während die ſechsten mit ſilberner, die ſiebenten mit goldener Bekleidung glänzten. So umgab ein ſiebenfach farbiger Gurt den Sitz der Herrſchaft. Doch ſtammten die edeln Metalle wahrſcheinlich erſt ſpäter aus der aſſyriſchen Beute. Die Anlage der Mauern und der Stadt um den Berg erſcheint in ähnlicher Art auf niniviſchen Bildwerken, und wenn nach Polybios der Palaſt aus Cedern- und Cypreſſenholz erbaut, die Balken, die Wände im Innern aber mit Gold- und Silberblech belegt waren, ſo ſehen wir auch da den ſemitiſchen Geſchmack, den wir am Tempel Salomo's kennen lernten.

Dejokes' Nachfolger Phraortes (655—633) errang den Medern die Oberhoheit über die Stämme der Baktrer und Perſer, die mit jenen das aſſyriſche Joch abgeſchüttelt. Im Bunde mit dem Statthalter Babylons Nabopalaſſar ſtürzte Kyaxares das vom Andrang der Scythen erſchütterte Aſſyrien und eroberte Ninive (606). Aber ſchon ſein Nachfolger Aſtyages verweichlichte in tyranniſcher Ueppigkeit. Da erhob ſich die noch ungebrochene geſunde Lebenskraft der Perſer. Das Geſchlecht der Achämeniden ſtand ſeit lange an ihrer Spitze. Auch die Meder überließen ihm

die Leitung des Volks, nahmen aber Geiseln aus seiner Mitte zur Sicherung. So kam Kyros (Kuru) der Sohn des Perserfürsten Kambyses, an den Hof des Astyages, und erregte von da aus den Aufstand seines Stammlandes, trat dann an dessen Spitze und führte die Seinen zum Siege (550).

Wenn auch Xenophon nicht erwähnte daß die Heldenlieder der Perser von Kyros sängen, Herodot auch nicht angäbe daß er seine Erzählung aus verschiedenen Ueberlieferungen auswählte, das Gepräge seiner Darstellung einerseits und die Mannichfaltigkeit der uns erhaltenen Nachrichten andererseits würden uns Zeugniß sein wie die historische Sage, wie die epische Dichtung sich des großen Mannes sofort bemächtigt hat; schade daß diese westiranische Volkspoesie nicht zu Firdusi hinübergedrungen ist. Als Astyages einst den Kyros, sei es nach Persien, sei es mit einem Heer gegen die Kadusier, entsandt, da erhebt sich ein Sänger beim Königsmahl und beginnt: „Der Löwe hat den Eber auf die Weide entlassen; dort wird er stark und feist werden, am Ende wird der Schwächere den Stärkern besiegen." Vergebens suchte Astyages den Kyros zurückzuholen, der Kampf begann, die Perser wurden mehrfach geschlagen und zurückgetrieben, schon flohen sie den Berg hinan wo ihre Weiber und Kinder waren, da riefen die Mütter ihnen zu: wollt ihr in unsern Schos zurückflüchten? Da gewannen sie den Sieg. Eine andere Sage läßt den Kyros aus niederstem Stande zur höchsten Würde gelangen; den Sohn des Statthalters von Persien macht sie zu einem Hirtenknaben, der als Auskehrjunge in den Palast des Königs von Medien kommt, um seiner Schönheit und Anstelligkeit willen bald der Mundschenk des Astyages wird, und nun die Erhebung seiner Aeltern zum Unterkönigthum in Persien veranlaßt. Ahuramasda hat das Kind früh in seine Obhut genommen; Hunde, seine heiligen Thiere, haben es gesäugt. Danach ließ dann eine andere Fassung einen Hirten das ausgesetzte Kind finden, dem eine Hündin die Brust reichte, während sie ihm die Wölfe abwehrte. Es waren die Meder die den neuen Oberkönig aus persischem Stamm sich dennoch aneignen wollten, wie dies im Orient öfters ähnlich geschieht. Da träumt Astyages daß aus dem Schos seiner Tochter ein Baum entsprießt der ganz Asien überschattet; die Magier deuten dies auf einen Sohn derselben, der die Oberherrschaft gewinnen und an Astyages Statt gebieten werde. Das zu verhüten vermählt er die Tochter einem Perser, einem der Unter-

worfenen, und als ein Sohn geboren wird, ſoll Harpagos den tödten; aber er gibt ihn einem Hirten zum Ausſetzen, und der Hirt ſieht wie eine Hündin das Kind nährt und nimmt daſſelbe nun in ſein Haus. Der Knabe zeichnet ſich unter den Genoſſen aus, wird ihr König im Spiel, hält ſtrenges Gericht über einen vornehmen Jungen, wird darüber beim wirklichen König verklagt, aber als Enkel deſſelben erkannt. Wie ähnlich lautet doch die Romulusſage! Welch ungeeignetes Mittel die Vermählung der Tochter an einen Perſer war, wenn der Mederkönig verhüten wollte daß ihr Sohn Aſien beherrſche, das fiel auch uns nicht auf, als wir in der Schulzeit die Geſchichte hörten; die Idee, daß wer ſein Schickſal wenden wolle es gerade ſich ſelbſt bereite, überwiegt die etwas unverſtändige Darſtellung, deren Zweck eben darin beſtand den Kyros zum Erben des Aſtyages zu machen. Vor dem Kampf um die Oberherrſchaft ſoll dann Kyros die Perſer den einen Tag angetrieben haben ein Dornenfeld auszureuten, am zweiten aber ſie glänzend bewirthet und aufgerufen haben ihm zu folgen, dann würden ſie ſtatt der geſtrigen Knechtsarbeit immerdar den heutigen Lebensgenuß finden. — Faßt man den dunkeln Nachthimmel als den Vater der Sonne oder des Tags, ſo kann man auch ſagen daß der Sohn ſeinen Vater tödtet, überwindet, indem die Finſterniß vor dem Lichte vergeht. Da ſetzen dann in der griechiſchen, römiſchen, perſiſchen Sage Aeltern ihre Kinder aus um nicht von ihnen getödtet zu werden; aber die von einem Thier geretteten Knaben wachſen kräftig heran, erſcheinen voll Glanz und Hoheit, und werden ohne ihren Willen doch die Mörder des Vaters oder Ahnherrn. So tödtet Oedipus den Laios, Romulus den Amulius, Perſeus den Akriſios, Kyros den Aſtyages. Wir mögen in einigen von ihnen reinmythiſche Sonnenhelden erkennen, bei Kyros ſehen wir daß auf ihn wie in Deutſchland auf Karl den Großen eine Götterſage der Urzeit niedergeſchlagen iſt.

Kyros bezwang Babylon und Lydien; er ſetzte von Baktrien aus den alten Kampf gegen die angrenzenden turaniſchen Stämme fort. Er entließ die Juden aus der Gefangenſchaft, und ward dafür in deren prophetiſchen Büchern gefeiert; er galt ihnen mit Recht nicht für einen Götzendiener. Auch Aeſchylos nennt ihn einen glückſeligen Mann, dem die Gottheit nicht gezürnt, da er milde und wohlgeſinnt geherrſcht und allen den Frieden gegeben habe. Auch Platon ſagt daß er den Beherrſchten an der Freiheit

Antheil gewährt, verständigen Rath gerne gehört habe und von seinem Volke geliebt worden sei. Xenophon macht ihn zum Träger des historischen Romans, in welchem er ein Musterbild der Fürsten aufstellt und zeigt wie man Reiche erwerbe und behaupte. Kein Wunder daß auch sein Tod — er fiel im Kampf an der Nordostgrenze des Reichs — von der heimischen Sage dichterisch ausgeschmückt wurde. Da wirbt er, der Iranier, um die Hand der turanischen Massagetenfürstin, der Tomyris, aber sie schlägt ihn aus, weil es nicht ihrer Person, sondern ihrem Reich gelte, das Kyros haben wolle. Nun unternimmt er den Heerzug. Auf demselben entläßt er den Troß des Heeres, und zieht auch mit dem Kern desselben aus dem Lager zurück, das er mit gebratenem Fleisch und Wein angefüllt. Die eindringenden Massageten erfreuen sich des Mahls, werden aber von Wein und Schlaf betäubt überfallen, getödtet oder gefangen. Der Tomyris Sohn entleibte sich selbst, als man ihm die Fesseln abnahm, vor Scham weil er im Rausch überwältigt worden. Die Königin aber siegte im Rachekampf, und tauchte das abgeschlagene Haupt des Kyros in einen Schlauch mit Blut, damit er sich dessen ersättige.

Daß aber des Kyros Leichnam nicht in die Hände der Feinde gefallen, bezeugt sein Grab zu Pasargadä. Dort, wo er die Meder besiegt am Flusse Kur und dessen Sonne bedeutenden Namen angenommen, fand Alexander von Makedonien noch die Leiche umgeben von Waffen und Geräthen auf einem Ruhebett mit goldenen Füßen in einem oben offenen goldenen Sarg. So will es ja die iranische Sitte, daß die Leiche nicht verbrannt oder bestattet und dadurch Feuer oder Erde verunreinigt, sondern daß sie offen ausgesetzt werde den Vögeln des Himmels, dem Vertrocknen und der Verwitterung. Und noch heute steht in der trümmerreichen Ebene von Murgab ein pyramidenförmig ansteigender Unterbau von den heiligen sieben Stufen aus großen Marmorblöcken, die durch Eisenklammern fest verbunden werden. Die Linien der rechteckigen Grundfläche sind 38 und 39 Fuß groß; nach oben werden die Stufen immer niedriger, die unterste mißt in der Höhe 5, die oberste kaum 2 Fuß, die Höhe des Unterbaues beträgt 16 Fuß. Auf der Plattform steht ein kleines steinernes Giebelhaus von 16 und 19 Fuß in den Linien der Grundfläche. So gering die Maße, die Form der Stufenpyramide mit dem Heiligthum auf der Höhe erinnert an den Thurm des Belus, der ja auch sein Grab heißt. In das Häuschen oben

leitet eine offene Thür; im Innern ſtand der Sarg, Griechen erwähnen die Inſchrift: „O Menſch, ich bin Kyros, der den Perſern die Herrſchaft erwarb und Aſien regierte; mißgönne mir mein Grabmal nicht.“ Felſengräber mit Giebeldächern finden wir in Phrygien und Lykien; die einfachen ſchlichten Formen weiſen auf die Berührung der Hellenen und Kleinaſiaten hin; Fuß- und Krönungsgeſims des Giebelhäuschens haben ein griechiſches Gepräge, beſonders im Profil der Welle welche die Hängeplatte trägt; das halten wir mit Kugler feſt, und finden ebenſo in der Baſis dortiger Säulentrümmer einen Anklang an ioniſche Formenbildung in alterthümlicher Weiſe: es iſt der auch in Samos gefundene ſchwellende Pfühl mit wagrechten Hohlſtreifen. Hatte doch Kyros mit dem Lyderreich auch griechiſche Städte Kleinaſiens erobert, und lag es nahe daß man kunſtverſtändige Werkmeiſter von dort nach der Hauptſtadt überſiedelte. Damit wird der Zuſammenhang der aſſyriſchen Formen mit den ioniſchen nicht geleugnet. Das Grabdenkmal lag in einem Garten, die Säulen die es umgaben ſcheinen mir weniger zu einem Gebäude gehört, als unverbunden nach ariſcher Sitte einen Kranz oder Ring um den geweihten Ort gebildet zu haben.

Aſſyriſchen Einfluß zeigt ganz deutlich das Relief, das auf einem Steinpfeiler erhalten iſt, welcher einem nahe gelegenen Palaſt angehörte. Da ſteht ein Mann im Profil, nach rechts gewandt, mit erhobenen Händen, in faltenloſem aber umſäumtem Gewand, mit vier großen Flügeln, die windmühlenartig ſchräg nach oben und nach unten gekehrt mehr einen Hintergrund der Geſtalt bilden als organiſch aus ihr erwachſen. Die Behandlung des Gewandes und der Flügel iſt ganz aſſyriſch, der ſeltſame Kopfputz dagegen erinnert an Aegypten: von einer ſteifen Haube gehen nach rechts und links zwei Widderhörner aus, die in ihrer Mitte drei flaſchenförmige mit Kugeln gekrönte Zierathen tragen. Die Keilſchrift beſagt in drei Sprachen: Ich bin Kurus der König ein Achämenide. Die Flügel bekunden daß hier das Bild des Verklärten oder der Feruer dargeſtellt iſt.

So zeigen dieſe älteſten Denkmäler wie die Perſer, aus den einfachen Culturverhältniſſen eines Bergvolks mit friſcher Kraft an die Spitze der Aſiaten tretend, die Heldenlieder forterklingen ließen, und noch ohne eigene Uebung in bildender Kunſt die Formen der benachbarten oder unterworfenen Völker, ſoweit ſie ihnen zuſagten oder ihren Zwecken angemeſſen erſchienen, aufnahmen um

den eigenen Empfindungen, Sitten und Gedanken einen Ausdruck zu geben.

In religiöser Beziehung ist der Dienst Ahuramasda's durchaus herrschend; daneben wird in den Inschriften wol besonderer Klangötter, Stammesvorstände, gedacht; Miswachs und Lüge erscheinen personificirt, besonders vor letzterer wird gewarnt, und Darius bezeichnet die abgefallenen Fürsten und Empörer vornehmlich als Lügner, die Lüge habe die Länder abtrünnig gemacht. Die Könige aber herrschen durch Ahuramasda's Gnade, und was sie vollbringen das geschieht unter seinem Beistand, durch seine Huld. Daß Ahuramasda den Darius oder Xerxes zum Könige gemacht, wird wiederholt in Persepolis durch Worte eingeleitet die ihn ausdrücklich als Schöpfer bezeichnen: „Der große Gott ist Ahuramasda, welcher die Erde schuf, welcher den Himmel schuf, welcher den Menschen schuf und die Annehmlichkeit für den Menschen." Sein Gebot heißt: „Denke nichts Uebles, verlasse nicht den rechten Weg, sündige nicht."

Kyros Sohn Kambyses (Kambujiya) eroberte Aegypten; nach seinem Tode hatten sich die von den Medern herübergekommenen Magier der Herrschaft bemächtigt, aber der Achämenide Darius (Darayavus) eroberte den im Zerfallen begriffenen Staatenkoloß von neuem und ordnete ihn mittels einer Verfassung, welche persische Unterkönige (Satrapen) an die Spitze der einzelnen Länder stellte, im Uebrigen aber die Eigenthümlichkeit der Völker schonte und die Tributpflichtigen ihre innern Angelegenheiten selbst verwalten ließ. In der Inschrift von Bisutun (Behistun) rühmt auch Darius von sich daß er die Heiligthümer wiederhergestellt; er habe ausgeharrt im Dienste Ahuramasda's, und dessen Hülfe sei ihm geworden. Zum Schutz des Reichs gegen die scythisch-turanischen Wanderhorden war er nach Europa gezogen und dann mit den Griechen in einen Kampf gekommen, der für ihn wie für seinen Sohn Xerxes unglücklich ausging. Wie in Medien, so trat in Persien durch Glanz und Reichthum nun Ueppigkeit und Schwelgerei am Hofe an die Stelle der ursprünglichen Thatkraft; die unterworfenen Völker mußten für die Sieger arbeiten, die den Luxus der von ihnen gestürzten Mächte annahmen, bis das in sich vermorschte Reich unter Alexander's Arm zusammenbrach und der griechische Geist, die griechische Bildung im Orient ein neues, die verschiedenen nationalen Culturelemente verschmelzendes Leben anregte.

Von Darius und Xerxes ſind Trümmer der Reichspaläſte und die Königsgräber erhalten; ſie geben uns in ihren Reſten einen Begriff von der perſiſchen Kunſt. Sie zeigen daß hauptſächlich die babyloniſche Weiſe herübergenommen wurde, daß nicht minder aber auch ägyptiſche und griechiſche Einzelheiten eine Stelle fanden. Ueberwundene Völker wurden zum Theil an neue Wohnſtätten verpflanzt, die Werkmeiſter der eroberten Länder wurden in den Dienſt der Herrſcher des Geſammtſtaats gezogen, was ſie Eigenthümliches brachten ward den Aufgaben und Zwecken der Perſer angepaßt oder mit verſtändiger Auswahl dafür verwerthet, und ſo bildete ſich in Perſien eine Miſchung und Durchdringung der Stilformen die wir bei den umwohnenden Nationen finden. Es iſt ein eklektiſcher Abſchluß der orientaliſchen Kunſtentwickelung was uns hier entgegentritt.

Betrachten wir zunächſt das Architektoniſche, ſo iſt zwar die perſiſche Königsſtadt Ekbatana ſo gut wie Suſa für uns untergegangen, wenn wir auch hoffen dürfen daß künftige Nachgrabungen noch manches Bedeutſame zu Tage fördern. Aber während die Könige mit dem Sitz der Regierung wechſelten und den Winter in Babylon, den Frühling in Suſa, den Sommer im kühlern Ekbatana reſidirten, ſo beſtand doch der alte Stammſitz als ein Nationalheiligthum fort, wo die Könige gekrönt wurden, wo Darius die Nationalverſammlungen hielt und die Tribute empfing, und demgemäß gründete Darius und erweiterte Xerxes die herrliche Anlage eines Reichspalaſtes 10 Meilen nördlich von Paſargadä auf einem Vorſprung des Gebirges, deſſen Hintergrund in der ſteilen Felswand die Gräber der Herrſcher enthalten ſollte. Als Perſerſtadt, Perſepolis, ward die Burg von den Hellenen bezeichnet; Thron des Dſchemſchid nannte ſie das Volk, indem es das ſpätere Werk mit den Sagen der Urzeit zuſammenbrachte, ſowie es in den Grabfaçaden Ruſtembilder ſah. Die Vorliebe der Perſer für terraſſenförmige Gartenanlagen am heimiſchen Gebirge bot den Ausgangspunkt daß man einen Vorſprung wählte, der ſich mit leichtgeſchwungenem Bogen an die Felswand gegen Oſten anlehnt und in einer Breite von etwa 1400 Fuß mehr als halb ſo weit in das Thal erſtreckt. Die Höhe, gegen 50 Fuß, ward ſenkrecht abgeſchnitten und mit viereckigen Marmorblöcken umbaut; der obere Raum, nach Norden hin am niedrigſten, ward in der Art zur Plattform geebnet daß ſich nach der Mitte hin und ſüdlich noch zwei Terraſſen übereinander in einer Höhe von 8 und

von 10 Fuß erhoben, welche den reichsten Bauten Raum boten, während noch mehrere Erhöhungen nach dem Berge hin minder umfassende architektonische Werke trugen.

Zur ersten großen Plattform gelangt man aus dem Thal auf einer kolossalen Doppeltreppe; so allmählich steigt sie an daß 10 Reiter nebeneinander hinaufreiten können; die breiten niedern Stufen sind aus Marmorblöcken gearbeitet. Zunächst gelangt man an ein Thor, vor dem noch vier Pilaster mit kolossalen Thiergestalten stehen; zwischen den Pfeilern standen Säulen. Durch das Thor gelangt man nach Süden hin zu einer neuen Doppeltreppe, mittels dieser zur Hauptterrasse. Hier stand, wie die Inschriften besagen, das von Darius erbaute Versammlungshaus, eine lichte säulenreiche Halle. Ihren Kern bildet ein Quadrat; sechs Reihen von sechs Säulen trugen die Decke; daran lehnten sich eine Vor- und eine Seitenhalle, jede von zweimal sechs Säulen gebildet. Viele dieser Säulen stehen noch und danach wird im Volksmund Persepolis auch Tschil minar, 40 Säulen, geheißen. Weiter südlich führten mehrere Doppeltreppen zur zweiten Hauptterrasse, auf der die Trümmer der Wohngebäude des Königs vorhanden sind. Mehr nach dem Berge hin liegen die Bruchstücke eines riesenhaften hundertsäuligen quadratischen Baus, in dessen Inneres acht Thüren hineingeleiten, ein Fest- und Audienzsaal des Darius, sowie die Reste kleinerer Anlagen auf einzelnen Erhöhungen des Bodens. Von den Hallen und Gebäuden die zur Wohnung des Königs dienten, oder ihr sich anschlossen, hat auch Xerxes einige errichtet; die Inschrift besagt daß was er und sein Vater gethan, durch Ahuramasda's Gnade vollbracht sei. Auch Artaxerxes Mnemon erbaute sich ein eigenes Wohnhaus.

Blicken wir nun auf das Besondere, so erinnern uns zunächst die Thore an Assyrien und Aegypten, an Assyrien durch die an ihnen hervorragenden Thiergestalten, an Aegypten durch den dreifach eingestuften Rahmen der Thür und das Kranzgesims, die straff angezogene Hohlkehle mit dem Schmuck aufrecht stehender und vorgebeugter Blätter sammt der darauf ruhenden Deckplatte. Solche Thür- und Fensterrahmen aus einem Stein sind erhalten und zeigen durch ihre Stärke die Dicke der Füllung, die nach babylonischer Art aus sonnentrocknen Ziegeln bestand und allmählich verwittert und weggeschwemmt ist. Die Säulen weisen uns nach Kleinasien. Das Gemeinsame ist ein hoher Schaft,

dessen Schlankheit alle sonst üblichen Verhältnisse weit übertrifft; im Versammlungshause beträgt der untere Durchmesser 5, der obere etwas über 4 Fuß, die Höhe des aus nur drei oder vier Stücken zusammengefügten Schaftes 44, die Gesammthöhe der Säule 64 Fuß; die Entfernung von einer Säule zur andern beträgt 26 Fuß. Die Basis hat manchmal einen Pfühl auf einer viereckigen Doppelplatte, meist aber ruht der Pfühl auf einem breiten umgestürzten Kelche, der mit herabhängenden Blättern geziert in schwungvollem Profil nach unten weiter ausladet und von einer runden Platte getragen wird. Diese Basis hat einen eigenthümlichen Reiz, und es ist ein feines Stilgefühl in ihr nicht zu verkennen. Der Schaft ist nach ionischer Art gerieselt, es ziehen sich 48 oder 52 schmale Furchen an ihm empor. Die Capitäle sind mannichfaltiger Art. Im Versammlungshause sind sie unverhältnißmäßig hoch und bunt zusammengesetzt: ein knospenartiger Knauf ist von einer perlengeschmückten Gurt zusammengehalten, daraus quillt in elastischem Gegenschwung ein zweiter Theil mit überfallendem Blätterkranz hervor; darauf folgt nach einem Ring mit eiförmigen Zierathen ein viereckiger Aufsatz, in der Mitte nach aufwärts durch hervortretende Stäbe gegliedert, an den vier Seiten mit je vier Voluten verziert, die aber so angebracht sind daß am untern Ende des Aufsatzes zwei nach oben, am obern zwei nach unten gerichtet sind. Hier erkennt man deutlich wie die constructive und ästhetische Bedeutung dieses Gliedes ganz unbeachtet bleibt, dasselbe nur als äußerlicher Schmuck herübergenommen, zwecklos vervielfältigt und sinnlos auf den Kopf gestellt ist. Dieselbe Säulenform ist nun auch in Susa aufgefunden. Andere Säulen zeigen sogleich über dem Schaft ein consolenartiges Capitäl, zwei Vordertheile von Thieren, Pferden, Zebras, Stieren, Panthern oder Einhörnern, ragen mit Hals und Haupt rechts und links hervor, und auf der Sattelniederung des gemeinsamen Rückens liegt nun ein Aufsatz, über dem und den Häuptern der Thiere der Architrav von Säule zu Säule geht. Vielleicht daß das ganze Verbindungsglied zwischen Säule und Gebälk auch noch auf jenen geschilderten Capitälen über den aufsteigenden und umgestürzten Blätterkelchen angebracht war. Man hat eine Andeutung dieses consolenartigen Aufsatzes auf einem Relief in Bavian gefunden, die Perser haben ihn aber mit Vorliebe behandelt, er entspricht ihrer ganzen Bauweise und wir sehen in ihm seine Leistung kraftvoll bildnerisch ausgesprochen,

wenn auch phantaſtiſcher als der reinen Strenge der Architektur gemäß iſt. Dürfen wir nach den Reliefs der Felſengräber einen Schluß auf das Dach machen, ſo war es flach, über dem ioniſchen dreifachen Architrav und bildergeſchmückten oder mit Metallblech überzogenen Fries. Die Decke war von Holz durch Palmen- und Cederbalken gebildet. Auf dem Dach ein ſäulengetragener Aufbau mit dem Feueraltar, vor dem der König ſein Morgenopfer angeſichts des Volkes brachte.

Suchen wir ein Geſammtbild von Perſepolis zu gewinnen, ſo zeigt der ſchlanke Höhenbau am Vorſprung des Berges einen erfreulichen Gegenſatz zu den indiſchen Höhlentempeln, der Ausdruck der Lebensbehauptung und klaren Selbſtentfaltung macht ſich geltend gegenüber der Vertiefung in eine dumpfe Innerlichkeit und der von der Laſt des Daſeins gedrückten Weltflucht. Statt der wulſtigen, bauchig überquellenden Formen ſehen wir ſchlanke, leichtgeſchwungene. Der heitere Terraſſenbau zeigt in ſeiner Anlehnung an die Bergwand einen entwickelten Sinn für die Verbindung der Bauwerke mit einer ſchönen Natur. Demgemäß waren die Bauten ſelbſt für eine freie maleriſche Wirkung vertheilt und zuſammengeordnet. Denken wir uns die Marmorſäulen, in dem Verſammlungshauſe herabhängende Teppiche als Raumverſchluß, die farbeſchimmernden, metallgeſchmückten Dächer zwiſchen grünlaubigen Bäumen, umblüht von den Roſen von Schiras und andern prangenden Blumenarten, aus denen die Strahlen der Springquellen, für welche die Anlagen noch erhalten ſind, brauſend hervorſprudelten, und wir werden einen freundlich lachenden Eindruck gewinnen, der an den phantaſtiſchen Zauber der Alhambra gemahnt, wenn immer wir auch hier wie dort die organiſche Entwickelung und die in ſich geſchloſſene Folgerichtigkeit eines harmoniſchen Stils vermiſſen, und dafür eine Miſchung anderwärts gefundener Formen gewahren, die neben ſinniger Auswahl und Verwerthung auch einen leeren Prunk und eine doch barbariſche Verſchnörkelung zeigen.

Perſepolis lehnt an den Berg Rachmed an; die Felswand ſteigt faſt gegen 1000 Fuß beinahe ſenkrecht empor; in einer Höhe von 300 Fuß finden wir die vier Gräber der Achämeniden; tiefer unten zwei jüngere vielleicht aus der Saſſanidenzeit. Jene obern ſind voneinander nicht weſentlich verſchieden; ſie ragen aus der geglätteten Marmorwand reliefartig hervor, 130 Fuß hoch, 70 Fuß breit, die untere Abtheilung mit architektoniſchem, die

obere mit mehr plastischem Charakter; die untere ein Nachbild der königlichen Halle, die obere des über ihr sich erhebenden Altarbaues, das Ganze somit eine Darstellung des königlichen öffentlichen Opfers. Das Innere des Grabes ist ein Gemach von 40 Fuß Breite, 20 Fuß Tiefe, mit drei angereihten Zellen; dort ward der Leichnam ausgesetzt, hier das Gebein gesammelt. An der Façade des Unterbaues treten vier Halbsäulen aus dem Fels hervor, die eine Scheinthür in der Mitte haben, diese nach ägyptischer Weise eingerahmt und bekrönt, während die Säulen über einem Halsring das Einhorncapitäl tragen; auf dem Rücken der Thiere lagert hier ein doppelter Aufsatz, und über ihm zieht sich von rechts nach links hin ein in ionischer Weise dreistreifiger Architrav mit hervorspringenden Klötzchen unter einem Kranzleisten. Der gekrümmte Nacken, das vorragende Horn der knienden Thiere, heben rechts und links sich consolenartig zum Gebälk hinan. Kugler bemerkt an dieser allerdings mehr bildnerisch decorativen als constructiv zweckvollen Krönung der Säule bei der Entfaltung entschiedener Kraftfülle an der baulich wichtigsten Stelle besonders noch die Beobachtung eines rhythmischen Verhältnisses, insofern die weite Stellung der Säulen und die stark ausladende Masse ihres Capitälschmuckes einander bedingen. Das Gebälk weist unverkennbar darauf hin daß er aus dem Holzbau stammt; man glaubte nur durch Uebereinanderlegen mehrerer Stämme dem Tragbalken der Decke die nöthige Stärke geben zu können, und die über ihnen vortretenden Klötzchen sind die Enden der Querhölzer einer leichten Dachrüstung. Zwischen dem Ober- und Unterbau läuft noch ein Streifen mit Bildwerk, Hunde, die Wächter des Grabes darstellend.

Der Oberbau ist etwas mehr vertieft, die eingeschnittenen Seitenwände des ihn umrahmenden Felsen zeigen bewaffnete oder verehrende Männergestalten, je drei übereinander. Das Innere zeigt ein Gerüst, das den König und den Feueraltar trägt. Es steht auf mehreren Stufen, seine beiden Seiten sind so gebildet, daß oben aus den Pfosten Vorderfuß, Brust, Kopf eines auswärtsgekehrten einhörnigen Stiers hervorragen; darunter ein Stück Säule, aber gebildet aus vorspringenden Rundstäben und eingezogenen Kehlen; darunter wird wieder Fuß und Klaue des Thiers sichtbar, und zwar eines pantherartigen mit starker Klaue; der Untersatz, auf dem er steht, ist ein Knauf zwischen Pfühlen. Wir werden an die assyrischen Thronpfosten erinnert, finden aber

ein reicheres Formenſpiel im Wechſel von Schatten und Licht. Zwiſchen dieſen Pfoſten ſtehen zwei Männerreihen übereinander, die Träger von Balken, die auf ihren emporgehobenen Armen ruhen. Der Altar iſt einfach, der König ſteht ihm entblößten Hauptes mit erhobener Rechten, den Bogen in der geſenkten Linken, gegenüber; in der Höhe zwiſchen Altar und König ſchwebt eine geflügelte Geſtalt nach dem Schema des Kreuzes gebildet, indem der menſchliche Oberkörper, von einem Kreis umgeben, aus dem abwärts gerichteten Federſchweif hervorragt, nach vorn und hinten aber in der Mitte wagerechte Flügel ſich erſtrecken; die eine Hand iſt ſegnend erhoben, die andere hält einen Ring der Sonne oder der Ewigkeit. Ich verſtehe nicht warum man dieſe Figur den Feruer des Königs nennt. Sie iſt uns in unverkennbarer Aehnlichkeit ſchon in Aſſyrien begegnet, wo ſie als Schutzgeiſt über den Königsbildern erſchien; ſo finden wir ſie auch in Perſepolis wieder. Von einem aſſyriſchen Feruer wiſſen wir ſo wenig wie davon daß die Perſer ihren eigenen Genius angebetet hätten. Vielmehr wie das Bild in Aſſyrien den höchſten Gott, den Bel als Herrn des Himmels bezeichnete, ſo werden es die Perſer als Symbol Ahuramasda's herübergenommen haben.

Dies führt uns denn zur bildenden Kunſt. Auch hier iſt Aſſyrien der Ausgangspunkt, aber die vollſchwellende Muskulatur wird zu größerer Einfachheit ermäßigt, ohne jedoch in die architektoniſche Strenge Aegyptens einzugehen; es iſt auch hier ein Mittleres, aber nicht wie in Hellas als Lebenskeim einer neuen Entwickelung, ſondern als abſchließende Vermittelung der im Orient gegenſätzlich hervorgetretenen Darſtellungsweiſen. Der perſiſche Sinn für Naturwahrheit ſpricht aus der Treue mit welcher die Raſſen- und Stammeseigenthümlichkeit der Menſchen und die Tracht erfaßt und wieder gegeben wird. Ein entſchieden Neues iſt die Beobachtung der Gewandfalten, die nun von der Plaſtik ergriffen und in ihren Hauptzügen mit Verſtändniß und Schönheitsſinn bezeichnet werden. Doch wird man auch hier in einer trockenen, ſorgſam glatten Eleganz das Gepräge eines endenden, nicht eines aufgehenden Kunſtlebens gewahren.

Außer der erwähnten ſymboliſchen Figur ſind die Gegenſtände rein weltlicher Art, der Verherrlichung des Königthums gewidmet. Wandern wir durch die Trümmer von Perſepolis, ſo begegnet uns zuvörderſt an der Treppenwand das gehörnte Pferd,

ein Thier Ahuramasda's, Schnelligkeit und Stoßkraft von Roß und Stier vereinigend, von hinten angefallen von einem Löwen, gegen den es sich kampfzornig wendet; ein Symbol der Befestigung der Burg, deren Stärke Persien gegen die Feinde vertheidigen wird. Dann sehen wir an den Portalen jene gewaltigen Thiere als Thorwächter, wie wir sie in Ninive kennen lernten. Es sind stierartige Thiere, aber der Kopf pferde- oder zebramäßig gebildet mit dem einen Stirnhorn; die Glieder von gewaltiger Gedrungenheit und Kraft, an Brust, Bauch, Rücken und Schweif schneckenhausartig geringelte Mähnenlöckchen. An andern Thorpfeilern erhebt sich über der Schulter des riesigen Stiers ein schwungvoll emporgerichteter Adlerflügel; die thierische Brust geht in die menschliche über und trägt ein bärtiges Menschenantlitz mit hoher Mütze. Auch hier ist die Arbeit vortrefflich, und der Ausdruck in sich gesammelter muthiger Stärke übertrifft die assyrischen Darstellungen; die körperliche Energie kommt in diesen Wunderthieren zu bewundernswerther Erscheinung. Sodann finden wir Menschengestalten an obern Treppenwänden; bewaffnete Männer als Wächter des Versammlungshauses, oder vor dem Wohnhause des Darius Figuren mit Weinschläuchen, Schüsseln und Schalen. Wiederum wird die Bestimmung der Versammlungshalle kund durch die Reliefs welche Xerxes an der Mauer ihrer Plattform in Relief aushauen ließ. Die speertragenden Leibwächter, die Hofleute kommen auf der einen Seite, in persischen oder medischen Gewändern mit den Ehrenketten um den Hals; einige unterreden sich oder fassen einander bei der Hand; einige tragen Dolche oder Bogen, Kelche oder Stäbe. Gegenüber sind in 20 Abtheilungen die 20 Satrapien des Reichs dargestellt. Jeder Gruppe schreitet ein reichgekleideter Stabträger voran sie einzuführen; er hat stets den nächsten Mann bei der Hand, und die fünf andern bringen huldigend ihren Tribut; sie führen Widder, Stiere, Kameele, Rosse und Wagen heran, sie tragen Gewänder, Waffen, Gefäße mannichfacher Art. Gestalt, Gesichtszüge und Tracht kennzeichnen die verschiedenen Stämme und Nationen.

Im Audienzsaal des Darius sehen wir an der südlichen Pforte den König selbst „wie Ahuramasda im Himmel" auf hohem Thron über einem großen Gerüst; ein Scepter hält er in der Rechten, ein blumenförmiges Trink- und Opfergefäß in der Linken; die Füße ruhen auf goldenem Schemel. Der Fliegenwedler steht hinter ihm, die Kapuze vor dem Mund, wie jeder mit dem

Herrſcher Sprechende den Mund verhüllen mußte, daß kein unedler Athem die Majeſtät berührte. Auch hier wird das Throngerüſt von zweimal ſieben Männergeſtalten emporgehoben, auch hier ſind die Thronpfoſten eine Verbindung des Thierfußes mit einer architektoniſchen Gliederung, die im Wechſel vorſchwellender und eingezogener Linien gebrechſelt erſcheinen und ein reiches Spiel von Licht und Schatten geben, auch hier zeigt der Unterſatz die Verbindung von Kehle und Wulſt mit einem umgeſtürzten Blumenkelch, ähnlich wie an den Königsgräbern. Die tragenden Männer aber ſind nach den mannichfaltigen Trachten des Reichs unterſchieden, ein Neger auch an Wollhaar und der dicken Lippe kenntlich; wir ſehen den Herrſcher wie ſeine Macht auf der Kraft und Treue der Unterthanen ruht. Ueber dem Thron iſt ein Baldachin mit Stieren und Hunden, den heiligen Thieren, und einer geflügelten Sonnenſcheibe in der Mitte, — wie dieſe über ägyptiſchen Tempelpforten gewöhnlich iſt. Ueber dem Baldachin ſchwebt ſegnend die geflügelte Geſtalt, die wir als das Symbol Ahuramasda's nehmen.

Ein anderer Pfeiler zeigt den König Audienz ertheilend. Sein Gewand iſt das mediſche Prachtkleid. Die Perſer bedeckten ſich urſprünglich mit Thierfellen, in welche ſie die Beine hoſenartig einwickelten, und welche ſie mantelartig um die Schultern warfen. Daraus entwickelte ſich ein Lederanzug der den ganzen Körper umſchloß, Hoſen, Ueberrock mit Gürtel, Schuhe und Kappe. Wie ſie aber ſiegreich vordrangen, nahmen ſie auch in der Tracht die fremde aſſyriſche und mediſche Weiſe auf, jedoch ſo daß namentlich dieſe eine Standes- oder Ehrenauszeichnung blieb. Auch hier zeigt ſich der perſiſche Sinn in der Richtung das Ausländiſche ſich anzueignen und doch die Nationalität zu behaupten. Das mediſche Staatskleid iſt ein kaftanartiges weitärmeliges Gewand, ein Schleppkleid, das beim Gehen an der Seite unter dem Gürtel hochgezogen wurde; daher hier an der Seite die gerad abfallenden und dann die nach hinten und vorn ſchräg um die Beine laufenden Falten die miteinander und mit denen des Aermels dem Künſtlerauge eine Fülle von Motiven boten und zur Darſtellung reizten. Purpurne Unterkleider und Mäntel, koſtbare Schuhe, eine aufrechtſtehende goldumreifte edelſteingeſchmückte Tiara, Hals- und Armgeſchmeide wurden zuſammen, wie ſie das Staatskleid des Artaxerxes bildeten, auf 12000 Talente, 15 Millionen Thaler, veranſchlagt!

Die Grabschrift des Darius preist ihn als den besten Reiter und Schützen, als den ersten im Jagdkampf. So hat ihn denn auch die bildende Kunst verewigt. An vier mächtigen Marmorblöcken, welche Thorpfeiler am Wohnhause des Königs bildeten, ist er im Kampf mit verschiedenen Ungethümen dargestellt. Er hebt einen Löwen empor, drückt ihn mit der Linken an sich und zückt mit der Rechten den Dolch; der assyrische Gott Saudon erschien in ähnlicher Haltung löwenwürgend. Die drei andern Pfeiler zeigen die Thiere aufgerichtet auf den Hinterfüßen; der König packt das eine, das den Kopf und die Flügel des Adlers mit dem Körper des Löwen paart, beim Schopf, er packt einen wilden einhornigen Esel, einen phantastischen Panther am Horn, und stößt ihnen leidenschaftslos ruhig, sicher wie ein Gott, das kurze Schwert in den Bauch. Zugleich veranschaulichen solche Darstellungen den Kampf gegen die Mächte der Finsterniß, die Ungeheuer Ahriman's, im Dienst des Lichtgottes; es sind die unreinen Schöpfungen, es sind die Verirrungen des Geistes und Willens, in deren Ueberwindung der König den Seinen vorangeht.

Außerdem ließ Darius zum Gedächtniß seiner Wiederherstellung des Reichs an der Felswand von Behistun am Choaspes über einer klaren Quelle ein Stück Gestein glätten und mit 1000 Keilschriftzeilen umgeben. Dieselben sind äußerst scharf und elegant gezeichnet und der wählende Verstand der Perser bekundet sich auch darin daß man die assyrischen Keile beibehielt, statt Silbenzeichen aber Buchstaben aus ihnen und ihrer Zusammenstellung machte. Darius zählt die Thaten auf die er gethan. Inmitten ist er selbst abgebildet, hoch die andern überragend, den Bogen in der Hand, den Fuß auf einen Unterworfenen setzend; es ist Gaumata, der Magier, der falsche Smerdes. Ein Strick von einem Hals zum andern bindet die neun Unterkönige zusammen, welche, die Hände auf dem Rücken, vor den richtenden Herrscher treten. Vor ihm, über ihm schwebt wieder die geflügelte symbolische Gestalt Ahuramasda's. Auf Goldmünzen erscheint Darius reitend, jagend, bogenschießend, einmal auch auf geflügeltem Seepferd einen Delphin bewältigend.

Auch die Felswand von Behistun zeigt uns nicht sowol die Siege, die Thaten des Darius, als sie den König als Sieger und Richter veranschaulicht. Doch möcht' ich noch den Schluß voreilig nennen daß die Perser überhaupt nicht mehr den frischen Sinn für eigentlich historische Kunst, für die Schilderung wirk-

licher Begebenheiten gehabt, wie solche uns an den Palastwänden Aegyptens und Assyriens entgegenglänzten. Denn die Wände sind in Persepolis zerstört und die Trümmerhaufen von Susa noch nicht durchforscht. Allerdings aber mögen wir über die erhaltenen Werke von Persepolis urtheilen daß sie das Gepräge der Repräsentations- und Ceremonienbilder tragen; es ist die Idee des Königthums welche verherrlicht wird, der König als solcher erscheint in der Ausübung wiederkehrender feierlicher Acte mit seinem Gefolge, es sind die Stellvertreter der Provinzen die seinem Throne huldigend nahen. Daher nirgends lebhafte oder leidenschaftliche Bewegung, sondern eine würdevolle Gemessenheit, doch keine Steifheit, sondern eine selbstgesetzte Ruhe der Gestaltung, der Haltung. Dabei ist die Profilstellung klar, die Arbeit voll naturtreuer Sorgfalt auch im Kleinen, und ein glückliches Streben durch individuelle Motive das Gleichmäßige zu beleben und auch im Faltenwurf auf die Glieder und ihre Bewegung Rücksicht zu nehmen. Das rationale Element, das wir in der iranischen Religion finden, zeigt sich auch in der Kunst; das einseitig Uebertriebene wird ausgeschieden, das Mustergültige der verschiedenen Nationen zu verbinden gesucht. Zunächst wie die persische Monarchie eine Nachfolgerin der assyrischen ist, wird auch die Kunstweise Ninives und Babylons fortgesetzt; aber wie zu dem Mauerbau aus getrockneten Ziegeln die Marmorquadern aus dem nahen Gebirge als Pfeiler der Pforten hinzugefügt werden, kommen auch Formen herein die das Volk des Steinbaues, die Aegypter, gefunden. Die hölzernen Pfosten als Stützen der Decke werden mit Steinsäulen vertauscht, die aber ihrer weiten Stellung gemäß ein consolenartiges Capitäl erhalten; ihre ganze Gestaltung verschmilzt assyrische und kleinasiatisch-hellenische Elemente. Aehnlich in der Plastik. Weder die Strenge und architektonische Symmetrie der Aegypter, noch das vorschwellende Muskelspiel der Babylonier, aber in der Bewegung ein feierliches Maß und in der Thätigkeit eine innere Ruhe; die Gestalt, edler als in Assyrien und freier als in Aegypten, wird von naturtreuen Linien, die das Wesentliche hervorheben, umschrieben, die Profilstellung wird verständig durchgeführt, aber die starke Modellirung abgeglättet und die Gewandung, wo es ihr gemäß ist, durch einen zierlichen Faltenwurf rhythmisch belebt. Doch es fehlt der Hauch ursprünglicher Frische, und alles hält sich zuletzt in einem Mittel-

maß, das die Ueberschreitungen meidet, aber sich auch nicht zum Höchsten erhebt.

Dabei ist das rein Weltliche ein entscheidender Grundzug der persischen Kunst; das öffentliche Leben nach der Seite des Staats, die Verherrlichung desselben im Königthum bildet ihren Stoff und Zweck. Die Religion hatte den Geist des Guten und Wahren als den einen Schöpfer und Herrn dem Rausch des Dienstes der Naturmächte entgegengestellt; er wohnte nicht in Tempeln, man betete kein Bild statt seiner an, sondern entzündete das heilige Feuer als sein Symbol. Wollte man seine geistige Gegenwart dennoch veranschaulichen, so deutete man sie an durch das Sinnbild das die Assyrer schon für den Herrn des Himmels geschaffen hatten. Die Architektur ist Palastbau, die Sculptur Darstellung des Weltlichen auf dem Höhepunkt seiner Erscheinung. Sie hat auch dadurch ein ideales Gepräge daß sie nicht das Einzelne nachahmend wiederholt, sondern das Allgemeine in seiner Wesenheit veranschaulicht, das Volk wie es huldigend dem Throne naht, den König wie er von Gottes Gnaden beschirmt den ruhigen Mittelpunkt des Staates bildet, oder im Kampf gegen die Dämonen der Finsterniß der sieggewisse Vorkämpfer ist. Die feierliche Gemessenheit der Darstellung ist der Auffassung und dem Gegenstande gemäß. Die Kunst, die für sich selbst noch nicht durch die vollendete Schönheit in freier Herrlichkeit dasteht, dient hier nicht der Religion, sondern dem Staat; aber durchdrungen von ehrfurchtsvollem Gefühl der Macht, der sie sich weiht, hebt sie sich an ihr zum Urbildlichen empor. Während das Rationale und Klare ihr zusagt, waltet die orientalische Phantastik in den Wunderthieren, die doch wieder den Anschein der Lebensfähigkeit haben und einem höhern Ganzen sich dienend einordnen.

Wenn auch in Aegypten die Architektur am entschiedensten den Schwesterkünsten ihr Stilgepräge aufgedrückt und sich tonangebend bewiesen hat, so blieb die bemalte Sculptur doch auch in Assyrien ein Schmuck der Wände, und in Indien und Persien die Bildnerei gleichfalls im Zusammenhang mit den Bauwerken; wir werden deshalb das Architektonische als Kunstprincip des orientalischen Alterthums behaupten dürfen. Die menschliche Individualität mußte sich einem herrschenden Ganzen eingliedern; erst in Hellas ward sie frei, und damit trat das Plastische selbständig auf und ward der Ausdruck eines neuen Ideals.

Alexander der Große. Die Sassaniden.

Als Alexander den Oberkönig der Perser besiegt hatte, trat er selbst mit seinen Hellenen an dessen Stelle; aber er wollte nicht blos erobern, sondern behaupten und Cultur verbreiten; so gründete er griechische Colonien bis nach Indien hin, die nicht blos Verkehr und Handel belebten, sondern auch ihre Bildung und Gesittung ausbreiteten und einen Ideenaustausch des Orients und Occidents einleiteten. Wie nun auch nach Alexander's Tod das Weltreich zerfiel, die Cultur dauerte und entwickelte sich weiter; wer auch von seinen Nachfolgern die eine oder die andere iranische Provinz unter seiner Oberhoheit hatte, die Stämme selbst blieben unter ihren Häuptlingen selbständig für ihre innern Angelegenheiten, aber allerdings auf diese beschränkt.

Vor dem hellenischen Einfluß hatte sich ein semitischer geltend gemacht. Wie er am deutlichsten in der bildenden Kunst uns vor Augen steht, so werden seine Spuren auch in der Religion sichtbar. So dringt der Gestirndienst ein wie er in Babylon ausgebildet war in dem astrologischen Sinn daß der Stand der Gestirne die irdischen Dinge beherrscht und das Geschick derselben daraus erforscht werden könne. Und der Schicksalsgott selber, Bel der Alte, Belitan, verband sich mit der Vorstellung der unendlichen Zeit, Zrvana-akarana, von der es im Aveſta heißt daß mit ihrem Jubelruf Ahuramasda die Welt aus seinem eigenen Licht geschaffen. Dann schaut sie dem Kampf zu, den das Gute und das Böse kämpft, und schlägt sich am Ende schiedsrichterlich auf die Seite des Guten; ja sie heißt die Herrscherin in der langen Periode des Streits und theilt als Schicksalsmacht dem Menschen seine Lebensstellung zu. Das sind zunächst nur bildliche Ausdrücke, die wir heute noch ebenso gebrauchen können ohne die Zeit als göttliche Persönlichkeit anzunehmen. Erinnern wir uns aber der Phantasierichtung der Iranier auf die Verkörperung und Personification abstracter Begriffe, so werden wir uns nicht wundern wenn nun auch Zvrana-akarana unter die göttlichen Wesen aufgenommen wurde. Nach ursprünglicher Ansicht ist Ahuramasda der eine ewige Gott und Schöpfer aller Dinge; aber der Gegensatz von Gut und Böse, von Licht und Finsterniß wie sie als Grundmächte im Leben der Welt vorhanden waren, er schien doch dem Nachdenken eines über ihm stehenden Einheits-

grundes bedürftig, und dazu bot ſich die unendliche Zeit, aus der alles hervorgeht, in der alles geſchieht, und ſo machte die Sekte der Zervaniten Zrvana-akarana zum ſchöpferiſchen Princip der Welt und der ſich bekämpfenden Götter. Doch dieſe Anſicht war keineswegs allgemein, und die unendliche Zeit ward nirgends in den Cultus aufgenommen. Wol aber hat Artaxerxes II. Tempel und Bildſäulen der Anahit, der Göttin der Fruchtbarkeit, einer orientaliſchen Venus, errichtet und damit ein der iraniſchen religiöſen Anſchauung fremdes Element eingeführt.

Die Perſer haben eine Vermittlerrolle und bilden eine Brücke zwiſchen Orient und Occident, zwiſchen der Religion der Natur und des Geiſtes. Die Berührungspunkte mit den Juden ergaben ſich in Babylon, wo nach der Heimkehr aus der Gefangenſchaft noch lange ein Herd und Mittelpunkt iſraelitiſcher Bildung blieb. Perſiſcher Einfluß iſt in der jüdiſchen Lehre von Engeln und Teufeln unverkennbar. In Baktrien regierten griechiſche Könige, die allmählich mit der einheimiſchen Cultur und Sitte verwuchſen. Neue nordiſche Stämme drangen ein, die turaniſchen oder ſcythiſchen Parther, die aber ihrerſeits die iraniſche Bildung annahmen und keine Fremden ſein wollten. Von Indien her breitete der Buddhismus ſich aus, er gewann im Oſten Irans große Bedeutung und bot im Weſten als Träger der indiſchen Cultur dem Hellenenthum die Hand. Aber bei alledem behielt Zarathuſtra ſeine treuen Anhänger, das Gebot der Wahrheit und Wahrhaftigkeit blieb das Höchſte, wie auch Reinigungsgebräuche im prieſterlichen Ritus das Innere veräußerlichten. Das Zend-Aveſta fand jetzt den ſchriftſtelleriſchen Abſchluß. Unter der Fremdherrſchaft hielten die Freunde des Althergebrachten um ſo treuer zuſammen. Sie ſeufzten und hofften auf Erlöſung. Und wie die Juden ihre meſſianiſchen Erwartungen ausbildeten und die Buddhiſten den Maitreya ſchon im Geiſt als welterneuernden Friedensfürſten begrüßten, ſo tröſtete auch die Perſer der Gedanke daß ein Siegesheld kommen werde, Soſioſch (Çaoshyanç), der das Gute auf Erden zur Herrſchaft bringen werde wie es im Himmel waltet. Gleichzeitig mit den erſten Chriſten und ſchwerlich ohne Ideenaustauſch mit ihnen redeten die Perſer von einer Zeit ſchwerer Drangſale und furchtbarer Noth, indem das Böſe alle ſeine Kräfte vor dem Erliegen im Entſcheidungskampf noch einmal ſammelt. Es wird eine Kriegszeit ſein daß das vergoſſene Blut Mühlen treibt, und der Thau rothgefärbt vom Himmel

fällt, Seuchen werden die Lebendigen dahinraffen, alles was die Erde hervorbringt wird mit Unreinigkeit gemiſcht ſein. In der äußerſten Bedrängniß ſendet Ahuramasda einen Retter, der dem Verderben für Jahrhunderte Einhalt thut; dann aber kommt ein Winter der alle Geſchöpfe vertilgt. Aber es öffnen ſich die Thore von Dſchemſchid's Paradies, und ſeine Bewohner bevölkern die Erde aufs neue. Doch wiederum kommt böſe Zeit durch Unglauben, bis endlich Soſioſch erſcheint. Gegen ihn wird der böſe Dahak am Berge Demawand entfeſſelt, aber auch Kereſaspa kommt wieder zum Streit und zwingt ihn das Geſetz des guten Geiſtes anzunehmen, und aller Betrug ſchwindet von der Erde. — So werden die Geſtalten des Mythus, die am Anfang der Geſchichte ſtehen, auch am Ende wieder herangezogen.

An die ſelige Zeit unter der Herrſchaft des Soſioſch knüpfte man nun die Auferſtehungslehre an, die ſchon zur Zeit Alexander's bei den Perſern auftauchte. Nicht blos daß man die Unſterblichkeit der Seele glaubte, auch die Beute des Leibes ſollte dem Tod wieder entriſſen werden. Die Körper werden neu belebt, ihre Geiſter kehren wieder in ſie ein, die unreinen Leiber aber werden drei Tage und drei Nächte lang in einer Feuersglut zugleich mit der Erde ſelbſt von aller Befleckung geläutert. Ja in dieſem Fluß geſchmolzenen Erzes wird auch Ahriman mit ſeinen Devs gereinigt, und alles Böſe ihnen ausgebrannt. Dann wird die Erde eben ſein, nichts Schädliches wird es mehr geben, und die verklärten Leiber werden dem Lichte gleich keinen Schatten mehr werfen und keiner Speiſe mehr bedürfen. Soſioſch gibt ihnen vom Safte des Lebensbaumes zu trinken, und ſie werden unverweslich ſein. Alle Menſchen zuſammen führen ein gemeinſames ſeliges Leben, und bringen dem Ahuramasda ein ewiges Loblied dar. Ahriman — der ja von Anfang an doch nichts anderes konnte als durch Widerſtand und Gegenſatz das Gute zur Energie und zum ſelbſtbewußten Sieg führen — wird ſelbſt ein Prieſter dieſes Gottesdienſtes ſein. Das iſt die Vollendung von Ahuramasda's Schöpfung und Reich.

Dieſe Fortbildung des iraniſchen Glaubens fand ihre Darſtellung hauptſächlich im Bundeheſch, einem Religionsbuch deſſen Sprache, das Pehlevi, dem Inhalt entſpricht: es iſt eine Miſchung ſemitiſcher und ariſcher Elemente. Spiegel ſah in dieſen letztern die Grundlage; das Satzgefüge ſei das ariſche, mit ſemitiſchen Ausdrücken habe der Geſchäftſtil und eine falſche Eleganz die

Mutterſprache verziert. Haug dagegen, dem es gelungen iſt die Inſchriften der Saſſanidenzeit zu entziffern, behauptet das Urſprüngliche ſei ſemitiſch, wahrſcheinlich das Vulgär-Aſſyriſche, das ſich während der Herrſchaft Aſſyriens in Iran verbreitete; aber es ſei mit iraniſchen Worten vermiſcht und iraniſch conſtruirt worden, während die meiſten Ausdrücke ſemitiſch geblieben. In den älteſten Inſchriften finden ſich noch keine iraniſchen Endungen, in ſpätern kommen ſie vor, und in den Büchern herrſchen ſie. Intereſſant iſt die Schreibung. In der anfänglichen Ideenſchrift konnte man die Zeichen für Begriffe und Dinge für die ſemitiſchen wie die ariſchen Wörter gebrauchen. Später erſetzte man die Zeichen mit ſemitiſchen Buchſtaben, aber die galten nun den Iraniern auch nur wie Bilder ihrer Worte, und ſo leſen ſie das ſemitiſche Malka (König) ſofort Perſiſch: Shah. Dieſe iraniſche Leſung ſemitiſcher Wörter heißt Huzvareſch.

Die Abfaſſung des Bundeheſch fällt in die erſte Zeit der Saſſaniden. Es iſt eine Sammlung verſchiedener Beſtandtheile. Die Saſſaniden gaben dem nationalen Elemente das Uebergewicht über das Fremde wieder, ohne indeß dieſes verdrängen zu wollen; im Gegentheil ſie ließen indiſche Fabeln und Erzählungen überſetzen, ſie zogen griechiſche Philoſophen an ihren Hof, und förderten eine Bildung die ſpäter die erobernden mohammedaniſchen Araber in die Kenntniß des Rechts und der Weisheit einweihte. Das Zend-Aveſta aber, dieſes Grundbuch des Iranierthums, ward im ganzen Reich eingeführt; es bedurfte aber einer Ueberſetzung in die Sprache der Zeit. Wenn dabei in der religiöſen Literatur der Begriff des Mittlers, des Vermittlers der Seelen mit Gott ausgebildet und an Mithra angeknüpft wird, wenn die Weisheit und das Wort Gottes perſonificirt werden, ſo findet ſich der Ausgangspunkt und Anlaß dazu allerdings ebenſo ſehr im Aveſta und im Geiſt des Parſismus, als die Aus- und Fortbildung unter dem Einfluß und der Wechſelwirkung jüdiſcher und chriſtlicher Ideen, wie wir ſie beſonders in Alexandrien finden, vor ſich ging.

Ein Verſuch aus iraniſchen Elementen mit Benutzung des Buddhismus und Chriſtenthums eine neue Religion zu ſtiften iſt von Mani gemacht worden. Anknüpfend an die Zarathuſtraſage wollte auch er mehrere Jahre in einer Höhle geweſen ſein, aus der er das Buch ſeiner Offenbarung mitbrachte; anknüpfend an

die Verheißung Chriſti wollte er der heilige Geiſt, der Tröſter ſein, der in alle Wahrheit leiten ſolle. Von Ewigkeit her beſtand nach ihm der Gegenſatz des friedſeligen Lichtreichs und der aufruhrvollen Finſterniß. Die Bewohner des Nachtreichs aber erblickten eines Tages das Licht, und entflammt von Neid und Begierde beſchloſſen ſie es an ſich zu reißen. Aber ſein Reich zu ſchützen ſchafft der Lichtgott die Mutter des Lebens, und dieſe gebiert den Sohn Gottes, den Urmenſchen, Jeſus Chriſtus. Dieſer kämpft mit den Dämonen, aber ſie entreißen ihm einen Theil ſeiner glänzenden Rüſtung und bringen ihn ſelbſt in Gefahr, aus welcher der neuerſchaffene Geiſt des Lebens ihn rettet. Auf der Sonne thronend kämpft Chriſtus mit Strahlengeſchoſſen gegen die Mächte der Finſterniß, und ſucht die ihm entriſſenen Lichttheile wieder an ſich zu ziehen, welche die dunkle Materie durchleuchteten und geſtalteten, und zur Weltſeele geworden waren. So iſt die Welt entſtanden, ein Mittelreich, aus Licht und Nacht gemiſcht. Das Licht aber ſtrebt aus der Materie immerfort zur Höhe empor, wo der Geiſt des Lebens es in den Sternbildern wie in Eimern ſammelt. Darob erzürnt nimmt der Fürſt der Finſterniß alle Lichttheile, die er oder ſeine Anhänger noch erreichen können, und bildet die Seele des Menſchen daraus, verbindet ihr aber, um ſie gefangen zu halten und herabzuziehen, die ſinnlichen Begierden. Er verbietet ihr vom Baum der Erkenntniß zu eſſen, aber in Schlangengeſtalt naht ihr der Sonnenkönig und treibt ſie zum Genuß dieſer Frucht. Da ſchaffen die böſen Geiſter das Weib um den Menſchen zur Sinnenluſt zu verlocken und die Seele durch Theilung immermehr zu zerſplittern, in immer neue Kerker des Leibes ſie einzuſchließen. Sie verführen das Menſchengeſchlecht zur Unwahrheit, aber der Sonnengeiſt, Chriſtus, geht erbarmungsvoll in einen Scheinleib ein um die Lichtnatur auf Erden zu erlöſen. Seine Kreuzigung iſt das Symbol der Schmerzen die er in jeder Seele, als eines Theiles von ihm, durch die Verbindung mit der Materie erduldet. Nun aber iſt der von ihm verheißene Paraklet erſchienen um die Weltſeele, der alten Heimat gedenkend, von der Materie ſich trennen zu laſſen. Wer ſich mit Mani von der Materie reinigt und befreit, der ſteigt mit ihm zum Himmel. Ein allgemeiner Weltbrand wird die Materie und Finſterniß verzehren, die Läuterung der Geiſter vollenden. — Mani ward hingerichtet und ſeine Anhänger, die Manichäer, wurden von den Ormuzdienern verfolgt,

von den Chriſten als Ketzer verworfen; doch hat ſich die Sekte bis in die muhammedaniſche Zeit erhalten.

Ein anderer Cultus bildete ſich aus perſiſchen und chaldäiſchen Elementen, verbreitete ſich ſchon vor Chriſtus weſtwärts, und ward im römiſchen Reich einer der letzten Anker, an die ſich das untergehende Heidenthum halten wollte, ſodaß ſeine Myſterien und die ihm geweihten Bildwerke beſonders durch die Legionen bis an die äußerſten Grenzen des Reichs ſich verbreiteten. Wir kennen Mithras, den lichten und wahrhaftigen, den Mittler zwiſchen Ahuramasda und der Welt; er verſchmolz mit der Sonne, der unbeſiegbaren, die an jedem Morgen, in jedem Frühling wieder emporſtrebt und der Welt voranſtreitet im Kampf gegen die Nacht; er ward verehrt als Verleiher des Lebens, als Seelenführer durch die Unterwelt und zur Seligkeit des Himmels. An ſeine Weihen knüpft ſich die Hoffnung des ewigen Lebens und ſeines Heils. Sie wurden in einer Höhle vorgenommen, ſie führten vom Dunkel zur Klarheit, durch Prüfung und Kampf zum Sieg. Hunger und Durſt, Wanderungen in der Oede, Schwimmen durch brauſende Flut, Schreiten durch Feuer und Eis führten zum Genuß der geſegneten Brote und des Homaſaftes, wie ſolcher, dem chriſtlichen Abendmahl ähnlich, auch ſonſt im ſpätern Parſencultus vorkommt. Ohne vor dem gezückten Schwert zu zagen ſetzte ſich der Geweihte einen Kranz aufs Haupt, ſchob ihn aber ſogleich wieder zurück mit den Worten: Mithras iſt meine Krone. Wenn die Stufen der Weihe durch Namen wie Jungfrau, Löwe, Krebs bezeichnet werden, ſo klingt die Wanderung der Sonne durch die Zeichen des Thierkreiſes vernehmlich als das Vorbildliche durch. Auf den Denkmalen erſcheint Mithras wie er in Jünglingsgeſtalt, orientaliſch gekleidet, das Opfer des Urſtiers vollzieht, der die Keime alles Lebens in ſich trug, aus dem die beſondern Weſen hervorgingen; ſchon endet deſſen Schweif in Kornähren um anzudeuten wie das Pflanzenleben aus dem Untergang des thieriſchen erwächſt; ahrimaniſche Geſchöpfe kriechen nach ſeinem Blut und Samen heran, aber auch der Wächter Ahuramasda's, der Hund, iſt gegenwärtig, wie bei ſterbenden Menſchen, ein Geleiter der Seele und Bürge der Unſterblichkeit. Genien mit geſenkter und gehobener Fackel deuten dabei auf den Unter- und Aufgang des Lebens, auf Tod und Wiedergeburt.

Es war der Emporkömmling Ardaſchir, der Sohn Saſſan's,

der 218 n. Chr. die Dynastie der Sassaniden gründete, welche bis zum Einbruch der Muhammedaner in Persien herrschte. Er umgab den Thron mit kriegerischen Edeln, die auf ihren Burgen wohnten, bis der Ruf des Königs sie zum Dienst entbot; von Jugend auf in den Waffen geübt und in adelicher Sitte erzogen bildeten sie die den Römern so gefährliche Reiterei; gepanzert, mit befiederten Helmen, mit Lanze, Schwert und Schild zogen sie auf prächtig geschmückten Rossen zum Turnier und in die Schlacht. Die lebendige Phantasie gab der Wirklichkeit eine Freude an Abenteuern und übertrieb wieder die sagenhafte Darstellung derselben in der Verschmelzung mit den alterthümlich mythischen Ueberlieferungen. Unter Kosru Nushirvan, dem Gerechten, wurden die Sagen, die für Firdusi die Grundlage seines großen Epos lieferten, bereits als Annalen des Reichs gesammelt. Und wie in der christlichen Ritterwelt entfaltete die Frauenliebe ihren Zauber, und bot das Leben selbst den Stoff für die romantischen Geschichten, die später gleichfalls ihre dichterische Darstellung fanden.

Im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bemühte sich Kosru Parwiz die zarathustrische Lehre in ihrer Reinheit neu zu kräftigen. Diesem Streben schließt das Buch von Ardai Wiraf's Sendung in die andere Welt sich an. Um das Jenseits selbst über die Wahrheit zu befragen wird der fromme Weise auserwählt; durch Wein und narkotische Mittel wie leblos soll er sieben Tage dagelegen haben, während seine Seele Himmel und Hölle durchwanderte. Seine Thaten werden von den Todtenrichtern gewogen und er erhält Einlaß in das Paradies. Zwischen diesem und der Hölle sieht er diejenigen festgebannt deren gute und schlechte Thaten gleich sind. Dann schwebt er in die Sternensphäre, wo sternengleich die Edeln thronen welche Zarathustra's Lehre nicht gekannt aber sich rein bewahrt haben. Auf gleiche Weise findet er in der Mondsphäre die Starken, in der Sonnensphäre die tüchtigen Herrscher. Dann gelangt er nach Garotmann, dem Himmel der Gläubigen. Dort wo um Ormuzd die hehren Lichtgeister thronen, wo Zarathustra selber weilt, werden seine Anhänger nach ihren Tugenden belohnt, indem diejenigen selig vereint sind welche eine besondere Pflicht der Lichtreligion vorzüglich erfüllt haben. Es herrscht Glanz, Wonne, Wohlgeruch, und Sättigung ist nicht, sondern stets Genuß. Dann sinkt Wiraf in die Tiefen der Hölle, wo übler Geruch und Schmerz-

geheul ihn umfängt. In drei Abtheilungen ſind die welche übel gedacht, geredet, gehandelt, dem Zuſammenhang nach wol ohne Zarathuſtra's Lehre gekannt zu haben; denn es folgt auch nun wieder die rechte Hölle, wie droben das Paradies, und die Miſſethäter die das Rechte wußten werden für ihre Sünden beſtraft, doch ohne daß ſie in Gruppen geſondert wären oder der Zuſammenhang der Strafart mit ihrer Geſinnung und ihren Werken deutlich erſchiene. Die unterſte Tiefe iſt ganz Nacht und Geſtank, und die dort bei Ahriman hauſen die hören und ſehen nichts, und jeder denkt er ſei allein. Nur Ahriman höhnt ſie daß ſie ihm gefolgt und ihres Schöpfers vergeſſen hätten. Dann wird Wiraf zu Ormuzd zurückgeführt, der ihn der Welt verkünden heißt: Es gibt nur einen Weg der Wahrheit; bleibet bei dem Glauben Zarathuſtra's (Zerdoſcht's), ſeid gut in Gedanke, Wort und Werk! — Pope hat 1816 das Werk engliſch herausgegeben, aber in einer vom Original ſehr abweichenden, wol muhammedaniſirten Geſtalt; treue Mittheilungen verdanke ich Martin Haug. Schon um Dante's willen verdient der ihm unbekannt gebliebene Vorläufer ſeiner göttlichen Komödie unſere Aufmerkſamkeit. Bei allem Glaubenseifer iſt die hochherzige freie Anſicht in Bezug auf die welche außerhalb der Lichtreligion ſtehn unſerer Anerkennung werth.

Während die im römiſchen Reich vorgefundenen Mithrasbildwerke ſelbſtverſtändlich das Gepräge der ſpätern griechiſch-römiſchen Kunſt tragen, finden wir aus der Saſſanidenzeit in Perſien ſelbſt die Trümmer von Bauten ſowie Felsſculpturen, welche die Anknüpfung an die Ueberlieferung des nationalen Alterthums nicht verkennen laſſen, zugleich aber wie dieſes nicht ſowol eine ſelbſtändige Entwickelung zeigen, ſondern die griechiſch-römiſche Darſtellungsweiſe mit dem Heimiſchen verbinden und wahrſcheinlich auch von griechiſch-römiſchen Arbeitern herrühren. In den Trümmern von Schapur (der Stadt Sapor's I., 241—272 p. c.) ſehen wir das Capitäl der Doppelſtiere wieder. Ruinen eines Palaſtes des Königs Firuz zu Firuz-Abad zeigen weite überwölbte Räume, Kuppeln und aufſtrebende Bogen bald in der Form der Ellipſe, bald ſo daß die Linien ſich ſchneiden wie im Spitzbogen; aus den Wandpfeilern treten Halbſäulen hervor, die Niſchen hinter ihnen ſind in einem Halbkreis überwölbt, der bereits in der Art und Weiſe wie er anſetzt ein Vorſpiel des mau-

rischen Hufeisenbogens scheint. Während die Säulen hier einfach, ja capitällos sind, läßt ein Felsmonument von Kosru Parviz (591—628) die Decorationsweise gleichzeitiger byzantinischer Werke erkennen. Wie die Geschichte jener Zeit in Persien selbst an das Ritterthum des europäischen Mittelalters anklingt, so zeigt auch die Baukunst ein kühnes Aufstreben in schwellenden Formen, eine Mischung des Heimischen mit der Ueberlieferung Roms; doch liegt alles roh nebeneinander, zu einer organischen Entwickelung ist es nicht gekommen.

Die Felsreliefs schließen sich ganz entschieden der Achämenidenzeit an. So wird Ardaschir I., der Gründer der Sassanidenherrschaft, dargestellt wie er hoch zu Roß aus der Hand eines ihm gegenüberhaltenden Reiters einen bändergeschmückten Reifen, das Diadem empfängt. Der König, mit wallenden Locken, in faltenreichem Mantel, hält selber ehrfurchtsvoll die Hand vor den Mund, denn es ist der König der Könige, Ahuramasda, der ihm den Ring der Weltherrschaft reicht, aber ganz menschlich gebildet, das Scepter in der Linken, eine Staffelkrone auf dem Haupt. Die Pferde sind derbkräftig, die Haltung des Ganzen zeigt das symbolisch Ruhige, Repräsentative wie die alte Zeit. An der Felswand der alten Königsgräber und anderwärts hat Sapor I. seinen Triumph über den römischen Kaiser Valerian abbilden lassen. Dieser kniet vor dem Sieger, der in leichtfaltigem Gewande hoch zu Roß auf ihn niederblickt. Locken flattern um das Haupt des Persers und über der zinnenartigen Krone trägt er einen aufgebauschten Ballon, vielleicht die Himmelskugel. Hinter ihm hält seine Reiterei in Reih und Glied, indem stets Vorderfüße, Brust und Kopf der Pferde vorragen; hinter Valerian Männer mit mannichfachen Gaben, die den Frieden erkaufen sollen; in weitern Reihen oberhalb Krieger zu Pferd und zu Fuß, aber ohne individuell belebte Ordnung. Ein Genius mit dem Füllhorn, der über dem Besiegten schwebt, dem Sieger zugewandt, gleicht dem geflügelten Amorknaben. Die Arbeit überhaupt erinnert an das Spätrömische. Eins der wenigen Rundbilder die von persischer Kunst erhalten sind zeigt den Sapor in einer Kolossalstatue von 15 Fuß Höhe. Aus der Mauerkrone quillt das Haar in weitabstehenden Locken reich hervor, das Gesicht voll ruhiger Würde, mit wohlgepflegtem Schnurrbart, mit gekräuseltem Kinnbart. Auf der Brust kreuzen sich Gehänge; das Schwert ist vom Gürtelband gehalten, Wams und Hosen erscheinen weich

wie von Musselin. Seltsame Bänder umflattern die Gestalt. Sapor's Münzen haben auf der Rückseite den Feueraltar.

In einer Felsnische von Nakschi-Rustem sehen wir ein Turnier; ein Ritter unter dem Flügelhelm hat den Gegner vom Pferde gestochen. Den ritterlichen Schmuck der Waffen, befiederte oder beflügelte Helme, Ringelpanzer, Speere, Schwert und Schild, das Pferdegeschirr mit Halbmonden, Ringen und Quasten behängt zeigt ein Felsrelief zu Firuz-Abad, aus dem 5. Jahrhundert. Hier ist die Darstellung des wildbewegten Lebens in Angriff und Abwehr, in ausschlagenden, vornüber stürzenden, ansprengenden Rossen ebenso überraschend als wohlgelungen.

Von den Gärten und Jagden des Kosru Parviz berichtet die Geschichte, und die Sage feiert seine schöne Gemahlin Schirin und erzählt wie der Bildhauer Ferhad in Liebe zu ihr entbrannte, aus Liebe zu ihr es unternommmen habe eine Straße durch die Steinmassen des Gebirges zu brechen und ihr Bild umgeben von Kosru und seinem Gefolge in den Fels zu hauen. Mit dem Sehnsuchtsruf: Ach Schirin! habe er jeden Schlag begleitet, und als der Pfad durch die Höhen von Bisutun bald vollendet war und der König verzweifelte daß er dem Künstler den versprochenen Preis für das scheinbar Unmögliche, die herrliche Geliebte, geben müsse, da habe eine trügerische Alte ihm den Tod Schirin's gemeldet; Ferhad schleuderte seine Haue in die Tiefe, wo sie einwurzelte und zum Granatbaum erwuchs, und stürzte sich selber hinab. Schirin aber ließ gleich der von der Nachtigall verlassenen Rose ihr Haupt sinken und welkte dahin. Noch viele Jahrhunderte haben davon gesungen, wie wir später bei der Betrachtung der muhammedanischen Kunst sehen werden.

Bei den erhaltenen großen Bildnißfiguren der Felsnische von Tak-i-Bostan mischt sich Persisches mit antiken und byzantinischen Formen. Zwischen zwei geriefelten Säulen mit hohen unbelaubten Capitälen sitzt Kosru zu Roß in voller kriegerischer Rüstung; das Ringelpanzerhemd, das ihn einhüllt, läßt nur die Augen durchblicken; auch das Pferd ist mit quastenvoller reichgestickter Panzerdecke behangen. Die Arbeit ist so sorgsam wie nur immer in Ninive oder Persepolis, bei aller Derbheit im Großen ist im Kleinen jede Masche, jeder Nagel deutlich ausgeführt. Ueber einer quadratischen Fläche stehen von halbkreisförmigen Bogen eingeschlossen drei Gestalten. Inmitten der König in prächtigem Friedensgewand, ein Mann zu seiner Linken

reicht ihm den Ring der Herrschaft, es ist sein Schwiegervater Kaiser Mauritius, der ihn wieder in sein Reich eingesetzt. Schirin steht gleichfalls mit dem Ring der Herrschaft zu seiner Rechten, und gießt aus einem Gefäß Wohlgerüche als Spende vor seine Füße. Die Composition ist schlicht und klar, die Verhältnisse gedrungen; man wird durch die Abbildungen an Elfenbeinschnitzereien der karolingischen Zeit erinnert. Rechts und links über dem Bogen schweben statt der typischen Gestalt Ahuramasda's geflügelte Genien- oder Engelsgestalten. Die Arabesken zeigen das Schema des Lebensbaumes, aber aus der steifen Bänderverschlingung in ein freies griechisches Blättergebilde übersetzt. Naturalismus und stilistische Strenge liegen nebeneinander, statt wie in der vollendeten Kunst ineinander zu wirken und aufzugehen.

Daneben schildern uns umfangreiche Reliefs die Jagden des Königs. In fünf Reihen übereinander halten links seine Elefanten, und von da aus eilen oben und unten ganze Rudel von Ebern vorüber; in der Mitte hält der König auf einem Kahn im Teich und schießt von dort aus auf das fliehende Wild, während eine Odaliske zu seinen Füßen die Laute schlägt. Die Figuren sind in Reihen übereinander ohne Perspective gezeichnet und das Bild des Königs überragt sie durch seine Größe, wie in der ägyptischen Kunst. Auf einem andern Relief hält der König ruhig zu Pferde unter dem Sonnenschirm, während seine Genossen den Hirschen nachsprengen. Auf einer silbernen Schale ist Kosru dargestellt wie er zu Pferde Büffel, Eber und Hirsche jagt; er spannt den Bogen zum Schuß, Bänder flattern um sein schmuckes Gewand, der hohe Kopfputz knüpft seine Erscheinung an jenes Bild des Kyros an, welches an der Pforte der Kunst in Persien steht.

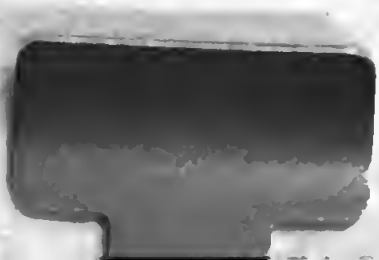
Auch die Malerei ward geübt und hochgeschätzt, und noch heute lieben die Perser den farbigen Bilderschmuck der Wände wie der Bücher trotz des muhammedanischen Bilderhasses. Die Farben sind von leuchtendem Glanz, die Formen aber wunderlich und in der Composition fehlt ebenso sehr die Perspective wie bei den einzelnen Figuren die Abschattung. Schnaase glaubt darin die ältern Typen erkennen zu dürfen und fügt hinzu: „Der Held Rustem bleibt sich in den Miniaturen immer gleich in Gestalt, Gesicht und Muskulatur, mit rothbraunem, blondem Bart und Haupthaar. Sein Gewand ist von Leder, er trägt einen Draht-

panzer, einen eiſernen Helm mit Thierſchmuck; der gekrümmte Dolch hängt an ſeiner Rechten, er führt eine Keule mit ungeheuerm Knoten.“ — Einen koſtbaren Teppich von gewaltiger Größe mit einer Darſtellung des Paradieſes ließ der Khalif Omar bei der Eroberung Madains zerſchneiden.

So bewahrt der iraniſche Geiſt bei aller Geneigtheit Fremdes ſich anzueignen und eine Vermittlerrolle zwiſchen ariſchen und ſemitiſchen Elementen, zwiſchen Orient und Occident zu übernehmen, dennoch ſein volksthümliches Gepräge und gewährt uns den Anblick einer reichen Entwickelung, die ſich unter dem Einfluß Muhammed's noch zu ſchöner Blüte entfaltete.

SBN616712

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Google